

# BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DES BISTUMS REGENSBURG



HERAUSGEGEBEN VON  
GEORG SCHWAIGER UND PAUL MAI

BEITRÄGE ZUR  
GESCHICHTE DES  
BISTUMS REGENSBURG

Herausgegeben von  
Georg Schwaiger und Paul Mai

Band 1 (1967):

Georg Schwaiger, Fürstprimas Carl  
Theodor von Dalberg

Ignatius von Senestrey, Bischof  
von Regensburg. Eine Selbst-  
biographie. Herausgegeben von  
Paul Mai

Klemens Jockwig, Die Volksmis-  
sion der Redemptoristen in  
Bayern von 1843 bis 1873,  
dargestellt am Erzbistum Mün-  
chen und Freising und an den  
Bistümern Passau und Re-  
gensburg

Band 2 (1968):

Paul Mai, Predigtstiftungen des  
späten Mittelalters im Bistum  
Regensburg

Gerlinde Stahl, Die Wallfahrt zur  
Schönen Maria in Regensburg

Josef Sagmeister, Propst Johann  
Georg Seidenbusch von Auf-  
hausen (1641—1729)

Band 3 (1969):

Simon Federhofer, Albert von Tör-  
ring, Fürstbischof von Regens-  
burg (1613—1649)

Gerda Maier-Kren, Die bayeri-  
schen Barockprälaten und ihre  
Kirchen

Band 4 (1970):

Manfred Weitlauff, Kardinal Jo-  
hann Theodor von Bayern  
(1703—1763), Fürstbischof  
von Regensburg, Freising und  
Lüttich. Ein Bischofsleben im  
Schatten der kurbayerischen  
Reichskirchenpolitik

Band 5 (1971):

Hansjakob Becker, Gamalbertus  
von Michaelsbuch

Walter Hartinger, Die Wallfahrt  
Neukirchen bei heilig Blut.  
Volkskundliche Untersuchung  
einer Gnadenstätte an der  
bayerisch-böhmischen Grenze

Ludwig Hammermayer, Das Re-  
gensburger Schottenkloster des  
19. Jahrhunderts im Span-  
nungsfeld zwischen Großbri-  
tannien, Bayern und Rom.  
Erneuerung, Existenzkampf,  
Säkularisierung

Band 6 (1972):

Regensburg und Böhmen. Fest-  
schrift zur Tausendjahrfeier  
des Regierungsantrittes Bischof  
Wolfgang von Regensburg  
und der Errichtung des Bis-  
tums Prag











BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DES BISTUMS REGENSBURG

HERAUSGEGEBEN VON GEORG SCHWAIGER UND PAUL MAI

BAND 14



# BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DES BISTUMS REGENSBURG

HERAUSGEGEBEN VON  
GEORG SCHWAIGER UND PAUL MAI

BAND 14

REGENSBURG 1980  
VERLAG DES VEREINS FÜR REGENSBURGER  
BISTUMSGESCHICHTE

Mit kirchlicher Druckerlaubnis

© 1980 by Verlag des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte, Regensburg.  
Printed in Germany. Gesamtherstellung: M. Laßleben, Kallmünz über Regensburg.

Anschrift des Verlags: Verlag des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte,  
8400 Regensburg 11, Bischöfliches Zentralarchiv, St. Petersweg 11, Postfach 240.

PS Nürnberg 166137 - 857; Spar- u. Kreditgenossenschaft Liga, Regensburg,  
Kt. 1101935 (BLZ 750 903 00).

## INHALT

|                                                                                            |     |
|--------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Georg Schwaiger: Albertus Magnus in der Welt des hohen Mittelalters . . .                  | 7   |
| Paul Mai: Albertus Magnus als Bischof von Regensburg . . . . .                             | 23  |
| Johann Auer: Albertus Magnus als Philosoph und Theologe . . . . .                          | 41  |
| Helmut Altner: Albertus Magnus als Naturwissenschaftler in seiner Zeit . .                 | 63  |
| Paul Mai: Die Verehrung Alberts des Großen im Bistum Regensburg . . .                      | 77  |
| Johann Gruber: Das Oratorium der Nerianer in Aufhausen . . . . .                           | 89  |
| Susette Raasch: Restauration und Ausbau des Regensburger Doms im 19. Jahrhundert . . . . . | 137 |

## MITARBEITERVERZEICHNIS

- Dr. Helmut Altner, Professor für Zoologie an der Universität Regensburg  
DDr. Johann Auer, em. Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte an der Universität  
Regensburg  
Dr. Johann Gruber, Bischöfl. Archivrat, Regensburg  
Dr. Paul Mai, Direktor der Bischöflichen Archive, Bibliotheken und Museen in Regensburg  
Dr. Susette Raasch, Kunsthistorikerin, München  
Dr. Georg Schwaiger, Professor der Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit  
an der Universität München



# Albertus Magnus in der Welt des hohen Mittelalters

von

Georg Schwaiger<sup>1</sup>

Geschichtliche Größe unterliegt schon bei den Zeitgenossen und mehr noch in einer Betrachtung aus gehörigem Abstand recht unterschiedlicher Beurteilung. Was sind, um nur ein Beispiel zu nennen, Großmächte in der Weltgeschichte? Augustinus nennt sie schlichtweg *magna latrocinia*, große Räuberbanden, weil sie nämlich häufig die kleineren Völker und Gemeinwesen vergewaltigen<sup>2</sup>. Bei aller bewußten Zugehörigkeit zum römischen Imperium steht dahinter immer noch das Wissen des gebildeten Romano-Afrikaners, daß seiner numidischen Heimat harte Gewalt widerfahren ist, wie so vielen anderen Teilen des weltbeherrschenden Römerreiches, das nun, am Beginn des 5. Jahrhunderts, in immer neuen Wellen barbarischer Einbrüche zu zerfallen beginnt. Großmächte als große Räuberbanden — erlebt nicht

<sup>1</sup> Vortrag, gehalten im Rahmen der Albertus Magnus-Gedenkwoche am 10. Juli 1980 in Regensburg. Der Vortragscharakter wurde bewußt beibehalten. Die Nachweise beschränken sich auf das Notwendigste. Werke: Die ältere Gesamtausgabe in 21 Bänden, von P. Jammy (Lyon 1651) und ihr verschlechterter Abdruck in 38 Bänden, von A. Borgnet (Paris 1890—1899) sind unvollständig, unkritisch, enthalten unechte Schriften; kritische Neuausgabe (auf 40 Bände berechnet) durch das Albertus-Magnus-Institut in Köln: Albertus Magnus, *Opera omnia*, Münster 1951 ff. — Wichtigste Literatur (mit älterem und weiterführendem Schrifttum): P. von Loë, *De vita et scriptis B. Alberti Magni*, in: *Analecta Bollandiana* 19 (1900) 257—284; 20 (1901) 273—316; 21 (1902) 361—371. — *Studia Albertina*. Festschrift für B. Geyer. Hsg. v. H. Ostlender, Münster 1952. — H. Ch. Scheeben, *Albertus Magnus*, Köln 1955<sup>2</sup>. — B. Geyer, *Albertus Magnus*, in: *Die großen Deutschen I*, Berlin 1956, 201—216. — W. Kübel, *Albertus Magnus*, in: *Lexikon für Theologie und Kirche I*<sup>2</sup>, 1952, 285—287. — P. Michand-Quantin, *La psychologie de l'activité chez Albert le Grand*, Paris 1966. — A. Müller, *Die Lehre von der Taufe bei Albert dem Großen*, München-Paderborn-Wien 1967. — G. Schwaiger, *Der heilige Albertus Magnus, Bischof von Regensburg, Kirchenlehrer*, in: *Bavaria Sancta. Zeugen christlichen Glaubens in Bayern*. Hsg. v. G. Schwaiger, I, Regensburg 1970, 272—284. — W. Kübel (u. a.), *Albertus Magnus*, in: *Lexikon des Mittelalters I*, München-Zürich 1978, 294—299. — *Albert von Lauingen 700 Jahre †. Albertus Magnus. Festschrift 1980*. Hsg. vom Historischen Verein Dillingen a. d. Donau, Lauingen 1980. Hier S. 60—64: Biographisches Schrifttum zu Albert dem Großen (seit 1930) von A. Layer. — J. A. Weisheipl, *The Life and Works of St. Albert the Great*, in: *Albertus Magnus and the Sciences (Studies and Texts 49)*. Pontifical Institute of Mediaeval Studies, Toronto/Canada 1980. — Dazu die einschlägigen Beiträge dieses Bandes: H. Altner, *Albertus Magnus als Naturwissenschaftler in seiner Zeit*; J. Auer, *Albertus Magnus als Philosoph und Theologe*; P. Mai, *Albertus Magnus als Bischof von Regensburg*.

<sup>2</sup> Augustinus, *De civitate Dei* IV, 4—5.



gerade unser Jahrhundert dieses bekannte Stück aus dem Repertoire in immer neuen — alten Aufführungen?

Was ist Größe in der Geschichte? Wir könnten hier die erstaunlich lange und bunte Reihe der Gestalten durchgehen, denen von Zeitgenossen, von der Nachwelt, aus politischen, nationalen, religiösen Interessen der Beiname „der Große“ gegeben oder zu geben versucht worden ist, angefangen etwa von Alexander dem Großen bis zu den „großen Vorsitzenden“ und ideologischen Machtpolitikern härtester Prägung in unserer Zeit. In dieser langen und bunten Reihe ist nur einem Gelehrten der ehrende Beiname des „Großen“ verliehen und im Urteil der Nachwelt bewahrt worden: Albertus Magnus. Die ungewöhnliche Gelehrsamkeit des Doctor universalis ist der Ausgangspunkt gewesen, und dennoch — gestehen wir es nur ruhig zu — war dieser Mann des 13. Jahrhunderts auf viele Jahrhunderte fast vergessen, bis man in den letzten hundertfünfzig Jahren seine universale und spezielle Größe neu zu entdecken und neu zu würdigen begann.

Über dieses Leben, das um 1200, vielleicht 1193, in einer Familie des niederen Dienstadels zu Lauingen an der schwäbischen Donau begann<sup>3</sup> und 1280 in einer stillen Zelle des Kölner Dominikanerklosters erlosch, wissen wir bei genauer Betrachtung nur wenig an sicheren Daten. Dennoch kann der lange Lebensweg in den Hauptzügen zuverlässig gezeichnet werden. Wir kennen sein Jahrhundert und wir kennen schließlich das gewaltige literarische Werk dieses erstaunlichen Mannes, das in seiner Fülle heute im Wesentlichen historisch-kritisch gesichert ist.

Dem Menschen fehlt ein absoluter Sinn für Zeitabläufe, schon gar über weite Abstände hinweg. Wenn nicht lange und eingehende Beschäftigung eine Epoche genauer zu gliedern vermag, verkürzt sich die entlegene Zeit wie ein Bild in der Perspektive. Ein Hilfsmittel ist das Rückwärtsrechnen aus der Gegenwart. Ein Mensch des Jahrgangs 1893 hat seine Jugend noch in der friedlichen Sekurität des ausgehenden 19. Jahrhunderts verbracht, bis der Erste Weltkrieg und seine unabsehbaren Folgen einen grundstürzenden Wandel brachten, im Gefolge immer neuer Revolutionen, neuer Kriege und Verstörungen, politischer, gesellschaftlicher, religiöser Krisen in allen Bereichen menschlichen Lebens, von Europa ausgehend über die ganze Erde hin. Daneben steht der geduldige Aufbau nach allen Krisen und Zerstörungen in bewundernswerter Leistung. Schließlich bricht in diesem 20. Jahrhundert ein neues wissenschaftliches Weltbild durch, verbunden mit der immer weiter vordringenden Technisierung: eine am Ende des 19. Jahrhunderts noch kaum geahnte Zukunft positiver, dem Menschen hilfreicher Möglichkeiten auf wissenschaftlichem Hintergrund, aber auch unheimlicher Alpträume furchtbarster Qual und äußerster Vernichtung. Kirche und Christentum stehen mitten unter den Menschen dieses Jahrhunderts und werden tief von allen Umbrüchen gezeichnet.

Geschichte wiederholt sich nicht. Aber hat nicht Albert von Lauingen, Albertus Magnus, die gut achtzig Jahre seines Lebens ähnlich erfahren wie ein heutiger Mensch, der am Ende des 19. Jahrhunderts geboren wurde? Das 13. Jahrhundert, Alberts Lebenszeit, ist wohl das erregteste und bewegteste in den rund tausend

<sup>3</sup> P. Mandonnet, La date de naissance d'Albert le Grand, in: *Revue Thomiste* 14 (1931) 233—256. — A. Layer, Albert von Lauingen und sein Geschlecht, in: *Albert von Lauingen. Festschrift* 1980, hsg. vom Hist. Verein Dillingen (s. Anm. 1), 31—40; ders., Albert von Bollstadt oder Albert von Lauingen? *Ebda.* 44—46. Die immer wieder (auch von J. A. Weisheipl) behauptete Herkunft aus dem Geschlecht der Herren von Bollstadt entbehrt jeder Grundlage.



Jahren, die wir herkömmlich Mittelalter nennen. Es ist eine Epoche letzter Aufgipfelung überkommener Überlieferung — nennen wir nur Kaisertum und Papsttum —, aber auch neuer Durchbrüche und tiefgreifender, in die Zukunft weisender Wandlungen in allen Lebensbereichen des abendländischen Menschen.

Am Beginn des Jahrhunderts steht unübersehbar der Niedergang der staufischen Kaisermacht und, an ihrer Stelle, die geistliche Weltherrschaft Papst Innocenz' III. (1198—1216). In ihr erreicht das mittelalterliche Papsttum den Gipfelpunkt seiner kirchlichen und politischen Macht. Das politische Glück der Stunde, nach dem frühen Tod des Stauferkaisers Heinrich VI., kommt gelegen. Papst Innocenz weiß es zu nützen. Dabei geht es ihm und seinen unmittelbaren Nachfolgern keineswegs um die Macht an sich. Ziel ist die Einigung der ständig durch Krieg zerrissenen Christenheit, die tiefere Verchristlichung, die gemeinsame Abwehr des Islams und der Heiden, auch mit den Mitteln der Macht. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts flammt der Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, verkörpert in Papst und Kaiser, noch einmal mit aller Leidenschaft auf, zuletzt schonungsloser und härter geführt als je zuvor. Nur vordergründig bleibt das Papsttum Sieger. Dem Sturz des altdeutschen Kaisertums, dem Untergang der Staufer, folgt der Niedergang der abendländischen Geltung des Papsttums auf dem Fuß. In dem jahrhundertelangen, immer wieder aufbrechenden Kampf zwischen Kaiser und Papst, den „beiden Häuptern der Christenheit“, gibt es letztlich keinen Sieger. Beide Institutionen haben im 13. Jahrhundert unwiederbringlich an äußerer Macht und innerer Autorität eingebüßt. Dem Untergang des staufischen Hauses folgt „die kaiserlose, die schreckliche Zeit“. Die Könige und Kaiser des Spätmittelalters, beginnend mit der Wahl Rudolfs von Habsburg 1273, können sich mit Macht und Ansehen der Karolinger, mit dem sächsischen, salischen und staufischen Haus nicht messen. Und der Versuch Papst Bonifaz' VIII. (1294—1303), den universalen Machtanspruch des Papsttums wieder zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, scheitert an der neuen politischen Vormacht Frankreich, endet im katastrophalen Zusammenbruch von Anagni 1303.

Schon in der Organisation und Verwaltung des sizilischen Königreichs Friedrichs II., bald auch in Frankreich, England und Aragón, werden die Umriss des modernen Staates und des modernen Staatsdenkens erkennbar. Damit geht einher eine fortschreitende Emanzipation von dem bisher beherrschenden Einfluß der Kirchenleute, was nicht schon als Kirchenfeindlichkeit auszulegen ist. Schon im späten 12. Jahrhundert bricht eine neue Freude an dieser Welt in allen Kreisen der Gesellschaft durch, am deutlichsten in Italien, Frankreich und Deutschland. Die Scheidewand zwischen der Kultur der Laienwelt und des Klerus beginnt zu fallen. Neben dem Latein erwächst eine lebendige Dichtung in der Volkssprache, mit spürbarer Freude an der eigenen Nation. Es ist die Zeit der provenzalischen Troubadoure und des anhebenden Minnesangs in Deutschland. Die Namen Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, der unbekannte Dichter des Nibelungenliedes künden mit einem vollen Akkord die erste klassische Zeit deutscher Dichtkunst an. Diese Freude und der Anteil an der nationalen Dichtung dringt in den Klerus ein und ergreift in steigendem Maß die Laienwelt. Wie innig dichterische Aussagekraft in der Volkssprache und Einbeziehung der ganzen von Gott geschaffenen Natur im frommen Lobpreis zusammenklingen können, bezeugt für Italien zum Beispiel Franz von Assisi in seinem wunderbaren Sonnengesang. Die kirchlichen Ideen, nicht zuletzt der Kreuzzugsgedanke, formen die wilde kriegerische Art des niederen Adels um in das Ideal des christlichen Rit-



ters. Die höfische Kultur der Stauferzeit wird die neue Mitte der Bildung, und in kurzem tritt das Bürgertum in den aufblühenden Städten dem ritterlichen, höfischen Bildungsstreben an die Seite. In Deutschland entwickeln sich jetzt die wenigen alten Städte zu blühenden Gemeinwesen, und zahlreiche Neugründungen schießen auf mit regem Handel und Gewerbe. Die meisten dieser Städte erringen noch in der späten Stauferzeit den nötigen Raum patrizisch-bürgerlicher Freiheit, gegen die alten bevormundenden Mächte, Bischöfe und weltliche Fürsten. Die damit überall verbundenen Kämpfe, auch in der Reichs- und Bischofsstadt Regensburg, dürfen nicht als Kirchenfeindlichkeit der Laien gewertet werden. Dies geht schon daraus hervor, daß das städtische Bürgertum die neuen Armutsorden der Minoriten und Predigerbrüder überall mit offenen Armen als seine Seelsorger aufnimmt, daß man ihnen mit großer Opferbereitschaft Klöster und riesige Kirchen baut: Seelsorgekirchen sind es. Und auch die gewaltigen Dombauten der aufbrechenden Gotik sind in Köln und Straßburg, in Regensburg und Wien letztlich Zeugnisse eines gemeinsamen frommen Sinnes.

Im ganzen Abendland zeichnet sich um 1200 ein erstaunlicher wirtschaftlicher und geistig-kultureller Aufschwung ab, der durch die zahlreichen Kriege nur örtlich gestört und verzögert werden kann. Die großen Handelswege laufen jetzt von den reichen Städten Italiens über die Alpen ins mittlere und nördliche Europa.

Die Begegnung zwischen der christlich-abendländischen und der arabisch-muslimischen Welt vollzog sich keineswegs nur im kriegerischen Aufeinanderprallen. Die Begegnung und Überlagerung beider Kulturen wurde am deutlichsten in den spanischen Reichen und in Unteritalien. Die Kreuzzüge und die neuen Handelswege öffneten nun dem ganzen Abendland die Schätze des Morgenlandes: verfeinerte Kultur, Poesie, Philosophie, Heilkunst, Staatskunst, technische und künstlerische Fertigkeiten hohen Ranges, wobei neben arabischen auch jüdische Gelehrte eine hervorragende Rolle im geistigen Austausch spielten. In vielfacher Hinsicht konnten hier die Abendländer von der Weisheit des Morgenlandes empfangen. Das geistige Erbe der Antike wurde nun in einem neuen mächtigen Anstoß, bereichert durch die jahrhundertelange Geistesarbeit des Orients, für die Welt des Westens und Nordens fruchtbar<sup>4</sup>. Zum beträchtlichen Teil empfing die abendländisch-christliche Welt im 13. Jahrhundert aus den Händen der geschmähten „Ungläubigen“ zurück, was vor siebenhundert Jahren ihr Eigentum gewesen war.

So konnte sich noch im bewegten 13. Jahrhundert die klassische Periode mittelalterlicher Geisteskultur vollenden. Vor allem drei Momente trugen zu ihrem Aufbau bei: 1. die Erschließung und Hereinnahme des ganzen Aristoteles in die christliche Philosophie und Theologie, 2. der Ausbau der Universitäten seit 1200, 3. der entscheidende Beitrag der jungen Bettelorden, vor allem der Minoriten und Dominikaner, die in diesem Jahrhundert eine Elite abendländischen Geistes in sich vereinigten. Nennen wir nur ein paar Namen: Bonaventura, Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Roger Bacon und Duns Scotus. Die großen Universitäten wurden jetzt die Brennpunkte des geistigen Lebens. Paris und sein Stil blieben auf Jahrhunderte ein Maßstab. Neben Paris genossen in der Frühzeit Oxford und Bologna größtes Ansehen. Paris behielt den Primat in der scholastisch betriebenen Theologie wie Bologna in beiden Rechten. Salerno steht daneben als die hohe Schule antiker Heil-

<sup>4</sup> Vgl. H. E. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge, Stuttgart 1976<sup>4</sup>. — O. Engels, Die Staufer, Stuttgart 1977<sup>2</sup>. — Die Zeit der Staufer. Geschichte - Kunst - Kultur. Katalog der Ausstellung Stuttgart 1977. Hsg. von R. Hausscherr u. a., 5 Bde., Stuttgart 1977—1979.



kunst auf der Grundlage arabisch-jüdischer Vermittlung. Über allen oft mit heißer Leidenschaft ausgetragenen schulischen Streitigkeiten wußte man sich im Letzten verbunden durch die eine Kirche, durch die eine (lateinische) Sprache der Wissenschaft, durch denselben Kosmos der Wissenschaften und dieselbe Methode, dieses Wissen zu erschließen und darzustellen. Mit der neuen „dialektischen“ Methode, mit der neuen Art kritischer Frage und differenzierter Antwort, wie sie, von Paris ausgehend, besonders an den Universitäten getrieben wurde, begann eine entscheidende Epoche, das Abenteuer des unaufhaltsam forschenden abendländischen Geistes<sup>5</sup>.

Seit der Überwindung des Arianismus der germanischen Völkerschaften, an der Wende von der Spätantike zum frühen Mittelalter, hatte die lateinische Kirche des Abendlandes keine nennenswerte häretische Bewegung oder gar häretische Kirchenbildung mehr gekannt. Zwar kam es gelegentlich vor, daß einzelne Männer sich auf Abwege verirrt. Doch machten Synodalurteile, Klosterhaft oder auch härtere Strafen solchen Ansätzen stets ein rasches Ende. So blieb es fünfhundert Jahre lang. Erst im 12. Jahrhundert sah sich die Kirche des Westens auf einmal zwei großen, rasch wachsenden Geheimkirchen gegenüber, die besonders in Oberitalien und Südfrankreich die Stellung der Kirche eine Zeitlang erheblich gefährdeten. Das waren die Katharer<sup>6</sup> und die Waldenser<sup>7</sup>. Es ist nicht so, daß diese Bewegungen aus den untersten Schichten des gesellschaftlichen Gefüges aufgebrochen wären. Der Adel, das reiche Bürgertum, Weltkleriker und Mönche überwiegen zumindest in den schwer faßbaren Anfängen — ein deutliches Zeichen, daß diese mächtige und prächtige, hierarchisch eindrucksvoll aufgebaute Kirche offensichtlich den religiösen Bedürfnissen vieler Menschen nicht mehr gerecht wurde. Aber auch soziale Unzufriedenheit, Aufbegehren gegen die reichen weltlichen und kirchlichen Herren und nicht selten schwärmerische, apokalyptische religiöse Vorstellungen sind in diesen Bewegungen seltsam vermischt. Gemeinsam ist ihnen die Sehnsucht nach einem Christentum evangelischer, apostolischer Einfachheit, ferner das starke Hervortreten der Laien.

<sup>5</sup> Zum 13. Jahrhundert allgemein vgl. das Schrifttum im Handbuch der Kirchengeschichte, hsg. v. H. Jedin, II/2, Freiburg-Basel-Wien 1968, 67—362 (H. Wolter, H.-G. Beck). — M. Grabmann, Mittelalterliches Geistesleben. Abhandlungen zur Geschichte der Scholastik und der Mystik. 3 Bde., München 1956. — J. Pieper, Scholastik. Gestalten und Probleme der mittelalterlichen Philosophie, München 1960. — Ph. Delhaye, Die Philosophie des Mittelalters. Deutsche Übersetzung Zürich 1960. — Die Metaphysik im Mittelalter. Ihr Ursprung und ihre Bedeutung. Hsg. von P. Wilpert, Berlin 1963. — A. Nitschke, Naturerkenntnis und politisches Handeln im Mittelalter, Stuttgart 1967. — *Medieval philosophy: From St. Augustine to Nicholas of Cusa*. Hsg. von J. F. Wippel u. A. B. Wolter, New York 1969. — E. Bréhier, *La philosophie du moyen âge*, Paris 1971. — J. Pinborg, *Logik und Semantik im Mittelalter*, Stuttgart 1972. — F. Van Steenberghen, *Introduction à l'étude de la philosophie médiévale*, Louvain-Paris 1974. — Ders., *Die Philosophie im 13. Jahrhundert*. Hsg. v. M. A. Roesle, München-Paderborn-Wien 1977 (Neubearbeitung der französischen Originalausgabe von 1966). — F. C. Copleston, *Geschichte der Philosophie im Mittelalter*, München 1976.

<sup>6</sup> A. Borst, *Die Katharer*, Stuttgart 1953. — H. Grundmann, *Ketzergeschichte des Mittelalters*, Göttingen 1967<sup>2</sup>. — Ch. Thouzellier, *Hérésie et hérétiques*, Rom 1969. — R. Manselli u. Y. Dossat, Albigenenser, in: *Lexikon des Mittelalters I*, München-Zürich 1978, 302—307.

<sup>7</sup> K. V. Selge, *Die ersten Waldenser*, 2 Bde., Berlin 1967. — *Waldenser. Geschichte und Gegenwart*. Eingeleitet und herausgegeben von W. Erk, Frankfurt 1971.



Tiefe Unzufriedenheit mit der bestehenden Kirche klingt in dieser erregten Zeit aber auch aus dem Mund so vieler Kleriker hohen und niederen Ranges, mit Prophezeiungen eines kommenden Strafgerichts vermischt und apokalyptischen Erwartungen eines bevorstehenden Zeitalters des Heiligen Geistes, wo Gott selbst dem unchristlichen Treiben ein Ende setzen, den Antichrist niederwerfen und seine Herrschaft endgültig aufrichten werde. Besonders in Einsiedlerkreisen Italiens liefen solche Worte und Erwartungen um. Ihr bedeutendster Vertreter ist der Cisterzienserabt Joachim von Fiore († 1202), dessen politischer Messianismus in der Geschichtsdeutung bis in die Gegenwart nachwirkt<sup>8</sup>.

Es brauchte einige Zeit, bis sich die kirchliche Hierarchie des Ausmaßes und der Gefährlichkeit der Katharer- und Waldenserbewegung bewußt wurde. Erst im Zeitalter Innocenz' III. setzten die Maßnahmen großen Stils und bald auch großer Härte ein. Die Lage erschien bereits höchst bedrohlich. Die kirchlichen Gegenmaßnahmen waren dreifacher Art: Einmal neue Orden, die durch strenge Nachahmung des armen Lebens Jesu und der Apostel den „Ketzer“ (der Name kommt von den „Katharern“) den Wind aus den Segeln nehmen sollten. So entstanden, zunächst „von unten“, aber dann kirchlich anerkannt und vom Papst bestätigt, einige kleinere Orden in Italien, dann aber die beiden großen Bettelorden der Minderbrüder des heiligen Franz und der Predigerbrüder des heiligen Dominikus. Ursprüngliches Ziel der Dominikaner war ja die friedliche Bekehrung der Irrenden durch christliche Unterweisung. Die zweite kirchliche Abwehrmaßnahme der aufgebrochenen Ketzerei war ein bewaffnetes Einschreiten. Im Bund mit dem König von Frankreich führten die Päpste 1209 bis 1229 in Südfrankreich die Albigenserkriege. Innocenz III. rief zum Kreuzzug gegen die Staat und Kirche gefährdenden Häretiker auf. Der Glaubenskrieg entglitt aber rasch dem mäßigenden Einfluß des Papstes. Aus den Albigenserkriegen erwuchs das dritte Mittel, die Irrlehren auszuschalten: die volle Ausbildung der Inquisition und schließlich die Übertragung der Inquisition an den Dominikanerorden (1232). Das bedeutete die Einrichtung eines ständigen kirchlichen Gerichtshofes zur Aufspürung und Verurteilung der Ketzer<sup>9</sup>.

Im zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts gewannen die jungen Orden der Minderbrüder des heiligen Franz und der Predigerbrüder des heiligen Dominikus feste Gestalt. In persönlicher Armut, apostolischem Leben, in freier Beweglichkeit, in der Konzentration ihrer Tätigkeit in den Städten und in der Predigt begegneten sich die beiden großen „Bettelorden“. Die Hauptaufgabe der Minoriten bestand in Liebesarbeit und Mission an den unteren Schichten der Gesellschaft. Seelsorge und Predigt, zunächst vor allem zur Bekehrung der Irrenden, waren die wichtigsten Aufgaben der Predigerbrüder. Das theologische Studium als wichtigste Vorberei-

<sup>8</sup> J. Ch. Huck, Joachim von Floris und die joachitische Literatur, Freiburg i. B. 1938. — H. Grundmann, Neue Forschungen über Joachim von Fiore, Marburg 1950. — Ders., Ketzer-geschichte des Mittelalters, Göttingen 1967<sup>2</sup>. — B. Töpfer, Das kommende Reich des Friedens. Zur Entwicklung chiliastischer Zukunftshoffnungen im Hochmittelalter, Berlin 1964. — G. Wendelborn, Gott und Geschichte. Joachim von Fiore und die Hoffnung der Christenheit, Berlin 1974. — E. Winter (unter Mitarbeit von G. Mühlpfordt), Ketzer-schicksale. Christliche Denker aus neun Jahrhunderten, Berlin 1979, 11—20.

<sup>9</sup> J. Guiraud, Histoire de l'Inquisition au moyen âge, 2 Bde., Paris 1935—1938. — Bernardus Guidonis: Practica inquisitionis haereticae pravitatis. Lat. u. französ. hsg. von G. Mollat u. G. Drioux, 2 Bde., Paris 1964. — Texte zur Inquisition. Hsg. von K.-V. Selge, Gütersloh 1967.



tung wurde deshalb bei den Dominikanermönchen in weitestem Umfang aufgenommen, zur Pflicht gemacht und im Ordensstudium organisiert. Der Andrang zu diesen Orden war gewaltig. Es fehlte aber auch bei den Dominikanern der Frühzeit nicht an Stimmen, die vom Studium nicht viel hielten und in ihm eher Gefahren für den rechten, apostolischen Mönch sahen. Albert bekam dies ein Leben lang deutlich zu spüren, und er hielt mit scharfen, auch derben Äußerungen über diese intellektfeindlichen Brüder nicht zurück.

Über seine Herkunft, Jugend und früheste Ausbildung ist fast nichts bekannt, und das Wenige muß mit aller Vorsicht gesagt werden. Alberts Vater hieß wahrscheinlich Marquard von Lauingen. Albert von Lauingen nennt er sich selber in jüngeren Jahren, Alberts Bruder wird Heinrich von Lauingen genannt. Die Eltern und ihre Söhne tragen also einen Geschlechts- und Herkunftsnamen, wie er im späten 12. und frühen 13. Jahrhundert Angehörige der Herrenschicht auszeichnet. Offensichtlich gehörte Alberts Vater dem staufischen Ministerialenstand an, offensichtlich übte er in Lauingen an der Donau im Namen des staufischen Königs Herrschaftsrechte aus. Das Testament Alberts am Ende seines Lebens macht es wahrscheinlich, daß das Kind im Kreis mehrerer Geschwister heranwuchs<sup>10</sup>. Einige Erinnerungen aus späterer Zeit legen nahe, daß Albert zumindest die frühe Jugend in Lauingen verbrachte, so Beobachtungen des Kindes über Fische in der Donau oder über die Befreiung eines Schwans aus den Fängen eines Raubvogels<sup>11</sup>. Im Jahr 1222 begegnet Albert in Oberitalien, in Venedig und Padua. Wahrscheinlich folgte er dem alten Reiseweg von Süddeutschland nach Italien, der gewöhnlich über Venedig führte. Er wohnte bei einem Onkel in Padua. Hier studierte er um 1223<sup>12</sup>, wahrscheinlich die artes liberales, vielleicht auch Anfänge der Medizin; hier erwarb er sich wohl erste Kenntnisse ethischer und naturwissenschaftlicher Schriften des Aristoteles und hier wurde Albert gewiß mit der hochgemuten jungen Gemeinschaft des heiligen Dominikus bekannt, die Papst Honorius II. am 22. Dezember 1216 bestätigt hatte. Mit hoher Wahrscheinlichkeit empfing Albert zu Padua im Frühsommer 1223 das Ordensgewand der Predigerbrüder aus der Hand des Ordensmeisters Jordan von Sachsen, der Dominikus in der Leitung der jungen Gemeinschaft nachgefolgt war<sup>13</sup>. Bald wurde Köln, wo bereits um 1220 ein Dominikanerkonvent entstanden war, dem jungen Mönch zur geistigen Heimat, schließlich für ein ganzes Leben, so daß ihn spätere Zeiten Albert von Köln nennen<sup>14</sup>. Nach dem Studium der Theologie und dem Empfang der Priesterweihe wirkte Albert in mehreren Städten als Lehrer an Dominikaner-Ordensschulen, so in Hildesheim, Freiburg im Breisgau, Regensburg<sup>15</sup> und Straßburg. In der frühen Tradition

<sup>10</sup> Siehe Anm. 3 (A. Layer).

<sup>11</sup> H. Ch. Scheeben, *Albertus Magnus*, Bonn 1932, 22 f.

<sup>12</sup> Gerardi de Fracheto *Vitae fratrum Ord. Praed.*, p. IV, c. 13, § 9; ed. B. M. Reichert: *Monumenta Ordinis Fratrum Praedicatorum historica I*, Louvain 1896, 187—188.

<sup>13</sup> Ebd. 187—188.

<sup>14</sup> C. Stange, Über den Namen Alberts des Großen, in: *Zeitschrift für Kirchengeschichte* 64 (1952/53) 166—170. — A. Layer, Namen und Ehrennamen Alberts des Großen, in: *Albert von Lauingen. Festschrift 1980*, hsg. v. Hist. Verein Dillingen (s. Anm. 1) 41—43.

<sup>15</sup> Zu den Anfängen des Regensburger Konvents: A. Kraus, Beiträge zur Geschichte des Dominikanerklosters St. Blasius in Regensburg 1229—1809, in: *Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg* 106 (1966) 141—174, hier 142 f. — M. Popp, Die Dominikaner im Bistum Regensburg, in: *Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg* 12, Regensburg 1978, 227—257. — Dies., *Die Dominikanerinnen im Bistum Regens-*



seines Ordens verband er gewiß theologische Reflexion und Praxis, als Lehre, Predigt und Seelsorge. Nebenbei entstanden erste Schriften: das berühmte „Marienlob“, ein Werk über die Natur des Guten, wohl auch eine Auslegung des Englischen Grußes. Bei aller Vorsicht von den Quellen her wird man bereits für diese Zeit der Einübung einen bemerkenswerten Eindruck seiner Persönlichkeit feststellen dürfen: Nach dem Tod des Ordensmeisters Jordan von Sachsen wird Albert von den deutschen Dominikanern auf dem Ordenskapitel zu Bologna 1238 als dessen Nachfolger vorgeschlagen. Dieser Vorschlag kann noch nicht dem überragenden Gelehrten gelten, auch nicht dem klugen, vermittelnden Friedensrichter und Politiker. Aber gewiß stand vor den Augen der Mitbrüder die Lauterkeit des Mönchs. Wohl hatten sie ein Gespür für geistige Kapazität und für eine Autorität, die nicht aus Machtstreben wächst, sondern aus der überzeugenden Redlichkeit eines starken Charakters.

Am Beginn der vierziger Jahre schickte der Ordensmeister Johann von Wildeshausen Albert als ersten deutschen Lehrer nach Paris, die angesehenste unter den Hohen Schulen der Zeit. Er sollte den Doktorgrad der Theologie erwerben, um dann als förmlich ausgewiesener Lehrer wirken zu können. Die Pariser Jahre (ca. 1243/44—1248) brachten die entscheidende Wende in Alberts wissenschaftlicher Entwicklung, den Durchbruch zum universalen Gelehrten. Er begann, sich eingehend mit der jüdisch-arabischen und aristotelischen Philosophie auseinanderzusetzen. Die ungeheuer geistige Anstrengung dieser Philosophie ging ihm auf, und seine eigene wissenschaftliche Anstrengung ließ ihn kritisch prüfen, anerkennen und unterscheiden. In dieser scharfsinnigen Arbeit, deren Mühseligkeit wir uns schwerlich vorstellen können, begann Alberts überragende wissenschaftliche Leistung auf philosophischem und theologischem Gebiet: die Grundlegung des christlichen Aristotelismus. Daneben steht die andere, nicht minder gewaltige wissenschaftliche Leistung Alberts: die Beobachtung, Erforschung und Beschreibung der Natur, die ihn zum bedeutendsten Naturwissenschaftler des mittelalterlichen Abendlandes werden ließ, vor allem auf dem Gebiet der Zoologie und Botanik. Die Größe beider Leistungen kann heute weit besser gewürdigt werden als vor hundert oder fünfzig Jahren, weil unsere Kenntnis seither durch sorgfältige Erschließung der Quellen umfassender und auch weit differenzierter geworden ist.

Das Abenteuer des forschenden Geistes war nie ungefährlich. Entdeckung oder Gebrauch des hilfreichen Feuers bringen noch heute dem die Welt entdeckenden Kind die gleichen Brandblasen wie dem Sinanthropus vor drei- oder vierhunderttausend Jahren, und dem sagenhaften Mönch Berthold Schwarz ist gewiß so mancher Hafen in die Luft geflogen, bis er das Pulver erfunden hatte. Gefährlicher für die Forscher sind feindliche geistige Haltungen ihrer Umwelt. Denn der wirkliche Forscher weiß nie, was herauskommt. Nur in einem war sich der kühne Mönch des hohen Mittelalters mit allen gläubigen Forschern vor und nach ihm gewiß einig: Spannungen zwischen Glauben und Wissen mag es wohl geben, nicht aber echte sich gegenseitig ausschließende Widersprüche, wenn nicht der Hüter des Glaubens oder der Anwalt des Wissens seine Grenze überschreitet. Für den gläubigen Menschen ist die Welt des forschenden Geistes nicht weniger als die Welt des Glaubens in der Einheit Gottes geborgen. Die hier sich immer wieder ergebende Problematik des gläubigen Wissenschaftlers, gerade auch des Theologen, hat Ignaz

burg, ebda. 259—308. Das Dominikanerinnenkloster Heilig Kreuz zu Regensburg besteht seit der Gründung (1233) bis heute.



Döllinger in seiner berühmten Rede über „Die Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie“<sup>16</sup> in der Münchener Abtei St. Bonifaz 1863 klassisch ausgedrückt: „Es ist das schöne Vorrecht der echten Theologie, daß sie alles, was sie berührt, in Gold verwandelt, oder gleich der Biene auch aus Giftpflanzen reinen, erquickenden Honig zu ziehen vermag. Jeder Irrtum, jede falsche Lehre nimmt für sie den Charakter einer Einwendung an, welche sie zu beantworten, einer Dissonanz, welche sie in Harmonie aufzulösen hat. Erst dann, wenn die Theologie die Lösung nicht gibt oder unrichtig gibt, wird der Irrtum theologisch gefährlich ... Also tiefer graben, emsiger, rastloser prüfen, und nicht etwa furchtsam zurückweichen, wo die Forschung zu unwillkommenen, mit vorgefaßten Urteilen und Lieblingsmeinungen nicht vereinbaren Ergebnissen führen möchte, das ist die Signatur des echten Theologen. Er wird nicht gleich scheu und ängstlich den Fuß zurückziehen, als ob er auf eine Natter getreten wäre, und die Flucht ergreifen, wenn ihm einmal ein bisher für unantastbar gehaltener Satz in dem dialektischen Prozeß seiner Untersuchung sich zu verflüchtigen scheint oder eine vermeinte Wahrheit in Irrtum sich zu verkehren droht. Jenen Wilden wird er doch nicht gleichen wollen, welche eine Eklipse nicht sehen können, ohne in Angst zu geraten für das Schicksal der Sonne.“ Der Professor der Kirchengeschichte und infulierte Stiftspropst von St. Kajetan fährt nun fort, und diese Worte sind ebenso wichtig: „Da wir gläubige Theologen sind, so wissen wir, daß auch die schärfste Prüfung nur immer wieder zur Bestätigung der richtig verstandenen kirchlichen Lehre ausschlagen werde. Wir wissen auch, daß unsere Geistesarbeit für jene Kirche und in jener Kirche vollbracht wird, welcher der göttliche Geist sich niemals entzieht. Aus ihr, vermöge der Gliedschaft an ihrem Leibe, empfangen wir die höhere Erleuchtung, jenes Licht der Gnade, ohne welches in göttlichen Dingen das Geistesauge verschlossen bleibt, welches dem Theologen erst die Weihe seines Berufes erteilt“<sup>17</sup>.

Was Döllinger in den sich zuspitzenden Auseinandersetzungen des 19. Jahrhunderts aussprach, gilt genau so für das 13. Jahrhundert, als die Kirche sich dem Aristotelismus stellen mußte, zunächst in der gefährlich scheinenden arabisch-jüdischen Gestalt. Magister Albert verhehlte seine Absicht nicht, die Höhe griechischen Geistes, griechischer Wissenschaft, griechischen Denkens, verkörpert im neuentdeckten Aristoteles, der lateinischen Welt verständlich zu machen. Er widmete sich seit Beginn der vierziger Jahre mit höchstem Eifer dieser Aufgabe. Darin fand er begeisterte Zustimmung und scharfe Kritik, auch harte Gegnerschaft in seinem Orden selbst. In diesen Jahren durfte man den Aristoteles als heidnischen, den Glauben gefährdenden Philosophen noch nicht offiziell in den Pariser Schulen vortragen. Hier warf Albert mit genialer Kraft fünf Kommentare zu den naturphilosophischen Werken des Aristoteles, von der „Physik“ bis einschließlich „Über die Seele“, in die wissenschaftliche Diskussion. Diese Pariser Vorlesungen Mitte der vierziger Jahre, vielleicht erst ihre Veröffentlichung, erregten gewaltiges Aufsehen. Zum großen Ärger des gelehrten, Albert wenig freundlich gesinnten Roger Bacon wurde Albert bald gleichberechtigt mit den herkömmlichen „Autoritäten“ genannt. Die Jahre in Paris waren ausgefüllt mit reichem literarischen Schaffen. In dieser Zeit entstanden die meisten seiner Kommentare zu den philosophischen und naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles.

<sup>16</sup> Voller Text bei J. Finsterhölzl, Ignaz von Döllinger (Wegbereiter heutiger Theologie), Graz-Wien-Köln 1969, 227—263.

<sup>17</sup> Ebda. 253—255.



Die bewußte, kritische Hereinnahme des Aristoteles erforderte hohen Mut, der dem schwäbischen Gelehrten ein Leben lang nicht mangelte. Albert forderte ausdrücklich Freiheit der Forschung gegenüber kirchlicher Überängstlichkeit, Anwendung der wissenschaftlichen Methode, das heißt Forschung gemäß der Eigengesetzlichkeit jeder wissenschaftlichen Disziplin: „In Sachen des Glaubens und der Sitten muß man Augustinus mehr glauben als den Philosophen, wenn beide uneins sind; aber wenn wir von Medizin reden, halte ich mich diesbezüglich an Galenus und Hippokrates, und wenn es um die Natur der Dinge geht, wende ich mich an Aristoteles oder an einen anderen, der auf diesem Gebiet bewandert ist“<sup>18</sup>. Mit umfassender Kenntnis verband er sorgfältig eigene Beobachtung und klares kritisches Urteil. Dadurch ist er weit über einen bloßen Enzyklopädisten hinausgehoben. Als Erforscher und Beherrscher der Natur, auch ihrer geheimen Kräfte, genoß er höchstes Ansehen<sup>19</sup>. Gerade sein Wissen um die Natur ließ ihn in der späteren Sage zum geheimnisvollen Magier werden. Sein Hauptverdienst ist aber ohne Zweifel, daß er dem gereinigten, christlichen Aristotelismus zum entscheidenden Durchbruch und zum Sieg verhalf. So legte er an vornehmer Stelle den Grundstock zum Weltbild der Hochscholastik, in dem Glauben und Wissen zu einer höheren Einheit sich verbanden. Alberts genialster Schüler, Thomas von Aquin, hat dieses Werk am überzeugendsten zustande gebracht.

Die Chronisten haben die Erinnerung an das vertrauensvolle Einvernehmen festgehalten, das sich von Anfang an zwischen Albert und Thomas einstellte, zuerst in Paris, dann in Köln<sup>20</sup>. Im Jahr 1248 wurde Albert, Doktor der Theologie, an das neubegründete Generalstudium seines Ordens nach Köln gerufen, im gleichen Jahr, da man den Grundstein zum heutigen Kölner Dom legte. Hier lehrte er bis 1254. In diesem Jahr mußte Albert das Amt des Provinzials der deutschen Provinz des Predigerordens übernehmen (bis 1257). Die Provinz umfaßte damals etwa vierzig Klöster und erstreckte sich von Brügge bis Riga, von Stralsund bis Chur. Nach der strengen Ordensvorschrift legte Albert die ungeheuren Entfernungen seiner Reiseziele zu Fuß zurück. Die großen Wanderungen durch halb Europa, besonders durch Deutschland, mögen in ihm die Gabe aufmerksamen Beobachtens der Natur mächtig gefördert haben; sie sind auch ein Zeichen starker körperlicher Rüstigkeit. Papst Alexander IV. rief ihn nach Anagni an die Kurie, wo er mit anderen Theologen die Bettelorden gegen die harten Angriffe des Wilhelm von Saint-Amour verteidigte. In den folgenden Jahren wirkte Albert wieder als „Lesemeister“, das heißt als Leiter der Ordensschule in Köln, wo er auch die Bürgerschaft mit dem hochfahrenden Erzbischof Konrad von Hochstaden aussöhnte. Da ernannte Papst Alexander IV. den gelehrten Mönch am 5. Januar 1260 zum Bischof von Regensburg<sup>21</sup>.

<sup>18</sup> G. von Hertling, Albertus Magnus. Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters 14, H. 5—6, 1914<sup>2</sup>, 38.

<sup>19</sup> Th. Schmitt, Die Meteorologie und Klimatologie des Albertus Magnus, Diss. München 1909. — S. Killermann, Die Vogelkunde des Albertus Magnus, München-Regensburg 1910. — H. Balss, Albertus Magnus als Zoologe. Münchner Beiträge zur Geschichte und Literatur der Naturwiss. u. Medizin, Heft 11/12, München 1928, 1—155. — Ders., Albertus Magnus als Biologe, Stuttgart 1947. — H. Altner, Albertus Magnus als Naturwissenschaftler in seiner Zeit (in diesem Band).

<sup>20</sup> J. A. Weisheipl, Friar Thomas d'Aquino: His Life, Thought and Works, New York 1974, 35—37, 46 f.

<sup>21</sup> Zum Folgenden: F. Janner, Geschichte der Bischöfe von Regensburg II, Regensburg



In älteren und neueren Lebensbeschreibungen Alberts heißt es, er habe das Bischofsamt, verbunden mit der Würde eines Reichsfürsten, nur gezwungen, gleichsam im heiligen Gehorsam angenommen. Dem ist wohl nicht so. Päpstliche Bischofs-ernennungen waren damals noch recht selten. Den Anlaß bildeten die Wirren im Bistum Regensburg. 1258 hatte das dortige Domkapitel den regierenden Bischof Albert I. Grafen von Pietengau (1247—1259) beim Papst schwerer persönlicher Verfehlungen angeklagt. Es scheint, daß es zu keinem kanonischen Prozeß kam. Der Bischof verzichtete freiwillig und zog sich in ein Kloster zurück. Daraufhin wählte das Domkapitel seinen Propst Heinrich von Lerchenfeld zum Bischof, doch dieser lehnte ab. Offensichtlich wandte sich das Kapitel in der schlimmen Lage nun an den Papst, und so wurde Albert, der am Heiligen Stuhl und in Regensburg in gleicher Weise angesehen war, von Alexander IV. zum Bischof von Regensburg ernannt.

Als man im Dominikanerorden gerüchtweise davon hörte, war man entsetzt. Der Ordensmeister, der selige Humbert von Romans, schrieb an Albert: er kenne Albert so gut, daß er überzeugt sei, die Absicht des Heiligen Stuhles werde an seiner Ablehnung scheitern. Man wünsche im Orden nicht, daß Brüder ein Bischofsamt übernehmen sollten. Humbert von Romans erinnerte eindringlich daran, daß die Weltleute eine Annahme der Ernennung als Skandal empfinden würden. Diese Haltung entsprach dem Geist und den Gesetzen des Predigerordens, und Humbert fügte mit unmißverständlicher Deutlichkeit bei: „Laßt Euch nicht beeinflussen durch die Pläne und Bitten unserer Herren an der Kurie! Ebenso schnell wie ehrenvolle Aufträge kann man dort auch üble Nachreden und Verachtung bekommen. Beugt Euch nicht unter päpstliche Befehle!“ Der Ordensstifter Dominikus hatte mindestens zweimal ein Bistum zurückgewiesen, und Humbert von Romans selbst hatte die hohe Würde eines Patriarchen von Jerusalem ausgeschlagen. Der Ordensmeister geht in seinem Brief an Albert so weit: „Lieber möchte ich von meinem vielgeliebten Sohn hören, daß man ihn auf die Totenbahre gelegt habe, als daß er auf einen Bischofsstuhl erhoben worden ist. Ich beschwöre Euch auf den Knien, daß ihr Eueren demütigen Stand nicht verlasst ...“<sup>22</sup>. Diese Worte enthalten gewiß starke Übertreibungen in üblichen Wendungen der Zeit. Aber noch etwas anderes steht dahinter. Albert äußert sich mehrfach recht hart über studienfeindliche Strömungen in seinem Orden. Einmal sagt er, daß es ungebildete Leute gebe, die mit allen Mitteln das Studium der Philosophie bekämpften, „so besonders bei den Predigerbrüdern, wo ihnen niemand Widerstand leistet, stupide Bestien, die lästern, was sie nicht kennen“<sup>23</sup>. Aus diesen Worten, wie auch aus anderen Berichten, geht hervor, daß Albert wegen seiner außertheologischen Studien hart angegriffen worden ist. Hinter den beschwörenden Worten des Ordensmeisters steht wohl auch die Sorge, wieder einen der angesehensten Ordensbrüder, wahrscheinlich mit einigen Begleitern, zu verlieren.

1884, 463—475. — J. Staber, Albertus Magnus als Bischof von Regensburg, in: Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg 106 (1966) 175—193. — P. Mai, Urkunden Bischof Alberts II. von Regensburg (1260—1262), ebda. 107 (1967) 7—45. — Ders., Albertus Magnus als Bischof von Regensburg (in diesem Band). — Die päpstliche Ernennungsurkunde: Mai, Urkunden Nr. 1.

<sup>22</sup> H. Ch. Scheeben, Albert der Große. Zur Chronologie seines Lebens, in: Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens 27 (1931) 154.

<sup>23</sup> In ep. B. Dionysii Areopagitae, Ep. VII 2 B, in: Opera XIV, Paris 1892, 910.



Aber Albert hat die päpstliche Bestellung zum Bischof von Regensburg angenommen. Was hat ihn dazu veranlaßt? Doch wohl die harten Angriffe der „Ignoranten“ innerhalb und außerhalb des Ordens, die seiner Geistigkeit nicht zu folgen vermochten. Am Schluß seines Politik-Kommentars rechnet er mit seinen Widersachern mit schöner Offenheit ab: „Da sie in ihrer Faulheit solche Idioten sind, suchen sie, um nicht als Idioten zu gelten, denen, die wissenschaftlich über ihnen stehen, etwas anzuhängen. Solche Leute haben den Sokrates getötet, haben den Platon aus Athen in die Akademie gejagt, haben gegen Aristoteles gearbeitet und ihn zur Auswanderung gezwungen, wie er selbst sagt: In Athen wird es immer Verleumder geben. Ich will es den Athenern ersparen, daß sie ein zweites Mal an einem Philosophen sich versündigen“<sup>24</sup>. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß Albert, ein Mann und nicht ein frömmelnder Schwächling, das Bischofsamt angenommen hat, um gegen unsachliche Angriffe ungebildeter Eiferer gefeit zu sein. Vor allem die Tatsache, daß er sich mit solchem Ernst der Philosophie und den Naturwissenschaften, also nichttheologischen, „weltlichen“ Studien gewidmet hatte, war ihm von Mitbrüdern sehr übel ausgelegt worden. Dabei ging es Albert und Thomas von Aquin darum, die ganze Fülle der Schöpfung als Lobpreis der Allmacht und Güte Gottes darzutun, freilich auf dem Weg der Wissenschaft.

Bischof Albert begann schon im März 1260, auf der Anreise von Köln her in Würzburg, mit seinen Regierungsgeschäften im Bistum Regensburg<sup>25</sup>. Am 9. April 1260 stellte er zum erstenmal in der Reichs- und Bischofsstadt Regensburg eine Urkunde aus<sup>26</sup>. Die Bischofsweihe empfing er zwischen dem 10. Mai und dem 16. Juli 1260<sup>27</sup>. Näheres ist nicht bekannt. Ende September desselben Jahres nahm er an einer Synode der bayerischen Kirchenprovinz Salzburg in Landau an der Isar teil<sup>28</sup>. Anschließend unternahm er eine Reise nach Südtirol<sup>29</sup>. Aber schon Mitte Oktober weilte er wieder in seiner Bischofsstadt, wo er im Reichskloster St. Emmeram die St.-Koloman-Kapelle weihte<sup>30</sup>. In seine Regensburger Amtszeit, über die die Quellen nur spärlich fließen, fällt ein Aufenthalt in Wien, der nicht genauer anzusetzen ist<sup>31</sup>. Am 22. Februar 1261 ist Albert zum letztenmal als Bischof in Regensburg sicher nachweisbar. Unter diesem Datum beauftragte er die Benediktineräbte von Metten und Oberaltaich, die Reformstatuten Papst Gregors IX. im Bistum Regensburg zur Durchführung zu bringen und zu diesem Zweck die Benediktinerklöster des Bistums viermal im Jahr zu visitieren<sup>32</sup>. Bald darauf trat er offensichtlich die Romreise an, um die Leitung des Bistums Regensburg wieder in die Hand des Papstes zurückzugeben. Der förmliche Verzicht erfolgte wohl im Frühjahr 1262 in Rom, wobei Albert aber sich offensichtlich um die freie Wahl des Domkapitels in Regensburg erfolgreich bemühte. Am 11. Mai 1262 bestätigte Papst Urban IV. den zum Bischof von Regensburg gewählten bisherigen Domdekan Leo Tundorfer, einen Regensburger Patriziersohn, als Bischof von Regens-

<sup>24</sup> Opera VIII, Paris 1891, 803 s.

<sup>25</sup> Mai, Urkunden Bischof Alberts II. von Regensburg Nr. 3.

<sup>26</sup> Mai, Urkunden Nr. 4.

<sup>27</sup> Mai, Urkunden Nr. 5 (10. Mai 1260: electus et confirmatus), Nr. 6 (vor 16. Juli 1260: episcopus).

<sup>28</sup> Mai, Urkunden Nr. 11 u. 12.

<sup>29</sup> Mai, Urkunden Nr. 13 (als Zeuge in Sterzing, September 1260).

<sup>30</sup> Mai, Urkunden Nr. 14.

<sup>31</sup> Mai, Urkunden Nr. 16.

<sup>32</sup> Mai, Urkunden Nr. 17; dazu Nr. 18 u. 19.



burg. In dem Schreiben erklärt der Papst, er habe den Rücktritt Bischof Alberts angenommen und dem Regensburger Kathedrankapitel die Neuwahl eingeräumt. Bischof Leo Tundorfer hat das Bistum Regensburg bis 1277 klug und segensreich geleitet<sup>33</sup>.

Angesichts der Kürze der bischöflichen Regierung Alberts und der großen Reisen, die in diese kurze Spanne fallen, drängt sich die Frage auf: Warum hat er das Bischofsamt angenommen? Albert hat seine wichtigste Lebensaufgabe doch wohl in der wissenschaftlichen Arbeit gesehen. Die unverlierbare Bischofsweihe gab dem gelehrten Mönch eine stärkere, praktisch unangreifbare Position gegenüber den kleinlichen Angriffen und, in dieser Zeit von nicht zu unterschätzender Bedeutung, die dauernde Verfügungsgewalt über seine Einkünfte und damit die Möglichkeit zum privaten Ankauf der außerordentlich kostspieligen Bücher. Auch der Wandertrieb scheint in dem eigenwilligen Schwaben recht ausgeprägt gewesen zu sein. Die Residenzpflicht als Bischof hat ihm wohl wenig behagt. Den Ausschlag zum Verzicht gab dann wohl die päpstliche Ernennung zum Kreuzzugsprediger. Albert sah durch die Bischofsweihe sein wissenschaftliches Lebenswerk gesichert und übernahm nun, frei von allen Verpflichtungen eines Reichsbischofs, erneut Aufgaben, die ihm gelegener und vielleicht auch wichtiger erschienen.

Mit dem großen Prediger Berthold von Regensburg aus dem Minoritenorden zog er 1263/64 als Kreuzzugsprediger durch Deutschland und Böhmen. Dann kehrte er wieder zur Lehrtätigkeit in seinem Orden zurück: 1264 bis 1266 in Würzburg, 1268 in Straßburg und seit 1269 in Köln, wo er als Lehrer und Hilfsbischof segensreich wirkte. Abermals stellte er als Schiedsrichter zwischen Erzbischof und Stadt den Frieden wieder her, wie schon in den Schiedssprüchen von 1252 und 1258. Eine erneute Berufung an die Universität Paris (1269) lehnte Albert ab. Es steht zu vermuten, daß er sich dafür zu alt fühlte. Doch nahm er bis an sein Lebensende an den bewegenden Fragen seiner Zeit Anteil, mehrfach im Dienst der Friedensvermittlung<sup>34</sup>. Auf dem Allgemeinen Konzil von Lyon (1274) trat er für die Anerkennung Rudolfs von Habsburg ein, den die Kurfürsten im Vorjahr — nach zwanzigjährigem Interregnum — zum deutschen König gewählt hatten<sup>35</sup>. Thomas von Aquin war auf der Anreise zum Konzil überraschend in der Abtei Fossanova gestorben. Das gute Einvernehmen zwischen den beiden Männern hatte seit den vierziger Jahren nie mehr aufgehört. Gewiß zeigen sich bedeutende Lehrunterschiede zwischen Lehrer und Schüler, in den Ergebnissen ihrer Arbeit und in ihrer geistigen Grundhaltung; denn Alberts Anliegen, die in der Erfahrung begründete aristotelische Wissenschaft mit einem platonisierenden Spiritualismus zusammenzubringen, wurzelte bei ihm in einem Temperament, einem philosophischen und theologischen Gespür, die von der Art des Aquinaten recht verschieden sind. Fest steht, daß Thomas von Albert entscheidende Impulse in seiner wissenschaftlichen Arbeit empfangen hat. Gerade das Eingreifen Alberts in das Studienleben bei den ersten Predigerbrüdern hatte ein Statut der philosophischen Arbeit und einen wissenschaftlichen Geist grundgelegt, der für die Zukunft des Ordens und die sich vollziehende geistige Entwicklung der abendländischen Universität wegweisend

<sup>33</sup> Janner, Geschichte der Bischöfe von Regensburg II 476—563.

<sup>34</sup> P. von Loë, De vita et scriptis B. Alberti Magni, in: *Analecta Bollandiana* 20 (1901) 273—316.

<sup>35</sup> H. Wolter - H. Holstein, Lyon I / Lyon II (Geschichte der ökumenischen Konzilien VII), Mainz 1972, 201.



blieb, auch wenn die Autorität Alberts in der Folgezeit durch den Stern seines Schülers Thomas überstrahlt wurde, auch wenn Albert aus diesem Grund keine Schule gebildet hat.

Das literarische Werk Alberts ist gewaltig. Die kritische Forschung hat manches, was unter seinem Namen lief, als unecht oder zweifelhaft ausgeschieden, aber immer noch sind die Authentizität mancher Schriften und noch mehr die Abfassungszeit ein schwieriges Problem. „Der Frage der Chronologie kommt hier eine außerordentliche Bedeutung zu; denn wir haben es mit einer wissenschaftlichen Laufbahn zu tun, die ein halbes Jahrhundert besonders bewegter Geistesgeschichte umfaßt, deren Entwicklung die Schriften Alberts wesentlich mitgeprägt haben“<sup>36</sup>. Beim gegenwärtigen Stand der Forschung unterscheidet Fernand Van Steenberghen<sup>37</sup>, Professor an der Universität Löwen und einer der besten Kenner der geistigen Entwicklung des 13. Jahrhunderts, vier Abschnitte im literarischen Schaffen Alberts des Großen: Die erste theologische Periode (1228—1248) umfaßt seine erste Lehrtätigkeit in Deutschland und den Pariser Aufenthalt. Die zweite Periode (1248—1254) deckt sich mit der zweiten Lehrtätigkeit in Köln. Sie ist ausgefüllt mit den Kommentaren zum gesamten Werk des Dionysius Areopagita; doch hat Albert in dieser Zeit auch zum erstenmal die Nikomachische Ethik erklärt. Die dritte Periode, die philosophische oder aristotelische (1254—1270) ist der Abfassung der großen Paraphrasen des Aristoteles gewidmet. Im vierten und letzten Abschnitt, seit 1270, sind nach Umfang und Qualität der literarischen Arbeit Anzeichen des Müde-werdens, die Spuren des hohen Alters unverkennbar. Das riesige Lebenswerk, das ja keineswegs nur die wissenschaftliche Tätigkeit umfaßte, hat die Kraft sichtlich verbraucht.

Um so schwerer wiegt die erstaunliche Fülle nach Umfang und Wissensgebieten: 38 Bände der Pariser Ausgabe von 1890 bis 1899; die kritische Neuausgabe ist auf 40 Bände berechnet. Alberts Werk umfaßt in der Philosophie Paraphrasen zu allen damals bekannten aristotelischen und pseudo-aristotelischen Büchern mit eigenen Beobachtungen, historischen und kritischen Ergänzungen; in der Naturkunde alle in seiner Zeit bekannten Wissensgebiete mit dem Ansatz des echten, beobachtenden und experimentierenden Forschers; in der Theologie Erklärungen zu fast allen Büchern der Heiligen Schrift, besonders zu den Evangelien, unter denen wieder der Lukas-Kommentar hervorragt; hinzu kommen Kommentare zu allen Werken des damals als vermeintlichen Paulusschülers höchst angesehenen Pseudo-Dionysius, der große Kommentar zu den Sentenzen des Petrus Lombardus und verschiedene theologische Summen. Allein das gewaltige schriftstellerische Werk beweist eine schier übermenschliche Arbeitskraft. An Umfang des Wissens hat Albert seinen Schüler Thomas ohne Zweifel überragt, wenn er auch an systembildender Kraft hinter ihm zurückstand. Mit vollem Recht hat man ihn „den Großen“ genannt.

In aller Gelehrsamkeit blieb Albert ein schlichter, tieffrommer Mensch. Über seinen Schriften liegt ein Hauch kindlicher Frömmigkeit und Innigkeit, besonders wenn er von der Gottesmutter Maria und der Eucharistie handelt. Daß er kein weltfremder Gelehrter war, beweisen sein scharfes Beobachten und kritisches Urteilen in den Ereignissen der Zeit und in den Bereichen der Wissenschaft, der Erfolg seiner mehrfach bezeugten Friedensvermittlungen und die Wiederherstellung ge-

<sup>36</sup> F. Van Steenberghen, *Die Philosophie im 13. Jahrhundert*, München-Paderborn-Wien 1977, 255.

<sup>37</sup> Ebda. 255 f.



ordneter Verhältnisse im Bistum Regensburg. Albert der Große starb hochbetagt und hochverehrt 1280 zu Köln, im Dominikanerkloster zum Heiligen Kreuz.

Die Welt des körperlich kleinen, nun achtzigjährigen Mannes war in den letzten mühsamen Jahren nur noch die Zelle gewesen, der Chor und der Klostergarten. „Während schon die Sage mit halbem Schauer sich erzählte, der Meister sei heimlich im Bunde mit überirdischen Gewalten, ergab sich der gebückte Greis ganz der Welt des Jenseits. Als Siegfried, der Erzbischof, der ihn besuchen wollte, an seiner Zelle klopfend fragte: ‚Albertus, bis du da?‘ kam die Antwort aus dem Innern: ‚Albertus non est hic.‘ Siegfried weinte und sprach zu sich: ‚Wahrhaftig, er ist nicht hier.‘ Am 15. November 1280 versammelten sich unter den Schlägen der Klostersglocke die Brüder um den Lehnstuhl, in dem die dürftige Gestalt, Albert der Große, ihr Haupt als letzte Last auf die Schulter senkte“<sup>38</sup>. Drei Tage später wurde der Leichnam in einem Holzsarg vor den Stufen des Hauptaltars der Predigerkirche begraben. 1483 hat man die Gebeine erhoben und ein Hochgrab errichtet. Der Dominikanerorden, Bürger Lauingens und vor allem Regensburger Bischöfe bemühten sich in den folgenden Jahrhunderten um die kirchliche Kanonisation. 1622 wurde Albert durch Papst Gregor XV. als Seliger anerkannt, 1931 durch Pius XI. heiliggesprochen und zum Kirchenlehrer proklamiert. Die päpstliche Bulle rühmt ihn als groß vor den Menschen und groß vor Gott: Er ist den Weg der Nachfolge Christi ruhmreich gegangen<sup>39</sup>.

In einem seiner naturwissenschaftlichen Werke schreibt Albert den kühnen, ganz in die neuzeitliche Wissenschaft weisenden Satz: „Experimentum solum certificat — Das Experiment, die Erfahrung allein gibt Gewißheit“<sup>40</sup>. In seinem langen, treuen Leben hat er das Experiment des Glaubens und des Wissens gewagt und seine Tragfähigkeit erfahren. Der alte Glaube in einer neuen, gewandelten Zeit, Glauben und Wissen, dieses spannungsgeladene Thema des 13. Jahrhunderts wurde das erregendste Thema der abendländischen Geistesgeschichte in der Neuzeit und ist es bis in unsere Gegenwart herein geblieben. Die Aufgabe ist jeder Generation, jedem gläubigen Menschen gestellt. Vielleicht ist Albertus Magnus, der Mönch und Bischof des 13. Jahrhunderts, in der Lösung dieser Aufgabe am größten geworden, hierin ein redliches, überzeugendes Vorbild auch für unsere Zeit.

<sup>38</sup> J. Bernhart, Albertus Magnus, in: Lebensbilder aus dem Bayerischen Schwaben, hsg. v. G. Frh. von Pölnitz, I, München 1952, 57—88, hier 87. — Der Bericht über den Besuch Erzbischof Siegfrieds bei P. von Loë: *Analecta Bollandiana* 20 (1901) 309 n. 216.

<sup>39</sup> A. Layer, in: Albert von Lauingen. Festschrift 1980. Hsg. v. Hist. Verein Dillingen, 21 f., 23—30 (Zeittafel zu Albert dem Großen. Leben - Verehrung - Erforschung).

<sup>40</sup> Albertus Magnus, *De vegetabilibus* VI, tr. 1, c. 1, § 1: „Earum autem, quas ponemus, quasdam quidem ipsi nos experimento probavimus, quasdam autem referimus ex dictis eorum, quos comperimus, non de facili aliqua dicere, nisi probata per experimentum. Experimentum enim solum certificat in talibus, eo quod de tam particularibus naturis syllogismus haberi non potest.“ Zitat nach G. von Hertling (s. Anm. 18) 39.





# Albertus Magnus als Bischof von Regensburg

von

Paul Mai

Am 5. Januar 1260 ernannte Papst Alexander IV. Bruder Albert von Lauingen zum Bischof von Regensburg<sup>1</sup>, im Frühjahr 1262 resigniert er freiwillig<sup>2</sup>. Es ist viel gerätselt worden, warum Albert, gegen den Widerstand seiner Ordensoberen, das Bischofsamt angenommen, mehr aber noch, warum er schon nach zwei Jahren Verzicht geleistet hat. Es gibt keine Quelle, die zuverlässig über diese wohl einsam gefällten Entscheidungen berichten könnte; das zwingt, das Arbeitsfeld Alberts zu durchleuchten, um hieraus Erkenntnisse zu gewinnen, Prioritäten zu setzen und sie gegeneinander abzuwägen. Doch wie wenig uns vom Lebensgang Alberts bekannt ist, zeigt allein schon die Tatsache, daß nicht einmal sein Geburtsjahr genau bekannt ist. Die Angaben schwanken zwischen 1193 und 1207<sup>3</sup>. Mit Sicherheit steht nur fest, daß er in Lauingen geboren war<sup>4</sup>. Aber schon bezüglich seiner Herkunft

<sup>1</sup> Bayerisches Hauptstaatsarchiv München (im Folgenden gekürzt: BHStAM Passau-Hochstift Lit. 4 f. 62'—63 und 75'—76).

<sup>2</sup> Th. Ried, *Codex chronologico-diplomaticus episcopatus Ratisbonensis* 1 (1816) Nr. 489 (im Folgenden gekürzt: Ried 1).

<sup>3</sup> 1206 bzw. 1207: P. Mandonnet, *La date de naissance d'Albert le Grand*, in: *Revue Thomiste* 14 (1931) 233—256; F. von Steenberghen, in: *Histoire de l'Eglise* 13 (1951) 236; H.-M. Féret, in: *Catholicisme* 1 (1948) 265. — Um 1200: B. Geyer, in: *Die großen Deutschen* 1 (1956) 201; W. Kübel, in: *Lexikon für Theologie und Kirche* 1 (1957) Sp. 285; ders., in: *Lexikon des Mittelalters* 1 (1978) Sp. 294. — Vor 1200 wahrscheinlich 1193: A. Layer, *Zeittafel zu Albert dem Großen*, in: *Albert von Lauingen 700 Jahre † Albertus Magnus*. Festschrift hrsg. vom Historischen Verein Dillingen a. d. Donau (1980) 23. — 1193 oder 1207: H. Rössler, in: *Biographisches Wörterbuch der deutschen Geschichte* (1953) 10. — 1193 oder 1206: A. Walz, in: *Enciclopedia Catholica* 1 (1949) 698. — Zwischen 1193—1200: E. Filthaut, in: *Religion in Geschichte und Gegenwart* 1 (1957) 214. — 1193: F. Janner, *Geschichte der Bischöfe von Regensburg* 2 (1884) 464 (im Folgenden gekürzt: Janner 2); A. M. Koeniger, *Albert von Lauingen*, in: *Der heilige Kirchenlehrer Albertus Magnus, Lauingens Sohn und Schutzpatron* (1932) 32; M. Weiß, *Neues über Albert den Großen aus einer Würzburger Handschrift*, in: *Scholastik* 17 (1942) 560; M. Grabmann, in: *Neue deutsche Biographie* 1 (1952) 144; H. Tüchle, *Kirchengeschichte* 2 (1960) 330.

<sup>4</sup> A. Layer, *Albert von Lauingen. Ein kurzes Lebensbild*, in: *Albert von Lauingen 700 Jahre † Albertus Magnus* (1980) 11; ders., *Albert von Lauingen und sein Geschlecht*, ebd. 31—40; die bis in jüngste Zeit wiederholte Behauptung, Albert entstamme dem Geschlecht der Herren von Bollstadt, so W. Stammler, in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon* 1 (1933) Sp. 26, *Neue Deutsche Biographie* 1 (1953) 144, *Biographisches Wörterbuch zur deutschen Geschichte* 1 (1973) Sp. 47, *Lexikon der deutschen Geschichte* (1977) 20 entbehrt jeder Grundlage; vgl. hierzu A. Layer, *Albert von Bollstadt oder Albert von Lauingen*, in: *Albert von Lauingen 700 Jahre † Albertus Magnus* (1980) 44—46.



gehen die Meinungen auseinander. Man stimmt zwar überein, daß er der Sohn eines staufischen Ministerialen war, doch ist dies in der einen Version ein ritterbürtiges Geschlecht in der anderen ein nicht edelfreies<sup>5</sup>. Dunkel liegt auch über den Jugendjahren Alberts. Wo genoß er seine Grundausbildung, wuchs er „in seiner schwäbischen Heimat heran, viel in der Natur, ein an Leib und Seele kräftiger, gesunder junger Mann“?<sup>6</sup> Es ist wohl anzunehmen; wie sonst hätte er später die gewaltigen Strapazen auf sich nehmen können, gemäß den Ordensvorschriften seine Reisen, die ihn durch ganz Deutschland führten, im Norden bis Riga und im Süden bis Rom und Anagni reichten, zu Fuß zu unternehmen? Das Dunkel lichtet sich mit den frühen zwanziger Jahren des 13. Jahrhunderts. Um diese Zeit studiert Albert in Padua, wo er mit Sicherheit den Orden der Dominikaner kennenlernte, wenn er nicht schon dort im Jahre 1223 in den Orden eingetreten ist<sup>7</sup>. Warum sich gerade viele Studierende dem jungen Orden anschlossen, wurde unter Berufung auf die „*Vitae fratrum*“ des Gerardus de Fracheto einmal so formuliert: „Der fieberhafte Eifer, mit dem die Studenten dieses Jahrhunderts in größter Armut durch die Lande zogen, um in Paris oder Bologna mit besessenem Fleiß ihr Wissen zu erweitern, brachte vielen von ihnen keine seelische Befriedigung. Sie fanden aber die Erfüllung ihrer Persönlichkeit in der neuen religiösen Gemeinschaft“<sup>8</sup>.

Was war nun aber das Neue, das Besondere am Orden des heiligen Dominikus, der am 22. Dezember 1216 von Papst Honorius III. bestätigt worden war und schon vierzig Jahre später an die 7000 Mitglieder zählte<sup>9</sup>. In einer Zeit religiöser Hochstimmung, aber auch bedrückenden sozialen Gefalles, hatte der Gedanke der apostolischen Armut weite Schichten des Volkes erfaßt. Die Gefahr, die in dieser Bewegung lag, war die Bildung häretischer Sekten. Dominikus' Kampf galt diesen gefährlichen Irrlehren. Das ist ein Punkt, in welchem er mit seinem Zeitgenossen Franz von Assisi übereinstimmt, ein zweiter ist das Festhalten am absoluten Armutsgebot. Beide Orden, der der Minderbrüder des heiligen Franz von Assisi und der der Predigerbrüder gewannen alsbald die größte Bedeutung, doch wo Franz von Assisi durch die Glut seines Herzens predigte und allein durch die Kraft des Beispiels überzeugen wollte, kam bei dem hochgelehrten Dominikus das Moment der *ratio* hinzu. Vielleicht sollte man aber auch nicht die unterschiedliche Abstammung beider außer Acht lassen. Franziskus war der Sohn eines zwar wohlhabenden, aber bürgerlichen Tuchmachers, seine Ausbildung wird als mäßig erachtet. Dominikus dagegen entstammte dem altspanischen Geschlecht der Guzman, das zur Reconquista, dem Adel Spaniens, zählte und dementsprechend besuchte er auch die vorzüglichsten Schulen seiner Zeit. Sehr scharf hatte er erkannt, worin

<sup>5</sup> Für die ritterbürtige Abstammung G. Schwaiger, *Der heilige Albertus Magnus*, Bischof von Regensburg, Kirchenlehrer, in: *Bavaria Sancta* 1 (1970) 273 (im Folgenden gekürzt: G. Schwaiger, in: *Bavaria Sancta*); ebenso W. Kübel, in: *Lexikon des Mittelalters* 1 (1978) Sp. 294. — Für die nicht edelfreie Abstammung: J. Staber, *Albertus Magnus als Bischof von Regensburg*, in: *Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg* 106 (1966) 176 (im Folgenden gekürzt: J. Staber, in: VO 106).

<sup>6</sup> G. Schwaiger, in: *Bavaria Sancta* 1, 273.

<sup>7</sup> J. Staber, in: VO 106, 176 hält es auch für möglich, daß Albertus erst in Köln in den Dominikanerorden eingetreten ist.

<sup>8</sup> R. Bennet, *The early Dominicans* (1937) 59 mit Berufung auf die *Vitae fratrum* des Gerardus de Fracheto, 1896.

<sup>9</sup> Vgl. P. Mandonnet, *S. Dominique* (1921) 98; A. Walz, *Compendium historiae Fratrum Praedicatorum* (1930) 246.



die Mißerfolge der Häretikermision wurzelten. Nicht mit pompösem Auftreten konnten häretische Sekten bekämpft werden, vielmehr mußten sie mit ihren eigenen Waffen geschlagen werden, mit der Predigt in evangelischer Einfachheit und Armut. So schrieb er für seinen Orden das grundsätzliche, systematische Studium vor, das sich jedoch nicht auf eine wissenschaftliche Grundausbildung begrenzen, sondern eine lebenslange Verpflichtung bleiben sollte. In den Ordenskonstitutionen wurde festgelegt, daß jeder Konvent seine Schule für Theologie haben mußte, die geistige Elite des Abendlandes, die sich hier vereinigte und eine Epoche höchster religiöser und kultureller Leistungsfähigkeit heraufführte. Das strahlende Licht aber war Albertus, der wie kein zweiter seiner Zeit die Komplexität des philosophischen und naturwissenschaftlichen Wissens des Mittelalters beherrschte, nicht komplizierte.

Die Stationen auf Alberts Lebensweg bis zu seiner Erhebung auf den Regensburger Bischofsstuhl können im Rahmen der gegebenen Thematik nur stichpunktartig und, soweit sie für seinen Episkopat von Bedeutung sind, angegeben werden<sup>10</sup>. Wie lange sein Aufenthalt in Padua währte, ist nicht überliefert. Die neuere Forschung neigt zu der Ansicht, daß er sich von dort aus direkt nach Köln begab und hier nach vierjährigem Studium der Theologie zum Priester geweiht wurde.

Seit 1228 übte er bereits selbst das Lehramt aus, zunächst an der Ordensschule in Hildesheim, darauf in Freiburg im Breisgau und um das Jahr 1237 kam er als Lektor an das Dominikanerkloster in Regensburg<sup>11</sup>. Über die Art der Lehrtätigkeit Alberts in Regensburg ist wenig bekannt, doch stand wohl am Anfang seiner wissenschaftlichen Arbeit vorrangig noch die Unterweisung der Brüder in der praktischen Seelsorge. Allerdings hält er sich hier kaum mehr als zwei Jahre auf, denn schon zu Beginn des Jahres 1240 reist er nach Norddeutschland, um anschließend Verpflichtungen als Lektor in Straßburg und Köln zu übernehmen, ehe er 1243 oder 1244 nach Paris geht. Es ist schwer zu beurteilen, wie nachhaltig die Lehrtätigkeit Alberts in Regensburg wirkte. Die Lokaltradition will zwar in einem Katheder, der aus stilkritischen Gründen erst dem ausgehenden 15. Jahrhundert angehören kann, den originären Lehrstuhl des Albertus Magnus sehen, doch ist dies eine Zutat der durch Bischof Albert IV. von Regensburg im 17. Jahrhundert kräftig geförderten Albertusverehrung, der es auch zu verdanken ist, daß der vermutlich zeitgenössische Hörsaal 1694 durch Weihbischof Ernst Graf von Warthenberg als Albertuskapelle konsekriert wurde<sup>12</sup>. Was aber möglicherweise auf den überraschend schnellen Rücktritt Alberts vom Bischofsamt Schlüsse ziehen lassen könnte ist die Tatsache, daß er von frühestens 1228 bis spätestens 1243 an nachweislich fünf verschiedenen Orten tätig war. Rechnet man die langen Reisewege hinzu, so blieb er an einer Schule kaum länger als zwei Jahre. Wohl hatte der Dominikanerorden zugunsten der apostolischen Wortverkündigung nicht nur die bis dahin geübte monastische Tradition der Handarbeit aufgehoben, sondern

<sup>10</sup> Zum Leben Alberts vgl. H. Chr. Scheeben, *Albert der Große. Zur Chronologie seines Lebens* (1931) (im Folgenden gekürzt: Scheeben, *Albert der Große*); ders., *Albertus Magnus* (1932) (im Folgenden gekürzt: Scheeben, *Albertus Magnus*).

<sup>11</sup> Janner 2, 464; A. Kraus, *Beiträge zur Geschichte des Dominikanerklosters St. Blasien in Regensburg 1229—1809*, in: VO 106 (1966) 162; M. Popp, *Die Dominikaner im Bistum Regensburg*, in: *Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg* 12 (1978) 231.

<sup>12</sup> Vgl. *Die Kunstdenkmäler von Bayern, Reg.-Bez. Oberpfalz XXII, Stadt Regensburg II*, bearb. von F. Mader (1933) 97, Abb. 72, 98.



auch von dem Prinzip der *stabilitas loci* Abstand genommen. Der Dominikaner legt seine Profese auf den Namen des Generalmeisters ab, der ihn jederzeit an jedem Ort einsetzen kann. Nur, konnte es das Interesse der Ordensoberen im Sinne eines gedeihlichen Lehrbetriebes sein, daß die Lehrer an den Ordensschulen allzu rasch wechselten, oder sollte die Annahme gerechtfertigt sein, daß Albertus von einem starken Wandertrieb beseelt war, der ihn nie lange an einem Ort verweilen ließ?

Für die Jahre 1243/44 bis 1248 läßt sich der Aufenthalt Albertus' in Paris belegen, dann kehrt er, dekoriert mit der Würde eines magisters der Theologie nach Köln zurück, wo eben erst das Studium generale seines Ordens, also die Hochschule für die ganze deutsche Ordensprovinz, eingerichtet worden war, deren Leitung er nun übernahm<sup>13</sup>. 1254 wird Albertus zum Ordensprovinzial der „*provincia Teutonica*“ gewählt<sup>14</sup>. Damit waren die Jahre der ungestörten wissenschaftlichen Arbeit zu Ende, bedeutete dieses Amt doch ausgedehnte Visitationsreisen kreuz und quer durch Deutschland, denn Dominikanerklöster bestanden neben den schon erwähnten Städten Köln, Freiburg im Breisgau und Hildesheim auch in Trier, Koblenz, Würzburg, Konstanz, Erfurt und Soest<sup>15</sup>. Mit Sicherheit läßt sich die Anwesenheit Alberts in Soest, Erfurt und Regensburg belegen, wo er im Spätsommer des Jahres 1255 dem Provinzkapitel präsidierte<sup>16</sup>. Es bleibt festzuhalten, daß für Albertus durch seine Lehrtätigkeit Ende der dreißiger Jahre und seinen Aufenthalt 1255 weder die Stadt noch die Mentalität ihrer Bewohner eine unbekannte Größe waren, mag es auch durchaus sein, daß sein Wirken nicht in das Bewußtsein der breiten Volksschichten gedrungen ist. 1257 wird er vom Amt des Ordensprovinzials entbunden und kann in Köln wieder die Ordenshochschule leiten<sup>17</sup>, doch nur für wenig mehr als zwei Jahre, denn schon am 5. Januar 1260 ernennt Papst Alexander IV. Albertus zum Bischof von Regensburg<sup>18</sup>.

Das Ernennungsschreiben ist in vielerlei Hinsicht aufschlußreich, so daß es hier auszugsweise wiedergegeben werden soll. Es heißt darin: „... Die Pflicht unseres Amtes erfordert unter übrigen uns beständig umdrängenden Sorgen insbesondere eine große Sorgsamkeit für die bischöflichen Kirchensprengel und deren geistiges Gedeihen. Vorzüglich aber muß für die verwaisten Diözesen gesorgt werden, damit sie nicht zu lange unbesetzt bleiben und der Obhut solcher Hirten entbehren, die ihr geistliches und weltliches Wohlgedeihen befördern. Nun ist die Kirche von Regensburg durch Verzicht unseres ehrwürdigen Bruders Albertus der Tröstung des Hirtenamtes beraubt. Daher haben wir in väterlicher Besorgnis um den Zustand jener Kirche nach dem Rate unserer Brüder beschlossen, Dich zum Vorsteher derselben zu erheben ... Und so hegen wir die Hoffnung, daß die Wunden der Regensburger Kirche, deren Zahl und Größe in geistlichen wie in weltlichen Dingen

<sup>13</sup> Scheeben, Albertus Magnus 56.

<sup>14</sup> A. Layer, Zeittafel zu Albert dem Großen, in: Albert von Lauingen 700 Jahre † Albertus Magnus 24.

<sup>15</sup> Lexikon für Theologie und Kirche 3 (21959) Sp. 485.

<sup>16</sup> H. Ch. Scheeben, Albert der Große. Zur Chronologie seines Lebens, in: Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens 27 (1931) 38.

<sup>17</sup> A. Layer, Zeittafel zu Albert dem Großen, in: Albert von Lauingen 700 Jahre † Albertus Magnus, 24.

<sup>18</sup> BHStAM Passau-Hochstift Lit. 4 f. 62'—63 und 75'—76. — Druck: P. Mai, Urkunden Bischof Alberts II von Regensburg (1260—1262), in: VO 107 (1967) Nr. 1 (im Folgenden gekürzt: Mai, in: VO 107).



sehr beträchtlich sein sollen, vernarben, und durch Deinen Eifer und Deine Umsicht der Schaden wiederum ausgebessert werden kann. Wir erteilen Dir nun den Befehl, unsern oder vielmehr den Wünschen Gottes nachzugeben, die Ernennung anzunehmen und Dich in die Bischofsresidenz jener Stadt zu begeben, um gemäß der Dir vom Himmel verliehenen Klugheit die Verwaltung jener Diözese zu deren Nutzen zu führen...“.

Päpstliche Bischofsernennungen waren um die Mitte des 13. Jahrhunderts noch wenig üblich<sup>19</sup>. Was waren die Hintergründe für diese Maßnahme des Heiligen Stuhls und mehr noch, was versteckt sich hinter der dezenten Umschreibung der tiefen Wunden, welche der Regensburger Kirche geschlagen sind und die es zu heilen gilt. Der Episkopat Bischof Alberts I., des unmittelbaren Vorgängers Albertus' Magnus', hatte auf wenig rühmliche Weise geendet. Eine religiöse Persönlichkeit war er mit Sicherheit nicht gewesen; er forderte seine Gegner rücksichtslos heraus und seine Kämpfe für Kirche und Papst focht er lieber mit dem Schwert als mit den Waffen des Geistes aus. Aber man muß auch die politische Konstellation in Betracht ziehen, die es ihm nicht leicht machte, sein Amt zu führen. Der Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum war noch einmal mit aller Heftigkeit und Leidenschaft entbrannt und spaltete auch die Domkapitel. So war schon die Wahl Alberts I., eines Grafen von Pietengau-Ziegenheim-Sigmaringen zwispältig gewesen. Ein Teil des Domkapitels hatte seine Stimmen auf den Speyerer Dompropst Berthold von Eberstein, einem Neffen Bischof Konrads von Speyer, vereinigt<sup>20</sup>, was natürlich den Widerspruch der Gegenpartei herausforderte. Die Wahl Alberts I. zum Bischof war eine Kompromißlösung, wobei nicht auszuschließen ist, daß bei diesem Vorschlag der päpstliche Sublegat Albert Behaim<sup>21</sup>, der im bayerischen Raum die Interessen des Papsttums mit viel Eifer aber wenig Geschick vertrat, seine Hand im Spiel hatte. Doch wie zumeist, ein Kompromiß befriedigt keine Seite. In den zwölf Jahren seiner Amtszeit (1247—1259) erscheint der Bischof dem Kapitel immer wie ein aufgedrungener Fremdling, der in Stauf residiert und von dort aus dem Hochstift und dem bischöflichen Ansehen Schaden zufügt. Ohne Zweifel, Bischof Albert I. ließ sich zu völlig sinnlosen Taten hinreißen, wie etwa, als er auf die Nachricht hin, daß die Verlobte Kaiser Friedrichs II. von der Bürgerschaft Regensburgs durch die Stadt geleitet werden sollte, den Zug überfallen und fünfundvierzig vornehme Bürger auf die Burg Stauf als Gefangene abführen ließ. Die Reaktion König Konrads und seines Schwiegervaters, des Herzogs Otto, war ein Überfall auf die hochstiftischen Besitzungen mit Raub und Plünderung; die Klosterkirche St. Emmeram und der Dom wurden als Ställe benutzt. Empört über diese Entweihung plante der Bischof einen Mordanschlag auf den König<sup>22</sup>, der jedoch mißlang, wie so vieles, ja nahezu alles ihm mißlungen ist. Vielleicht hätte ein besseres Einvernehmen mit dem Domkapitel sein zügelloses Temperament besänftigen können, doch von gegenseitiger Fürsorge oder Teilnahme scheint kaum einmal ein Schimmer auf<sup>23</sup>. Möglicherweise war es letztlich die starke Annäherung Alberts I. an den Böhmenkönig Ottokar<sup>24</sup>, wodurch er sowohl bei dem

<sup>19</sup> Vgl. J. Staber, in: VO 106, 175.

<sup>20</sup> Janner 2, 417; J. Staber, *Kirchengeschichte des Bistums Regensburg* (1966) 45.

<sup>21</sup> Zu Albert Behaim vgl. G. Leidinger, *Untersuchungen zur Passauer Geschichtsschreibung des Mittelalters*, 1915.

<sup>22</sup> Laurentius Hochwart, in: A. F. Oefele, *Rerum Boicarum Scriptores* 1 (1763) 204.

<sup>23</sup> Janner 2, 458.

<sup>24</sup> Janner 2, 444.



Domkapitel als auch bei den Bürgern der Stadt die für sein Amt nötige Achtung verspielte. Das Ende war eine vom Domkapitel im Jahre 1258 geführte Anklage beim apostolischen Stuhl, die aller Wahrscheinlichkeit nach von Dompropst Heinrich von Lerchenfeld, von Ulrich von Dornberg, Propst des Kollegiatstiftes St. Johann und Magister Leo dem Tundorfer vertreten wurde. Es trat nie klar zutage, wessen der Regensburger Oberhirte beschuldigt wurde. Zeitgenössische Kenner der Regensburger Szene, wie Hermann von Niederaltaich oder der anonyme Verfasser der Salzburger *Annales Sancti Ruperti* wissen zu berichten, daß Albert I. nicht nur schlechte Amtsführung oder Verstrickung in politische Händel zur Last gelegt wurden, sondern vielmehr schwere sittliche Verfehlungen<sup>25</sup>. Allerdings, zu einem offiziellen Prozeß scheint es nicht gekommen zu sein, vielleicht weil der Bischof klugerweise freiwillig resignierte und sich in ein Kloster außerhalb der Diözese zurückzog<sup>26</sup>. Dem Domkapitel war nach dem Rücktritt Alberts keineswegs an einer langen Sedisvakanz gelegen und es wählte Dompropst Heinrich von Lerchenfeld zum neuen Oberhirten. Doch dieser lehnte, wohl mit Berufung auf sein hohes Alter — immerhin gehörte er schon vierzig Jahre dem Kapitel an —, die Wahl ab<sup>27</sup> und nun scheint man zu keiner Einigung mehr gekommen zu sein und sich deshalb an den Papst gewandt zu haben.

Als es innerhalb des Ordens publik geworden war, daß der Papst Albertus zum Oberhirten der Kirche von Regensburg ernannt hatte, reagierte man mit tiefem Schrecken. Mag auch der Brief des Ordensgenerals, des seligen Humbert von Romans<sup>28</sup>, an Albertus manche Übertreibung enthalten, so spiegelt er nicht nur die Wortgewalt des mittelalterlichen Briefstils wider, der sich in dramatischen, ja geradezu drastischen Formulierungen erging, sondern auch das Entsetzen, Albert könnte das Bischofsamt annehmen. Noch hält Humbert die Nachricht für ein Gerücht, das ihn zutiefst erschüttert und in „unbeschreibliche Betrübniß gestürzt hätte“, würde ihn nicht das „heilige und feste Vertrauen“ zu Albrecht aufrecht erhalten. Befremdlich mag es aus der Feder des Ordensmannes scheinen, wenn Humbert schreibt: „Laß Dich auch nicht durch den Befehl des Papstes bestimmen, der in solchen Angelegenheiten mehr äußerlich gegeben, als ernstlich gemeint ist, und der einem wirksamen Widerstand gegenüber nach Niemanden zu schließlicher Annahme solcher Würden ernstlich gezwungen hat. Ein so beschaffener zeitweiliger Ungehorsam aus heiligen Ursachen pflegt auch Niemandes Ruf zu schädigen, sondern eher zu erhöhen“. Die Befürchtungen Humberts gehen dahin, daß die Weltleute an allen Orden mit Armutsgelübden nicht nur Ärgernis nehmen, sondern auch glauben könnten, sie liebten die Armut nicht wirklich, sondern ertrügen sie nur so lange, als sie ihr nicht entgehen könnten. Schließlich versteigt Humbert sich zu dem Ausruf: „Lieber möchte ich meinen heißgeliebten Sohn in Christo auf die Totenbahre, denn auf den Bischofsstuhl erhoben sehen“. Aber es klingen auch andere Töne auf, wenn es heißt: „Laß Dich auch nicht beugen durch irgendwelche

<sup>25</sup> Hermann von Niederaltaich, *Annales et historiae Altahenses*, hrsg. von Ph. Jaffé, in: MGH SS 17, 400; *Annales S. Rudnerti Salisburgenses*, hrsg. von W. Wattenbach, in: MGH SS 9, 795.

<sup>26</sup> Janner 2, 460 nennt das Zisterzienserklöster Sittenbach, Diözese Halberstadt.

<sup>27</sup> Janner 2, 463.

<sup>28</sup> Dieser Brief ist abgedruckt bei: Scheeben, Albert der Große. Zur Chronologie seines Lebens, in: Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens 27 (1931) 154; P. Loé, *De vita et scriptis B. Alberti Magni*, in: *Analecta Bollandiana* 19—21 (1900—1902) 288 Nr. 73.



Beschwerden im Leben des Ordens. Denn dieser liebt und ehrt ja alle Brüder im Allgemeinen; aber Deiner rühmt er sich besonders im Herrn. Wenn auch jene Beschwerden noch größer wären, als sie jemals gewesen sind oder sein werden, und sie Andere zurückschrecken könnten, so ist es doch für Männer Deiner Art eine Freude, dieselben mit ihren Riesenschultern zu tragen“. Humbert ist sehr wohl unterrichtet, daß der Kölner Lesemeister aus den Reihen des eigenen Ordens angefeindet und mißverstanden wird. Albertus selbst hat in verschiedenen seiner Werke kein Blatt vor den Mund genommen und ist mit seinen Kritikern und Widersachern scharf ins Gericht gegangen. So schreibt er einmal: „Es gibt Leute, die Ignoranten sind, die aber mit allen Mitteln das Studium der Philosophie bekämpfen, so besonders bei den Predigerbrüdern, wo ihnen niemand Widerstand leistet, stupide Bestien, die lästern, was sie nicht kennen“<sup>29</sup> und am Ende seines Politikkommentars heißt es: „Da sie in ihrer Faulheit solche Idioten sind, suchen sie, um nicht als Idioten zu gelten, denen, die wissenschaftlich über ihnen stehen, etwas anzuhängen. Solche Leute haben den Sokrates getötet, haben Platon aus Athen in die Akademie gejagt, haben gegen Aristoteles gearbeitet und ihn zur Auswanderung gezwungen, wie er selbst sagt: „In Athen wird es immer Verleumder geben. Ich will es den Athenern ersparen, daß sie sich ein zweites Mal an einem Philosophen versündigen“<sup>30</sup>. Humbert selbst wandte sich dagegen, daß Ordensmitglieder sich der Philosophie und den Naturwissenschaften, jenen nichttheologischen, „weltlichen“ Studien zuwandten und sein Ausspruch: „Während die frömmsten und kenntnisreichsten Männer sich schämen, in den Schulen einen Philosophen zu zitieren, gibt es im Gegensatz dazu einige, die bald den Platon, bald Aristoteles, bald Algazel, bald Averroes, bald Alfarabi und andere unbekannte Philosophen andauernd einführen und sich damit großtun“<sup>31</sup> kann doch nur als Seitenhieb auf Albertus verstanden werden. Damit soll keineswegs gesagt werden, daß alle Gegner Alberts „bildungsfeindliche Dummköpfe“<sup>32</sup> gewesen wären. Über den Wert und die Notwendigkeit der Wissenschaftspflege war man sich im Predigerorden durchaus bewußt, nur über die Disziplin nicht. Daß nun Albertus gegen den Willen und in Mißachtung der schon als flehentlich zu bezeichnenden Bitten seines Ordensgenerals das Bischofsamt antrat, könnte in der Diskrepanz ihrer wissenschaftlichen Standorte wurzeln. Während Humbert das Wissen um des Wissens willen als „curiositas“<sup>33</sup> bezeichnete, sieht Albert darin eine ernste Beschäftigung und kein eitles Beginnen<sup>34</sup>. Mit der Bischofswürde als Rückhalt war oder fühlte er sich gegen alle unsachlichen Angriffe intoleranter Eiferer geschützt.

Mit Schreiben vom 5. Januar 1260 — ausgestellt in Anagni, wo damals die päpstliche Kurie residierte — hatte also Papst Alexander IV. den Dominikanerbruder und Kölner Lektor Albert zum Bischof von Regensburg ernannt<sup>35</sup>. Unter dem gleichen Datum fordert der Papst das Regensburger Domkapitel und die

<sup>29</sup> Opera XXVI 36 ed. H. Stadler = Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters 16 (1920) 1598.

<sup>30</sup> Opera VIII (1891) 803.

<sup>31</sup> F. Heintke, Humbert von Romans, der fünfte Ordensmeister der Dominikaner, in: Historische Studien 222 (1933) 16.

<sup>32</sup> So Staber, in: VO 106, 182.

<sup>33</sup> R. Bennet, The early Dominicans (1937) 66.

<sup>34</sup> Prolegomena zum Liber de natura et origine animae I, ed. B. Geyer (1955) 2.

<sup>35</sup> BHSStAM Passau-Hochstift Lit. 4 f. 62'—63 und 75'—76; Druck: Mai, in: VO 107 Nr. 1.



hochstiftischen Ministerialen zum Gehorsam gegenüber dem neuernannten Bischof Bruder Albert auf<sup>36</sup>. Wie ernst es Albert war, das ihm übertragene Bischofsamt mit aller Kraft zu erfüllen und die in ihn gesetzten Hoffnungen und Erwartungen zu erfüllen zeigt die Tatsache, daß er bereits im März 1260 — eine Tagesangabe fehlt — auf dem Weg von Köln nach Regensburg in Würzburg eine Urkunde ausstellt, womit er auf Bitten Bischof Heinrichs von Samland die Übertragung des Patronatsrechtes auf die Pfarrkirche zu Eger an den Deutschen Orden bestätigt<sup>37</sup>.

Laurentius Hochwart weiß rund dreihundert Jahre später aus nicht zu prüfender Quelle zu berichten, daß Albertus am Montag der Karwoche des Jahres 1260, also am 29. März, in die Nähe seiner Bischofsstadt kam. Um allem Pomp, den die Geistlichkeit der Stadt, die Prälaten der Diözese und die Bürger zu seinem Empfang vorbereitet hatten, zu entgehen, betrat er erst nach Sonnenuntergang, still und unscheinbar als bescheidener Mönch zu Fuß wandernd, die Stadt und richtete seine Schritte zu dem ihm wohlbekannten Dominikanerkloster St. Blasius, wo man ihn mit großer Freude empfing<sup>38</sup>. In neuesten Biographien liest man es anders. Kein Festzug erwartete Albert, der den neuen Bischof einholen und in seine Bischofskirche geleiten sollte<sup>39</sup>. Bescheidenheit des Mönches, der jedem Gepränge aus dem Weg zu gehen sucht, oder Provokation des neuen Oberhirten? Eine Frage, die aufgrund der Quellenüberlieferung nicht zu entscheiden ist, vielleicht aber auch erst geboren wurde, als man Erklärungen für den raschen Rücktritt Alberts suchte. Am Morgen des darauffolgenden Tages geleitete der Konvent des Dominikanerklosters Albertus zu seiner Kathedralkirche, wo er von Klerus und Volk mit Jubel empfangen wurde<sup>40</sup>. Wann Albert die Bischofsweihe erhielt läßt sich nicht mit Sicherheit ausmachen, auf keinen Fall in enger zeitlicher Nähe zu seinem Amtsantritt, wie noch Scheeben<sup>41</sup> annimmt, der diese These auf die Urkunde von 1260 April 9 aufbaut, wobei ihm, neben einigen Auslassungen im Text, der entscheidende Lesefehler im Eingangsprotokoll unterlaufen ist. Er löst den Titel „electus“ mit „episcopus“ auf und kommt dadurch natürlich zu völlig falschen Schlüssen<sup>42</sup>. In den Urkunden, die Albert vor dem 16. Juli 1260 ausgestellt hat, bedient er sich im Protokoll des Zusatzes „electus“ oder „electus et confirmatus“<sup>43</sup> und führt auch ein von den späteren Typen abweichendes Siegel<sup>44</sup>. Erst in einer vor 1260 Juli 16 anzusetzenden Urkunde nennt er sich „episcopus“<sup>45</sup>. Man kann also annehmen, daß die Bischofsweihe zwischen dem 10. Mai und dem 16. Juli vollzogen worden sein muß; unbekannt bleibt, wo die Weihe erfolgte und wer die Konsekratoren waren. Eine förmliche Investitur konnte in dieser kaiserlosen Zeit naturgemäß nicht erfolgen.

Als Albert das Bischofsamt antrat, befand sich das Hochstift sowohl in moralischer als auch in materieller Hinsicht in einer nur als desolat zu bezeichnenden

<sup>36</sup> BHStAM Passau-Hochstift Lit. 4 f. 63 und 76; Druck: Mai, in: VO 107 Nr. 2.

<sup>37</sup> Deutschordens-Zentralarchiv (DOZA) Wien Urk. Nr. 310; Druck: Mai, in: VO 107 Nr. 2.

<sup>38</sup> Janner 2, 467.

<sup>39</sup> Scheeben, Albertus Magnus, 128.

<sup>40</sup> Laurentius Hochwart, in: A. F. Oefele, *Rerum Boicarum Scriptores* 1 (1763) 207.

<sup>41</sup> Scheeben, Albert der Große, 57 in Anlehnung an Janner.

<sup>42</sup> Mai, in: VO 107, 7 bes. Anm. 5.

<sup>43</sup> Mai, in: VO 107 Nr. 3, 4, 5.

<sup>44</sup> Mai, in: VO 107, 8 Anm. 7, Siegelabb. I Siegel 1.

<sup>45</sup> Mai, in: VO 107 Nr. 6.



Verfassung. Der schon zitierte Historiograph Laurentius Hochwart muß berichten, daß alle Kassen leer waren, die Speicher wie ausgefegt, in den Kellern kein Tropfen Wein, nichts war vorhanden, das auch nur den Wert eines Eis gehabt hätte und dazu stand die Frühjahrsbestellung der Weinberge an <sup>46</sup>. Als Albertus das Bistum übernahm, war es vollständig verschuldet. Innerhalb seines kurzen Episkopats trug er eine Schuldenlast von 486 Pfund Pfennig ab, eine für die damalige Zeit immense Summe. Laurentius Hochwart gibt ein genaues Verzeichnis der Gläubiger und der aufgenommenen bzw. zurückgezahlten Geldsummen, nur leider fehlt, wie so oft bei diesem Chronisten, eine Quellenangabe. So müssen wir schlicht der Überlieferung glauben, daß Albert alsbald gewissenhafte Verwalter einsetzte, auch wenn deren Namen unbekannt sind, und durch gute Verwaltung und persönliche Bedürfnislosigkeit die wirtschaftliche Lage des Hochstifts sanieren konnte <sup>47</sup>.

1260 April 9 urkundet Albert als erwählter Bischof von Regensburg zum erstenmal in seiner Bischofsstadt <sup>48</sup>. Er bestätigt dem Abt und dem Konvent des Zisterzienserklosters Waldsassen jene Ablässe, die seine Vorgänger für die Kirchweihstage von Klosterkirche und der vor den Toren der Kirche liegenden Kapelle gewährt haben und verleiht zusätzlich einen 40tägigen Ablass. An dieser Bestätigungsurkunde wäre nichts im Besonderen Erwähnenswertes, Ablassbriefe dieser Art waren gang und gäbe, klänge nicht ein sehr persönlicher Zug Alberts durch, aus dem die strenge Disziplin des Ordensmannes spricht, der gegen lasches oder gar verwilderndes Christentum kämpft. Aufs Strengste verbietet er, daß diese Urkunde von Sammelpredigern mitgeführt werde. Bereits in einem seiner Sentenzenkommentare und in der Schrift „De muliere forti“ hatte er sich scharf gegen diese „quaestuarii praedicatores“ gewandt: „Wehe, so ist unsere Zeit! Nach den Gelüsten der Sündhaftigkeit hören sie auf die Sammelprediger, die in verlogener Weise hundert Tage Ablass für einen Pfennig verkaufen und sie wenden ihr Gehör von der Predigt wahrer Buße ab“ <sup>49</sup>. Eines Sinnes ist hier mit Albertus sein Zeitgenosse Berthold von Regensburg, der sich wortgewaltig gegen die „Pfennigprediger“ wendet, die mit ihrer Ablassverkündigung im Volk den Eindruck erwecken, als könne die Pflicht der Buße durch kleinere oder größere Geldbeträge abgelöst werden <sup>50</sup>. In diesem Zusammenhang drängt sich immer wieder die Frage auf, ob und inwieweit ein persönlicher Kontakt zwischen dem Bischof aus dem Predigerorden und dem Prediger aus dem Minoritenorden bestand. Es ist anzunehmen, daß beide in Regensburg zueinandergestoßen sind, doch direkte Beweise für eine Zusammenarbeit gibt es nicht. Das in einer Sammlung von Mystikersprüchen niedergelegte Zwiegespräch <sup>51</sup> zwischen Albert und Berthold kann in dieser Form stattgefunden haben, aber auch eine freie Erfindung sein, was keineswegs seinen Wert als Demonstration mittelalterlicher Religionsunterweisung schmälert.

Es hatte sich mit der Zeit der schöne Brauch herausgebildet, daß die Regensburger am Fest des hl. Georg, am Dienstag der Bittwoche und am Kirchweihfest eine Prozession veranstalteten. Da dieses zumeist auf einen Werktag fiel, verlegte Bischof

<sup>46</sup> Laurentius Hochwart, in: A. F. Oefele, *Rerum Boicarum Scriptores* 1 (1763) 207.

<sup>47</sup> Janner 2, 468.

<sup>48</sup> BHStAM KU Waldsassen Nr. 53; Druck: Mai, in: VO 107 Nr. 4.

<sup>49</sup> Sent. 4 d 10 a 21; De muliere forti 15, 1; s. a. H. Lauer, *Die Moraltheologie Alberts des Großen* (1911) 332; N. Paulus, *Geschichte des Ablasses im Mittelalter* 2 (1923) 278.

<sup>50</sup> *Deutsche Predigten* 1, hrsg. von F. Pfeiffer (1862) 102, 117, 132, 208, 393, 414, 543.

<sup>51</sup> Wiedergegeben bei Scheeben, *Albertus Magnus*, 132—133.



Albert mit Urkunde von 1260 Mai 10<sup>52</sup> das Patrozinium der Klosterkirche St. Georg zu Prüfening vom 12. Mai auf den Sonntag nach Christi Himmelfahrt, um vielen Regensburgern die Beteiligung an den Bittprozessionen zu erleichtern. Bei der Edition der Bischofsurkunden Alberts im Jahre 1967<sup>53</sup> galt das Original dieser Urkunde noch als verloren. Es ist einem glücklichen Umstand zuzuschreiben, daß es bei Repertorisierungsarbeiten im Bischöflichen Zentralarchiv Regensburg unter den Pfarrakten Prüfening gefunden wurde. Jetzt zählt die Urkunde zu dem wertvollsten Bestand des Archivs.

In einer zwischen Mai 10 und Juli 16 anzusetzenden Urkunde nennt sich Albertus erstmals „episcopus“<sup>54</sup>. Eine genaue Tagesangabe fehlt, vielmehr verzeichnet das Schlußprotokoll, daß sie am ersten Tage seines Pontifikats ausgestellt wurde. Bischof Albert gebietet seinem Diözesanklerus, von den Neubrüchen des Klosters Niederaltaich keinen Zehnt zu erheben. Wie auf der Synode zu Landshut im Herbst des Jahres 1260<sup>55</sup> die Bischöfe allgemein bestrebt waren, die Klöster gegen unzulässige, ja wucherische Belastungen zu schützen, hat Albert, trotz der mißlichen Lage seines Hochstifts, gerade dem Kloster Niederaltaich dahingehende Vergünstigungen gewährt, daß er auf die dem Bischof zustehenden zwei Drittel des Neubruchzehnts verzichtete, und dem Kloster gestattete, überall dort wo es den Großzehnt bezog, auch den Kleinzehnt einheben zu dürfen. Ob man allerdings aus dieser Maßnahme auf eine schon lange währende, herzliche Verbundenheit, ja Freundschaft zwischen Albertus und Abt Hermann von Niederaltaich schließen darf<sup>56</sup>, muß eine Vermutung bleiben.

1260 Juli 16 übergibt Bischof Albert seinem Domkapitel, das sowohl „durch die Bosheit der Menschen, als auch durch lange und kostspielige Prozesse für die Freiheit der Kirche schweren materiellen Schaden genommen hatte, zur Aufbesserung der Pfründe die Pfarrei Cham“<sup>57</sup>. Wie reich diese Pfarrei gewesen sein muß, geht aus einer 1262 Februar 25 von Dompropst Heinrich, Domdekan Leo und dem Regensburger Domkapitel ausgestellten Urkunde hervor<sup>58</sup>. Darin wird festgesetzt, daß, nach dem Tod des Pfarrers Otto von Hagenhill, künftig von dem jeweiligen Pfarrer eine jährliche Abgabe von 60 Pfund zu leisten ist und zwar alle Freitage je ein Pfund, am Jahrtag Bischof Alberts II. vier Pfund, am Fest Stephanianauffindung zwei Pfund und — dies scheint bemerkenswert und dafür zu sprechen, daß sein Andenken gehalten und in nicht zu schlechter Erinnerung stand — auch am Jahrtag Bischof Alberts I. ebenfalls zwei Pfund.

Die besondere Sorge Alberts galt auch dem Katharinenspital. Durch wenig glückliche Führung war es in schwere Bedrängnis geraten. Nicht ganz unschuldig daran mögen die Verfügungen seines unmittelbaren Vorgängers, Bischof Alberts I., gewesen sein. Dieser hatte schon zu Beginn seines Episkopats das Spital mit dem

<sup>52</sup> Mai, in: VO 107 Nr. 5.

<sup>53</sup> Vgl. die Vorbemerkung zur Edition bei Mai, in: VO 107 Nr. 5.

<sup>54</sup> Das Original der Urkunde ist verloren; Druck: A. F. Oefele, *Rerum Boicarum Scriptores* 1 (1763) 721; MB Nr. 90; Mai, in: VO 107 Nr. 6.

<sup>55</sup> Vgl. S. 33.

<sup>56</sup> Janner 2, 469–470.

<sup>57</sup> BHStAM HU Nr. 132 (früher GU Cham Nr. 286 und beglaubigte Papierkopie von Udalrich Creizinger von 1687 Juni 21); Druck: Mai, VO 107 Nr. 7.

<sup>58</sup> Bischöfliches Zentralarchiv Regensburg / BDK—GN (früher Nürnberg Germ. Nat. Museum Urk. Fasz. Regensburg, Bischof und Domkapitel Nr. 5465); Druck: Mai, in: VO 107 Nr. 23.



Augustinerchorherrenstift St. Mang vereinigt<sup>59</sup>. Als bald aber erwies sich diese Union für beide Seiten als nachteilig, zumal der damalige Propst des Stiftes St. Mang wenig haushälterisch mit den ihm anvertrauten Gütern umzugehen wußte. 1250 Mai 17 löste Albert I. diese Verbindung wieder und gab zu, allzu voreilig gehandelt zu haben<sup>60</sup>. Bischof Albert II. fordert mit Urkunde von 1260 Juli 30 den Klerus seines Bistums auf, die Gläubigen zu Spenden für das Katharinenspital aufzurufen und verspricht den Almosenspendern einen 40tägigen Ablaß<sup>61</sup>.

Wie die vorgehenden Urkunden so ist auch jene von 1260 Juli 31<sup>62</sup> in Regensburg ausgestellt und zwar mit der sehr präzisen Ortsangabe „in domo nostra“, also im Bischofshof. Bischof Albert beurkundet hierin den Verkauf eines Hofes, einer Mühle und einer Hube zu Hagenbuch durch den hochstiftischen Ministerialen Konrad von Hohenfels an die Deutschherren zu Regensburg.

Ohne Ortsangabe dagegen ist die Urkunde von 1260 August 19<sup>63</sup>. In Gegenwart Bischof Alberts II. verzichtet der Reichsministeriale Reinboto von Schwarzenberg als Seelgerät auf die Vogtei über einen Hof des Klosters Münchsmünster. Es könnte also sein, daß sich Albert zu dieser Zeit an einem anderen Ort seines Bistums aufhielt. Die Frage ist deshalb von Interesse, da man einerseits liest, er habe sich nicht mit einer Tätigkeit, die er von seiner bischöflichen Residenz zu Regensburg aus entfalten konnte, begnügt, sondern sein Bistum persönlich visitiert. „Zu Fuß durchwanderte er es, gestützt auf den demütigen Stab, während ein Lasttier seine bischöflichen Kleider trug“. Andererseits heißt es, er habe gerne und oft in seiner Burg Stauf gewelt und seinen Kommentar zum Lukasevangelium verfaßt, aber auch, daß er es nicht versäumt, wann immer eine Festzeit traf, in seiner Kathedralkirche das Hochamt zu feiern und das Wort Gottes zu verkünden<sup>64</sup>.

Aber bereits am 25. September treffen wir Albert auf der schon erwähnten Synode in Landau<sup>65</sup>. Für Visitationsreisen, wissenschaftliches Arbeiten wären demnach in den ersten Monaten seines Episkopats knappe sechs Wochen zur Verfügung gestanden. Die Provinzialsynode war von Erzbischof Ulrich von Salzburg einberufen worden und neben Bischof Albert II. von Regensburg nahmen die Bischöfe Konrad von Freising, Heinrich von Chiemsee, der ebenfalls dem Dominikanerorden angehörte, der erwählte Bischof Otto von Lavant und der Dompropst von Salzburg daran teil. Zwei wichtige Beschlüsse wurden gefaßt, erstens: daß ein Rechtsspruch, den einer von ihnen über seine Untergebenen gefällt hat, auch im Jurisdiktionsbereich der anderen genannten Bischöfe Geltung haben sollte. Damit wollte man dem Übelstand abhelfen, daß ein unter Kirchenstrafe Stehender sich in die Nachbardiözese begab und glaubte, sich so dem gegen ihn gefällten Urteil entziehen zu können. Zum zweiten wurde beschlossen, gegen alle mit Kirchenstrafen vorzugehen, die Pfründen der Kirche unrechtmäßig zurückhalten, den Neubruchzehnten ohne Erlaubnis einnehmen oder sich aneignen<sup>66</sup>.

<sup>59</sup> Janner 2, 431 bes. Anm. 2.

<sup>60</sup> Ried 1 Nr. 449.

<sup>61</sup> Regensburg Katharinenspital Urk. Nr. 56; Druck: Mai, in: VO 107 Nr. 8.

<sup>62</sup> Vgl. Mai, in: VO 107 Nr. 4, 6, 7. — BHStAM Ritterorden Nr. 4882; Druck: Mai, in: VO 107 Nr. 9.

<sup>63</sup> BHStAM KU Münchsmünster Nr. 8; Druck: Mai, in: VO 107 Nr. 10.

<sup>64</sup> Janner 2, 471.

<sup>65</sup> BHStAM Passau-Hochstift, Lit. 4 f. 38'; Druck: Mai, in: VO 107 Nr. 11; s. a. S. 32.

<sup>66</sup> BHStAM Passau-Hochstift, Lit. 4 f. 38'; Druck: Mai, in: VO 107 Nr. 12.



Unmittelbar nach Abschluß der Landauer Synode muß sich Albert auf die Reise nach Südtirol begeben haben. Im September, eine Tagesangabe fehlt bedauerlicherweise, verzichtet mit einer in Sterzing ausgestellten Urkunde Graf Meinhard von Görz und Tirol in Anwesenheit Bischof Alberts II. auf alle Ansprüche und Entschädigungen gegenüber der Salzburger Kirche und Ministerialen, insbesondere auf Mittersill und andere Burgen und Güter, und verspricht, dem Salzburger Hochstift nicht mehr zu schaden<sup>67</sup>. Der Zweck dieser Italienreise Alberts ist nicht bekannt. Mit allem Vorbehalt könnte man annehmen, daß er hierbei die regensburgisch-hochstiftischen Besitzungen in Tirol, die sich vor allem um die Herrschaft Itter bei Kitzbühl gruppierten<sup>68</sup>, visitierte.

Doch sein Aufenthalt hier konnte nicht allzu lange gewesen sein, denn 1260 Oktober 13 weiht er die St. Colomann-Kapelle zu St. Emmeram in Regensburg<sup>69</sup>.

Noch in das Jahr 1260, allerdings ohne Tages- und Ortsangabe, fällt ein Schiedsspruch Alberts<sup>70</sup>. Abt und Konvent des Klosters Waldsassen waren mit den Deutschherren zu Eger bezüglich des Beerdigungsrechtes in Streit geraten, ein im Mittelalter recht häufiger Konfliktstoff. Nun wird eine gütliche Einigung beider Parteien bekundet.

Um die Jahreswende 1260/61 dürfte Albert in Wien gewesen sein<sup>71</sup>. Zusammen mit Abt Siegfried des Klosters Heiligenkreuz, Abt Philipp des Wiener Schottenklosters, dem Minoritenguardian Friedrich und Lorenz, Provisor des St. Antonius-Klosters in Wien, vidimiert er für den Deutschen Orden ein Privileg Kaiser Friedrichs II. aus dem Jahre 1236, worin dieser den Deutschen Orden in den kaiserlichen Schutz nimmt, von der weltlichen Gerichtsbarkeit, ausgenommen Kriminalfälle, und allen Zöllen und Steuern befreit<sup>72</sup>.

Spätestens in der zweiten Hälfte des Februar 1261 ist Albert wieder in Regensburg, denn am 22. dieses Monats beauftragt er die Äbte Albert von Metten und Poppo von Oberaltaich, die Reformstatuten des Papstes Gregor IX. in der Regensburger Diözese zur Durchführung zu bringen und zu diesem Zweck die Benediktinerklöster im Bistum viermal im Jahre zu visitieren<sup>73</sup>. Unter demselben Datum, jedoch ohne Angabe des Ausstellungsortes, ergeht an Abt Hermann von Niederaltaich der Auftrag, das Benediktinerkloster Metten zu visitieren<sup>74</sup>. Es ist schwer zu entscheiden, ob diese Anweisungen in dem persönlichen Eifer Alberts wurzeln oder nicht mehr als Verwaltungsroutine sind. Schon 1239 hatte Papst Gregor IX. umfangreiche Bestimmungen für eine Reform der Benediktinerabteien der Kirchen-

<sup>67</sup> Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Cod. 359 f. 59 Nr. 81; Druck: Mai, in: VO 107 Nr. 13.

<sup>68</sup> Janner 2, 42 bes. Anm. 1.

<sup>69</sup> Or. verloren; Regest: Clm 14870 f. 115'—118; Clm 14511 f. 163—169; Druck: MGH SS 15/2, 1097; Mai, in: VO 107 Nr. 14.

<sup>70</sup> BHStAM KU Waldsassen Nr. 56; Druck: Mai, in: VO 107 Nr. 15.

<sup>71</sup> Es wäre aber auch denkbar, nachdem nur die Ortsangabe gegeben ist, Ausstellungsdatum aber fehlt, daß Albertus erst im Herbst 1261 nach Wien gereist ist, vgl. Scheeben, Albertus Magnus, 135; Mai, in: VO 107, 8.

<sup>72</sup> DOZA Wien Nr. 682; Druck: Mai, in: VO 107 Nr. 16.

<sup>73</sup> Clm 19114 f. 86—90'; Clm 9726 f. 124—126'; Clm 8201 f. 113—121'. — Druck: Mai, in: VO 107 Nr. 17.

<sup>74</sup> Or. verloren; Regest: Johann Turmair's genannt Aventinus annales ducum boiariae 7, 7 in: Riezler, Johann Turmair's genannt Aventinus sämtliche Werke 3, 320; s. a. Mai, in: VO 107 Nr. 18.



provinz Salzburg erlassen, doch allem Anschein nach waren sie nur lasch oder überhaupt nicht zur Durchführung gekommen<sup>75</sup>. Der Hauptteil der Statuten wendet sich gegen die Vernachlässigung des Armutsgebotes bei den Mönchen, dazu kommen zahlreiche Anordnungen über den Gottesdienst, die Beichte, die Kommunion und das Stillschweigen. Allem Anschein hatten sich viele Mißstände in die klösterliche Disziplin eingeschlichen, die dringend einer Reform bedurfte, doch, wie es einmal heißt, Albert wollte nicht selbst vorgehen, sondern suchte sich unter den damals lebenden Äbten die tüchtigsten aus, um ihnen dieses schwierige Werk anzuvertrauen<sup>76</sup>. War es weise Selbstbescheidung des Dominikaners auf dem Bischofsstuhl, der nicht in die Interna der Benediktinerklöster eingreifen wollte? Auf jeden Fall war es ein gewaltiges Stück Arbeit, das er auf die Schultern der von ihm bestimmten Visitatoren häufte, denn immerhin zählte die Diözese Regensburg zu dieser Zeit nicht weniger als zehn Benediktinerklöster. Aber auch für die zu visitierenden Abteien konnte es zu einer schweren finanziellen Belastung werden, sofern die Visitatoren mit großem Gefolge kamen, das ja versorgt werden mußte. So bestimmte Albert, daß nur acht Pferde mitgeführt werden durften. Den von ihm geübten Brauch zu Fuß zu wandern, wollte er den Äbten doch nicht zumuten<sup>77</sup>.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Urkunde mit dem Visitationsauftrag für Abt Hermann von Niederaltaich ebenfalls in Regensburg ausgestellt wurde, denn schon einen Tag später, 1261 Februar 22, vidimiert Albert dem Klarissenkloster St. Maria Magdalene zu Regensburg eine Schenkungsurkunde und zwei Kaufbriefe aus dem Jahre 1252<sup>78</sup>.

Zwischen dem 22. Februar und dem Früh- bzw. Spätsommer 1261 tritt in der Quellenüberlieferung eine Lücke ein.

Der Aufenthalt Alberts in diesen Monaten läßt sich urkundlich nicht nachweisen. Sollte Albert in dieser Zeit seine Visitationsreisen durch das Bistum gemacht oder sich zum stillen Studium auf die Burg Stauf zurückgezogen haben? Es ist überraschend, daß bei Anwesenheit des Bischofs in seinem Bistum keinerlei Rechtsgeschäfte angestanden wären, die einer Beurkundung bedurft hätten. Man könnte daraus natürlich auch den Schluß ziehen, daß die Urkunden zu Verlust gegangen sind, aber bei dem sonst relativ gut erhaltenen Urkundenbestand aus der Regierungszeit Alberts bleibt auch diese Erklärung unbefriedigend. Mit Sicherheit nahm Albert an einer Zusammenkunft der Suffraganbischöfe der Kirchenprovinz Salzburg teil, die aus inneren Kriterien für die Zeit zwischen 1261 Mai 25 und August 29 eingereiht werden muß<sup>79</sup>. Zugegen waren, wie schon bei der Provinzialsynode des Vorjahres in Landau, die Bischöfe Otto von Passau, Albert von Regensburg, Heinrich von Chiemsee und der erwählte Bischof Otto von Lavant, abwesend war der Erzbischof von Salzburg, was nach Inhalt der gefaßten Resolution nur naheliegend ist. Das Kollegium der Bischöfe teilt den römischen Kardinälen unverblümt den desolaten Zustand der Salzburger Kirche mit, der aus zwei Ursachen

<sup>75</sup> W. Fink, Der hl. Albertus der Große und die Visitation der Benediktinerklöster des Bistums Regensburg, in: 7. Jahresbericht des Vereins zur Erforschung der Regensburger Diözesangeschichte (1932) 18—21.

<sup>76</sup> W. Fink, Der hl. Albertus der Große und die Visitation der Benediktinerklöster, 20. Jänner 2, 471—472.

<sup>77</sup> BZAR Clarissenkloster Urk. Nr. 4; Druck: Mai, in: VO 107 Nr. 19.

<sup>78</sup> BHStAM Passau-Hochstift Lit. 4 f. 38—38' und 51—51'; Druck: Mai, in: VO 107 Nr. 20; zur Datierung vgl. hier die Vorbemerkung.



resultierte, einmal aus dem unglückseligen Salzburger Bistumsstreit der Jahre 1256—1265, zum anderen in den Okkupationsgelüsten König Ottokars II. von Böhmen, der in seine ausschweifenden territorialpolitischen Pläne das ganze Land zwischen Fichtelgebirge und Adria einbezog und es mit Feuer und Schwert unter seine Botmäßigkeit zu bringen trachtete<sup>80</sup>.

Mit größerer Wahrscheinlichkeit dürfte jedoch die Zusammenkunft der Bischöfe eher Ende August als in den vorausgehenden Monaten stattgefunden haben, denn eine Weiheinschrift in der Kirche von Lerchenfeld besagt: „Im Jahre des Herrn 1261 im August wurde diese Kirche und ein Altar geweiht vom ehrwürdigen Vater Albert, Bischof von Regensburg, aus dem Predigerorden“<sup>81</sup>. 1261 ohne Orts- und Tagesangabe übergibt Abt Poppo von Oberaltaich Bischof Albert ein Ferto in Gold, das mit nach Rom genommen werden soll, um den seit 28 Jahren ausstehenden Zins zu tilgen<sup>82</sup>. Allem Anschein nach ist Albert in unmittelbarem Anschluß an die Provinzialsynode nach Rom gereist, vermutlich mag er auch den Synodalbericht der Bischöfe dorthin mitgenommen haben, um den Text durch seine persönlichen Ausführungen zu unterstreichen. Aber es wäre ebenso denkbar, daß die Provinzialsynode vor dem August stattgefunden hat und Albert wieder in sein Bistum zurückgekehrt ist. Die fehlenden Quellen lassen hier nur Vermutungen zu.

Unbekannt ist Monat oder gar Tag seiner Abreise nach Rom, der Zweck dieser Fahrt dürfte ziemlich klar sein: an der Kurie persönlich um die Enthebung vom Bischofsamt nachzusuchen. Ob er schon wiederholt darum gebeten hatte<sup>83</sup>, läßt sich nicht nachweisen und dürfte auch unwahrscheinlich sein, denn Papst Alexander IV., der Albert zum Bischof ernannt hatte, hätte nach so kurzem Episkopat seinen Wünschen kaum willfahrt. Mit dem Tod Alexanders IV. am 25. Mai 1261 hatte sich die Situation geändert. Nach dreimonatiger Sedisvakanz wurde Urban IV. zum neuen Papst gewählt.

Im Dezember ist Albert noch immer nicht nach Regensburg zurückgekehrt, denn 1261 Dezember 23 gestattet Abt Hermann von Niederaltaich, daß Propst Heinrich, Dekan Leo und Vitztum Ulrich von der Regensburger Domkirche als „vice gerentes“ des abwesenden Bischofs Alberts II. dem verschuldeten Pfarrer Konrad von Schwarzach erlauben, Pfarreinkünfte auf drei Jahre zu verkaufen<sup>84</sup>.

Auch Papst Urban IV. scheint nur ungern den Rücktrittswünschen Alberts nachgegeben zu haben, denn in der Ernennungsurkunde für dessen Nachfolger, Leo den Tundorfer, von 1262 Mai 11 heißt es, daß er nur nach langem Flehen und schließlich unter Zustimmung des Kardinalskollegiums die Cession angenommen hat<sup>85</sup>. Da Albert in der Urkunde von 1262 Februar 25, ausgestellt von Dompropst Heinrich, Domdekan Leo und dem Regensburger Domkapitel, noch als Bischof genannt

<sup>80</sup> Vgl. M. Spindler, Die Bedrohung Niederbayerns durch Ottokar von Böhmen 1257—1273, in: Handbuch der bayerischen Geschichte, hrsg. von M. Spindler 2 (1966) 80—84.

<sup>81</sup> J. A. Endres, Eine vergessene Altarweihe Alberts des Großen, in: Literarische Beilage zur Augsburger Postzeitung Nr. 22 (1910) 169; s. a. Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern. II Oberpfalz und Regensburg, H. 21 Bezirksamt Regensburg, bearb. von F. Mader (1910) 216.

<sup>82</sup> Or. verloren; Regest: MB 12, 101 Nr. 4 nach verlorenem Original; Janner 2, 474 Anm. 1; Scheeben, Albert der Große, 65; Mai, in: VO 107 Nr. 21.

<sup>83</sup> Janner 2, 473—474.

<sup>84</sup> Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien HS 581 (Böhm-rot) f. 53'—54; Druck: Mai, in: VO 107 Nr. 22.

<sup>85</sup> Ried 1, 465 Nr. 489.



ist <sup>86</sup>, kann seine Resignation frühestens in den letzten Februartagen oder Anfang März erfolgt sein. Ein genaues Datum ist nicht bekannt. Ob Albert noch einmal in seine Diözese zurückgekehrt ist, erscheint äußerst zweifelhaft, auf jeden Fall läßt sich ein Aufenthalt urkundlich nicht belegen <sup>87</sup>.

Was hat nun Albert bewogen, sein Bischofsamt niederzulegen. Nicht nur in den Biographien des 15. und 16. Jahrhunderts, auch bis in das 19. und 20. Jahrhundert ist zu lesen: Albert war als Bischof nicht glücklich <sup>88</sup>, Albertus empfing das Bistum Regensburg gezwungen, bald darauf aber warf er es weg wie eine glühende Kohle, die die Hand verbrennt <sup>89</sup>; das Reiten auf reich geschnittenem Roß inmitten eines ritterlichen Gefolges, die ganze Hofhaltung, wie sie feudales Herrentum als bischöfliche Würde verlangten, das alles mußte dem strengen Mönch zuwider sein <sup>90</sup>, aber es ist auch davon die Rede, daß es Albert eine Unmöglichkeit war, bei einem „unbelehrbaren und moralisch verkommenen Volk“, wie er es in seiner Diözese angeblich vorfand <sup>91</sup>, etwas zu erreichen. Im 14. Jahrhundert taucht zuerst bei Konrad von Megenberg die Legende auf, die Bevölkerung habe sich lustig über sein Wanderschuhwerk gemacht und ihn deshalb einfach „Bundschuh“ genannt <sup>92</sup>, Albert hätte jedoch den Hohn und Spott nicht ertragen und hätte lieber sein Bistum aufgegeben als sich länger den Anwürfen eines verrohten Volkes auszusetzen. Eine weitere Version ist, die Sehnsucht nach der wissenschaftlichen Arbeit <sup>93</sup> hätte ihn getrieben, auf das Bischofsamt zu verzichten, eine andere, er habe Regensburg verlassen, weil er die militärischen Aufgaben, die in seiner Stellung als Reichsfürst auf ihn zukommen konnten, verabscheute <sup>94</sup>. Wollte man diesen Argumenten folgen, so müßte man die Frage ins Gegenteil verkehren: warum hat Albert das Bischofsamt überhaupt angenommen? Er war kein weltfremder Gelehrter. In den Jahren 1252 und 1258 fällt er Schiedssprüche im Streit zwischen dem Erzbischof und der Stadt Köln <sup>95</sup>. Papst Alexander IV. rief ihn an die Kurie nach Anagni, wo er mit anderen Theologen die Bettelorden gegen die Angriffe eines Wilhelm von Saint-Amour zu verteidigen hatte <sup>96</sup>. Er war also durchaus mit dem Leben an bischöflichen oder päpstlichen Residenzen vertraut und die Erkenntnis, daß der Bischof zugleich Landesherr war, mußte ihm nicht erst dämmern. Und klingt es nicht mehr nach einem spätmittelalterlichen Legendentopos, wenn von einem „unbelehrbaren und moralisch verkommenen Volk“ die Rede ist? Albertus kannte Regensburg, warum sollte er sich plötzlich der Aufgabe, diesem „unbelehrbaren Volk“ beizukommen,

<sup>86</sup> Vgl. S. 32 Anm. 58.

<sup>87</sup> Janner 2, 474.

<sup>88</sup> Janner 2, 473.

<sup>89</sup> Scheeben, Albert der Große, in: Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens 27 (1931) 54.

<sup>90</sup> P. Dörfler, Albertus Magnus (Reprint 1979) 16.

<sup>91</sup> Andreas von Regensburg nach Konrad von Megenberg, in: Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte NF 1 (1903) 66; dieser Überlieferung folgt R. P. Mortier, *Histoire des Maîtres Generaux de l'Ordre des Frères Prêcheurs* 1 (1903) 648.

<sup>92</sup> Andreas von Regensburg nach Konrad von Megenberg, in: Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte NF 1 (1903) 66; Laurentius Hochwart, in: A. F. Oefele, *Rerum Boicarum Scriptores* 1 (1763) 208.

<sup>93</sup> E. Michael, *Geschichte des deutschen Volkes* 3 (1899) 97.

<sup>94</sup> Tholomeus von Lucca, *Historia ecclesiastica nova* XXII 17, bei: Muratori, *Rerum Italicarum Scriptores* XI; s. a. Scheeben, Albert der Große, 64.

<sup>95</sup> W. Kübel, in: *Lexikon des Mittelalters* 1 (1978) Sp. 294.

<sup>96</sup> Vgl. Staber, in: VO 106, 177–178.



nicht mehr gewachsen fühlen oder vor dem harmlosen Spottnamen „Bundschuh“ zurückschrecken? Verabscheuung des Kriegshandwerks? Das läßt sich nur schwer mit der Tatsache in Einklang bringen, daß sich Albert ein Jahr nach Verzicht auf den Regensburger Bischofsstuhl zum Kreuzzugsdelegaten für Deutschland und Böhmen aufstellen ließ<sup>97</sup>. Und schon gar nicht kann das Argument verfangen, durch sein heftiges Temperament hätte sich Albert an keinem Ort lange halten können<sup>97a</sup>. Erinnern wir uns, in die Streitigkeiten zwischen dem Erzbischof und der Stadt Köln greift er schlichtend ein, eine seiner ersten Amtshandlungen als Bischof von Regensburg ist die Beilegung eines Streites um das Sepulturrecht zwischen dem Kloster Waldsassen und den Deutschherren zu Eger. Ihm ein aufbrausendes Naturell zu unterstellen ist wohl fehl am Platze, vielmehr dürfte er sich doch durch einen überlegenen Geist, geduldigen Willen und Herzensgüte ausgezeichnet haben. Ohne legendarische Verbrämung sieht es Scheeben, der glaubt, daß Albert in dem damaligen Domdekan Leo den geeigneten Mann sah, das große Werk der Wiederaufrichtung der Diözese, das er selbst begonnen hatte, zu Ende zu führen, und er fährt fort: „Albert klebte nicht am Amt. Er war selbstlos genug, die Fähigkeiten anderer freudig anzuerkennen. Er wußte auch seine Grenzen, die seiner Wirkungskraft als Bischof gesteckt waren“<sup>98</sup>. Noch nüchterner sieht es Staber. „Albert strebte nicht nach dem Bischofsamt, sondern nach der unverlierbaren Bischofswürde, um sein wissenschaftliches Lebenswerk zu vollenden“<sup>99</sup>, was mit anderen Worten ausgedrückt heißt, daß ihm auch weiterhin die Verfügungsgewalt über seine Einkünfte zustand. Ein drittes mag noch hinzukommen. Das Reisen und Wandern war ihm als Bettelmönch so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er sich von dieser Gewohnheit auch als Bischof nicht zu lösen vermochte<sup>100</sup>. Die einem Bischof obliegende Residenzpflicht lag nicht in seiner Mentalität. Vielleicht erkannte er hierin die Grenzen seiner Wirkungskraft.

Was übrig bleibt ist, ein Resumée seines zweijährigen Episkopats zu ziehen. Hat er tiefgreifende Spuren hinterlassen? Kann man sagen, die alte Wahrheit habe sich bewährt, „daß ein Künner und Meister mit wenigen Griffen einen Zustand, an dem Pfuscher ratlos herumkurieren, in Ordnung bringt? Erwies sich der Bettelmönch und Magister der Theologie auch als Verwaltungs- und Finanzgenie und das so, daß man sagte, er habe das Werk nur fertiggebracht, weil er den ‚Stein der Weisen‘ besessen habe“?<sup>101</sup> Sicher ist an dieser Formulierung manches legendarisch hochstilisiert. So wissen wir nur über einen Chronisten des 16. Jahrhunderts, daß Albert innerhalb kürzester Zeit die finanzielle Misere seines Bistums behoben hätte<sup>102</sup>, urkundliche Belege dazu fehlen. Entsprang der Auftrag, die Reformstatuten Papst Gregors IX. durchzuführen seinem Reformeifer oder war es ein längst anstehendes Desiderat, das endlich der Aufarbeitung bedurfte? Die Themata der Provinzialsynode von Landau waren das Anliegen sämtlicher Bischöfe der

<sup>97</sup> Vgl. L. Dorez - J. Guiraud, *Les registres d'Urban IV.* (1901—1906) p. 84 Nr. 310; in dieser Urkunde ist auch die Repräsentation des Legaten festgesetzt: 12 Reiter zu Pferd; vgl. hierzu R. P. Mortier, *Histoire des Maîtres Generaux de l'Ordre des Frères Prêcheurs* 1 (1903) 648, der auch die Verpflichtung prunkvollen Auftretens als Motiv für die Amtsniederlegung Alberts ansieht.

<sup>98</sup> Scheeben, *Albertus Magnus*, 135.

<sup>99</sup> Staber, in: VO 106, 193.

<sup>100</sup> Mai, in: VO 107, 9.

<sup>101</sup> P. Dörfler, *Albertus Magnus*, 16.

<sup>102</sup> Laurentius Hochwart, in: A. F. Oefele, *Rerum Boicarum Scriptores* 1 (1763) 207.



Salzburger Kirchenprovinz; es ist kaum ersichtlich, daß Albert hier besondere Initiativen ergriffen hat. Die übrigen von ihm ausgestellten Urkunden sind Verwaltungsroutine, wobei auffällt, daß weder das Kloster der Dominikaner, noch das der Dominikanerinnen von ihm besondere Gunstbeweise erhält. Die Überlieferung, Albert habe selbst die Risse für den Bau der Dominikanerkirche in Regensburg gezeichnet<sup>103</sup>, entbehrt der Grundlage. Eine erste, urkundlich zu belegende Beziehung zum Bau der Kirche läßt sich durch einen 1267 Mai 6 ausgestellten Ablassbrief Alberts d. Gr. herstellen<sup>104</sup>. Was man vielleicht als das Glück des Tüchtigen bezeichnen darf, war, daß Albert hervorragende Männer zur Seite standen. Das waren einmal die Äbte Hermann von Niederaltaich und Poppo von Oberaltaich, denen er getrost das Reformwerk der Benediktinerklöster anvertrauen konnte; in seinem Domkapitel, zu dem er offensichtlich ein gutes und von gegenseitigem Vertrauen getragenes Verhältnis besaß<sup>105</sup>, scheint der damalige Domdekan und Nachfolger Alberts auf dem Bischofsthron, Leo der Tundorfer, die Schlüsselfigur gewesen zu sein. Das Talent Alberts bestand wohl darin, den richtigen Mann am richtigen Platz einzusetzen. Objektiv läßt sich sagen, Albertus Magnus hat in den zwei Jahren seiner Regierung eine durch politische Händel und eine wenig glückliche Amtsführung seines Vorgängers zerrüttete Diözese in den Griff bekommen und so geordnet, daß er sie getrost einem anderen zurücklassen konnte.

<sup>103</sup> A. Niedermayer, Die Dominikanerkirche in Regensburg, in: VO 18 (1858) 20—24; dagegen meint Janner 2, 473: „Wenn einzelne Schriftsteller den Bischof Albertus an der Anfertigung des Planes für die Dominikanerkirche von Regensburg beteiligt sein lassen, so ist dies für die Zeit seiner bischöflichen Amtsführung unrichtig“.

<sup>104</sup> Ried 1, 493 Nr. 520.

<sup>105</sup> Vgl. Scheeben, Albertus Magnus, 134—135; Staber, in: VO 106, 192.





# Albertus Magnus als Philosoph und Theologe

von

Johann Auer\*

Die Albertus Magnus-Gedenkwoche hat die Aufgabe, uns den einstigen Bischof von Regensburg, der als großer Gelehrter und als Heiliger in die Geschichte der christlichen Welt des Abendlandes eingegangen ist, vor Augen zu stellen<sup>1</sup>. Seine menschliche, wissenschaftliche und kirchliche Größe will uns Anlaß zur Besinnung auch für unsere Aufgabe in unserer Zeit sein.

Die drei Festvorträge dieser Gedenkwoche mögen dabei auch in ihrer Reihenfolge zeigen, worauf es ankommt. Hatte der erste Vortrag den gewissenhaften und unermüdlichen Erforscher der Natur als Schöpfung Gottes vor Augen geführt — so hat ja das Mittelalter die ganze Welt verstanden, auch wenn es dieselbe naturwissenschaftlich betrachtet hat<sup>2</sup> —, so soll dieser Vortrag versuchen, den Menschen und Denker Albert etwas mehr vor unserem Auge erstehen zu lassen. Der letzte Festvortrag wird dann den geistigen Führer im politischen und gesellschaftlichen Leben seiner Zeit und besonders in der Kirche seiner Zeit zum Thema haben und so das Bild der Größe dieses Mannes abrunden.

Ich will also versuchen, den Denker und Menschen Albert mit wenigen kurzen Strichen zu zeichnen. Der Weg mag dabei folgender sein: 1. In einem ersten Gedankenkreis wollen wir den Menschen Albert in die geistesgeschichtliche Welt seiner Zeit hineinstellen, um seinen Ort in dieser bewegten Zeit etwas festzulegen. 2. In einem zweiten Gedankengang werden wir versuchen, Alberts Wege und Leistungen im Ringen seiner Zeit um die besonderen philosophischen Probleme in ihren Grundlinien an einigen wenigen Beispielen vorzuführen. 3. Ein dritter Gedankenkreis soll sich dann mit Albert als Theologen in seiner Zeit und mit seinem Weiterwirken in der Theologie der folgenden Jahrhunderte beschäftigen. Ehe wir jedoch diese Ausführungen beginnen, lassen Sie mich noch das Thema dieses Vortrages von der menschlichen Seite her kurz präzisieren!

Albert von Lauingen<sup>3</sup>, Albertus Teutonicus, der Deutsche, von seinen Zeitgenossen und von bedeutenden Theologen der Folgezeit Albertus Magnus, der

\* Festvortrag zur Albertus-Magnus-Woche in Regensburg am 8. Juli 1980.

<sup>1</sup> Albert von Lauingen, 700 Jahre Albertus Magnus: Festschrift 1980, hrsg. vom Historischen Verein Dillingen an der Donau, Lauingen 1980.

<sup>2</sup> W. von dem Steinen, *Homo caelestis*, 2 Bde., Bern-München 1965; — N. M. Wildiers, *Weltbild und Theologie vom Mittelalter bis heute*, Einsiedeln-Köln 1974.

<sup>3</sup> Vgl. M. Grabmann, *Der Einfluß Alberts d. Gr. auf das mittelalterliche Geistesleben* (1928); *MG II*, München 1932, 325—413, besonders 328—360: Die geistige Persönlichkeit Alberts d. Gr. im Spiegel seiner Benennungen. — Dazu: Anm. 1 Seite 11—60, besonders 41—44.



Große, genannt (wohl nicht abgeleitet von Albertus Magus, der Magier!), und Doctor Universalis, Lehrer auf jedem Gebiet der damaligen Welterkenntnis (so darf man diesen Titel wohl übersetzen), wer ist dieser Albert, der als einziger Theologe des Mittelalters sämtliche Quellen, die der großen Theologie dieser Zeit neue Wege, neue Einsichten eröffnet haben, kommentiert hat: sämtliche Werke des größten griechischen Denkers Aristoteles aus dem 4. vorchristlichen Jahrhundert und sämtliche Werke des Pseudodionysius Areopagita, jenes vielleicht syrischen Bischofs aus dem Ende des 5. christlichen Jahrhunderts, der in einer christianisierten neuplatonischen Seins-, Geschichts- und Weltvorstellung den einzigen Weg zur Entfaltung der christlichen Wahrheit in dieser Welt sah; Albert, der ebenso Johannes von Damaskus († 749), seine erste und letzte Summe der griechischen Vätertheologie, sein Werk *De fide orthodoxa*<sup>4</sup>, dessen Menschenbild fast ganz auf aristotelischem Denken fußt, gebraucht hat<sup>5</sup> — wer ist dieser Albert der Große, dessen Theologie trotzdem nie führend geworden ist in der Kirche, dessen Kommentare, zumal zum Pseudoareopagiten, durch alle Jahrhunderte, von allen Theologen, die zumal in einer neuen mystischen Einsicht eine Vertiefung der Theologie suchten, zitiert wurden und von der doch keine theologische Aussage in das Lehrgebäude unserer Kirche eingegangen ist<sup>6</sup>; — wer ist dieser Albert, der es sich leisten kann, sein ganzes Gelehrtenleben entgegen allen Verboten der Kirche ständig seinen Aristoteles zu kommentieren und der von Papst Alexander IV. dennoch gebeten wird, den Bischofstuhl zu übernehmen, den er freilich schon nach zwei Jahren eigentlich recht verborgenen Wirkens in einer ganz unruhigen Zeit still und erleichtert wieder zurückgibt, und der von nun an als einfacher Kreuzzugsprediger, Lehrer der Theologie, stiller Gelehrter an seinen großen Kommentaren weiter schreibt, seine Summa Theologica abschließt und als großer Friedensstifter auf der kirchen- und weltpolitischen Bühne, aber auch hier mehr im Verborgenen wirkt; — wer ist dieser Albert, der bei seinem Sterben einen gewichtigen Nachruf der Universität Paris und von anderen theologischen Institutionen der Zeit erhält, und doch von der Kirche mehr und mehr vergessen wird, dessen Theologie auch nach einem mit Kraft unternommenen Anlauf im 15. Jahrhundert in Köln nicht Oberwasser zu gewinnen vermag?<sup>7</sup> — Wer ist dieser Albert, dessen Verehrung durch das Volk in der Seligsprechung durch Papst Gregor XV. im Jahre 1622 endlich zögernd, auch für die Dominikanerkirche in Regensburg erlaubt wurde, und um dessen kirchliche Anerkennung als „Heiligen“ seit 1880 wieder gerungen wird, bis er 1930, 650 Jahre nach seinem Tod, beinahe müßte man sagen nur durch einen klugen Schachzug des gelehrten und frommen deutschen Dominikanerkardinals Andreas Frühwirth, auch ohne ausdrücklichen Wundernachweis, zur Ehre der Altäre erhoben wird und von Pius XII. 1942 zum Patron einer Naturwissenschaft ernannt wird, deren nicht nur wissenschaftliche, sondern auch weltanschauliche Probleme ihm gewiß noch ganz verborgen waren — wer ist dieser Albert? Mir scheint, dies ist die Frage, die wir eigentlich beantworten müßten, wenn wir in

<sup>4</sup> Vgl. die Schriften des Johannes von Damaskus, hrsg. von B. Kotter OSB, Berlin 1973 (kritischer griechischer Text). — Lateinische Übersetzung des Burgundio und Cerbanus, ed. v. T. N. Buytaert OFM, Löwen-Paderborn 1955.

<sup>5</sup> Vgl. H. Ostlender (Hrg.) *Studia Albertina*, Festschrift für Bernhard Geyer zum 70. Geburtstag, Münster 1952. — *LexMA* I, 295—297 (W. Kübel).

<sup>6</sup> Vgl. oben Anm. 3 M. Grabmann.

<sup>7</sup> Vgl. Albert von Lauingen (oben Anm. 1: Zeittafel S. 23—30 [A. Layer]).



dieser Feierstunde von Albert als Philosophen und Theologen in seiner Zeit und für die Kirche seiner Zeit sprechen. Wenden wir uns also nach dieser Klärung der Fragestellung unseren Ausführungen zu!

### *1. Albertus Magnus in der geistesgeschichtlichen Welt seiner Zeit*

Albertus Magnus' Lebenszeit ist etwa 1198—1280 anzusetzen. Ein kurzer Blick in die Geschichte des Abendlandes, besonders in seine Geistesgeschichte, zeigt uns eine Welt voll der größten Umbrüche und Neuansätze. Wollen wir Albert d. Gr. in diese Zeit einordnen, müssen wir vor allem drei Fragen beantworten: 1. Welche Bewegungen haben ihn selbst bewegt? 2. Welche Bewegungen hat er geistig und persönlich mitgetragen? 3. Welche Bewegung ist durch ihn für die Nachwelt bedeutsam geworden? Eine Zusammenschau der drei Fragen kann uns Antwort geben auf unsere Frage, warum und in welchem Sinn Albert mit Recht „der Große“ genannt wurde.

Können auch nur die wichtigsten Probleme hier angedeutet werden, so wollen wir diese Andeutungen doch nicht unterlassen, weil sie uns erst ein einigermaßen gerechtes Urteil über unseren Heiligen erlauben. Zuerst ein paar Sätze zur *politischen Welt* jener Zeit, in der auch die großen geistigen Bewegungen stehen. Fassen wir dabei das Jahr 1198 als mögliches Geburtsjahr Alberts vor allem ins Auge: 1198—1204 findet der vierte Kreuzzug statt, der einen gewissen Erfolg bringt, und fünfzig Jahre später findet die Kreuzzugsbewegung ihr Ende. Was sie als Hinterlassenschaft dem Abendland schenkt, ist das Rittertum und bald auch das aufstrebende Städtewesen, zwei Wirklichkeiten, die für die Geistesgeschichte der Zeit von höchster Bedeutung sind. 1230 bekommen Köln wie Regensburg von Kaiser Friedrich II. das Stadtrecht<sup>8</sup>. — 1198 tritt Otto IV. als welfischer Gegenkönig gegen den Staufer Philipp von Schwaben auf und ihm folgt 1212—1250 die große Zeit des Staufers Friedrich II., die nach einer kurzen Friedenszeit den neuen Bruch zwischen Kaisertum und Papsttum bringt, einen Streit, der das ganze Jahrhundert bestimmen wird und zum Interregnum von 1245—1273, zur „schrecklichen, kaiserlosen Zeit“ führt. Als Otto IV. 1218 starb, wurde Rudolf von Habsburg<sup>9</sup> geboren, dessen Wahl zum deutschen Kaiser 1273 das Interregnum beendet und der alte Albertus war es, der sich für die Wahl dieses Kaisers mit seiner ganzen Persönlichkeit und Autorität einsetzte. — 1198 wird Lotario Graf v. Segni, als Siebenunddreißigjähriger zum Papst gewählt, der als der mächtige Innozenz III. bis 1216 regiert, 1215 das erste Laterankonzil eröffnet, auf dem Dominikus, der Gründer des Dominikanerordens, dessen Zierde bald Albert d. Gr. werden sollte, zuerst die Anerkennung seines Ordens erhielt. Auf diesem Konzil beginnt auch die große Auseinandersetzung mit den Albigensern in der Frage nach dem christlichen Lebensstil der Zeit, wie in der Auseinandersetzung mit den Werken des Camaldulenserabtes Joachim von Fiori der Streit um das rechte Gottes- und Weltverständnis am Übergang von der Frühscholastik zur Hochscholastik entschieden wird.

Damit stehen wir schon vor der Frage nach der *Geistesgeschichte* jener Zeit. Die

<sup>8</sup> Vgl. L. Schwab, Regensburg, Heimat und Welt, Regensburg 1950, S. 297—321, besonders 306 f. — R. Fröhn, Illustrierte Geschichte der Stadt Köln, Köln<sup>3</sup> 1962.

<sup>9</sup> Vgl. dazu Lehrbücher der Kirchen-, Welt- und deutschen Literaturgeschichte, bes. J. Lortz, Geschichte der Kirche in ideengeschichtlicher Betrachtung, Münster 1936.



weltliche Geistesgeschichte, ohne die auch die theologische Geistesgeschichte nicht zu verstehen ist, sei nur mit einigen Namen der großen deutschen Dichter jener Zeit signalisiert: Konrad von Heimesfurth (im Eichstättischen) dichtet um 1200 seine Mysterienspiele zur „Himmelfahrt Mariens“ und zur „Urständ über Tod und Auferstehung Christi“. Walter von der Vogelweide singt seine ersten Lieder auf die Frauenminne und greift in die politische Geschichte gegen das Papsttum ein. Hartmann von der Aue dichtet seinen Iwein und Wolfram von Eschenbach um 1210 seinen Parsifal wie Gottfried von Straßburg seinen Tristan. Die beiden Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner, die an der Universität Paris bald die neue Theologie tragen und entscheiden werden, sind ohne diesen neuen Geist des Rittertums, der Städte und des Bürgertums nicht zu verstehen.

Bedeutsamer für uns ist, was in den jüdisch-arabischen Wissenschaften vor allem der Theologie jener Zeit geschieht. 1198 stirbt Ibn Ruschd, Averroes im lateinischen Bereich genannt, dessen Aristoteleskommentare für Albert von höchster Bedeutung sein werden<sup>10</sup>. 1204 stirbt der große rabbinische Gelehrte Moses Maimonides, der durch seine Mischna-Kommentare und besonders durch seine liberale philosophische Begründung der jüdischen Religion in seinem „Führer der Unschlüssigen“ für die Erkenntnislehre und die Glaubensbegründung der Zeit und vor allem für das Schöpfungsverständnis auch in der christlichen Theologie der Hochscholastik und besonders schon bei Albert von höchster Bedeutung wird. — Zwei weitere große geistige Bewegungen bestimmen die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts: Das ist zunächst die Rezeption des ganzen Aristoteles, teils in den Übersetzungen und Kommentaren aus dem Arabischen, die vielfach wie bei Avicenna neuplatonisch eingefärbt sind, oder des genuinen Aristoteles, wie ihn vor allem Averroes zu vermitteln sucht. Gewiß, der Anfang dieser Auseinandersetzungen fand zunächst in den Artistenfakultäten der in dieser Zeit neu entstandenen Universitäten von Padua (gegründet 1192 von Bologna her) und von Paris (gestiftet 1215) statt<sup>11</sup>. An der „Universitas scientiarum“ konnte auch die Theologie an den großen geistigen Bewegungen dieser Zeit nicht vorübergehen. Wir werden gleich bei Albert darüber mehr zu sagen haben.

Daneben darf aber auch eine andere Bewegung nicht übersehen werden, die diese Zeit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts bestimmt: Waren seit dem 11. Jahrhundert Aberglaube und Magie von der Kirche im wesentlichen streng verurteilt worden, so entsteht eben in dieser Zeit des anfangenden 13. Jahrhunderts in Südeuropa die „jüdische Kabbalah“, die eine mystische (meist durch Zahlenmystik unterstützte) magisch wirkende Schriftauslegung an die Stelle des rationalen Talmudismus setzte, der seit dem 2. Jahrhundert in Palästina und seit dem 6. Jahrhundert noch mächtiger in Babylon geherrscht hatte. Man wird nicht irgehen, wenn man mit dieser Wende im Selbstverständnis der jüdischen Theologie auch das Anwachsen des magischen Denkens in christlichen Kreisen nicht zuletzt durch die neue aristotelische Astronomie und Metaphysik unterstützt, annimmt.

Eine neue Zuspitzung finden die geistigen Auseinandersetzungen in den Jahren 1240—1250, also eben in der Zeit, in der Albertus seine große geistige Wirksamkeit in seinen ersten Schriften niederlegt, als neben einem gereinigten verchristlichten Averroismus, wie ihn verschiedene christliche Denker der Zeit, auch Albert ver-

<sup>10</sup> Vgl. Überweg, Geschichte der Philosophie Bd. 2: B. Geyer, Die patristische und scholastische Zeit, Berlin 1928.

<sup>11</sup> Vgl. H. Grundmann, Vom Ursprung der Universität im Mittelalter, Darmstadt 1976.



suchen, ein reiner, vielleicht auch mißverständener sogenannter lateinischer Averroismus durch Siger von Brabant und andere führende Denker und Theologen um Eingang wirbt, ein Averroismus, der ohne Rücksicht auf Grundwahrheiten christlichen Welt- und Selbstverständnisses sich durchsetzen möchte. — Doch damit sind wir nun an der Stelle angelangt, wo wir auf die besondere Bedeutung Alberts d. Gr. im Ringen seiner Zeit im einzelnen eingehen müssen.

## *II. Alberts Weg und Leistungen im Ringen um die philosophischen Fragen seiner Zeit*

Lassen Sie mich nochmals vier kurze Vorbemerkungen anbringen, ehe ich die drei Beispiele vortrage, die uns zu einem Urteil über das Denken Alberts verhelfen sollen.

1. Vorbemerkungen zur Person Alberts: Geboren etwa 1198, aus einem schwäbischen Ministerialengeschlecht in Lauingen, nicht aus dem Geschlecht derer von Bollstedt, wie früher vielfach angenommen. Wenn wir nach seinem Aussehen fragen, möchte ich auf das Bild hinweisen, das auf dem Programm zu dieser Gedenkwoche abgedruckt ist, das von Thomas von Modena 1352 in Treviso im Refektorium des dortigen Dominikanerklosters an die Wand gemalt wurde. Entsprechend den Maßen der Knochen im römischen Sarg zu Köln: ein untersetzter Mann mit einem besonders nüchternen (schwäbischen) Sinn für Wirklichkeit und Geschichte, von zäher Gesundheit, unermüdlich im Suchen und Wirken, innerlich mit einem gesunden, ausgereiftem Selbstbewußtsein und äußerlich von großer Bescheidenheit, die vielleicht durch seine Zugehörigkeit zum eben gegründeten Dominikanerorden seit 1223 oder 1230 besonders entwickelt wird. Hier darf wohl darauf hingewiesen werden, daß sein Charakterbild auch wirklich von diesem Orden her verstanden werden muß, der entsprechend der adligen Abkunft seines Gründers, des selbstbewußten Spaniers Dominikus, den Geist der spanischen Reconquista auf den Raum des geistigen Kampfes der Kirche jener Zeit um die Weltherrschaft überträgt. Man könnte sich Albertus schlecht als Franziskanerbruder vorstellen, so sehr um des gemeinsamen Kampfes um die Existenz im Armutsstreit willen die beiden Bettelorden auch zusammengewirkt haben. Auf seine weiteren Lebensstationen werden wir bei der Behandlung seiner Lehren zurückkommen.

2. Vorbemerkung: Wenn wir nun die besonderen Leistungen Alberts im Ringen um die geistigen Probleme der Zeit uns klar machen wollen, müssen wir von Anfang an feststellen, daß das Urteil über seine geistige Leistung bis heute außerordentlich divergiert. Vor allem zwei Vorwürfe werden dem mittelalterlichen Denker gemacht: einmal, daß er kein selbständiger Denker, sondern ein bloßer Sammler und Kombinator war und zum anderen, daß deshalb für ihn die verschiedenen Denksysteme der Zeit nicht etwa von einem höheren Gesichtspunkt her zusammengeschaut werden, sondern vielmehr beinahe unverbunden „nebeneinander herlaufen“<sup>12</sup>. Der erste Vorwurf wird außer von dem großen Thomasforscher Gallus Manser († 1950) immer wieder vor allem von jenen erhoben, die an sich das mittelalterliche Weltbild einfach dem modernen naturwissenschaftlichen Weltverständnis gegenüberstellen, wie es in neuester Zeit noch der amerikanische Kapuziner M. Wiel-

<sup>12</sup> Vgl. A. Hufnagel, *Die Wahrheit als philosophisches und theologisches Problem bei Albert d. Deutschen*, Bonn 1940, S. 75 f.



diers<sup>13</sup> in seinem auf Bergson und Teilhard fußenden Untersuchungen über „Weltbild und Theologie“ getan hat. Aus einer ähnlichen antischolastischen Einstellung heraus schreibt Hans von Schubert in seiner großen „Geschichte des deutschen Glaubens“<sup>14</sup>, daß Albertus „doch als selbständiger Denker weit weniger sagt, denn als Gelehrter, weshalb man ihn dann den Doctor universalis nannte, mehr also einen Sammler, einen Enzyklopädisten, einen Schulmeister wie Rhabanus Maurus denn einen bedeutenden systematischen Geist“. — Der zweite Vorwurf wird vor allem von großen Philosophiegeschichtlern selbst des Mittelalters wie von M. de Wulf, und selbst von Bernhard Geyer, dem Herausgeber der neuen kritischen Edition seiner Werke sowie von Josef Schneider, der als erster die Psychologie Alberts eingehend untersucht hat, erhoben. Martin Grabmann, — vielleicht würden ihn manche moderne Theologen auch einen Enzyklopädisten eher als einen Gelehrten nennen — wohl neben Clemens Bäumker und Franz Pelster und Pierre Mandonnet einer der bedeutendsten Kenner mittelalterlichen Geisteslebens — hat in seinem über 74 Seiten umfassenden Artikel „Einfluß Alberts d. Gr. auf das mittelalterliche Geistesleben“<sup>15</sup> Schuberts Urteil verworfen und sein eigenes Urteil in die Worte gefaßt: „Albert d. Gr. hat nicht bloß als Schöpfer des christlichen Aristotelismus große Initiative gezeigt und als der erste den averroelistischen Aristotelismus Sigers von Brabant in einer energischen Gegenschrift abgelehnt, er ist auch der Begründer des Neuplatonismus in der deutschen Dominikanerscholastik und hat dadurch auf die deutsche Mystik entscheidend eingewirkt“.

3. Vorbemerkung. So klar und gültig diese allgemeinen Aussagen sind, so schwierig ist es nun freilich im einzelnen, die besonderen Leistungen Alberts herauszustellen. Wir wissen nicht genau, wo er studiert hat, wer seine Lehrer waren in Padua und in Paris. Es ist nicht möglich, im einzelnen seine theologischen Quellen anzugeben, da er sie selbst nicht immer zitiert. Um ein Urteil über die Eigenleistung Alberts gewinnen zu können, müssen wir uns wenigstens ein klein wenig die großen Philosophen und Theologen seiner Zeit, seine Kollegen im Lehramt, vorstellen: Da steht am Anfang Wilhelm von Auxerre, 1231—37 Professor in Paris und Schöpfer der großen Summa Aurea um 1215 und einer liturgischen „Summa de officiis“, ein Magister, den Albert manchmal wörtlich zitiert. Bei ihm finden sich auch die ersten Anspielungen auf den neuen Aristoteles (Ethik, De anima, Physik). Weit mehr Aristoteles-Zitate finden wir in der großen „Summa de bono“ des Pariser Kanzlers Philipp († 1230), der die gesamte Theologie unter die Frage nach dem bonum gestellt hat und vor allem an der Psychologie, Gnaden- und Tugendlehre interessiert ist. Es ist nicht zu übersehen, daß das erste große Werk Alberts ebenfalls eine „Summa de bono“, um 1242 verfaßt, ist, in der das bonum in seinem Verhältnis zum Sein und zum Wahren und die vier Kardinaltugenden behandelt werden. Die Lektüre dieses ersten großen Werkes Alberts macht freilich den Eindruck, daß er hier weniger von Philipp dem Kanzler beeinflusst ist, der mehr Vater der franziskanischen Schule wird. Hier ist weiter zu nennen der nachher von Thomas viel zitierte Praepositinus (Praevost) von Cremona († 1210), ebenfalls Professor in Paris, mit seinen Summen „De officiis“, „De poenitentia“, „Contra haereticos“, in denen vor allem die Trinitätslehre und Christologie, die Gnaden- und Tugendlehre sowie die Sakramentenlehre eine breite Darstellung

<sup>13</sup> Einsiedeln-Köln 1974.

<sup>14</sup> Leipzig 1925, S. 92.

<sup>15</sup> Mittelalterliches Geistesleben II, München 1936, S. 324—413, besonders 326.



in Quaestionen finden, die in der Hochscholastik noch oft zitiert werden<sup>16</sup>. Daneben sind noch drei große Lehrer zu nennen, die mit Albert 1245—48 noch in Paris doziert haben: Johannes von Rupella (Rochelle), † 1245, von dem neben zahlreichen Einzelquaestionen eine *Summa de anima*, *De virtutibus*, *De vitiis*, *De articulis fidei* handschriftlich in zahlreichen Bibliotheken Italiens und Frankreichs liegen. Daneben steht der Franziskaner Odo Rigaldi († 1275), dessen Sentenzenkommentare und Quaestionensammlungen aus den Fünfzigerjahren viel verbreitet wurden. Die bedeutendsten Kollegen Alberts aus seiner Pariser Zeit aber bleiben zwei, die man kennen muß, wenn man Alberts Eigenleistung etwas verstehen will: einmal Wilhelm von Auvergne, † 1249, der in seinem umfangreichen Werk „magisterium divinale“ im Anschluß an die Sentenzen des Lombarden aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts die gesamte Theologie in außerordentlich originellen Quaestionen darstellt: Trinitätslehre und Schöpfungslehre, die Lehre vom Menschen in „*De anima*“, die Christologie in „*Cur Deus homo?*“, die anderen Glaubenslehren in „*De fide et legibus*“, die Moral vor allem in „*De virtutibus et moribus*“ sowie die Gnadenlehre in „*De errore Pelagii*“ und die Sakramentenlehre in „*De sacramentis*“. In seine Nähe gehört die anonyme „*Summa duacensis*“, um 1230 verfaßt, die noch mehr aus Aristoteles' Physik und Metaphysik und „*De anima*“ zitiert. Daneben steht der ganz große Magister aus dem Franziskanerorden in Paris, Alexander von Hales († 1245), der durch seinen Eintritt in den Orden des heiligen Franziskus, da er schon Magister an der Universität in Paris war, den Franziskanern den ersten Lehrstuhl an dieser Hohen Schule eröffnet hat. Seine vierbändige *Summa*, die schließlich durch seinen viel kleineren Schüler Odo Rigaldi unter Zuhilfenahme zahlreicher anderer Quaestionen der Zeit zu Ende geführt wurde, sowie seine genialen 68 „*Quaestiones disputatae antequam esset frater*“ und seine Glossa zu den vier Büchern der Sentenzen des Lombarden bieten einen Einblick in die Theologie der damaligen Zeit, an dem auch zumal der ältere Albert nicht vorübergehen konnte. Man müßte daneben noch eine Anzahl anonymer Summen wie die zahlreichen Sentenzenkommentare dieser Zeit nennen<sup>17</sup>. Die kurze Aufzählung soll uns nur eines lehren: wie schwer ein Urteil über die Eigenleistung Alberts im einzelnen ist, so lange nicht die geschichtlichen Abhängigkeiten und Zusammenhänge besser geklärt sind. Dazu kommt, daß das Wirken der soeben genannten großen Wegbereiter der Hochscholastik im Laufe der Theologiegeschichte ebenso wie das Werk Alberts, besonders seit dem Aufblühen der sogenannten Neuscholastik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, fast ganz der Vergessenheit überantwortet wurde, und die Werke der zwei führenden Theologen der eigentlichen Hochscholastik zwischen 1250 und 1270, die Werke eines heiligen Thomas von Aquin († 1274), der das Werk seines Lehrers Albert weiter und zur Vollendung geführt hat, und die Werke des heiligen Bonaventura († 1274), des Franziskaners, der das Werk seines Lehrers Alexander von Hales zu einer formalen Vollendung gebracht hat, allein hervorgehoben wurden. Erst die Erforschung der ganz großen Theologie dieser Zeit, die zum größten Teil nur in Handschriften zugänglich ist, vor allem durch den romantischen Geist

<sup>16</sup> Vgl. zu dieser geistesgeschichtlichen Einführung besonders A. M. Landgraf, Einführung in die Geschichte der theologischen Literatur der Frühscholastik, Regensburg 1948. — M. Grabmann, Geschichte der katholischen Theologie seit dem Ausgang der Väterzeit, Freiburg 1933.

<sup>17</sup> Vgl. F. Stegmüller, Repertorium Commentariorum in Sententias Petri Lombardi, Würzburg 1947, 2 Bde.



des vorigen Jahrhunderts seit etwa 1880, hat uns ein Urteil über einzelne Theologen dieser Zeit wieder besser ermöglicht<sup>18</sup>.

In einer 4. Vorbemerkung wollen wir noch kurz auf die vier Geistesrichtungen schauen, die je ein eigenes Weltbild und eigene wissenschaftliche Methoden besaßen und das Denken der Zeit maßgeblich bestimmt haben.

a) Da ist zunächst zu nennen der Augustinismus<sup>19</sup>, der aufbauend auf den Werken des großen Kirchenlehrers Augustinus, bereichert mit vielen antiken Schriften vor allem des Cicero und des Boethius, seit der Benediktinertheologie des 9. Jahrhunderts und nochmals erweitert im 12. Jahrhundert durch jüdische und arabische Denkweisen, besonders durch Avicenna und Avencebrol, ihre erste Vertiefung im Denken eines Anselm von Canterbury findet, und in den umfangreichen und zahlreichen Domschulen dieser Zeit die große Tradition der Theologie auch des 13. Jahrhunderts herausbildet. Das besondere Charakteristikum dieser Richtung ist, daß die Theologie entschieden über der Philosophie steht.

b) Daneben begegnet mit Boethius und im 8. Jahrhundert in der Theologie der Domschulen bereits die Logik des Aristoteles sowie im 11. Jahrhundert seine Psychologie und im 12. Jahrhundert seine Ethik und allmählich auch seine Physik und Metaphysik. Das nüchterne philosophische und naturwissenschaftliche Denken des Aristotelismus findet im abendländischen Denken Eingang von Spanien her sowie von dem süditalienischen Reich der Staufer<sup>20</sup>. Die Werke des Stagiriten werden teils aus dem Arabischen teils aus griechischen Originalen übersetzt, bis Robert Grosseteste um 1254 die Ethik und vor allem dann Wilhelm von Moerbeke seit 1264 auf Bitten des heiligen Thomas den ganzen Aristoteles aus dem griechischen Original ins Lateinische übersetzt<sup>21</sup>. Das entscheidende Ereignis in der Theologiegeschichte dieser Zeit ist, daß dann Albert d. Gr. allein alle Schriften des Aristoteles, wenn auch einige nicht bis zum Ende, für seine Zeit mit der tradierten literarexegetischen Methode, aber meist mit zahlreichen eigenen Quaestionen durchsetzt, kommentiert. Diese, von Albert durch seine Kommentare inaugurierte Richtung hat den Namen „christlicher Aristotelismus“ erhalten<sup>22</sup>. Was Albert damit geleistet hat, wird erst recht gesehen, wenn man bedenkt, daß seit 1210, besonders aber seit Gregor IX. 1231 und dann wieder 1245 und 1263 das Lesen der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles immer wieder verboten wurde<sup>23</sup>, und

<sup>18</sup> Die Größe des geistigen Lebens der Zeit wird besonders deutlich in den zahlreichen Sammlungen von theologischen und philosophischen Quaestionen, wie sie damals als öffentliche Disputationen zum täglichen wissenschaftlichen Betrieb an der Universität gehörten. Vgl. P. Glorieux, *Repertoire des maîtres en Théologie de Paris au XIII<sup>e</sup> siècle*, 2 Bde., Paris 1933–34. — Ders.: *La littérature quodlibetique de 1260 en 1320*, Paris 1925/35, 2 Bde.

<sup>19</sup> HWPPhil I (1971) 650–52.

<sup>20</sup> Vgl. M. Grabmann, *Kaiser Friedrich II. und sein Verhältnis zur aristotelischen und arabischen Philosophie*, MG II, München 1936, S. 103–136. — B. Geyer, *De aristotelismo B. Alberti Magni, Albertus Magnus, atti della settimana Albertina*, Rom 1931, S. 63–80.

<sup>21</sup> Vgl. M. Grabmann, *Guglielmo di Moerbeke OP, Il traduttore delle opere di Aristotele*, Rom 1940. Ders., *Methoden und Hilfsmittel des Aristotelesstudiums im Mittelalter*, München 1939 (SitzBer. AW XXXIX 5). — Ch. H. Lohr, *Medieval latin Aristoteles commentaries*, in: *Traditio*, 1967–1973. — LexMA I 942–945.

<sup>22</sup> HWPPhil I (1971) 511–515.

<sup>23</sup> Vgl. M. Grabmann, *Aristoteles im Werturteil des Mittelalters*, MG II (1936) 62–102, bes. 69 f. — LexMA I 948 f.



daß eben derselbe Papst Gregor IX. auch die Inquisition einführte und sie dem Dominikanerorden übertrug, dem Albert angehörte, und daß Albert trotz seines allgemeinen Interesses an Aristoteles unseres Wissens nie Schwierigkeiten von seiten der Kirche erhielt, ja, daß er sogar zum Bischof von Regensburg ernannt wurde und es sich leisten konnte, verurteilte Sätze seines Schülers Thomas 1270 in Paris, wenn auch ohne Erfolg, zu verteidigen. Wie dies möglich wurde, werden wir zum Ende unseres Vortrages überlegen müssen.

c) Daneben trat seit etwa 1245 nun der sogenannte „lateinische Averroismus“, der von Siger von Brabant, Boethius von Dacien und anderen Professoren der Artistenfakultät, also der weltlichen Philosophen, gefördert wird und dessen Charakteristikum ist, daß der ganze Aristoteles, auch die Lehren, die mit dem christlichen Denken und Weltbild nicht vereinbar sind, übernommen werden sollen. Diese Philosophen wollten gewiß nicht einen Widerspruch zwischen Glauben und Wissen lehren, sie wollten nur vom Glauben absehen, um allein die aristotelische Philosophie in ihrer Ganzheit entfalten zu können<sup>24</sup>. Diese scheinbar negative Bewegung führte zu einer großen Klärung des Aristotelismus selbst, zu der wiederum Albert ebenso wie sein Schüler Thomas entscheidendes beigetragen haben<sup>25</sup>. Damit haben sie aber auch der Entwicklung der naturwissenschaftlichen Studien im christlichen Abendland einen entscheidenden Dienst erwiesen. Die Frage nach der Ewigkeit der Welt, nach der Einheit des Intellektes aller Menschen<sup>26</sup> und andere Fragen sind hier notwendig einer Klärung zugeführt worden. Wir werden nachher einiges davon zu sprechen haben.

d) Daneben ist eine vierte geistige Richtung in dieser Zeit nicht zu übersehen, die gerade für die Theologie nicht hoch genug eingeschätzt werden kann: der genuine Neuplatonismus<sup>27</sup>, der im wesentlichen sich auf die tiefsinnigen Werke eines Pseudodionysius Areopagita, wohl eines syrischen Bischofs aus dem Ende des 5. Jahrhunderts, auf seine beiden Hierarchien, die kirchliche und die der Engel, besonders aber auf seine theologische Metaphysik in dem Werk „De divinis nominibus“ und auf seine „Theologia mystica“ mit den dazugehörigen Briefen stützt. Das Bedeutsame in dieser Richtung ist, daß die griechisch-kosmische Denkweise, weiterentwickelt in einer dem platonischen Weltbild nahe stehenden theologischen Metaphysik, tragend wird anstelle der heilsgeschichtlichen Denkweise der Bibel, die trotz des großen neuplatonischen Einflusses bei Augustinus im Augustinismus dieser Zeit maßgeblich geblieben war. Wiederum hat Albert d. Gr. sämtliche Werke des Pseudodionysius kommentiert und seinen Schüler Thomas angeregt, den in dieser Richtung angelegten *liber de causis*, den Albert noch für ein aristote-

<sup>24</sup> HWPPhil I (1971) 374 f. (Hödl).

<sup>25</sup> Vgl. L. Hödl, Über die averroistische Wende der lateinischen Philosophie des Mittelalters im 13. Jahrhundert, RThAM XXXIX (1972) 171—204.

<sup>26</sup> Albert hat darüber gehandelt in seinem Kommentar zum *liber de causis* sowie im Anschluß an seine Disputation am Hof Alexanders IV. in Anagny: *De unitate intellectus contra Averroistas*: vgl. STh II tr. XIII q 77 n. 3 (nach 1273). — M. D. Roland Gosselin, in: AHIMA I (1926) 309—317. — M. Grabmann, in: MG II, 303. — H. A. Masnovo, *Albertus Magnus et la polemica averroista, atti della set. Alb.*, Rom 1931, 43—63.

<sup>27</sup> Vgl. J. Koch, Augustinischer und dyonisischer Neuplatonismus und das Mittelalter, in: W. Bayerwaltes (Hrsg.) *Platonismus in der Philosophie des Mittelalters*, WdF CXCVI, Darmstadt 1969, 317—342. — Kl. Kremer, *Die neuplatonische Seinsphilosophie und ihre Wirkung auf Thomas von Aquin*, Leiden 1971. — Cl. Zintzen (Hrsg.), *Die Philosophie des Neuplatonismus* (WdF CLXXXVI) Darmstadt 1977.



lisches Werk hält, während Thomas bereits darum weiß, daß es nur ein Excerpt aus der stoicheiosis theologike des Proklos ist, zu kommentieren. Dieses pseudodionysische, neuplatonische Denken ist für Meister Eckhart wie für Cusanus und für viele nachfolgende Denker zur Grundlage einer eigenen dominikanischen Mystik geworden, während die benediktinische und franziskanische Mystik sich mehr an das biblische Denken gehalten hat <sup>28</sup>.

Das Entscheidende ist nun: Alle diese vier Richtungen, wie wir sie gezeigt haben, sind nicht etwa in Reinkultur nebeneinander, sondern durchdringen teilweise einander und je nach dem Sachgebiet und nach der Art des Denkers werden sie so gebraucht, daß eine reiche Palette philosophischer und theologischer Lehrmeinungen sich im 13. Jahrhundert herausbildet, die in einzigartiger Weise ein gültiges Bild für das abgibt, was unsere Zeit oft sucht und manchmal von sich behauptet, aber, wie ich glaube, nicht besitzt: eine Vielheit von Theologien nebeneinander, die einander nicht widersprechen, sondern vielmehr ergänzen, und ein und dieselbe Sache von vielen Seiten her beleuchten und erhellen. Daß das Mittelalter leisten konnte, was unsere Zeit nur sucht, aber nicht besitzt, hat seinen Grund darin, daß im öffentlichen Denken des Mittelalters Glauben und Wissen, Autorität und Ratio noch in ihrer notwendigen Unterscheidung ebenso wie in ihrer notwendigen Zusammengehörigkeit (im Namen des Menschen) nicht nur gesehen, sondern wenigstens bis zum Ende des 13. Jahrhunderts gelebt wurden.

Wenden wir uns nun einigen paradigmatischen Lehren zu, in denen wir die eigene denkerische Leistung Alberts beurteilen können, so sind hier vor allem drei Fragen zu nennen, die von allen besprochen werden, die zu diesem Thema sich bisher geäußert haben <sup>29</sup>:

1. Da steht am Anfang die Frage nach der Erkenntnisweise des Menschen entweder durch die rationes aeternae, die Gott nach Augustinus dem menschlichen Geist eingießt oder auf dem Weg über Erfahrung und rationale Durchdringung und Ordnung des Erfahrenen nach Aristoteles.

2. Da steht an zweiter Stelle die Lehre nach der numerischen Einheit des menschlichen Intellektes in allen Menschen, wie sie durch Averroes irrtümlicherweise in das Denken dieser Zeit hineingekommen ist. An

3. Stelle wollen wir über die Frage nach der Einheit oder Vielheit der Formen handeln, mit der die andere Frage nach der Zusammensetzung des Menschen wie des Engels aus Materie und Form zusammenhängt. Können wir hier auch nur die Resultate dieser Untersuchungen kurz referieren, so wird uns doch manches im Denken Alberts hier deutlich, das wir am Schluß dann zusammenfassend herausstellen wollen.

In der Behandlung dieser Frage durch Albert werden von Anfang an drei Züge in seinem Denken deutlich, die auch an den Anfang hierhergestellt seien:

a) Albert ist ein gesunder Realist und stellt darum selber heraus: Autorität ist in

<sup>28</sup> Vgl. M. Grabmann, Der Einfluß Alberts d. Gr. auf das mittelalterliche Geistesleben, MG II (1936) 325—412.

<sup>29</sup> Vgl. E. Ruffini, La filosofia e la teologia nel campo delle scienze secondo Alberto Magno — und B. Geyer, De aristotelismo Beati Alberti Magni, beides in: Albertus Magnus, atti della sett. Alb., Rom 1931, 23—42; 63—80. — Fr. Hoffmann, Die theologische Krise des 13. Jahrhunderts und ihre Überwindung durch Albert d. Gr., in: „Dienst der Vermittlung“, Leipzig 1977, 207—219.



der Philosophie der schwächste, in der Theologie der stärkste Beweis<sup>30</sup>. Für die Philosophie gilt also: nicht die Autorität sondern die Ratio, die beigebrachten Gründe, entscheiden, wie Aristoteles sagt<sup>31</sup>.

b) Es ist für den Wissenschaftler etwas anderes, ob er die Lehre eines anderen verstehen will, oder ob er sein eigenes Urteil über diese Lehre dartun will. Das ist bei Albert besonders zu beachten, der selbst sagt: „In jenem Buch (er meint den Politik-Kommentar) habe ich nur gesagt, was ich sagen mußte, um das dort Gesagte mit seinen Gründen und Ursachen darzutun, wie ich in allen philosophischen (aristotelischen) Büchern (Kommentaren) nie etwas von mir ausgesagt habe (numquam de meo dixit aliquid), sondern immer nur die Meinung der Peripatetiker, so gut ich es vermochte, dargelegt habe“<sup>32</sup>.

c) Daß dies aber nicht bedeutet, daß Albert nicht etwa eigene Gedanken sich macht, ja noch mehr, daß Albert im tiefsten ein ungewöhnlich fortschrittlicher Denker ist, mag eine kurze Bemerkung in eben demselben Politik-Kommentar zeigen, die auch etwas von dem nicht so sehr geschliffenen, aber sehr deutlichen Stil Alberts zeigt. Er spricht hier von Leuten in der Theologie, „welche zur Vertröstung ihrer eigenen Unfähigkeit in den Schriften anderer nichts als lauter Mängel wittern. Solche Leute haben den Sokrates umgebracht und den Plato in die Verbannung geschickt. Solche Leute sind im Organismus der wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft das, was die Leber im Körper ist (er denkt dabei an die kranke Leber); wie die ausfließende Galle den ganzen Körper verbittert, so gibt es auch im wissenschaftlichen Leben gewisse hochgradig gallige und bittere Menschen, welche allen anderen das Leben verbittern und versauern und es ihnen unmöglich machen, in wohlthuender Zusammenarbeit die Wahrheit zu suchen“<sup>33</sup>.

Doch greifen wir nun drei Beispiele aus der albertinischen Philosophie heraus!

1. Die Erkenntnislehre: Ganz schlicht gesagt: Für Augustinus ist der eigentliche Gegenstand der Erkenntnis für den Menschen, der einen höheren Intellekt besitzt, nicht die Außenwelt, sondern Gott und seine eigene Seele. Das Erkenntnisprinzip dafür aber kann nicht im Menschen liegen, sondern ist in Gott selbst, der für diese Erkenntnis, aber auch für die Erkenntnis der Wirklichkeit in der Welt, dem Menschen das Erkenntnislicht schenkt (bei Augustinus einerschafft, bei Dionysius ein-

<sup>30</sup> Vgl. STh I tr. 1 q 5 m. 2 Borg. XXXII 106 f.

<sup>31</sup> Peri Herm. B. I 238<sup>b</sup>.

<sup>32</sup> In: Pol. VIII c 5. Ähnlich öfter im Metaphysikkommentar. Vgl. G. Enriß, Albert als Interpret der aristotelischen Metaphysik (Diss.) München 1886, S. 144 und 149. — Vgl. M. Grabmann, Albertus Magnus und der lateinische Averroismus, in: MG II (1936) 287—312, bes. 294—298. — G. Meerseman, Introductio in Opera omnia beati Alberti Magni, Brugis 1931.

<sup>33</sup> In: Pol. VIII c 6, Borg. VIII 803 f. — Vgl. M. Grabmann, Der Einfluß Alberts d. Gr. auf das mittelalterliche Geistesleben, in: MG II S. 326 f.: „Sicut enim in omnibus libris physicis, numquam de meo dixi aliquid, sed opiniones Peripateticorum quanto fidelius exposui. Et hoc dico propter quosdam inertes, qui solatium suae inertiae quaerentes, nihil quaerunt in scriptis, nisi quod reprehendant: et cum tales sint torpentes et inertia ne soli videantur, quaerunt ponere maculam in electis. Tales Socratem occiderunt, Platonem de Athenis in Academiam fugaverunt, in Aristotelem machinantes etiam eum exire compulerunt . . . Qui in communicatione studii sunt, quod hepar in corpore: in omni autem corpore humor fellis est, qui comparando totum amaricat corpus, ita in studio semper sunt quidam amarissimi et fellei viri, qui omnes alios convertunt in amaritudinem nec sinunt eos in dulcedine societatis quaerere veritatem.“



strahlt), mit dem er die innersten Seins- und Sinngründe (*rationes aeternae*) der Wirklichkeit erfaßt, so wie das natürliche Auge seinen Gegenstand nur mit Hilfe des natürlichen Lichtes wahrnehmen kann. Je mehr das Interesse an der Erkenntnis der Naturdinge wuchs, besonders durch das Hinzunehmen der Lichtmetaphysik des Dionysius Areopagita, umso mehr wurde diese Lehre von der Erkenntnis der Wirklichkeiten in den *rationes aeternae* auf alle Erkenntnisgegenstände ausgedehnt. Augustinus hatte ja in seinem Frühwerk „*De ordine*“ ausführlich für die natürliche Welterkenntnis, ähnlich wie Aristoteles, auch nur die menschliche Erfahrung und das menschliche Denken verantwortlich gemacht. Die spätaugustinische Erkenntnislehre steht dagegen im wesentlichen in seinen theologischen Werken, besonders in den *Confessiones* und seinem Werk über die Trinität, wo es eben um theologische Fragen, nicht eigentlich um philosophische Fragen, um die Geschöpflichkeit, nicht so sehr um die Gottebenbildlichkeit in der Erkenntnisfähigkeit des Menschen geht <sup>34</sup>.

Was sagt hiezu nun Albert? Wir müssen hier an den Anfang die Feststellung setzen, daß Albert selber sagt, seine eigene Ansicht sei nicht zuerst den Kommentaren, sondern vielmehr im Sentenzenkommentar und in der *Summa de creaturis* zu finden <sup>35</sup>. In den Aristoteleskommentaren legt er selbstverständlich eingehend und engagiert die aristotelische Erkenntnislehre dar. Aber auch noch in der *Summa de creaturis*, quaestio 55 „*De homine*“, wenn er eingehend den Erkenntnisprozeß anhand der aristotelischen Unterscheidung zwischen *intellectus agens* und *intellectus possibilis* dartut, kommt er nach Behandlung der diesbezüglichen Ansichten bei Averroes und Aristoteles wie bei Algazel und Avicenna, der sogar die himmlischen Geistwesen noch zur Deutung des Erkenntnisprozesses einführt, und bei Augustinus, der freilich nur kurz zitiert wird und auf Gott als erste *intelligentia* rekurriert, besonders in „*De magistro*“, zu dem Resultat: „Wir folgen Aristoteles und Averroes und sagen: Der Himmel besitzt keine eigene Geistseele außer der *intelligentia* (die Gott selbst ist). Ebenso sagen wir: der menschliche *intellectus agens* ist mit der menschlichen Seele verbunden und ist einfach (d. h. geistig, ohne Körperlichkeit), besitzt nicht in sich selbst die *intelligibilia* (die Ideen der Wirklichkeit), sondern erschafft dieselben im *intellectus possibilis* aus den (eingepprägten) Phantasiebildern (*phantasmata*), wie Averroes in seinem Kommentar zu „*De anima*“ (II c. 5 und 20) ausdrücklich darlegt“ <sup>36</sup>. Im Sentenzenkommentar <sup>37</sup> verlangt Albert noch nebeneinander vier Wirklichkeiten, die zur Erkenntnis der Wahrheit zusammenwirken müssen: den *intellectus possibilis*, den *intellectus agens*, der die Abstraktion vollzieht, das Objekt, das durch ein Bild in uns repräsentiert wird, und *principia et dignitates*, die für die *compositiones* und *divisiones* in der wahren Erkenntnis verantwortlich sind. Dann fügt er jedoch hinzu: „*Sed aliter dicendum*“ (oder soll es heißen *dicatur*?): der *intellectus agens* genügt nicht für sich. Er bedarf vielmehr des Lichtes des ungeschaffenen Intellektes.“ Manchmal wird auch noch die Verbindung mit einem *intellectus angelicus et divinus* (gemäß Dionysius) verlangt.

<sup>34</sup> Vgl. R. Jolivet, *Dieu le soleil des esprits ou la doctrine augustinienne de l'illumination*, Paris 1934. — C. E. Schützinger, *German controversy of saint Augustin's illumination-theory*, New York 1960.

<sup>35</sup> In *De somno et vigilia* III tr. 1 c 12: *Jam. I 103 b: Si quid enim forte propriae haberemus, in theologicis magis quam in physicis Deo volente a nobis proferetur.* — Vgl. M. Grabmann, *Albertus Magnus und der lateinische Averroismus*, MG III S. 303.

<sup>36</sup> Borg. XXXV S. 466: *Sol.*

<sup>37</sup> I d 2 a 5, Borg. XXV S. 59 b.



Es wird hier jedoch nicht klar, ob Albertus dieser Meinung zustimmen möchte. Seine Zustimmung gibt er nur dafür, daß für die Erkenntnis von Wahrheiten, die über die Ratio hinausgehen, die Erleuchtung durch die göttliche Gnade notwendig sei („Quae sunt supra rationem . . . gratia Dei illuminans“). Doch hier geht es eben um Glaubenswahrheiten, die freilich nicht ohne Gnade erkannt werden können. Ebenso ist verständlich, wenn Albert in seiner Theologischen Summe<sup>38</sup> festhält, daß die ersten Erkenntnisprinzipien unserer Seele vom Schöpfergott eingegeben sind. Er weist ausdrücklich darauf hin, daß auch Aristoteles lehre, diese ersten Erkenntnisprinzipien seien von Natur aus in uns. — Mir scheint, entgegen verschiedenen anderen Darstellungen ist Alberts philosophische Erkenntnislehre eindeutig aristotelisch.

In einer Frage, die heute sehr viel und nicht immer eindeutig und klar dargetan wird, scheint mir Albertus Magnus besonders klar gesehen zu haben, in der Frage nach der „Zeitgebundenheit der Wahrheit“<sup>39</sup>. Ausdrücklich stellt er nämlich der ewigen Wahrheit im Schöpfergott und der geschaffenen Wahrheit in den Dingen, die durch unseren Erkenntnisprozeß eruiert werden muß, die „ungeschaffene Wahrheit in den Dingen selbst“ (im Anschluß an die guten Untersuchungen durch Anselm von Canterbury) heraus und erklärt so die „Zeitlosigkeit“ oder zeitlose Geltung der Erkenntnisprinzipien in sich gegenüber der ewigen Wahrheit in Gott oder zeitgebundenen Wahrheit in den zeitgebundenen Dingen der Welt.

2. Wenden wir uns noch kurz der zweiten Frage nach der „numerischen Einheit des intellectus in den verschiedenen Menschen“ zu! Wenigstens seit dem Aufkommen des lateinischen Averroismus hat man Averroes dahin verstanden, er lehre, daß der Intellekt der verschiedenen Menschen ein einziger sei. Albert ebenso wie Thomas wenden sich entschieden gegen diese Lehre, die ja die freie Eigenpersonalität des einzelnen Menschen vernichten, zu einem pantheistischen Panpsychismus führen müßte. Ob Averroes freilich so verstanden werden muß, ist heute sehr fraglich<sup>40</sup>. Averroes stellt ja nicht, wie Aristoteles, einen intellectus agens und possibilis, sondern vielmehr einen intellectus formalis und materialis gegenüber und behauptet, daß der intellectus materialis, in dem bei ihm offenbar die zeitlosen und allen Menschen gemeinsamen Erkenntnisprinzipien aufgehoben sind, in allen Menschen der gleiche sei. Es scheint, daß die echt philosophische Frage des Averroes unter dem Einfluß des theologischen Weltbildes der christlichen Philosophie hier metaphysisch-theologisch umgedeutet und mißverstanden wurde, was zu dem großen Averroistenstreit in dieser Sache führte<sup>41</sup>.

3. Betrachten wir noch kurz die dritte Frage nach der „Möglichkeit der Vielheit von geschaffenen Dingen angesichts des absolut einen Schöpfergottes“, weil diese Frage für das Denken Alberts von großem Interesse ist! Martin Grabmann hat diese Frage in seinen Untersuchungen über „Die Lehre des heiligen Albertus Magnus vom Grund der Vielheit der Dinge und der lateinische Averroismus“<sup>42</sup> bereits 1931 eingehend dargetan. Am Anfang steht die bei den griechischen Natur-

<sup>38</sup> P. II tr 15 q 53 m 1, Borg. XXXIII S. 200 b: Talia enim principia cum ipsa natura inserta sunt nobis . . . lumen divinum signatum super nos.

<sup>39</sup> Vgl. A. Hufnagel, Die Wahrheit als philosophisches und theologisches Problem bei Albert dem Deutschen, Bonn 1940, bes. S. 68—83.

<sup>40</sup> Vgl. L. Hödl, Die averroistische Wende (vgl. oben Anm. 25), S. 171—204.

<sup>41</sup> Vgl. oben Anm. 24. — LexMA I 291—294. (L. Hödl).

<sup>42</sup> MG II (1936) 287—312.



philosophen des 5. vorchristlichen Jahrhunderts auftretende Urfrage allen menschlichen Erkennens nach der Einheit in der Vielheit<sup>43</sup>, die auf dem Hintergrund der ebenso alten Frage nach dem Verständnis von Ursächlichkeit zu dem Problem führt, wie aus einem einzigen Urprinzip die Mannigfaltigkeit der Weltwirklichkeit hervorgehen könne, eine Frage, die im jüdisch-christlichen Denken an das rechte Verständnis vom Schöpfergott rührt. Um gleich den inneren Kern des Problems zu nennen: hier geraten das griechisch-kosmische Sach- und Ursachendenken und das jüdisch-christliche Verständnis von einem personalen Schöpfergott in Widerstreit. Das hier genannte Problem ist im Neuplatonismus eines Plotin und noch mehr eines Proklos<sup>44</sup> weiter entfaltet und in die christliche Theologie durch den Pseudoareopagiten, aber auch durch den Liber de causis, der nichts anderes als einen Textextrakt aus der Stoicheiosis theologikae des Proklos darstellt<sup>45</sup>, hereingetragen worden. Hier lautet nun die Frage: Wie kann die Mannigfaltigkeit der Welt von dem einen und einfachen und unveränderlichen Schöpfergott geschaffen sein, ohne daß es eine Vielfalt und eine Veränderung im Schöpfergott selbst gäbe? Aus einem einzigen einfachen Grund kann nur eine einzige einfache Wirkung hervorgehen, so lautet die neuplatonische Lehre. Augustinus hat noch durch seine christliche Neufassung der platonischen Ideenlehre einen Ausweg gesucht: Der Vielfalt der Dinge entspricht eine Vielfalt ihrer Ideen, die in Gott als eine einzige Idee existieren<sup>46</sup>. Das jüdische Denken, schon bei Philon zur Zeit des heiligen Paulus, besonders deutlich aber im Mittelalter bei Moses Maimonides, versucht hier, durch die Engellehre eine Vermittlung zu schaffen: Gott schuf am Anfang ein einziges erstes Geschöpf, den Logos, die Weisheit, die Intelligentia, und diese hat dann die Vielfalt der Dinge geschaffen. Die aristotelische Lehre von den zehn Sphären und ihren geistigen Bewegern wird später mit dieser jüdischen Logoslehre verquickt. Albert, Thomas und alle christlichen Theologen vertreten demgegenüber die Lehre, daß Gott der einzige Schöpfer des All ist und darum auch alles einzelne in diesem All erschaffen hat. Um aber die neuplatonische Frage nach dem Verhältnis der einen Schöpfungsursache zur Vielheit der geschaffenen Dinge zu beantworten, gehen Albert — hier von manchen sogar des Averroismus geziehen — und Thomas verschiedene Wege. In seiner Summa theologica, wo er klar seine eigene Meinung dartut, kommt er mit Blick auf die Ausführungen des Aristoteles zu dieser Frage in seinem Werk „Über das Werden und Vergehen der Dinge“<sup>46</sup> zu dem Schluß, daß vom Zielgedanken her (finis) der Schöpfer eine Vielheit schaffen mußte, obwohl er von seinem Ursachesein her nur eines, nämlich das Ganze schafft. „Gemäß diesem Prinzip schafft Gott gemäß der Verschiedenheit des Werkes entweder eines oder vieles“<sup>47</sup>. In einer Erwiderung auf einen Einwand berührt er wohl den eigentlichen Grund, daß nämlich bei einer Ursache, die durch Verstand und Freiheit

<sup>43</sup> Vgl. Parmenides und den gleichnamigen Dialog Platons. — E. Heitsch, Parmenides, der Anfang der Ontologie, Logik und Naturwissenschaft, München 1974. — HWPhil II (Darmstadt 1972) 400—406: Einheit und Vielheit der Wesensform (A. Hunig).

<sup>44</sup> Vgl. F. R. Dodds (Hrsg.) Proklos, the elements of theology, Oxford 1964.

<sup>45</sup> Vgl. O. Bardenheuer, Die pseudoaristotelische Schrift „Über das reine Gutes“, bekannt unter dem Namen „Liber de causis“, Freiburg 1882.

<sup>46</sup> De 83 qq, q 46 und De civitate Dei VII 28. — Vgl. dazu HWPhil II (1972) 361—384 und 400—405. — Fr. Staudenmaier, Die Lehre von der Idee, Gießen 1848. — H. Rüßmann, Die Ideenlehre der Hochscholastik, Freiburg 1938. — O. Wanke, Die Kritik Wilhelms von Alnewick an der Ideenlehre des Johannes Duns Scotus (Diss.), Bonn 1965.

<sup>47</sup> II c 10, 336 a.



wirkt, das Prinzip, daß aus ihm nur ein Einziges hervorgehen könne, nicht maßgeblich sei. Doch zum Tragen kommt dieser Gedanke bei ihm noch nicht. Erst Thomas, sein spekulativ größerer Schüler, vertieft eben dieses Argument dahin, daß er die Freiheit des göttlichen Schöpfungsaktes hervorhebt, die nicht durch die eigene innere natürliche Wesensform, sondern vielmehr durch die Vielheit der erkannten Formen bestimmt werde (*agens voluntarium, quale est Deus, agit per formam intellectam*)<sup>48</sup>. Hier kann man wohl sagen, daß der Schüler das Werk seines Meisters weitergeführt, vollendet hat, indem er den Wesensunterschied zwischen einer sachlichen Ursache und dem persönlichen Schöpfer eben durch den Gedanken der Freiheit, die sich nach dem Erkennen richtet, klargestellt hat<sup>49</sup>. Dies gilt noch von manchen anderen Lehren, aber durchaus nicht allgemein<sup>50</sup>.

Zusammenfassend können wir sagen: Albert folgt als Philosoph weitgehend Aristoteles. Das bedeutsamste ist wohl, daß er hier in erster Linie seine eigene Meinung durch die Kommentierung sämtlicher Werke des Aristoteles gewonnen, nicht aber eigene philosophische Werke verfaßt, sondern seine philosophischen Gedanken im Rahmen seiner theologischen Werke ausgedrückt hat.

### *III. Albert und seine Eigenleistung in der Theologie*

Wenn wir nun noch über Albert als Theologen handeln sollen, müssen wir zuerst sagen: Albert ist primär Theologe. Dafür hat er seine eigenen Werke, den Sentenzenkommentar, die Summe „*De creaturis*“ und seine theologische Summe, die in der neuen Edition von Geyer unter dem Thema „*Summa de mirabili scientia Dei*“ in zwei Bänden erscheint, dazu seine großen Quaestionensammlungen in der „*Summa de bono*“ sowie die Quaestiones „*Die sacramentis*“, „*De incarnatione*“, „*De resurrectione*“, „*De quator coaequaevis*“, und seine Werke „*De mysterio missae*“ und „*De corpore Domini*“, wenn diese beiden Werke ihm sicher zugehören, was in neuerer Zeit H. Fries bestritten hat. Umso auffälliger ist nun, daß der große Theologe Albert gerade in der Theologie, das müssen wir gleich zu Anfang sagen, entsprechend dem theologischen Denken seiner Zeit, die wichtigste Quelle, nämlich die Heilige Schrift, keineswegs in großen Kommentaren behandelt, wie er das zum Opus des Stagiriten und des Pseudodyonisius getan hat. Gewiß, wir besitzen von Albert auch eine Reihe Bibelkommentare: Kommentare zu den großen und kleinen Propheten des Alten Testaments der Reihe nach, aber nichts über die geschichtlichen Werke, etwa zur Genesis, zu der Bonaventura noch kurz vor seinem Sterben seine berühmten Collationen schrieb, um die sich einst Augustinus so sehr und immer wieder sein ganzes Leben bemüht hat, oder zu den Psalmen, da die vor-

<sup>47</sup> STh tr 1 q 3 a 1 Borg. XXXII 12. — Im Hintergrund steht schon hier, daß bei Albert, nicht wie bei Thomas von Aquin *esse* und *essentia* real verschieden gedacht, sondern mehr aus einem neuplatonischen Denken zusammengeschaut werden. Der Albertinismus eines Heinrich von Kamp im 14. Jahrhundert baut darauf wieder auf: Vgl. R. Haubst, BGPhTh Suppl. 4, 1952, 420—447.

<sup>48</sup> Vgl. M. Grabmann (Anm. 42) 307.

<sup>49</sup> Albert sagt selbst, daß der Personbegriff noch nicht geklärt sei: vgl. A. Hufnagel, *Studia Albertina*, Münster 1952, 202—234: das Personproblem bei Albertus Magnus.

<sup>50</sup> Johannes Capreolus († 1444), der *principes thomistarum*, hat die wichtigsten Lehren, in denen Albert und Thomas differieren, in seinem großen Verteidigungswerk für die thomistische Theologie aufgezählt: *Def. Theol. D. Thomae A. ed. C. Paban - Th. Pégués, Turonibus 1900—1908.*



handene Postille zu den Psalmen wohl nicht echt ist. Bedeutsam sind zum Alten Testament nur seine großen Ausführungen „De muliere forti“, soweit sie echt sind, und sein Kommentar zu den letzten 22 Versen der Proverbien. Alle anderen alttestamentlichen Kommentare sind im Grunde nur fromme Postillen, die einen Bibelvers durch viele andere mehr oder weniger passend deuten, wie zum Beispiel im großen Isaías-Kommentar, ohne wissenschaftlichen Wert. — Auch zum Neuen Testament besitzen wir Kommentare, wiederum zu den vier Evangelien der Reihe nach. Was über das Corpus Paulinum vorliegt, scheint nicht Albert zu gehören. Dazu ist wiederum zu sagen: Abgesehen von einzelnen interessanten theologischen Aussagen zur Mariologie und Christologie bieten auch diese Evangelienkommentare nicht viel, meist moralische Betrachtungen. Als Theologe, so dürfen wir wohl sagen, ist Albert nur an der systematischen Theologie interessiert, so wie sie eben seine Zeit verstanden hat <sup>51</sup>.

Greifen wir nun aus dem systematischen Werk Alberts wieder ein paar Fragen heraus, um uns über ihn als Theologen ein Urteil bilden zu können. Ich möchte nur zwei Fragen besonders hervorheben, die in der Zeit Alberts eben wegen des aufstrebenden Aristotelismus umstritten sind und darum sein besonderes Interesse finden: die Frage nach der Anfangslosigkeit der zeitlichen Schöpfung der Welt sowie die Frage nach der Bedeutung der Ratio in seinem Moralsystem. Andere Fragen seien nur noch am Rande gestreift.

a) Die anfanglose zeitliche Schöpfung der Welt <sup>52</sup>: Durch den averroelistischen Aristotelismus war die Lehre des Stagiriten von der Ewigkeit der Welt wieder in das abendländische Denken eingedrungen und die Verurteilung des Averroismus durch den Bischof Tempier von Paris 1270 enthielt demgemäß auch den Satz: „Quod mundus est aeternus“ (These 5), daß die Welt ewig sei <sup>53</sup>. Da ist zunächst wiederum festzuhalten, daß Albert wie sein Gewährsmann, der jüdische Gesetzeslehrer und Philosoph Moses Maimonides († 1204) immer lehrten, daß die Schöpfungsidee nur im Glauben zu gewinnen sei, nicht durch Denken, wie wichtige Zeitgenossen Alberts, z. B. Wilhelm von Auvergne, Roland von Cremona und Philipp der Kanzler gelehrt hatten. Schöpfung ist für Albert ein Wunder, das nur im Glauben an die Offenbarung erfaßt wird: *creatio miraculosa* <sup>54</sup>. Damit erheben sich die Schwierigkeiten, die in diesem Problem durch die Erfahrung der wirklichen Welt, durch unser natürliches Denken und den geoffenbarten Gottesbegriff auftreten, Probleme, die schon Augustinus <sup>55</sup> größtenteils berührt und zu beantworten versucht hat. Die Welt muß einen zeitlichen Anfang haben, weil sie als zufälliges, nicht notwendiges Sein Sosein und Dasein nur empfangen, nicht aus sich besitzen kann. „Anfanglose Schöpfung“ ist in sich ein Widerspruch. Mit Moses Maimonides und Alghazel betont er dabei die absolute Freiheit Gottes in seinem Tun, also auch

<sup>51</sup> Vgl. P. A. Vacari, S. Albertus Magnus sacrae scripturae interpres, in: Albertus Magnus, atti della sett. Alb., Rom 1931, 127—152. — LexMA I 297 (Kübel). — A. Fries, Principium biblicum Alberti Magni, in: Studia Albertina (Münster 1952) 128—147.

<sup>52</sup> Vgl. J. Hansen, Zur Frage der anfanglosen und zeitlichen Schöpfung bei Albert d. Gr., Studia Albertina (Münster 1952) 167—188.

<sup>53</sup> Vgl. J. Koch, Philosophische und theologische Irrtumslisten von 1270—1329, in: Melange Mandonnet II 305—329. — M. Grabmann, Ein spätmittelalterlicher Pariser Kommentar zur Verurteilung des lateinischen Averroismus durch Bischof Stephan Tempier von Paris 1277 und andere Irrtumslisten, MG II (1936) 272—86.

<sup>54</sup> De IV coaequaevis tr 1 q 1 a 8. — II SentCom d 1 q 8. Borg. XXVII 21 f.

<sup>55</sup> De Civ. Dei XII 15, 17, 18.



bei der Erschaffung der Welt. Vier Beweise für die Zeitlichkeit der Welt führt er an <sup>56</sup>, die sich deutlich mit Aristoteles auseinandersetzen. Zwischen Schöpfung und Geschöpf besteht eben keine notwendige Naturkausalität; die Schöpfungskausalität Gottes ist seine Freiheit. Oft kommt Albert auf diese Fragen zurück: Gott ist für die Welt, was der Architekt für sein Haus ist <sup>57</sup>. Als innerlicher Akt ist die Schöpfung in Gott mit dem ewigen Gott identisch, als äußerer Akt ist sie bestimmt durch die Geschöpfe, die nur zeitlich, nicht ewig sein können. Am ausführlichsten behandelt er die Fragen noch als Fünfundsiebzigjähriger im zweiten Teil seiner *Summa theologiae* <sup>58</sup>. Hält er hier auch an seiner bisherigen Lehre fest, so ist doch nicht zu verkennen, wie er sich immer mehr, vielleicht schon von Alexander von Hales hier beeinflusst, darum bemüht, den zeitlichen Anfang der Schöpfung ebenso wie das Dasein eines Schöpfergottes in dieser Welt auch zu beweisen. Das Streben nach Ratio auch auf dem Gebiet der Theologie nimmt im Alter nicht ab. Dieses Streben wird noch deutlicher in der zweiten Frage, die wir betrachten wollen:

b) Die Bedeutung der Ratio in der Ethik und Moral Alberts: Der große Kenner der Entwicklung der Fundamentalmoral im 13. Jahrhundert, der Benediktiner Odo Lottin, hat auf dem Albertus-Magnus-Kongreß in Rom 1931 „Die Bedeutung der ratio für die Ethik Alberts d. Großen“ <sup>59</sup> eingehend untersucht und zeigt dabei interessante Entwicklungslinien, die vielleicht heute noch etwas weiter ausgezogen werden könnten. Er sieht den Ausgangspunkt für die klare Ausrichtung der Moral bei Albert auf die ratio naturalis zunächst begründet in seiner Abhängigkeit von den einschlägigen Fragen in „De fide orthodoxa“ (II c. 12; IV c. 22) des Johannes von Damaskus, in denen aristotelische Gedanken, vielleicht vermittelt von Chrysostomus, eine große Rolle spielen. Diese fundamentalmoralischen Fragen sind für unsere Frage nach dem Standort Alberts besonders bedeutsam, da im Augustinismus bekanntlich das Gute als das *pondus naturale voluntatis* erscheint und damit der Wille durch das Gute zur Entscheidung geführt wird, während im aristotelischen Denken die ratio naturalis, in der die *synderesis* als das eigentliche Organ der Werterfahrung wurzelt, und damit das Zusammenspiel von *intellectus speculativus* und *intellectus practicus*, einem Spiel, in dem auch die Unterscheidung von *synderesis* und *conscientia* eingebracht ist, für die moralische Entscheidung und Tat maßgeblich ist. Eindeutig wird hier in den moralischen Fragen die aristotelische Psychologie, ähnlich wie beim Zeitgenossen Alberts, Wilhelm von Auxerre, maßgeblich, während der andere Zeitgenosse, Philipp der Kanzler, gerade in diesen Fragen mehr augustinisch bleibt und so zum Vater der franziskanischen Lösungen in diesen Fragen wird. Lottin weist freilich auch darauf hin, daß die letzte Fassung dieser Probleme in der Theologischen Summe Alberts auch Einflüsse aus der franziskanischen Summe des Alexander von Hales aufweist. Hat also Albert sich doch nicht endgültig entschieden?

c) Ein weiteres interessantes Beispiel aus der Theologie Alberts, das zur Beantwortung unserer Frage nach der Besonderheit in der Denkergestalt Albert von Bedeutung ist, ist die Frage nach der „Bedeutung Alberts des Großen für die funda-

<sup>56</sup> II Sent. d 1 a 8: Denn alles, was zusammengesetzt ist, muß den Grund dieser Zusammensetzung außer sich haben: Phys. VIII 1, 13, 10.

<sup>57</sup> Ein Bild aus Aristoteles „Über das Werden und Vergehen“ II c 10.

<sup>58</sup> II tr 1 q 4 m 2. Borg. XXXIII 91–106.

<sup>59</sup> Albertus Magnus, Rom 1931, 153–178.



mentaltheologische Frage“, wie sie Albert Lang 1948 aufgegriffen und erneut 1952 entfaltet hat<sup>60</sup>. Nicht in den wichtigsten theologischen Werken, dem Sentenzenkommentar und der Theologischen Summe, sondern in dem Kommentar zur „*Analytica posterior*“ des Aristoteles<sup>61</sup> sowie im vielleicht letzten Werk Alberts, soweit es ihm zugeschrieben werden darf, im „*Tractatus de sacrificio missae*“<sup>62</sup> sucht Lang seine Argumente für seine Ansicht, die er in die Worte faßt: Albert „ist der erste Theologe, der den *Antecedentia*, d. h. den Fragen nach den Voraussetzungen unseres Glaubensaktes, eine klare fundamentaltheologische Ausrichtung gibt und sie zum Ausgangspunkt einer systematischen Glaubensbegründung gemacht hat“<sup>63</sup>, der eingehend die drei Stufen „metaphysische Begründung des absoluten Zeugniswertes göttlicher Offenbarung, historischer Nachweis ihrer Tatsächlichkeit und Aufweis der historischen Offenbarungsquellen für die einzelnen Glaubenswahrheiten“ im allgemeinen aufgezeigt hat. Deutlich wird hier bei Albert auch wieder sein gläubig theologischer Standpunkt, der auch bei all seiner naturwissenschaftlichen und philosophischen Untersuchungen nie erschüttert worden ist, daß nämlich der Glaube über dem Wissen stehe und die Offenbarung die erste und letzte Wahrheit einschließe. So schreibt er: Daher sei die Autorität der Schrift immer größer als alle Einsicht des menschlichen Geistes. Darum muß man auch der Schrift glauben in all den Fragen, in denen sie etwas gegen die menschliche Ratio zu sagen scheint“<sup>64</sup>.

Es würde zu weit führen, das interessante Gebiet der Gnadenlehre<sup>65</sup> noch anzusprechen, wo die Deutungen der Lehre Alberts zur Zeit noch sehr stark zwischen einer aristotelischen und einer neuplatonisch-augustinischen Deutung schwanken. Je genauer man die verschiedenen Untersuchungen durchsieht, um so mehr erkennt man, wie hier die Wertung der einzelnen Aussagen Alberts im Rahmen der literarkritischen Betrachtung und die daraus abzuleitende sachliche Aussage im System Alberts sich oft überschneiden und so zu gegensätzlichen Aussagen über Albert führen. — Über die Eucharistielehre und die Mariologie hat eingehend Albert Fries<sup>66</sup> in seinen Studien gehandelt. Doch damit genug! In den einzelnen Untersuchungen werden wir die Antwort auf unsere eingangs gestellte Frage nach der besonderen Gestalt dieses Denkens nicht entscheiden können.

<sup>60</sup> A. Lang, Die Bedeutung Alberts d. Gr. für die fundamentaltheologische Frage, *Studia Albertina* (Münster 1952) 343—373.

<sup>61</sup> I tr 3 c 1—2; tr 2 c 4: Borg. II 29 und 30.

<sup>62</sup> tr II c 8 Borg. XXXVIII 59 b.

<sup>63</sup> Ebd. 369.

<sup>64</sup> De sacrificio missae II c 8, Borg. XXXVIII 59 b: Ideo maior sit scripturae auctoritas quam omnis humani ingenii perspicacitas et ideo scripturae sit credendum in omnibus, in quibus etiam aliquid praeter rationem humanam dicere videtur.

<sup>65</sup> Vgl. H. Doms, Die Gnadenlehre des seligen Albertus Magnus, Breslau 1929; dagegen J. Auer, Die Entwicklung der Gnadenlehre in der Hochscholastik, 2 Bde., Freiburg 1942, 1952. Es ist interessant, daß Albert selbst in seinem Ethikkommentar im Rahmen eigener Quaestionen ausdrücklich die menschliche Freiheit eine gratia gratis data (Ed. Col. III 3, 153) und ein andermal die menschliche Natur eine gratia (ebenda III 6, 170) nennt.

<sup>66</sup> Vgl. A. Fries, Die unter dem Namen des Albertus Magnus überlieferten mariologischen Schriften (Münster 1954), 5—80. — Ders., Die Gedanken des heiligen Albertus Magnus über die Gottesmutter, Freiburg/Schweiz 1958. — Ders., Messerkklärung und Kommuniontraktat, keine Werke Alberts d. Gr.? Fr. J. Phil. Theol. 2 (1955) 28—67.



#### IV. Versuch einer Zusammenschau und Antwort auf die eingangs gestellte Frage

Lassen Sie mich zum Schluß darum diese Antwort versuchen, indem ich aus all dem, was ich von Albert und über Albert gelesen habe, das Fazit ziehe. Wenn man über die Einzelheiten hinweg das Ganze des Werkes dieses mittelalterlichen Denkers zusammenschauen darf, muß man wohl sagen: Albert ist ein Geist von ungewöhnlicher Offenheit, Weite und Tiefe zugleich. Mag das Mittelalter, mag die Folgezeit mit dem Titel „Doctor Universalis“ mehr den Umfang seiner Interessen und seines Wissens gewürdigt haben, wir werden heute, gerade aufgrund der Edition der bisher noch unedierte Werke, sagen dürfen: Die Aussage, Albert sei vor allem ein Sammler und Compillator und vermöge nicht die gegensätzlichen Meinungen in seinem System auf einen Nenner zu bringen, verkennt ganz und gar die eigentliche und wahre Größe dieses Geistes und Menschen. Wenn ich diese Größe charakterisieren soll möchte ich sagen: Albert vereinigt drei geistige Grundhaltungen, die nicht nur seine Größe sind, sondern auch Forderung für alle geistige Größe in dieser Welt darstellen:

1. Er ist außerordentlich offen für alle wahre Wirklichkeit. Mannigfaltig sind die Formen dieser Offenheit, in der wir Menschen die verschiedenen Wirklichkeiten „erfahren“ können. Der Vortrag über Albert als Naturwissenschaftler hat uns gezeigt, welche Bedeutung dieser Denker der „Erfahrung“ zuspricht, obwohl er das Experiment als den besonderen Weg der heutigen Naturwissenschaft fast noch nicht beschreibt. Auch in der Theologie spielt bei ihm der Begriff der *experientia* bei weitem nicht die Rolle, die er etwa bei seinem franziskanischen Zeitgenossen, dem Italiener Bonaventura, spielt. — Vielleicht muß man im Streben nach Erfahrung wenigstens zwei Grundhaltungen unterscheiden, die beide wichtig, aber wohl nicht schlechthin gleichwertig sind: Es gibt ein Streben nach Erfahrung, das alle Wirklichkeit mit brennendem Herzen sucht, sie aber, so weit nur immer möglich, ganz dort stehen lassen möchte, wo sie steht, in ihrem inneren und äußeren Zusammenhang. Die Wirklichkeit soll nicht begriffen, nicht erobert, sie soll verstanden, geschaut werden. Mir scheint, dies ist die größere Art, nach Wirklichkeitserfahrung zu streben, die ehrfürchtigere, die vor allem der höheren Wirklichkeit, der geistigen und menschlichen und schließlich göttlichen Wirklichkeit allein angemessen ist. Das mag auch der Grund sein, warum auch im naturwissenschaftlichen Denken Albert nicht, wie andere Denker seiner Zeit, zum Experiment übergeht. Diese ehrfürchtige Erfahrung führt nicht zu jener Bewältigung der Wirklichkeit, wie sie die moderne Naturwissenschaft im Experiment uns schenkt. Doch muß nicht die moderne Naturwissenschaft eben deshalb die geistig-personalen Wirklichkeiten ausschließen und darum auch in unserer Zeit manchmal erkennen, daß sie zwar eine „sachliche Wirklichkeit“ gefunden hat, in der jedoch der Mensch keinen Platz mehr findet, ja, in seiner Existenz am Ende gefährdet werden kann. Albert steht noch als mittelalterlicher Mensch, als Christ und vielleicht auch als Schwabe ehrfürchtig offen vor aller Wirklichkeit, was ihn nicht hindert, mit ungewöhnlicher Zähigkeit immer neu diese Wirklichkeit zu suchen, wie seine großen Kommentare zeigen. Am größten ist selbstverständlich seine gläubige Ehrfurcht gegenüber der Wirklichkeit, mit der es die Theologie zu tun hat. Nicht zuletzt wird uns dies in seiner Trinitätslehre wie in den wenigen von ihm erhaltenen Universitätspredigten deutlich, die er immer mit einem frommen Gebet, zuerst für den Prediger und dann für die Hörer, einleitet<sup>67</sup>.

<sup>67</sup> Vgl. B. Geyer, Die Universitätspredigten des Albertus Magnus, München 1966, BAW Phil. theol. Heft 3, 1—57.



2. Zu dieser Offenheit für alle Wirklichkeit gehört für uns Menschen wesentlich aber auch das rationale Denken, die Urteilskraft, die Fähigkeit zu Analyse und Synthese, das Suchen nach den ersten und letzten Ursachen aller Wirklichkeit, das sich immer wieder, wie es Aristoteles in seinem ganzen Organon bereits in für seine Zeit ganz einmaliger Weise untersucht und entfaltet hat, neuer, aus der Wirklichkeit selbst empfangener Methoden bedient. Wenn Albert in den wichtigsten Fragen einer Grundlegung des Glaubens oder des Denkens immer wieder auf diese natura rationalis des Menschen zurückkommt, sind ihm Aristoteles und vorher schon Johannes Damaskenus wohl Wegweiser und Führer, nicht aber erste Anreger gewesen. In ihm selbst liegt jene geistige Kraft des Suchens, wie sich in besonderer Weise in seinen Kommentaren wie in der Entfaltung der einzelnen Fragen gerade im Rahmen dieser Kommentare zeigt. Die meisten Aristoteles-Kommentare sind ja durchsetzt von Quaestionen, von Einzelfragen, oder sind ganz aus solchen Fragen, die sich am Text nur entzündet haben, aufgebaut. Hier mag eines angemerkt werden, was vielleicht als Mangel empfunden werden konnte, was aber doch wohl zu dieser Größe der denkerischen Persönlichkeit gehört und für sie, wie mir scheint, als Charakteristikum sogar eine besondere Auszeichnung darstellt: Im Gegensatz etwa zu seinem großen Schüler Thomas von Aquin ist Albert eigentlich kein „systematischer Denker“ zu nennen, der selber denkend die Dinge zu neuen Systemen zu fügen sucht oder versteht. Die systematischen Werke sind durch seine Vorgänger vorprogrammiert, wie der Sentenzenkommentar durch das System der Sentenzen-sammlung des großen Petrus Lombardus selbst, und die Summa „De homine“ etwa durch die entsprechenden Fragen bei Johannes Damaskenus und Aristoteles und andere Teile seiner theologischen Summe durch die großen Summen seiner Zeitgenossen Wilhelm von Auxerre, Wilhelm von Auvergne und zuletzt auch Alexander von Hales.

3. Inwiefern diese Beschränkung im Systemdenken gerade die Größe und Tiefe des Albert bedeuten kann, möchte ich durch dieses dritte Moment in seinem geistigen Werk kurz kennzeichnen. Albert ist mehr, als viele seiner Zeitgenossen, vielleicht in einmaliger Weise, primär ein „verstehender Denker“. Vielleicht ist gerade hierin seine nicht zu verkennende „Bescheidenheit“ begründet, die nicht so sehr als eine Charaktereigenschaft als vielmehr als eine in harter Arbeit gewonnene Geistes-eigenschaft erscheint. Wenn er die Texte des Stagiriten oder des Pseudoareopagiten in ihrer ganzen Breite und Tiefe kommentiert, geschieht dies in einer auffällig „verstehenden“ Weise. Mag er mehr literarexegetisch vorgehen, mag er seine eigenen Fragen im Anschluß an einzelne Aussagen formulieren, immer spürt man, wie es ihm darum geht, das Vorgegebene zu „verstehen“, das heißt nicht mit dem eigenen Denken, mit den eigenen Vorstellungen und Vorurteilen einzufangen und zu bewältigen; er möchte sich vielmehr selber an dem Faden des Denkens des anderen, vor dem er staunend und verehrend steht, in seinem eigenen Denken und Verstehen weiterführen, höher führen lassen. Dies, so scheint mir, ist die tiefste Größe dieses Denkers. Dies ist der Grund dafür, daß er wie kein anderer sein ganzes Leben lang „Kommentare“ schreibt. Dies ist aber auch der Grund dafür, warum es gerade in seinen Kommentaren oft so schwer ist, seine eigene Meinung und die Meinung des Schriftstellers, den er kommentiert zu unterscheiden. Ihn interessiert gar nicht eine eigene Meinung, ihn interessiert die Wirklichkeit und die Wahrheit dieser Wirklichkeit, und diese ist immer erst zu suchen. Der verstehende Denker ist immer auf dem Weg, er tut sich schwer damit, seine eigene Meinung festzulegen, weil jede Festlegung einen Stillstand, eine Unterbrechung des nie endenden Erkenntnispro-



zesses bedeutet. Gewiß, gerade in Glaubensfragen, die durch die Lehre der Kirche gegeben sind und in der Offenbarung wurzeln, hat Albert ganz klare Positionen bezogen. Doch wo immer es darum geht, eben diese Lehre nun zu „verstehen“, den Glaubensinhalt theologisch aufzuarbeiten, da bleibt er vielfach der Suchende. Daher mag es kommen, daß zum Beispiel in manchen Lehren etwa die Schule von Geyer bei Albert mehr den neuplatonischen Grund herausstellen wollte, während die Schule von Grabmann, wenn man die Schulen gegenüberstellen darf, mehr dazukommt, den genuinen Aristotelismus als das dem erfahrbaren Realismus zugewandte System sichtbar zu machen. Daher mag es auch kommen, daß gerade dort, wo im Denken Alberts, von dem wir doch über vierzig Jahre hinweg wissenschaftliche Zeugnisse haben, eine Entwicklung, meist eine Vereinfachung festgestellt werden kann, bei der es oft schwer ist, sie zu deuten. So stellt er zum Beispiel in seinen Jugendwerken, die er auch schon als Vierzigjähriger schrieb, alle sieben Auffassungen von „Wahrheit“ einfach nebeneinander und analysiert sie, um dann in seinem Spätwerk, der „Summa Theologica“ doch zur einzigen Definition Anselms zurückzukehren: *Veritas est rectitudo sola mente perceptibilis*<sup>68</sup>. Man muß in dieser Aussage das aristotelische *rectitudo* ebenso ernst nehmen, wie die augustinische *mens*, wenn man diese Definition Anselms im Geiste des alten Albert wohl recht verstehen will. „Wahrheit ist eine Ordnung der Wirklichkeit, die immer nur vom umfassenden Geist des Menschen empfangen werden kann, wenn er ohne Unterlaß auf dem Weg zu ihr bleibt.“ Gerade für dieses verstehende Denken behalten Worte immer ihren analogen und umfassenden Sinn, auch wenn sie dadurch nicht mehr ganz in die Sicherheit des Begriffes gebracht werden können.

Dies sind ohne Zweifel die drei tragenden Kräfte im geistigen Suchen Alberts des Großen. Müssen, dürfen wir ihnen noch eine vierte Kraft, einen Zug im Charakter dieses Mannes hinzufügen? Müssen wir nicht gerade in unseren Tagen oft erkennen, daß zur Größe der wissenschaftlichen Arbeit nicht nur Geist, daß auch Charakter dazu gehört? — Charakter ist nicht nur Wille, Charakter ist die innere Kraft einer Person, für ihre Überzeugung einzutreten und zu kämpfen und zu opfern. Ist so etwas auch bei Albert zu finden und muß er vielleicht gerade deshalb „der Große“ genannt werden? — Lassen sie mich kurz eine Antwort darauf noch versuchen. Wir erinnern uns, wie Albert oft darauf hinweist, daß er seine eigene Meinung nicht in den Aristoteleskommentaren (in *physicis*), sondern nur in seinen theologischen Werken biete. Wir erinnern uns an die heftige Kritik, die er am Ende des Politikkommentars an jenen übt, die eine gedeihliche Zusammenarbeit aller suchenden Forscher durch ihre bittere Kritiksucht stören. Warum, so müssen wir wohl auch fragen, hat der fromme Sohn der Kirche trotz aller Verbote immer den Aristoteles kommentiert, bis an sein Lebensende? — Mir scheint: die richtige Antwort müßte lauten: Albert hat erkannt, daß das geistige Werk eines Aristoteles als einmalige Bereicherung der Geisteswelt jener Zeit für die Kirche und ihre Theologie unentbehrlich sei. Er liebt seine Kirche und will alles tun, damit sie diese kostbare Perle trotz ihres Widerstandes gewinne. Darum kommentiert er ohne Unterlaß, damit das Gold aus dem Gestein gehoben und der Abraum beseitigt werde. Um für diesen Dienst für seine Kirche frei zu bleiben, trotz der Gefahren der Zeit, beteuert er, daß er in den Kommentaren nicht seine sondern der Peripatetiker Ansicht nur vortrage. Vielleicht nimmt er deshalb auch trotz der harten Mahnungen seines Ordensgenerals die

<sup>68</sup> Vgl. A. Hufnagel, Die Wahrheit (vgl. oben Anm. 12). — Vgl. Thomas QD De veritate.



Bischofswürde an: als Bischof ist er vor der Inquisition doch sicherer. Um diesem Dienst an Kirche und Theologie weiter zu obliegen, bittet er um baldige Befreiung von der Bürde des bischöflichen Amtes. — Die Liebe zur Kirche drängt ihn ebenso, wie das Suchen des Geistes nach Wirklichkeit und Wahrheit. — Albert ist ein „tapferer und politisch kluger Mann“ dürften wir sagen und ohne diese Eigenschaften kann ein Mann in dieser Welt nicht eigentlich „groß“ genannt werden. In seiner Abhandlung über die „Tapferkeit“ schreibt er schon 1242 in seiner „Summa de bono“: Mit Aristoteles lehren wir: „Der Grundakt der Tapferkeit ist, am gesteckten Ziel bei allen sich in den Weg stellenden Schwierigkeiten um der guten Sache willen festzuhalten“<sup>69</sup>. In dieser echten Tapferkeit haben zugleich „Freude und Trauer“ ihren legitimen Platz<sup>70</sup>. Will man mit Aristoteles echte Formen der Tapferkeit von den falschen Formen unterscheiden, so ist das Kriterium für die echte Tapferkeit „ein klares Ziel, ein nüchternes kluges Denken und die Abstimmung unseres inneren Verhaltens auf dieses Denken und dieses Ziel“<sup>71</sup>. — Albert ist ein „Großer“ zu nennen, weil er ein mutiger und kluger und opferbereiter Denker war.

Dies sind, so meine ich, die entscheidenden geistigen Kräfte im Wesen Alberts des Großen und vielleicht ist das seine Größe, daß sie in ihm eine seltene harmonische Einheit bilden, wobei vielleicht die Offenheit für die Wirklichkeit und das nie ermüdende Suchen nach einem Verstehen dieser Wirklichkeit am tiefsten ausgebildet sind. Vielleicht liegt in dieser harmonischen geistigen Kraft auch der Grund für die Größe der Persönlichkeit Alberts, aus der heraus er, je älter umso mehr, der große Friedensstifter in Kirche und Welt wird. Die Rechtheit der Sache und das Verstehen des Menschen müssen zusammenkommen, sollen die Voraussetzungen für echten, nicht faulen Kompromiß in unserem Menschenleben gefunden werden, ohne den menschliches Gemeinschaftsleben nicht möglich ist. Verstehen wir so Albert als den verstehenden, suchenden Denker, so müssen wir Thomas als den systematisch bewältigenden Denker und Bonaventura als den sich in die Wirklichkeit versenkenden und verlierenden mystischen Denker begreifen. Dies mag zunächst als ein persönliches Urteil erscheinen. Doch vielleicht gibt es auch im Sinne Alberts für das letzte Humanum am Ende immer nur ein persönliches, kein eindeutig sachliches Urteil mehr. Wenn diese persönliche Urteil richtig ist, dann verstehen wir, daß es gewiß recht ist, Albert den Großen, den Doctor universalis zu nennen und für diesen Denker, für diesen Theologen und Heiligen dieses Jubiläum zu feiern.

<sup>69</sup> Ed. Col. XXVIII 90 b sol.

<sup>70</sup> Ebd. 94 a sol.

<sup>71</sup> Ebd. 97 a sol.



# Albertus Magnus als Naturwissenschaftler in seiner Zeit

von

Helmut Altn er

## I

Meine Absichten, was die Naturwissenschaft betrifft, gehen dahin, nach meinem Vermögen meinen Ordensbrüdern zu willfahren, die schon seit einer Reihe von Jahren die Bitte an mich richten, ihnen ein Buch über die Natur zu verfassen, worin sie einmal die Naturwissenschaft vollständig besäßen und woraus sie zugleich die Schriften des Aristoteles richtig verstehen könnten<sup>1</sup>.

Wenn wir nach dem Programm Alberts des Großen fragen: in diesem Zitat ist es formuliert. Es ist kennzeichnend für die Person Alberts; er schreibt seine umfangreichen naturkundlichen Werke vor allem zur Instruierung seiner Ordensbrüder. Er sucht nicht nach breiter Anerkennung. Er schreibt kein Volksbuch wie dies Konrad von Megenberg mit seinem „Buch der Natur“<sup>2</sup> getan hat, das rund hundert Jahre nach Alberts „26 Büchern über die Tiere“<sup>3</sup> entstanden ist. Megenbergs Werk war ein „bestseller“. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts konnte man Auszüge auf Jahrmärkten kaufen — und zwar unter dem Namen Alberts!<sup>4</sup> Diese falsche Zuschreibung ist nicht die einzige. Auch andere populäre Schriften sind als Werke Alberts vertrieben worden<sup>5</sup>. Dieser Mißbrauch seines Namens läßt erkennen, daß Albert weit über die Grenzen des Ordens Autorität erworben hatte. Die Anstrengungen des „doctor universalis“ richteten sich aber — wenigstens was seine naturkundlichen Schriften betraf — vorrangig darauf, den Ordensbrüdern behilflich zu sein. Dienen und der Einfachheit des mönchischen Lebens treu

<sup>1</sup> Albertus Magnus: Phys. lib. I, tr. 1, c. 1, Opp. III, 1 a Zit. n. Hertling, G. v.: Albertus Magnus. Beitr. z. Gesch. d. Philosophie d. Mittelalt. 14, H. 5—6, 1—183, 2. Aufl. 1914: p. 40.

<sup>2</sup> Megenberg, Konrad v.: Das Buch der Natur. Herausg. v. F. Pfeiffer, G. Olms, Hildesheim 1962.

<sup>3</sup> Albertus Magnus: De animalibus libri XXVI, Herausg. v. H. Stadler. 2 Bde., Aschendorff, Münster 1916—1920.

<sup>4</sup> Ballauff, Th.: Die Wissenschaft vom Leben. I. Vom Altertum bis zur Romantik, Alber, Freiburg-München 1954: p. 107.

<sup>5</sup> Zum Beispiel: Albertus Magnus: Daraus man alle Heimlichkeit deß weiblichen Geschlechts erkennen kann. Feyerabend, Frankfurt 1581, Nachdruck: Steingrüben, Stuttgart 1966.

bleiben zu wollen, scheint ein Wesenszug dieses unglaublich vielseitigen, fähigen und wirkungsvollen Mannes gewesen zu sein.

Und darin blieb sich Albert treu, als er 1260, etwa 67 Jahre alt, das Bischofsamt in Regensburg übernahm. Auch als Bischof blieb er Predigerbruder. Er hat keine Pracht entfaltet, wohl aber in erstaunlich kurzer Zeit eine Bereinigung der desolaten Verhältnisse in der Diözese erreicht oder doch in die Wege geleitet. Wegen seines einfachen Schuhwerks wurde ihm der Spottname „Bundschuh“ zuteil, der wohl als Ausdruck der kritischen Distanz, ja der Geringschätzung verstanden werden kann<sup>6</sup>. Dienende Bescheidenheit also, rastlose Arbeit und ein staunenswertes Durchsetzungsvermögen.

Albert nennt in seiner oben zitierten programmatischen Aussage neben dem Adressaten auch zwei Ziele: Er will erstens ein vollständiges Bild der naturwissenschaftlichen Kenntnisse entwerfen und zweitens zugleich ein Verständnis der Schriften des Aristoteles vermitteln. Beides ist nicht zu trennen. Alberts naturwissenschaftliche Werke sind zunächst Paraphrasen der Werke des Aristoteles. Aber sie sind doch mehr als das. Albert versteht die Schriften des Aristoteles mit Ergänzungen und Kommentaren. Dabei stützt er sich auf eine erstaunliche Literaturkenntnis. Und vor allem: er weiß aus eigener Erfahrung, worüber er schreibt. Er kennt Pflanzen und Tiere, wohl von Jugend an. Er kennt ihr Vorkommen und ihren Lebenslauf. So kann er die Äußerungen früherer Autoren kritisch sichten; so kann er ergänzen, korrigieren, präzisieren.

Faßt man die Urteile zusammen, die in unserem Jahrhundert über Albertus gefällt wurden, so steht außer Frage, daß Albertus seine Ziele erreicht hat. Heinrich Balss, der die biologischen Arbeiten Alberts ausführlich gewürdigt hat<sup>7</sup>, bezeichnet ihn als „Naturforscher der ersten Reihe“<sup>8</sup>. Autrum<sup>9</sup> nennt ihn einen „der bedeutendsten und umfassendsten Gelehrten und Naturforscher des Mittelalters“. Schon Alexander von Humboldt hatte ihn als „die herrliche Figur des Mittelalters“ apostrophiert<sup>10</sup>. Und Georg von Hertling<sup>11</sup> kommt — ebenso klar wie andere Autoren — zu dem Ergebnis, durch Albert sei Aristoteles „für die christliche Spekulation zurückerobert“ worden. Wie wirksam er in diesem Bestreben war, zeigt auch die boshafte Bezeichnung „Affe des Aristoteles“, mit der er schon von Zeitgenossen belegt wurde<sup>12</sup>. Es ist unbestritten, daß Albertus die systematische Rezeption der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles über die arabische Tradition eingeleitet und damit die Grundlage zu einem neuen Weltverständnis geschaffen hat<sup>13</sup>. Die Leistung Alberts ist um so höher einzuschätzen, als sein Werk keineswegs in der privilegierten Schutzzone einer auf Forschung ausgerichteten

<sup>6</sup> Scheeben, H. Ch.: Albertus Magnus, Buchgemeinde, Bonn 1932: p. 134.

<sup>7</sup> Balss, H.: Albertus Magnus als Zoologe. Münchner Beitr. z. Gesch. u. Lit. der Naturwiss. u. Medizin, H. 11/12, 1—155, München 1928.

<sup>8</sup> Balss, H.: Albertus Magnus als Biologe. Wiss. Verlagsges., Stuttgart 1947: p. 272.

<sup>9</sup> Autrum, H.: Andreas Vesalius. In: W. Gerlach (Herausg.): Der Natur die Zunge lösen — Leben und Leistung großer Forscher, 20—31, Ehrenwirth, München 1967: p. 23.

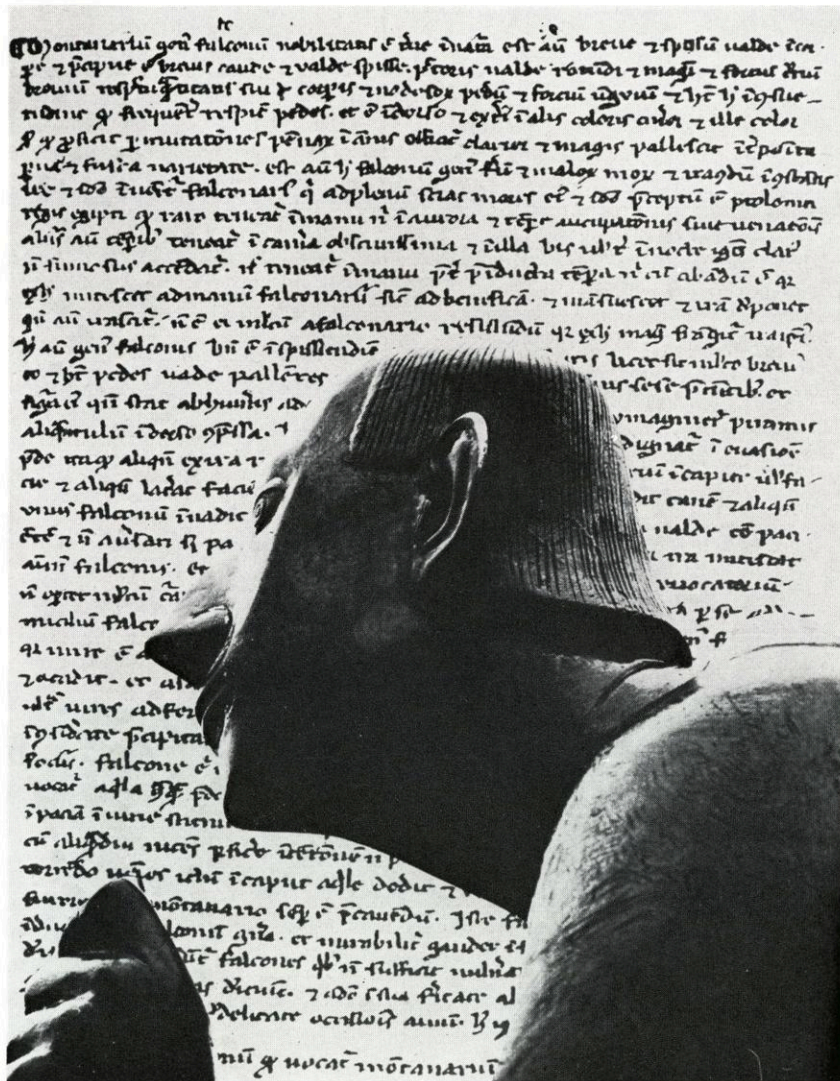
<sup>10</sup> Zit. n. F. Strunz: Albertus Magnus. In: G. Bugge (Herausg.): Das Buch der großen Chemiker, 1, 32—41, 1929 (Nachdr. Verl. Chemie, Weinheim 1974): p. 32.

<sup>11</sup> Hertling, G. v.: Albertus Magnus. Beitr. z. Gesch. d. Philosophie d. Mittelalt. 14, H. 5—6, 1—183, 2. Aufl. 1914: p. 33.

<sup>12</sup> Hertling, G. v. (1914): p. 37.

<sup>13</sup> Krafft, F.: Wissenschaft und Weltbild. Vortrag Kath. Akad. in Bayern 1979.





... ihnen ein Buch zu verfassen, worin sie einmal die Naturwissenschaft vollständig besäßen ... Portrait Alberts des Großen (Albertus-Denkmal von Gerhard Marcks, 1956, auf dem Albertus-Magnus-Platz vor der Universität Köln) vor einem Textausschnitt aus dem Tierbuch (über den Montanariusfalken).





klösterlichen Ruhe und Abgeschiedenheit ausreifen konnte<sup>14</sup>. Sicher ist Albert die Organisation des Ordens hilfreich gewesen, indem er mit der Unterstützung und Solidarität der Ordensbrüder bei der Verwirklichung seines Vorhabens rechnen durfte. Er wurde aber überbürdet mit Ämtern, Aufgaben und Verpflichtungen in der Kirche, im Orden und im politischen Umfeld. Albertus hat ein außerordentlich unruhiges, ja unstetes Leben geführt. Sein nur auf die Jahre 1260 und 1261 beschränktes Wirken als Bischof von Regensburg und seine vielfältigen Aktivitäten in den sechziger Jahren des 13. Jahrhunderts belegen das: 1263 ist er an der Kurie tätig und wird im selben Jahr zum Kreuzzugslegaten für Deutschland ernannt, 1264—1266 wirkt er in Würzburg, 1267 in Köln und 1268—1269 in Straßburg<sup>15</sup>. Daß er dennoch den großen Atem besaß, sein umfassendes Anliegen zu verwirklichen, ist bewundernswert.

## II

Übernehmen wir also von den Alten, wofür sie eine treffende Aussage gefunden haben<sup>16</sup>.

Die Leistung Alberts richtig einzuschätzen wird uns nur dann gelingen, wenn wir es zugleich unternehmen, den allgemeinen Stand des Wissens zu Beginn seines Schaffens abzutasten. Da ist es auffallend, daß in einer Zeit, in der die Natur dem Menschen so hautnah war, in einer Zeit, in der der Mensch so unmittelbar von der Natur abhing, gerade diese Abhängigkeit nicht wahrgenommen wurde. Da ist es auffallend, daß in der abendländischen Tradition nicht nur das schriftlich fixierte Wissen über die Natur gering war, sondern überhaupt ein Interesse an der Natur als Natur kaum vorhanden war. Vielmehr war Naturbetrachtung nur insofern bedeutsam, als sie, symbolistisch vollzogen, zum Weltverständnis des Mittelalters beitrug: „Die Welt als ein großer symbolischer Zusammenhang, eine Kathedrale von Ideen, der überreiche rhythmische und polyphone Ausdruck alles Denkbaren“, wie es Johan Huizinga ausdrückt<sup>17</sup>.

Anders war die Situation im benachbarten islamischen Raum. Dort hatte sich eine lebhafte Auseinandersetzung mit den Phänomenen der Natur entwickelt, die nicht in den Grenzen einer symbolistischen Interpretation befangen blieb. Dort wurde die überlieferte klassische Literatur gepflegt und ergänzt. Und von dort gelangten Anregungen nach Mitteleuropa, Schriften, Interpretationen und Denkweisen, die auch für Albertus entscheidende Bedeutung gewannen. Vor allem: Aristoteles kam in arabischem Gewand. So ist es unumgänglich, einen Blick auf die Naturbetrachtung im islamischen Raum zu werfen.

Die muslimische Naturkunde fußt zum einen auf griechischen (und römischen) Quellen, zum andern hat sie das vorhandene Wissen der den Islam zunächst tra-

<sup>14</sup> Stadler, H.: Albertus Magnus von Cöln als Naturforscher und das Cölner Autogramm seiner Tiergeschichte. Verh. Ges. Dt. Naturforsch. u. Ärzte, Leipzig 1908, 29—37, 1908: p. 29.

<sup>15</sup> Pelster, F.: Kritische Studien zum Leben und zu den Schriften Alberts des Großen. Ergh. z. Stimmen der Zeit, 2. Reihe: Forschungen, H. 4, 1—179, 1920: p. 86.

<sup>16</sup> Albertus Magnus: De causa et processu universitatis, lib. 2, tract. 1, c. 1. Zit. n. Grabmann, M.: Der heilige Albert der Große. Hueber, München 1932: p. 13: „Accipiamus igitur ab antiquis, quaecunque bene dicta sunt“.

<sup>17</sup> Huizinga, J.: Herbst des Mittelalters, Kröner, Stuttgart, 9. Aufl. 1965: p. 287.



genden arabischen Stämme integriert. Persische und indische Überlieferungen fanden Berücksichtigung<sup>18</sup>. Insbesondere die Tierbücher des Aristoteles haben durch Übersetzungen ins Arabische im 8. und 9. Jahrhundert große Bedeutung erlangt<sup>19, 20</sup>. Sie wurden unter dem wissenschaftsfreundlichen Kalifen el-Hamûn erarbeitet, einem Sohn des Hârûn ar-Rašid. Es entstanden Kurzfassungen, Bearbeitungen und Kommentare. Auch die Werke Galens (129—200 n. Chr.) und die pseudo-galenischen Giftbücher wirkten in arabischen Übersetzungen weiter.

Im islamischen aber auch im christlichen Raum gewann der „Physiologos“ große Bedeutung, ein Bestiarium, das als ein „Spiegel der durch Bolos Demokritos (= Bolos v. Mendes, um 200 v. Chr.) aufgebrachten Naturbetrachtung“<sup>21</sup> angesehen werden kann. In der arabischen tierkundlichen Literatur sind Inhalte aus dem Physiologos häufig nachweisbar. Während das Werk, ausgehend von einer zuerst wahrscheinlich im 4. Jahrhundert erschienenen Bearbeitung zur Hauptschrift der christlichen Natursymbolik des Mittelalters wurde, immer wieder umgestaltet und bearbeitet, ist die Entwicklung der Naturkunde im islamischen Kulturbereich stürmischer verlaufen. Freilich variierten die Ansätze: Kompilatorischer Fleiß, z. B. bei al-Qazwîni, der 1283 starb<sup>22</sup> — also einem Zeitgenossen Albertus — steht neben Bemühungen um eine Erweiterung der Kenntnisse durch Beobachtungen. Ein überaus inhaltsreiches Kitâb al-hayawân, ein Buch der Tiere, schrieb schon ibn abi l-Aš'at, der bis 970 lebte. Es enthält u. a. präzise Angaben über die Biologie der Fische<sup>23</sup>. Andere Autoren waren vor allem an naturphilosophischen Fragen interessiert. Unter der beeindruckenden Fülle arabischer Veröffentlichungen ist das Tierbuch des al-Gâhiz besonders hervorzuheben<sup>24</sup>. Das Buch, in dem fast vierhundert Tierarten behandelt sind, wurde etwa 847 abgeschlossen. In ihm wird bereits von Experimenten berichtet — Versuche über die Wirkung von Alkohol auf Säugetiere — und es werden Phänomene wie Albinismus, Sexualität und Rassendifferenzierung beim Menschen diskutiert. Im letzten zielt das Werk aber auf den Nachweis der Existenz eines Schöpfers und die Lobpreisung der göttlichen Weisheit, die sich in den Geschöpfen offenbart. Dies ist ein Ansatz der Naturbetrachtung, der in ähnlicher Form auch im christlichen Abendland und auch bei Albertus wiederzufinden ist.

Im islamischen Bereich — aber wiederum nicht nur in diesem! — waren die „Naturwissenschaften“ eng mit den Geheimwissenschaften (al-'ulum al-hafiyaz) verknüpft, mit Alchemie, mit Astrologie, mit Magie. Die Verbreitung von alten wie neuen Erkenntnissen war nicht immer gefahrlos: die religiöse Orthodoxie war mißtrauisch und stets geneigt, insbesondere gegen hellenistisch-heidnisches Gedankengut vorzugehen<sup>25</sup>.

Auch ein anderer Aspekt der islamischen Naturbetrachtung ist hervorzuheben:

<sup>18</sup> Nasr, S. H.: Islamic Science. World of Islam Fest. Publ. Comp., London 1976: p. 62.

<sup>19</sup> Ullmann, M.: Die Natur- und Geheimwissenschaften im Islam. In: B. Spuler (Herausg.): Handbuch der Orientalistik. Erg.bd. VI, E. J. Brill, Leiden 1972: p. 8.

<sup>20</sup> Gerhardt, M. J.: Zoologie médiévale: Préoccupations et procédés. Miscell. médiéval. 7, 231—248, 1970: p. 239.

<sup>21</sup> Ullmann, M. (1972): p. 14.

<sup>22</sup> Carus, J. V.: Geschichte der Zoologie. R. Oldenburg, München 1872 (Reprint: Johnson, New York-London, 1965): p. 167 sowie Ullmann, M. (1972): p. 32.

<sup>23</sup> Ullmann, M. (1972): p. 25.

<sup>24</sup> Nasr, H. S. (1976): p. 62 sowie Ullmann, M. (1972): p. 19.

<sup>25</sup> Ullmann, M. (1972): p. 2.



ein unmittelbares praktisches Interesse, ein Interesse an der Anwendbarkeit der Erkenntnisse.

Dieser skizzenhafte Exkurs erweist: Der islamische Kulturbereich hat schon im frühen Mittelalter eine beeindruckende Vielfalt von Denkansätzen hervorgebracht und eine schwer überschaubare Fülle von Veröffentlichungen, darunter Arbeiten großen Gewichts. Zudem entdecken wir interessante Parallelen zu der Situation im christlich geprägten hohen und späten Mittelalter.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gerät der islamische Herrschaftsbereich im Osten und Westen in Bedrängnis: 1258 fällt Bagdad und das Kalifat dem Sturm der Mongolen zum Opfer; 1248 erobert Ferdinand III. v. Kastilien Sevilla. Das berberische Almohadenreich war zuvor schon in Fürstentümer zerfallen. Dennoch setzt sich die Blüte der Wissenschaften über eine gewisse Zeit hinweg fort. Der — wie Albertus — universelle Gelehrte 'Alā' al-Dīn ibn al-Nafīs, Philosoph, Theologe und Arzt, genannt „der zweite ibn Sīnā“, der in Damaskus und Kairo arbeitete und 1287/88 starb, entdeckte als erster den Lungenkreislauf<sup>26</sup>. Er fand, daß das sauerstoffarme Blut vom Herzen zur Lunge und von dort wieder zum Herzen fließt: eine Entdeckung, die verloren ging. Harvey ist erst viel später, nämlich 1628 unabhängig zu derselben Erkenntnis gelangt.

Aus dem islamischen Kulturkreis nun erreichte Aristoteles das christliche Europa und Albertus war sein herausragender Wegbereiter. Wann und in welchem Zusammenhang Albertus auf Aristoteles stieß, ist nicht näher bekannt<sup>27</sup>. Er dürfte im wesentlichen auf Übersetzungen aus dem Arabischen zurückgegriffen haben. Das gilt vor allem für die Aristotelische Zoologie. Bis zu Beginn der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts dürften ausschließlich nach dem arabischen Text konzipierte Übersetzungen dieses Werks benutzt worden sein. Erst später hat man auf den griechischen Text zurückgegriffen. Thomas von Aquin, Alberts berühmter Schüler, soll Wilhelm von Moerbeke gebeten haben, eine solche Übersetzung zu erarbeiten<sup>28</sup>. Im Jahr 1260 hat sich jedenfalls Moerbeke in Theben dieser Arbeit unterzogen<sup>29</sup>. Albertus dürfte außerdem eine größere Zahl arabischer Autoren studiert haben. Freilich ist das im einzelnen schwer zu verfolgen, da Albertus nicht sorgfältig zitierend unter Angabe der Quelle im Text fortschreitet, sondern nur an interessanten Punkten Namen erwähnt. Zudem rechnet er auch den jüdischen Gelehrten Aviccebron zu den arabischen Autoren<sup>30</sup>. Seine umfassende Belesenheit steht aber außer Zweifel.

Es ist zu berücksichtigen, daß das Bild, das Albertus von Aristoteles gewonnen hatte, in manchen Zügen verzerrt war. So hat Albert angenommen, daß Aristoteles den Liber de causis geschrieben habe, der, wie wir heute wissen, auf Proklos zurückgeht. Über dieses Werk werden neuplatonische Vorstellungen in die aristotelisch geprägte Diskussion eingeschleust. Wir müssen ferner davon ausgehen, daß sich Albertus nicht von der arabischen Kommentierung des Aristoteles freizumachen verstand<sup>31</sup>.

<sup>26</sup> Grunebaum, G. E. v.: Der Islam. In: G. Mann, A. Nitschke (Herausg.): Propyläen Weltgeschichte, Bd. 5, 21—179 (1963): p. 176 sowie Nasr, S. H. (1976): p. 180.

<sup>27</sup> Hertling, G. v. (1914): p. 54.

<sup>28</sup> Carus, J. V. (1872): p. 209.

<sup>29</sup> Schipperges, H.: Die Assimilation der arabischen Medizin durch das lateinische Mittelalter. Sudhoffs Arch. f. Gesch. d. Med. u. Naturwiss. Beih. 3, 1—240, 1964: p. 74.

<sup>30</sup> Hertling, G. v. (1914): p. 32.

<sup>31</sup> Copleston, F. C.: Geschichte der Philosophie im Mittelalter. C. H. Beck, München 1976: p. 171.



Albertus ist, wie wir sehen, in hohem Maße offen für Anregungen aus einem Kulturkreis, der durch seine expansive Machtentfaltung, insbesondere an den auch der Christenheit heiligen Stätten politisch „auf der anderen Seite“ steht: 1248—1254 findet der 6. Kreuzzug statt, in dem Ludwig IX., der Heilige von Frankreich, in Gefangenschaft gerät; 1270 kommt Ludwig in Tunis auf dem 7. Kreuzzug mit einem großen Teil seines Heeres um.

Ein lebhaftes Interesse für das Denken und die geistige Entwicklung in der islamischen Welt, insbesondere die naturorientierte Seite, ist aber auch von anderen herausragenden Zeitgenossen des Albert gepflegt worden. Da ist die faszinierende Gestalt Friedrichs II. von Hohenstaufen! Die Aristoteles-Übersetzungen des Michael Scotus wurden von ihm nachdrücklich gefördert<sup>32</sup>. Er hat — wie Albertus selbst — eigenständig und selbstbewußt Beobachtungen gemacht. Davon zeugt das bekannte Buch über die Falkenjagd „De arte venandi cum avibus“, das unter dem Leitwort steht, alles was wirklich ist, so darzustellen, wie es wirklich ist: „manifestare ea que sunt, sicut sunt“<sup>33</sup>. Friedrich hat wohl auch in höherem Maße als Albertus zum Experimentieren geneigt. So hat er Versuche mit Brutöfen angestellt und das Geruchsvermögen der Greifvögel erforscht<sup>34</sup>.

Die Befassung mit Naturphänomenen im Kreise Friedrichs geschah wohl unabhängiger von traditionellen Denkweisen und freier von dogmatischen Bindungen als bei Albertus<sup>35</sup>. Sie war weniger von dem Bestreben durchdrungen, ein umfassendes Konzept auszuarbeiten und zu vermitteln als bei Albertus und war wohl auch eher auf Anwendung, auf Naturnutzung, Naturbeherrschung gerichtet und wirkt darin „moderner“.

Was die beiden Vertreter einer neuen Natursicht voneinander gedacht haben, wissen wir nicht. Albertus hat offenbar die Person Friedrichs aufmerksam verfolgt. Er wußte auch, daß Friedrich eine Giraffe in seiner Menagerie gehalten hatte: „Unam harum secum temporibus nostris habuit Fredericus imperator in partibus nostris“<sup>36</sup>. Das Falkenbuch Friedrichs war Albertus bekannt<sup>37</sup>. Die Folgezeit hat beide bewundert als „Stupor mundi“ den einen, als „Doctor universalis“ den anderen. Freilich sind ihre Lebensbereiche und Schicksale zu verschieden, als daß eine vergleichende Betrachtung sehr förderlich wäre. Es dürfen auch die Stellung Friedrichs innerhalb des geistigen Zentrums am Hof in Palermo und insbesondere seine gedankliche Unabhängigkeit im Hinblick auf die Entwicklung einer neuen Art der Naturbetrachtung nicht überschätzt werden<sup>38</sup>. Nicht uninteressant ist, daß beide — Friedrich wie Albertus — auf Grund ihres überlegenen Wissens und ihrer Forschungen in den Ruf gerieten, über magische Kräfte zu verfügen. Michael Scotus, Friedrichs Übersetzer, der für ihn auch eine „Abbreviatio Avicen-

<sup>32</sup> Carus, J. V. (1872): p. 205.

<sup>33</sup> Friedrich II. v. Hohenstaufen: *De arte venandi cum avibus*. MS. Pal. Lat. 1071, Bibl. Apostol. Vatic., Facsimileausg. Herausg. C. A. Willemsen, Akad. Druck- u. Verlagsanst., Graz 1969: Kommentar p. 21.

<sup>34</sup> Nette, H.: Friedrich II. von Hohenstaufen. Rowohlt, Hamburg 1975: p. 78.

<sup>35</sup> Ungerer, E.: Die Erkenntnisgrundlagen der Biologie. In: L. v. Bertalanffy u. F. Gessner (Herausg.): *Handbuch der Biologie*, I/1, 1—94, Athenaiion, Konstanz 1965: p. 22.

<sup>36</sup> Albertus Magnus: *De animalibus*, lib. XXII/16.

<sup>37</sup> Kantorowicz, E.: *Kaiser Friedrich der Zweite*, H. Küpper, Düsseldorf-München. 3. Nachdr. der 4. Aufl. 1973: p. 335.

<sup>38</sup> Schipperges, H. (1964): p. 169.



nae de animalibus“ erarbeitete<sup>39</sup> — wie Friedrich von Dante in seiner Göttlichen Komödie in der Hölle plazierte — wurde der Magie und eines Bundes mit dem Teufel beschuldigt. Es ist überliefert, daß Albertus im Rufe dämonischer Weisheit gestanden habe und daß „Ars Albertina“ als ein anderer Name für Magie gegolten habe<sup>40</sup>. Wir dürfen diesen Nimbus als Zeichen des Abstandes sehen: Albert — wie Friedrich — wurden für die Zeitgenossen inkommensurabel. Dies ist allerdings verständlich in einem Umfeld, in dem rationale Erklärungen, Erklärungen also, um die sich beide bemühten, eher fern lagen.

Albertus ist zuallererst der zuverlässige Übermittler des Aristoteles. Es ist zu betonen, daß er nicht versucht, die Werke des Aristoteles auswählend zu beschneiden. Vielmehr gibt er z. B. die drei zoologisch orientierten Hauptwerke des Aristoteles in vollem Umfang heraus. Dabei stützt er sich auf die Übersetzung des Michael Scotus, den wir als Helfer Friedrichs II. bereits kennen gelernt haben. Albertus sagt aber über ihn, daß er „die Natur nicht gekannt und die Werke des Aristoteles auch nicht gut verstanden habe“<sup>41</sup>.

Wir verdanken Albertus eine klare Gliederung des gewaltigen Stoffes. In 19 Büchern hat er 3 Werke des Aristoteles geordnet, die „Historia animalium“ (I—X), „De partibus animalium“ (Über die Organe der Tiere, XI—XIV) und „De generatione animalium“ (Über die Fortpflanzung und Entwicklung der Tiere, XIV—XIX). Aber nicht nur das: Dieser Teil wird ergänzt durch zwei weitere Bücher (XX, XXI), die als eigenständige Arbeiten Alberts angesehen werden<sup>42</sup>. Schließlich folgen noch 5 Bücher (XXII—XXVI), in denen in alphabetischer Ordnung kurze Beschreibungen und Charakterisierungen von Tieren gegeben werden. Die Kapitel fassen jeweils Gruppen von Lebewesen zusammen: Auf Aussagen über den Menschen und die Vierfüßler folgen Abschnitte über die Vögel, über die Wassertiere, über die Schlangen und über die „Würmer“, worunter nicht nur die Insekten fallen, sondern auch Kröten und Frösche. Die letzteren Bücher fußen auf dem enzyklopädischen Werk „De natura rerum“ des brabantischen Ordensbruders Alberts Thomas von Cantimpré<sup>43</sup>. Weiter ist auf die *Quaestiones Super de animalibus*<sup>44</sup> hinzuweisen, in denen zu biologischen Einzelproblemen in formaler Argumentation Stellung genommen wird.

Hinzu kommt das Buch „Über die Pflanzen“<sup>45</sup>, dessen Vorlage nicht aus der Feder des Aristoteles stammt, aber von Albertus für ein Werk des großen Griechen gehalten wurde<sup>46</sup>. Schließlich dürfen Alberts Schriften zur Mineralogie, Physik und Chemie nicht übersehen werden<sup>47</sup>, wenn auch bisher vor allem seine biologischen Arbeiten als herausragend und richtungsweisend gerühmt worden sind<sup>48</sup>.

<sup>39</sup> Ullmann, M. (1972): p. 26.

<sup>40</sup> Strunz, F. (1929): p. 32.

<sup>41</sup> Zit. n. Grabmann, M. (1932): p. 13.

<sup>42</sup> Balss, H. (1928): p. 17.

<sup>43</sup> Balss, H. (1947): p. 51.

<sup>44</sup> Albertus Magnus: *Quaestiones super de animalibus*. Herausg. v. E. Filthaut, *Opera omnia* XII, Aschendorff, Münster 1955.

<sup>45</sup> Albertus Magnus: *De vegetabilibus Libri VII*. Herausg. v. C. Jessen, G. Reimer, Berlin 1867.

<sup>46</sup> Balss, H. (1947): p. 75, p. 79.

<sup>47</sup> Balss, H. (1947): p. 69.

<sup>48</sup> Stadler, H. (1908); Killermann, S.: *Die Vogelkunde des Albertus Magnus*. G. J. Manz, München-Regensburg, 1910; Balss, H. (1928); Balss, H. (1947).



### III

Für einen Teil dessen, was wir hier vortragen, wollen wir unsere eigene Erfahrung zum Zeugnis anführen. Anderes wollen wir nach Aussagen zuverlässiger Gewährsleute berichten, die nicht leichtfertig Behauptungen aufstellen, die nicht durch Erfahrung erwiesen sind. Denn in diesen Fragen gibt allein die Erfahrung im Einzelfall Sicherheit . . .<sup>49</sup>.

Albertus hat die Aussagen der Literatur von Aristoteles bis Thomas von Cantimpré keineswegs unkommentiert und unkritisch übernommen. Das ist bemerkenswert in einer Zeit, in der kaum bestritten wurde, daß Naturkenntnis und Naturverständnis allein aus dem Studium gelehrter Autoren erwachsen könne. Deren Autorität war um so zwingender, je mehr sich ihr philosophischer Standpunkt mit der gültigen Theologie in Einklang bringen ließ. Das war nun für Aristoteles keineswegs gegeben. Das zeigen die Schwierigkeiten, die die Fakultät der Künste in Paris mit Aristoteles hatte. Den an ihr wirkenden Lehrern wurden zeitweise Vorlesungen zu den Werken der Physik und Metaphysik des Aristoteles untersagt. Albertus nähert sich in seiner souveränen Haltung dem Standpunkt, den später Leonardo da Vinci pointiert so formuliert hat: „Wer sich in einer Streitfrage auf die Autorität beruft, gebraucht nicht die Vernunft, sondern das Gedächtnis“<sup>50</sup>.

Albert also ist ein kritischer Leser; und er ist harter Worte fähig. Über C. Julius Solinus, der um 275 eine Kompendium nach Plinius und anderen Autoren erarbeitet hat und Jorach, dessen Identität allerdings unklar ist<sup>51</sup>, sagt er z. B. sie seien Lügner: „Sed illi philosophi multa mentiuntur“<sup>52</sup>. Plinius wird bei 65 Nennungen elfmal kritisiert<sup>53</sup>. Auch Aristoteles wird korrigiert. Allerdings räumt hier Albert zuweilen ein, die Fehler könnten auf falsche Abschriften zurückgehen. Zu der Meinung des Aristoteles aus längeren, zugespitzten Vogeleiern gingen Männchen hervor, aus runderen Weibchen, schreibt Albertus: „Et hoc falsum est omnino et vitium fuit ex scriptura perversa, et non ex dictis philosophi“ — vielmehr sei es umgekehrt, was auch Avicenna für Hühner und Hähne bestätige. Im übrigen wisse er, Albert, dies auch aus Erfahrungen, die er selbst mit Eiern gemacht habe: „et hoc concordat cum experientia quam nos in ovis experti sumus“<sup>54</sup>; und im übrigen ergebe es sich aus vernünftiger Überlegung („et cum ratione, quoniam . . .“).

Was also setzt Albertus der Aussage der Literatur entgegen, woran prüft er sie? An der Erfahrung, genauer: der eigenen Beobachtung. Alberts „ego expertus sum“ ist durchaus ein emanzipatorischer Anspruch gegen die eingeengte Übernahme einer Auswahl tradierter Autoritäten. Freilich, das sei sogleich abschwächend gesagt,

<sup>49</sup> Albertus Magnus: *De vegetabilibus* VI, tr. 1, c. 1, § 1: „Earum autem, quas ponemus, quasdam quidem ipsi nos experimento probavimus, quasdam autem referimus ex dictis eorum, quos comperimus, non de facili aliqua dicere, nisi probata per experimentum. Experimentum enim solum certificat in talibus, eo quod de tam particularibus naturis syllogismus haberi non potest“.

<sup>50</sup> da Vinci, L.: *Philosophische Tagebücher*. Herausg. G. Zamboni, Rowohlt, Hamburg 1958: p. 15 (Codex Atlanticus 76 r. a).

<sup>51</sup> Carus, J. V. (1872): p. 227.

<sup>52</sup> Albertus Magnus: *De animalibus*, lib. XXIII/34.

<sup>53</sup> Balss, H. (1928): p. 23.

<sup>54</sup> Albertus Magnus: *De animalibus*, lib. VI/8.



geht Albertus zwar mit seiner Forderung, man müsse die Natur beobachten, einen wesentlichen Schritt weiter, tut aber nicht auch die beiden folgenden: Messung und Experiment.

Aber erst mit diesem umfassenderen methodischen Ansatz ist der Weg in die neuzeitliche Naturwissenschaft beschritten, mit dem Versuch der Quantifizierung und mit gezielten Eingriffen in quantitativ erfaßte Zusammenhänge. Nun haben sich gerade die biologischen Systeme diesem Zugriff am längsten widersetzt. Das Verfahren, bestimmte Teilgrößen gezielt zu variieren, andere Bedingungen konstant zu halten und Folgen der Variation zu registrieren, hat sich zuerst in der Physik durchgesetzt.

Insofern sind stärker mathematisch und physikalisch interessierte Zeitgenossen Alberts wie Peter von Maricourt, Robert Grosseteste und Roger Bacon in diesem Sinn weiter fortgeschritten, progressiver. Peter von Maricourt hat einen „Brief über den Magnet“ verfaßt. Robert Grosseteste (etwa 1168—1253) wirkte als Kanzler von Oxford und war später Bischof von Lincoln. Er vertrat u. a. die Auffassung, daß Ortsbewegungen mathematisch beschrieben werden können und entwickelte die Vorstellung, daß experimentell prüfbare Hypothesen in der Naturforschung entwickelt werden müßten<sup>55</sup>. Der universell begabte englische Franziskaner Roger Bacon (etwa 1210—1292), Magister der Theologie, als „doctor mirabilis“ gerühmt, verdient besondere Erwähnung. Er war ein streitbarer Wissenschaftler, griff an und war selbst heftigen Angriffen ausgesetzt; lange Jahre lebte er — wohl nicht zuletzt deshalb — in Haft. Bacon betont die Notwendigkeit, die Mathematik auf naturwissenschaftliche Fragestellungen anzuwenden und weiß sich in diesen Bemühungen einig mit dem erfolgreichen Vorgehen — wiederum — arabischer Gelehrter. So hatte z. B. ibn al-Haiṭam in Untersuchungen über den Brennspiegel diesen Weg erfolgreich eingeschlagen und war bereits zu einer Differenziertheit der Betrachtung gelangt, die Bacon selbst kaum erreicht<sup>56</sup>. Die Tendenz zur Mathematisierung paart sich bei Bacon mit der bewußten Neigung zum Experiment. Es ist bezeichnend, daß Bacon auch die möglichen Folgen dieses Vorgehens vorausszusehen begann: umfassende Naturnutzung und Naturbeherrschung. Er hält Wasserfahrzeuge für konstruierbar „welche rudern ohne Menschen, so daß sie, während ein einziger Mensch sie regiert, mit einer größeren Schnelligkeit dahinfahren als wenn sie voll schiffsbewegender Menschen wären“<sup>57</sup>; kühne Perspektiven für die Zukunft! Wir haben bereits erwähnt, daß auch Friedrich II. Experimente ersonnen oder angeregt hat. Als Herrscher zupackend gibt er sich auch der Natur gegenüber nicht mit der Rolle des Beobachters zufrieden. Freilich darf die Bedeutung des Kaisers als Wegbereiter einer neu verstandenen Wissenschaft von der Natur nicht überschätzt werden<sup>58</sup>.

Das bevorzugte Interesse Alberts für die Biologie, für die Vielfalt der lebenden Organismen, mag also erklären, warum er auf dem methodischen Weg der empirischen Wissenschaften nicht so weit fortschritt wie die genannten Zeitgenossen. Albert ist sich aber der Komplexität lebender Systeme, die den experimentellen Zugang so sehr erschwert, bewußt geworden. Seine Erörterungen bewegen sich

<sup>55</sup> Copleston, F. C. (1976): p. 176 sowie Anm. 11/27—29.

<sup>56</sup> Wiedemann, E.: Roger Bacon und seine Verdienste um die Optik. In: A. G. Little (Herausg.): Roger Bacon, 185—203, Russell and Russell, New York 1914 (1972): p. 187.

<sup>57</sup> Zit. n. Strunz, F.: Roger Bacon. In: Bugge, G. (Herausg.): Das Buch der großen Chemiker, 1, 42—51, 1929 (Nachdr. Verl. Chemie, Weinheim 1974): p. 50.

<sup>58</sup> Schipperges, H. (1964): p. 170.



folgerichtig auf unterschiedlichen Ebenen dieser Komplexität. Bau und Funktion der unterschiedlichen Organe sind im Blickpunkt, wenn Albert z. B. das Verdauungssystem der Biene beschreibt und dabei das Ergebnis eigener Sektionen mitteilt: „Ich habe aber die Anatomie der Bienen in ihren einzelnen Körperabschnitten erforscht. Dabei findet sich im Hinterleib, der auf die Einschnürung folgt, eine helle Blase. Wenn man sie öffnet und kostet, enthält sie eine Flüssigkeit, die nach feinstem Honig schmeckt“<sup>59</sup>. Albert erfaßt aber auch den Organismus als individualisierte Wirkeinheit. Er versteht die Vermehrungsfähigkeit der Lebewesen als über die individuelle Lebensspanne hinausweisende Funktion, wenn er ausführlich die Fortpflanzung der Tiere und des Menschen behandelt. Schließlich weiß Albert, daß die Organismen miteinander in Wechselwirkung stehen und eingebunden sind in Lebensgemeinschaften, integriert in Ökosysteme<sup>60</sup>. Das wird erkennbar, wenn wir z. B. Alberts Beobachtungen über den Ameisenlöwen lesen: „Ich habe es oft beobachtet und meinen Gefährten gezeigt, daß dieses Tier etwa die Gestalt einer Zecke hat. Es verbirgt sich im Sand, indem es einen Trichter gräbt an dessen Grund es seinen Mund hat. Wenn Ameisen auf der Nahrungssuche vorbeilaufen, fängt und frißt es sie. Das haben wir öfter gesehen“<sup>61</sup>. Damit ist die absurde Erzählung des Physiologos abgetan. Dort heißt es nämlich, daß der Ameisenlöwe ein Zwitter von Ameise und Löwe sei mit den Gesichtszügen des Löwen und dem Körper einer Ameise. Er könne kein Fleisch fressen, wegen der Natur seiner Mutter, der Ameise, aber auch keine pflanzliche Nahrung zu sich nehmen wegen der Natur seines Vaters, des Löwen: daher komme er vor Hunger um<sup>62</sup>.

Schließlich vermag Albert den Menschen, dessen körperliche Funktionen er ebenso nüchtern wie die anderer Lebewesen beschreibt, auch als Organismus unter Organismen zu sehen. Sein „Homo perfectissimum animal“<sup>63</sup> beeindruckt noch heute als Ausdruck einer unangefochtenen Souveränität.

#### IV

In den Naturwissenschaften genügt es nicht, einfach das Überlieferte zu übernehmen; vielmehr muß nach den Ursachen der Naturphänomene gefragt werden<sup>64</sup>.

Der mittelalterliche Zugang zur Natur, wie ihn Albert entwickelt, kennt drei Verfahrensweisen: das Studium der Schriften der Autoritäten, die sinnliche Er-

<sup>59</sup> Albertus Magnus: De animalibus, lib. IV/71: „Ego autem expertus sum anathomiam apum secundum genera sua: et invenitur in posteriori corporis eius post succintorium folliculus lucidus perspicuus: et quando forobatur ad gustum habet saporem mellis tenuissimi“.

<sup>60</sup> Vgl. Balss, H. (1928): p. 75 ff. sowie Gerhardt, M. (1970): p. 248.

<sup>61</sup> Albertus Magnus: De animalibus, lib. XXVI/16, 20: „Expertus enim sum multotiens et ostendi sociis hoc animal engulas fere habere figuram et absconditur in sabulo fodiens cuius polus est os formicaleonis: et dum formicae causa lucris transeunt, ipsas capit et devorat et hoc saepius aspeximus“.

<sup>62</sup> Balss, H. (1928): p. 115.

<sup>63</sup> Albertus Magnus: De animalibus, lib. I, 498 sowie XXI, 3.

<sup>64</sup> Albertus Magnus: De mineralibus II, tr. 2, c. 1: „Scientiae enim naturalis non est simpliciter narrata accipere, sed in rebus naturalibus inquirere causas“. Zit. n. Hertling, G. v. (1914): p. 42, Anm. 2.



fahrung und — wie im folgenden erläutert werden soll — die vernünftige Argumentation<sup>65</sup>. In der belebten Natur werden — in ersten Ansätzen — rational erfassbare widerspruchsfreie Wirkzusammenhänge entdeckt, harmonische Ordnungsprinzipien. Albert übernimmt den aristotelischen Arbeitsgrundsatz „Wissen heißt die Ursache eines Dinges erkennen“<sup>66</sup> und entwickelt auf dieser Grundlage ein bemerkenswertes Selbstbewußtsein.

Kennzeichnend ist die Art, wie Albert ein Stück mittelalterlicher Naturlehre aus antiker Wurzel abhandelt, die Frage der Beziehungen zwischen Hirsch und Schlange<sup>67</sup>, der wir im folgenden nachgehen wollen. Es war nämlich überliefert, daß der Hirsch, wenn er alt und krank sei, Schlangen durch die Nase ansauge, wobei ihm heiß werde. Er suche daraufhin nach einer frischen Quelle, um sich am Wasser gütlich zu tun. Durch den Genuß der Schlangen genese und verjünge sich der Hirsch. Albertus geht auf diese Erzählung ein. Es werde die Auffassung vertreten, referiert er in seinem „De animalibus“<sup>68</sup>, daß diese Verjüngung auch am Fell deutlich werde. Und er setzt dagegen: „et hoc puto ego verum non esse“. Er weiß nämlich, daß vom Zustand und von der Zahl der Zähne auf das Alter eines Hirsches geschlossen werden kann. Das Fell ist hierfür nicht geeignet. Das ist ein erster kritischer Kommentar. Noch bezeichnender aber ist, wie Albert das Verhältnis von Hirsch und Schlange in den *Quaestiones super de animalibus*<sup>69</sup> aufgreift: „Ob sich Alterserscheinungen durch die Aufnahme von Schlangen oder anderer Giftstoffe aufheben lassen“ (*Utrum aetas possit renovari per assumptionum viperarum vel alterius veneni*) und „ob Hirsche langlebige Tiere seien“ (*Utrum cervus sit animal longae vitae*). Dies sind Fragen von allgemeiner Bedeutung. Ihre Beantwortung erscheint wichtig im Hinblick auf die Heilung gewisser Krankheiten, z. B. des Aussatzes. Albert referiert die Aussagen der Fabel, doch zeigt er zugleich kritische Distanz, indem er mit einem „dicitur“ beginnt. Immerhin: Wäre der Sachverhalt zutreffend, wird erläutert, dann würden zwei Thesen gestützt: 1. daß im Körper befindliche Schadstoffe zusammen mit einem verabreichten Gift ausgeschieden werden könnten und 2. daß durch die auf die Giftwirkung zurückzuführende Wasseraufnahme Wärme und Feuchte vermehrt würden. Das bedeute aber eine Förderung der Lebenskräfte (*principia vitae*). Nun hat Albertus mit dieser für ihn durchaus charakteristischen Rationalisierung die Erzählung vom Hirsch und der Schlange aus einem ursprünglichen Deutungszusammenhang, dem symbolisch-moralischen, ganz herausgehoben: da steht nämlich der schlangenfressende Hirsch als Sinnbild für Christus, der den Teufel — die Schlangen — vertilgt mit dem Hauch der Nase — dem Geist der göttlichen Weisheit.

Ganz allgemein äußert sich Albert skeptisch oder ablehnend gegenüber traditionellen Beschreibungen und Erklärungsversuchen, die sich nicht in einen vernunftbestimmten Sinnzusammenhang einbeziehen lassen. Dieses Bemühen wird besonders klar erkennbar in jenen Abschnitten seines Werks, die sich mit übergreifenden Themen aus der Physiologie und Fortpflanzungsbiologie befassen. Freilich werden hier

<sup>65</sup> Vgl. Gerhardt, M. (1970): p. 239 sowie Kolb, H.: *Der Hirsch der Schlangen frisst. Mediaevalia litteraria. Festschr. H. de Boor, Herausg. U. Hennig, H. Kolb, München 1971:* p. 606.

<sup>66</sup> Kolb, H. (1971): p. 606.

<sup>67</sup> Kolb, H. (1971).

<sup>68</sup> Albertus Magnus: *De animalibus*, lib. XXII/42.

<sup>69</sup> Albertus Magnus: *Quaestiones super de animalibus*, VII, Qu. 31, VIII, Qu. 12.



auch die Grenzen deutlich, die Albert dadurch gesetzt waren; daß er den Zugang zum Experiment nicht fand und daß er auch im Deskriptiven keine technischen Hilfsmittel in Anspruch nehmen konnte; Grenzen, die sich aber auch daraus ergaben, daß er relativ unsystematisch in zu vielen Einzelfragen nach Einsichten suchte. Das letzte Argument enthält eine Wertung, die von der Überzeugung ausgeht, daß die großen Fortschritte der neueren Naturwissenschaft ohne Spezialisierung nicht vorstellbar sind. Eine Konzentration auf wenige begrenzte Fragestellungen war nicht das Anliegen des „Doctor universalis“.

Ein umfassendes naturwissenschaftliches Weltbild kann aber nur von beiden Ansätzen her gewonnen werden. „Ohne Kenntnis der vielen Details kann das große Bild nicht entworfen werden, sie machen seinen Reichtum aus. Umgekehrt kann nur vom großen Bild her — so fragmentarisch es auch sein mag — die Frage nach weiteren wissenswerten Details vernünftig gestellt werden“<sup>70</sup>.

Aber der Anfang zur Erarbeitung dieses Bildes ist gemacht. Herbert Kolb<sup>71</sup> hat das wie folgt beschrieben: „Wenn ... sein Schüler Thomas von Aquin zu Anfang seiner „Summa theologiae“ eine scharfe Unterscheidung zwischen *scientia* und *doctrina* trifft, indem er u. a. ausführt: „Alle Wissenschaft (*scientia*) geht aus Prinzipien hervor, die durch sich selbst erkannt sind. Doch die heilige Lehre (*sacra doctrina*) geht aus den Sätzen des Glaubens hervor, die nicht durch sich selbst erkannt sind, da sie ja nicht von allen angenommen werden“, und aus dieser Unterscheidung den Schluß zieht: „*Igitur sacra doctrina non est scientia*“ — so dürfen wir ... sagen, daß Albert der Große Naturkunde nicht mehr als *sacra doctrina* betreibt, sondern als *scientia*: Er sucht Natur aus den Bedingungen und Prinzipien der Natur selbst zu erklären, nicht aus den Sätzen des Glaubens“. Daher weiß Albert mit den symbolistischen moralisierenden Naturschilderungen seiner Zeit wenig anzufangen. Sie stehen für eine Weltsicht, aus der er sich gelöst hat.

Das wird auch deutlich, wenn wir die Leistung Alberts den Arbeiten zweier anderer Männer vergleichend gegenüberstellen, Honorius von Autun und Konrad von Megenberg. Honorius Augustodunensis soll aus dem Schulkreis von Canterbury hervorgegangen sein. Er hat als Solitarius in Regensburg gewirkt und ist hier wohl um 1150 gestorben. Sein Hauptwerk, eine „*Imago mundi*“, ist Christian gewidmet, dem Abt des Schottenklosters zwischen 1133 und 1153<sup>72</sup>. Konrad von Megenberg wurde 29 Jahre nach dem Tod des Albertus geboren. Er starb 1374. Sein „Buch der Natur“ haben wir bereits erwähnt.

Honorius von Autun bewertet die Natur positiv. Der Mensch ist ganz in sie eingebettet. Er verwandelt äußere Natur in einen geisthaften Kosmos als Teil des dynamischen Gefüges des Universums. Der Entwurf eines *Imago mundi*, eines Bildes der Welt, ist stets eine symbolistische Spiegelung. Der Mensch als Mikrokosmos wird als Abbild der göttlichen Wirklichkeit verstanden, die gesamte Natur ist nicht für sich erfahrungswert, sondern gewinnt Bedeutung als Projektion der Glaubensfülle. Auf Kosten einer strengen oder auch nur verbindlichen Wissenschaft wird im bunten Spiel die Welt metaphorisch und nach Analogie des menschlichen Seins erklärt<sup>73</sup>.

<sup>70</sup> Sitte, P.: Unterwegs zu einem Weltbild der Naturwissenschaften. Verh. Ges. Dt. Naturforsch. u. Ärzte 1978, 10—17 (1979): p. 11.

<sup>71</sup> Kolb, H. (1971): p. 607.

<sup>72</sup> Schipperges, H.: Honorius und die Naturkunde des 12. Jahrhunderts. Sudhoffs Arch. f. Gesch. d. Med. u. Naturwiss. 42, 71—82 (1958): p. 71.

<sup>73</sup> Schipperges, H. (1958): p. 76.



In dieser Hinsicht unterscheidet er sich radikal von Albertus. Freilich treffen wir bei Honorius auch auf eine andere Mentalität: er wird als pädagogisch engagierter Popularisator charakterisiert, als wenig eigenständiger Kopf, der aber durch seine Arbeiten durchaus Einfluß auf die Weltanschauung seiner Zeit gewonnen habe <sup>74</sup>.

Freilich sieht Albertus die Natur in das umfassende Ganze des göttlichen Heilsplans eingebettet <sup>75</sup>. Alle Lebewesen, Pflanzen, Tiere, Menschen bezeugen das Göttliche in der Welt. Jede natürliche Ursache ist gewissermaßen „nur ein Werkzeug in der Hand des obersten Werkmeisters“ <sup>76</sup>: „Deus sublimis naturas regit et administrat per naturales causas, et illas hic quaerimus, postquam divinas, quia non sunt proximae, non de facili possumus eas investigare“ sagt Albertus <sup>77</sup>: „Gott lenkt und besorgt die Natur durch die Naturgesetze und diese untersuchen wir hier, da die göttlichen Wirkordnungen unserem Verstehen nicht nahe und darum nicht leicht zugänglich sind“. Damit ist der Naturerkenntnis insofern eine Grenze gezogen, als sie nur die Wirkung jener instrumentellen Ursachen erforschen kann, nicht aber den Umfang der göttlichen Macht. Aber eine gewisse Dissoziation ist bereits eingetreten: Der Naturforscher kann sich souverän in einem eigenen Zuständigkeitsbereich bewegen. Albertus drückt das indirekt so aus: Wo es sich um Lehren des Glaubens und der Sitte handele, komme Augustinus, wo um Medizinisches dem Galenus und Hippokrates, wo um Naturkundliches dem Aristoteles die größere Autorität zu <sup>78</sup>. Und dessen Auffassungen sind, wie wir von Albertus gelernt haben, nach der Erfahrung zu überprüfen. Ist damit nicht bereits jene Schutzzone für den am Einzelnen interessierten fragenden und forschenden Menschen abgegrenzt, die sich zunächst nur langsam ausweitete — ich erinnere an das Erwachen des Nominalismus — dann aber stürmisch an Umfang gewinnt bis zur gegenwärtigen Situation, die Joseph Ratzinger so charakterisiert hat: „Für unsere heutige wissenschaftsbestimmte Grundeinstellung, die unser aller Daseinsgefühl ungefragt prägt und uns den Ort im Wirklichen zuweist, ist die Beschränkung auf die „Phänomene“, auf das Erscheinende und in den Griff zu nehmende, kennzeichnend. Wir haben es aufgegeben, das verborgene An-sich der Dinge zu suchen, in das Wesen des Seins selbst hinabzuloten ...“ <sup>79</sup>. Die Beschränkung auf das Erscheinende und in den Griff zu nehmende: die Natur zu manipulieren, zu nutzen, ist Albertus noch kaum gewillt. Das ist nur angedeutet: Empfehlungen zur Anlage eines Lustgartens auf der einen Seite <sup>80</sup> und ein Interesse am Schießpulver auf der anderen <sup>81</sup>; treffen wir hier schon auf die Ambivalenz des naturwissenschaftlichen Erkenntnisgewinns?

Heute suchen wir nach beidem: nach dem Zugang zu einem einheitlichen Welt-

<sup>74</sup> Schipperges, H. (1958): p. 71.

<sup>75</sup> Strunz, F.: Albertus Magnus, Weisheit und Naturforschung im Mittelalter. K. König, Wien-Leipzig 1926: p. 131.

<sup>76</sup> Hertling, G. v. (1914): p. 137.

<sup>77</sup> Albertus Magnus: De meteoris III, tr. 3, c. 20 Opp. IV, 662 a—b: „Deus sublimis naturas regit et administrat per naturales causas, et illas hic quaerimus, postquam divinas, quia non sunt proximae, non de facili possumus eas investigare“. Zit. n. Hertling, G. v. (1914): p. 138 Anm. 1.

<sup>78</sup> Vgl. Hertling, G. v. (1914): p. 38.

<sup>79</sup> Ratzinger, J.: Einführung in das Christentum, dtv, München, 2. Aufl. 1972: p. 28.

<sup>80</sup> Hennebo, D.: Gärten des Mittelalters. In: D. Hennebo, A. Hoffmann (Herausg.): Geschichte der deutschen Gartenkunst, 1, Broschek, Hamburg 1962: p. 41 ff.

<sup>81</sup> Strunz, F. (1929): p. 51.

bild und nach verpflichtenden Normen für die verantwortliche Handhabung des naturwissenschaftlich-technischen Wissenszuwachses. Mag auch wenig konkrete Hoffnung bestehen, Wege zu finden, so gilt es doch, in der Suche fortzufahren. Heisenberg hat das so gesagt<sup>82</sup>: „... Mit den Forderungen der Pragmatiker und Positivisten, Sorgfalt und Genauigkeit im Einzelnen und äußerste Klarheit in der Sprache, wird man sich gern einverstanden erklären. Ihre Verbote aber wird man übertreten müssen; denn wenn man nicht mehr über die großen Zusammenhänge sprechen und nachdenken dürfte, ginge auch der Kompaß verloren, nach dem wir uns richten können“.

<sup>82</sup> Heisenberg, W.: Positivismus, Metaphysik und Religion (1952). In: Der Teil und das Ganze. Piper, München 1969: p. 195.



# Die Verehrung Alberts des Großen im Bistum Regensburg

von

Paul Mai

Am 15. November 1280 starb Frater Albertus, einst Bischof der Kirche von Regensburg, hochbetagt im Kloster der Dominikaner zu Köln. Und so sind es auch die beiden Städte, Köln und Regensburg, die Albertus besonders nahe standen und die zu Zentren und Strahlungspunkten einer rasch aufblühenden Albertusverehrung wurden.

Zwei Jahre, etwa zwischen 1237 und 1240 hatte Albert als Lesemeister im Regensburger Dominikanerkloster gewirkt<sup>1</sup>, 1255 hat er als Provinzial der deutschen Ordensprovinz hier ein Provinzialkapitel abgehalten<sup>2</sup> und von 1260 bis 1262 stand er dem Bistum Regensburg als Oberhirte vor<sup>3</sup>. Das überlieferte Urkundenmaterial ist zu spärlich, um letzte Klarheit in die bischöfliche Regierung Alberts zu bringen<sup>4</sup>, zeitgenössische literarische Quellen geben sich überraschend wortkarg<sup>5</sup> und um spätere Berichte rankte sich schon allzu viel legendäres Beiwerk, durchsetzt mit den Topoi, die einen heiligmäßigen Ordensmann auszuzeichnen haben<sup>6</sup>. Fest steht, daß er auf den dringlichen Wunsch Papst Alexanders IV.<sup>7</sup> wider den Willen seiner Ordensoberen<sup>8</sup> das Bischofsamt angenommen hat, um die Kirche von Regensburg vor dem geistlichen und wirtschaftlichen Ruin zu retten, der ihr als Folge

<sup>1</sup> Vgl. P. Mai, Albertus Magnus als Bischof von Regensburg, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 14 (1980) 23—39.

<sup>2</sup> Vgl. H. Ch. Scheeben, Albert der Große. Zur Chronologie seines Lebens = Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland 27 (1931) 38.

<sup>3</sup> Vgl. J. Staber, Albertus Magnus als Bischof von Regensburg, in: VO 106 (1966) 175—193; P. Mai, Albertus Magnus als Bischof von Regensburg, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 14 (1980) 23—39.

<sup>4</sup> P. Mai, Urkunden Bischof Alberts II. (1260—1262), in: VO 107 (1967) 7—45; ders., Albertus Magnus als Bischof von Regensburg, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 14 (1980) 31—37.

<sup>5</sup> Hermann von Altaich, Annales et historiae Altahenses, hrsg. von Ph. Jaffé: MGH SS 17; Annales S. Rudberti Salisburgenses, hrsg. von W. Wattenbach: MGH SS 7.

<sup>6</sup> Vgl. die um 1490 entstandene Legenda beati Alberti Magni des Rudolf von Nymwegen, ed. II, 1928; Petrus de Prussia, Vita beati Alberti, Doctoris Magni ex Ord. Praed., Ep. Rat., 1621.

<sup>7</sup> BHStAM Passau-Hochstift Lit. 4 f. 62'—63 und 75'—76; s. a. P. Mai, Urkunden Alberts II., in: VO 107 (1967) 11 Nr. 1.

<sup>8</sup> Schreiben des Ordensgenerals, des seligen Humbert von Romans, wiedergegeben u. a. bei P. Loë v., De vita et scriptis B. Alberti M., in: Analecta Bollandiana 19—21 (1900—1902) I, 288 Nr. 73.

des unheilvollen Kampfes zwischen Papsttum und staufischem Kaisertum, aber auch einem wenig glücklichen Episkopat seines Vorgängers Albert I. drohte<sup>9</sup>. Mit wahrhaft apostolischem Eifer war Albert daran gegangen, die Verhältnisse zum Besseren zu wenden, was ihm ohne Zweifel in der kurzen Zeit seines Episkopats gelungen ist. Über seinen freiwilligen Rücktritt vom Bischofsamt ist viel gerätselt worden und gerade die Imponderabilien dieses überraschenden Entschlusses ließen bei späteren Chronisten die Legendenbildung üppig ins Kraut schießen<sup>10</sup>.

Die Anfänge der Verehrung Alberts im Bistum Regensburg liegen im Dunkel, ebenso von welcher Seite die Initiativen ausgingen. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß sie vom Dominikanerkloster ausgingen. Allerdings kann auch nicht übersehen werden, daß laut einem Anniversarium vom Ende des 13. Jahrhunderts der Todestag Alberts am 15. November stets mit feierlicher Vigil vom Regensburger Domkapitel begangen wurde<sup>11</sup> und auch im 17. Jahrhundert die stärksten Impulse für die Albertusverehrung von Regensburgs Bischof Albert IV. ausgingen.

Ohne Zweifel hat die Erhebung der Gebeine Alberts in Köln im Jahre 1483<sup>12</sup> der Verehrung neuen Auftrieb gegeben. Der Legende nach sollen bereits zu diesem Zeitpunkt Verhandlungen bezüglich einer Kanonisation geführt worden sein<sup>13</sup>, doch, wenn die Überlieferung stimmen sollte, scheint man diese bald wieder eingestellt zu haben. Ebenso heißt es nach Berichten des 17. Jahrhunderts, daß Papst Innozenz VIII. im Jahre 1484 den Dominikanerkirchen zu Köln und Regensburg die ausdrückliche Erlaubnis erteilt habe, Altäre zu Ehren des Seligen zu errichten, Messe und Offizium eines Bekennerbischofs zu halten<sup>14</sup>. Weiss schreibt allerdings 1930 hierzu „die amtliche Urkunde hierüber ist zur Zeit nicht auffindbar, aber durch glaubwürdige Berichte diese Tatsache erhärtet“<sup>15</sup>. Allerdings scheinen die Regensburger Dominikaner von den ihnen durch Papst Innozenz VIII. gegebenen Privilegien nicht sofort und nicht in vollem Umfang Gebrauch gemacht zu haben. Nach einem Altarverzeichnis besaß die Dominikanerkirche im Jahre 1517 insgesamt 17 Altäre, darunter einen zu Ehren des hl. Thomas von Aquin, aber keinen Albertus-Altar<sup>16</sup>. Ein solcher wurde überhaupt erst 1694 im Dominikanerkloster konsekriert<sup>17</sup>.

<sup>9</sup> Zu Bischof Albert I. vgl. F. Janner, *Geschichte der Bischöfe von Regensburg* 2 (1884) 416–462.

<sup>10</sup> Vgl. H. Ch. Scheeben, *Albert der Große. Zur Chronologie seines Lebens* (1931) 64; J. Staber, *Albertus Magnus als Bischof von Regensburg*, in: VO 106 (1966) 192–193; P. Mai, *Albertus Magnus als Bischof von Regensburg*, in: *Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg* 14 (1980) 37–38.

<sup>11</sup> BHStAM Regensburg-Hochstift Lit. 4 f. 13.

<sup>12</sup> Vgl. M. Weiss, *Reliquien-Geschichte Alberts des Großen, Seligen des Predigerordens, weiland Bischof von Regensburg* (1930) 8–11 (im Folgenden gekürzt: Weiss, *Reliquien-geschichte*).

<sup>13</sup> Weiss, *Reliquiengeschichte*, 8.

<sup>14</sup> *Esposizione e documentazione storica del culto tributato lungo il corso dei secoli al B. Alberto Magno Vescovo e Confessore dell'Ordine Domenicano* (1930) 64 Nr. 4 (im Folgenden gekürzt: *Esposizione*); *Positio Sacrae Rituum Congregationis pro Canonizzazione ac Doctoratu B. Alberti Magni* (1932) 62 (im Folgenden gekürzt: *Positio*).

<sup>15</sup> Weiss, *Reliquiengeschichte*, 10.

<sup>16</sup> E. Wassenberg, *Ratisbona religiosa*, f. 185, MS im Bischöflichen Zentralarchiv Regensburg (im Folgenden gekürzt: BZAR).

<sup>17</sup> Vgl. S. 84 des vorliegenden Bandes.



Zum erstenmal taucht in der um 1488 entstandenen *Legenda beati Alberti Magni* des Rudolf von Nymwegen die Nachricht auf, nach dem Tode Alberts hätten die Regensburger den Leichnam ihres ehemaligen Bischofs für sich beansprucht, jedoch nur die Eingeweide des Verstorbenen zu erlangen vermocht, die dann im Chor der Kathedralkirche feierlich beigesetzt wurden<sup>18</sup>. Doch schon Rudolf von Nymwegen scheint diese Überlieferung etwas fragwürdig gewesen zu sein, denn er leitet diesen Passus mit „ut fertur“ ein, und Laurentius Hochwart, der Chronist der Regensburger Bischöfe im 16. Jahrhundert, der nur allzu oft recht unbekümmert auf ihn überkommene Nachrichten tradiert, hegt bereits schwerste Bedenken und überläßt die Verantwortung für die Richtigkeit anderen und bemerkt: „De his chorus noster nihil habet“<sup>19</sup>. Auch als sich im 17. Jahrhundert Bischof Albert IV. von Regensburg mit allem Eifer um eine Reliquie Alberts bemühte, war keiner Seite mehr etwas bekannt, daß bereits die Eingeweide nach Regensburg überführt worden wären<sup>20</sup>. Im übrigen scheint auch die Überlieferung, Albertus hätte seinen umfangreichen Kommentar zum Lukas-Evangelium während seiner Regensburger Bischofszeit auf der Burg Stauf verfaßt, auf Rudolf von Nymwegen zurückzugehen, allerdings ist diese Annahme in der neueren Forschung außerordentlich umstritten<sup>21</sup>.

Obwohl weder die Chronisten Andreas von Regensburg noch Laurentius Hochwart etwas darüber berichten, scheint doch schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts eine Albertusverehrung außerhalb des Dominikanerordens vorhanden gewesen zu sein. In einem 1509 im Benediktinerkloster St. Emmeram geschriebenen Katalog der Bischöfe von Regensburg zeichnet sich neben dem Bistumspatron St. Wolfgang nur Albertus Magnus durch Rubrizierung aus<sup>22</sup>. Vielleicht ist dies Nachklang einer gesteigerten Verehrung, die mit der Erhebung der Gebeine in Einklang zu bringen ist. Auf jeden Fall scheinen die Martyrologien des Dominikanerklosters von den Jahren 1604 und 1616 in einem Irrtum begriffen zu sein, wenn sie berichten: „Recitatur de eo sacrum officium in Ratisbonensis ecclesia“<sup>23</sup>. Eine öffentliche liturgische Verehrung genoß Albertus bis in das frühe 17. Jahrhundert in der Regensburger Domkirche nicht. Noch 1618 wurde nur das Anniversarium „pro anima eius“ gefeiert<sup>24</sup>.

<sup>18</sup> *Legenda beati Alberti Magni*, ed. II (1928) 73.

<sup>19</sup> L. Hochwart, *Episcoporum Ratisponensium Catalogus*, in: A. L. Oefele, *Rerum Boicarum Scriptores* 1 (1763) 207.

<sup>20</sup> Vgl. F. Heidingsfelder, *Geschichte der Verehrung des Hl. Albertus Magnus in Stadt und Diözese Regensburg*, in: *Siebenter Jahresbericht zur Erforschung der Regensburger Diözesangeschichte* (1932) 38—39 (im Folgenden gekürzt: Heidingsfelder, in: *Redige* 7).

<sup>21</sup> Die Abfassung des Kommentars vertritt Weiss, *Reliquiengeschichte*, 34 Anm. 57; F. Pelster, in: *Zeitschrift für katholische Theologie* 47 (1923) 481 setzt den Kommentar zu 1270 oder später an; H. Ch. Scheeben, *Albert der Große. Zur Chronologie seines Lebens* (1931) 62 nimmt die Jahre 1264 bis 1267 für die Fertigstellung in Anspruch.

<sup>22</sup> Staatsbibliothek München clm 14065 f. 106'. — In einer zwischen 1447 und 1465 anzusetzenden Handschrift der *Chronica* des Andreas von Regensburg, clm 5360 f. 92', die aus der ehemaligen bischöflich-chiemseeischen Bibliothek in Salzburg stammt, ist unter den Regensburger Bischöfen nur Albertus Magnus durch Rubrizierung ausgezeichnet, nicht einmal der hl. Wolfgang.

<sup>23</sup> *Esposizione*, 96 Nr. 5. — Bischof Albert IV. gab zu, daß die Angabe im *Martyriologium* falsch sei, s. a. *BZAR Acta de Celebratione Festi B. Alberti Magni Epic. Conf.* Nr. 1—107 (1616—1859) Nr. 5 (im Folgenden gekürzt: *BZAR Acta Alberti*); *Analecta sacri Ordinis Fratrum Praedicatorum* III (1897/98) Nr. 9 (im Folgenden gekürzt: *Analecta*).

<sup>24</sup> *BZAR Acta Alberti* Nr. 13; *Analecta* Nr. 17.



1613 hatte Albert Graf von Törring zu Stein und Pertenstein als Albert IV. den Regensburger Bischofsstuhl bestiegen. Spätestens seit dem 1. August 1616 bemüht er sich eifrigst, von der päpstlichen Kurie die Erlaubnis zu erlangen, daß die Feier des Festes des seligen Albertus Magnus in der ganzen Diözese eingeführt werde. Unter diesem Datum geht ein Schreiben des Bischofs an Kardinal Scipio Borghese, protector Germaniae, womit er um Unterstützung in dieser Angelegenheit bittet. Er hoffe, so heißt es, durch die Feier des Festes eines durch Wissenschaft und Heiligkeit so ausgezeichneten Vorgängers auf dem bischöflichen Stuhl den unter dem Einfluß der Häresie fast erloschenen Kult der Heiligen in seiner Diözese neu zu beleben und rechne um so sicherer mit einer Genehmigung des Apostolischen Stuhles, als nicht nur die Dominikaner das Fest in ihren Klöstern bereits mit großer Feierlichkeit begehen, sondern im Dominikanermartyriologium auch schon von einer Feier des Offiziums in der Regensburger Kirche die Rede sei<sup>25</sup>. Ebenfalls unter dem 1. August 1616 richtet Bischof Albert IV. Schreiben an den Vertreter der bischöflichen Kurie in Rom, Fabricius Fenzonius, an den Ordensgeneral der Dominikaner, Seraphino Sici, und an den Prokurator des Ordens, P. Luca Castellino, sein Vorhaben zu fördern und zu beschleunigen, denn der Bischof hegt die feste Hoffnung, das Albertusfest schon im November 1616 feierlich begehen zu können<sup>26</sup>. Aber die Erledigung zog sich Jahre lang hin. Immer wieder gehen Gesuche des Bischofs nach Rom, doch tätig zu werden. Der gesamte diesbezügliche Schriftwechsel umfaßt an die 150 Stück<sup>27</sup>.

Am 29. März 1617 erbat sich der Bischof von Köln einige Reliquien vom seligen Albert für seine Domkirche<sup>28</sup>, und als diesem Wunsch nicht sogleich willfahren wurde, sandte er am 4. November desselben Jahres zwei Schreiben nach Köln mit dem Wunsch um das Haupt dessen „der das Haupt seiner Kirche gewesen“<sup>29</sup>. In Köln ließ man sich jedoch Zeit und voller Ungeduld „gleich dem ungestümen Bettler im Evangelium“ bringt sich Bischof Albert am 5. Dezember 1618 wieder in Erinnerung<sup>30</sup>. Am 18. Januar 1619 endlich wurde der Schrein des seligen Albert in Gegenwart des apostolischen Nuntius, des Ordensprovinzials, des Priors und des ganzen Konvents geöffnet und ein Stück vom Gebein des linken Armes in der Breite eines halben Fingers entnommen<sup>31</sup>. Sofort wurde Bischof Albert IV. hiervon verständigt, doch in seinem Antwortbrief vom 30. Januar 1619 drückt er seine Enttäuschung aus, daß nichts vom Haupt des seligen Alberts erwähnt sei, das er mit „heißer Sehnsucht“ erwarte<sup>32</sup>. Nun man mußte sich in Regensburg mit der Armreliquie zufrieden geben und am 30. März 1619 bedankt sich Albert IV., daß ihm eine so bedeutende Reliquie seines hochseligen Vorgängers geschenkt worden sei<sup>33</sup>. Die Einbringung der Reliquie wurde feierlich begangen und aus diesem Anlaß zu Ehren des Bischofs ein Stück mit dem Titel „Albertus Magnus“ aufgeführt<sup>34</sup>.

<sup>25</sup> BZAR Acta Alberti Nr. 1; Analecta Nr. 5; Positio II, 63—66.

<sup>26</sup> Vgl. Heidingsfelder, in: Redige 7, 40.

<sup>27</sup> Vgl. BZAR Acta Alberti.

<sup>28</sup> BZAR Acta Alberti Nr. 10; Analecta Nr. 14.

<sup>29</sup> BZAR Acta Alberti Nr. 13; Analecta Nr. 17.

<sup>30</sup> So Weiss, Reliquiengeschichte, 11; zu der abermaligen Bitte Bischof Alberts IV. vgl. BZAR Acta Alberti Nr. 18 und 19; Analecta Nr. 20 und 21.

<sup>31</sup> BZAR Acta Alberti Nr. 20; Analecta Nr. 22; s. a. Weiss, Reliquiengeschichte 11.

<sup>32</sup> Vgl. Weiss, Reliquiengeschichte, 12.

<sup>33</sup> Analecta Nr. 29; s. a. Reliquiengeschichte, 12.

<sup>34</sup> Vgl. F. Bauer, Eine Festfeier zu Ehren des seligen Albertus Magnus im Jahre 1622,



Nun entwickelte Albert IV. wieder neue Aktivitäten im Hinblick auf die Einführung des Albertusfestes in der ganzen Diözese. Schon 1618 hatte der Bischof ein Offizium des seligen Albert in Druck gegeben, daß nun 1619 mit den Offizien des hl. Schutzengels, des hl. Karl Borromäus und des Festes der Stigmata des hl. Franz von Assisi zum Gebrauch der Diözese Regensburg erschien<sup>35</sup>. Er legte es Papst Paul V. zur Bestätigung vor, wobei er eindringlichst auch darauf verwies, daß der Neudruck eines Missale für seine Diözese notwendig sei, in welches das Fest des seligen Albertus aufgenommen werden sollte<sup>36</sup>. Allerdings war Paul V., was Beatifikation und Kanonisation betraf, äußerst streng und kritisch<sup>37</sup>. Die ganze Angelegenheit wurde an die Ritenkongregation überwiesen, die naturgemäß nicht gegen die Einstellung des Oberhauptes der Kirche operieren konnte. Allein Kardinal Bellarmin, Mitglied der Ritenkongregation, scheint, wie der Schriftwechsel zwischen ihm und Bischof Albert aufweist, aufgeschlossener gewesen zu sein<sup>38</sup>, trotzdem, die Zeit ging ins Land, ohne daß etwas geschah. Am 15. August 1621 wendet sich Bischof Albert an Kardinal Madruzzo von Trient um Unterstützung, da er dringend hoffe, die Festfeier noch im gleichen Jahr halten zu können<sup>39</sup>. Im Rom hatte sich die Konstellation geändert. Papst Paul V. war am 28. Januar 1621 gestorben, ihm folgte am 9. Februar 1621 Papst Gregor XV. Allem Anschein nach schien der neue Papst Beatifikations- und Kanonisationsfragen gegenüber aufgeschlossener<sup>40</sup>, trotzdem wurde auch 1621 noch nichts entschieden, vor allem wohl, weil die Ritenkongregation auf ihrem strengen Standpunkt beharrte. Seit dem Frühsommer 1622 werden die Initiativen Bischof Alberts immer reger. So schaltet er nicht nur wiederum Kardinal Madruzzo ein, sondern auch die Herzöge Wolfgang Wilhelm von Neuburg<sup>41</sup> und Maximilian von Bayern<sup>42</sup>, dazu den Jesuitengeneral Mutius Vitelleschi<sup>43</sup>. Am 18. Juni wird ein Notariatsinstrument ausgestellt, das bestätigt, daß in der Dominikanerkirche zu Regensburg seit Menschengedenken das Fest des seligen Albertus am 15. November unter großem Zudrang des Volkes und unter Teilnahme des jeweiligen Bischofs, der Prälaten und Kanoniker von Regensburg begangen wird<sup>44</sup>.

Die langwährenden, mit Geduld und Ausdauer geführten Bemühungen Bischof Alberts IV. zeigen endlich einen Erfolg. Am 21. September 1622 genehmigte Papst Gregor XV. *vivae vocis oraculo* die Feier des Festes des seligen Albertus in der Regensburger Domkirche in derselben Weise, wie es in der Dominikanerkirche zu

in: Xenion, Ehrengabe für die Görresversammlung (1928) 12—19; s. a. Weiss, Reliquiengeschichte, 12.

<sup>35</sup> F. Heidingsfelder, Albertverehrung im Bistum Regensburg, MS im BZAR St. Rep. F. 9.

<sup>36</sup> BZAR Acta Alberta Nr. 67 b; *Analecta* Nr. 61.

<sup>37</sup> Vgl. L. Pastor, Geschichte der Päpste 8 (1925) 187.

<sup>38</sup> *Esposizione* II, 80 Nr. 7, 83 Nr. 8, 88 Nr. 10; s. a. BZAR Acta Alberti Nr. 36 und 38 Schreiben Bischof Alberts IV. an den Generalprotektor der Dominikaner, worin er seiner Verwunderung über den schleppenden Gang der Verhandlungen in Rom Ausdruck gibt.

<sup>39</sup> BZAR Acta Alberti Nr. 52; *Analecta* Nr. 51.

<sup>40</sup> Vgl. L. Pastor, Geschichte der Päpste 13, 93; *Positio* II, 67—70.

<sup>41</sup> BZAR Acta Alberti Nr. 66 b; *Analecta* Nr. 60.

<sup>42</sup> BZAR Acta Alberti Nr. 74; *Analecta* Nr. 67.

<sup>43</sup> BZAR Acta Alberti Nr. 67 a; *Analecta* Nr. 61; *Esposizione* II, 88 Nr. 10.

<sup>44</sup> *Esposizione* II, 85 Nr. 9; s. a. BZAR Acta Alberti Nr. 1 und 35; *Analecta* Nr. 5 und 37.



Regensburg begangen wird<sup>45</sup>. Die Festfeier am 15. November wurde mit allem Glanz ausgerichtet. Am Vorabend wurde nach einem poetischen Lobpreis auf Albertus Magnus, verfaßt von dem Lehrer für Poesie und Rhetorik am Jesuitenkolleg, das Te Deum angestimmt und eine Vesper gehalten. Das Hochamt am Festtag zelebrierte Bischof Albert IV., die Predigten hielten der Domprediger und der Subprior der Dominikaner. Das Bild des seligen Albertus „prangte im Chor, umrahmt von Inschriften, die im Jesuitenkolleg verfaßt worden waren. Unter dem Bild standen zwei Epigramme, welche kostbaren Reliquien besangen, die man in Regensburg hatte: die Armreliquie im Besitz der Domkirche und den Autograph des Kommentars zum Lukas-Evangelium im Dominikanerkloster“<sup>46</sup>. Für ihre eifrige Unterstützung hatte Albert IV. den Dominikanern bereits am 7. November 1622 dadurch seinen Dank erwiesen, daß er den ganzen Orden, aber im besonderen das Regensburger Dominikanerkloster dem Klerus seiner Diözese anempfahl und den Dominikanern die Vollmacht erteilte, allen, die ihre Predigt anhören, an den Hauptfesten des Ordens und des Regensburger Kloster einen vierzigstägigen Ablaß zu gewähren<sup>47</sup>.

Ein Wermutstropfen fiel in diese Tage der Freude und des Dankes, denn die Erlaubnis der Festfeier war auf die Domkirche beschränkt, nicht auf die ganze Diözese ausgedehnt<sup>48</sup>. Doch war Bischof Albert IV. keineswegs gewillt, sich zu fügen und die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen. Spätestens ab 1624, als das neue Missale für die Diözese Regensburg erschienen war, das im Proprium erstmals das Fest des seligen Albert enthielt<sup>49</sup>, setzen erneut die Bemühungen ein, das Fest auszudehnen. Allem Anschein nach spielte Albert IV. sogar mit dem Gedanken an einen förmlichen Beatifikations- bzw. Kanonisationsprozeß<sup>50</sup>. Tatkräftige Unterstützung leistete auch nun wieder der Orden der Dominikaner. Die Angelegenheit zog sich auch diesmal wieder in die Länge und es läßt sich nicht einmal mit letzter Sicherheit feststellen, daß sie zu einem offiziellen Abschluß kam, denn in einem Schreiben Alberts IV. an den Ordensgeneral der Dominikaner, Nikolaus Rudolphis, heißt es, daß die Ausdehnung des Festes auf die ganze Diözese von der Ritenkongregation zwar genehmigt, nur vom Papst noch nicht bestätigt sei<sup>51</sup>. Als jedoch der Bischof mit Schreiben vom 4. September 1629 eine vidimierte Abschrift des von der Ritenkongregation erlassenen Dekrets „de prorogata ipsa festivitate beati Alberti“ erbittet<sup>52</sup>, stellt sich heraus, daß es ein solches Dekret überhaupt nicht gibt, ja im Gegenteil alles bisher Erreichte sogar in Frage gestellt ist<sup>53</sup>. Wiederum wurde die Durchführung eines formellen Prozesses gefordert, doch

<sup>45</sup> Original im BZAR Acta Alberti; Esposizione 65 Nr. 5; Positio III, 61.

<sup>46</sup> Vgl. Heidingsfelder, in: Redige 7, 43–44.

<sup>47</sup> BHStAM Regensburg-Dominikaner Lit. 22.

<sup>48</sup> Vgl. F. Heidingsfelder, Albertverehrung im Bistum Regensburg, MS im BZAR St. Rep. F. 9, S. 7.

<sup>49</sup> Missale Ratisbonense Romano conformatum cum approbatione S. Congregationis Rituum Rev<sup>mi</sup> et ill<sup>mi</sup> principis D. Alberti Episcopi Ratisbonensis iussu editum. Ingolstadii 1624, Staatliche Bibliothek Regensburg Rat. ep. 362/a.

<sup>50</sup> BZAR Acta Alberti Nr. 79; Analecta Nr. 71, Schreiben Bischof Alberts IV. an Herzog Maximilian von Bayern, daß „künftiger Zeit ein mehreres erfolge“; s. a. Heidingsfelder, in: Redige 7, 45.

<sup>51</sup> BZAR Acta Alberti Nr. 95; Analecta Nr. 83.

<sup>52</sup> BZAR Acta Alberti Nr. 87; Analecta Nr. 85.

<sup>53</sup> Vgl. Heidingsfelder, in: Redige 7, 45.



es kam zu keinem solchen. Auf die Intervention des Kaisers wurde 1635 die Ausdehnung des Albertusfestes auf die deutsche Ordensprovinz der Dominikaner genehmigt<sup>54</sup>, 1648 hätte der Orden Regensburgs Bischof um seine Fürsprache gebeten, als es um die Erlaubnis ging, das Fest auf den gesamten Orden auszudehnen. Die schwere Krankheit und der Tod des Bischofs 1649 setzten unter dieses Vorhaben einen Schlußstrich<sup>55</sup>.

Bischof Albert IV. war wohl der eifrigste Förderer der Albertusverehrung, recht gesehen ihr eigentlicher Initiator, der sie über den ordensgebundenen Kult hinaus hob und in das Volk trug. In seinem von harten Schicksalsschlägen überdunkelten Episkopat<sup>56</sup> konnte er noch die Freude erleben, daß in einer Neuauflage im Brevier-Proprium von 1644 das Fest des seligen Albertus Magnus im Kalendarium rubriziert erscheint wie die gebotenen Feiertage<sup>57</sup>; seit dieser Zeit hat es als festum duplex seinen Platz im Missale und Brevier der Diözese Regensburg. Aber es blieb dem Bischof auch eine herbe Enttäuschung nicht erspart. 1633 erstürmten die Schweden unter Bernhard von Weimar Regensburg. Nicht nur, daß der Bischof gefangen genommen und in Würzburg unter unwürdigsten Umständen gefangengehalten, im Dom protestantischer Gottesdienst abgehalten wurde<sup>58</sup>, nach Abzug der Schweden war auch die von Albert IV. so sehnlich gewünschte und schließlich erhaltene Armreliquie verschwunden<sup>59</sup>. War es sinnlose Zerstörungswut gewesen, Aversion gegen jede Art von Heiligenkult oder hatte nur die kostbare Fassung des Reliquiars jemanden in die Augen gestochen? Ebenso hatte das Dominikanerkloster einen schweren Verlust zu beklagen. Die Schweden hatten es zum Arrestlokal für noch in der Stadt befindliche Geistliche degradiert<sup>60</sup>, mit ihnen verschwand auch der Autograph des Lukas-Kommentars<sup>61</sup>.

Nach dem Tod Bischof Alberts IV. 1649 bestieg Franz Wilhelm von Wartenberg, seit 1641 Koadjutor des Bistums, den Regensburger Bischofsstuhl<sup>62</sup>. Er war in der Tat der Bischof der Gegenreformation, der Erneuerer des religiösen Lebens. „Große Liebe zu den Heiligen und damit eng verbunden eifrige Sammlung und Verehrung ihrer Reliquien ist ein hervorstechender Zug in der persönlichen Frömmigkeit Bischof Wartenbergs“<sup>63</sup>. So kann es gar nicht wundern, daß er, wie sein Vorgänger, ein besonderer Förderer der Albertus-Verehrung wurde. 1654 war gewissermaßen ein Festjahr des Dominikanerordens im Bistum Regensburg. Im Februar desselben Jahres wurde in Regensburg das Provinzialkapitel abgehalten. Franz Wilhelm von

<sup>54</sup> Esposizione, 68 Nr. 7.

<sup>55</sup> BZAR Acta Alberti Nr. 102.

<sup>56</sup> Vgl. S. Federhofer, Albert von Törring, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 3 (1969) 7–122.

<sup>57</sup> Officia propria festorum Dioecesis Ratisponensis, Ingolstadt 1644, Staatliche Bibliothek Regensburg Rat. ep. 378 a.

<sup>58</sup> Vgl. S. Federhofer, Albert von Törring, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 3 (1969) 86–91.

<sup>59</sup> E. Wassenberg, Ratisbona religiosa, f. 172, MS im BZAR.

<sup>60</sup> Vgl. M. Popp, Die Dominikaner im Bistum Regensburg, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 12 (1978) 248.

<sup>61</sup> E. Wassenberg, Ratisbona religiosa, f. 188, MS im BZAR.

<sup>62</sup> Zu Franz Wilhelm von Wartenberg vgl. G. Schwaiger, Kardinal Franz Wilhelm von Wartenberg als Bischof von Regensburg (1649–1716) = Münchener Theologische Studien I. Historische Abteilung Band 6, 1954.

<sup>63</sup> G. Schwaiger, Kardinal Franz Wilhelm von Wartenberg, 244.



Wartenberg ordnete eine Festprozession zu Ehren des seligen Albertus Magnus an. In feierlichem Zug gingen die 93 anwesenden Dominikaner von der Ordenskirche zum Dom, wo sie vom Bischof und dem gesamten Klerus empfangen wurden. Im Beisein der beim Reichstag anwesenden Fürsten, an der Spitze Kaiser Ferdinand III. und sein Sohn, König Leopold, zelebrierte Weihbischof Denich das Pontifikalamt <sup>64</sup>. Wohl bei dieser Gelegenheit konnte Franz Wilhelm von Wartenberg seinen Wunsch nach einer neuen Albertus-Reliquie unterbreiten, nachdem die vorhergehende ein Opfer der Kriegszeiten geworden war. Der Schrein wurde wiederum geöffnet und diesmal eine Rippe des seligen Albert nach Regensburg gegeben <sup>65</sup>. In der ersten Dezemberwoche langte die Reliquie in Regensburg an und wurde zuerst in der Dominikanerkirche auf einem für sie bereiteten Altar aufgestellt. Am 13. Dezember ließ sie der Bischof festlich zum Dom geleiten. Ein einstündiges Glockengeläute rief die Gläubigen der Stadt zur Teilnahme an der Prozession auf, der gesamte Welt- und Ordensklerus der Stadt nahm an der Feierlichkeit teil, dazu die Ordensoberen von Oberaltaich, Windberg, Frauenzell, Rohr und Weltenburg, dazu zahlreiche Dekane des Bistums. Bei strahlendem Winterwetter bewegte sich der Festzug durch die Straßen der Stadt und auch der Rat der Stadt hatte sich sehr zuvorkommend gezeigt und die Straßen und Plätze der Stadt vom Schnee säubern lassen <sup>66</sup>.

Angeregt durch den Eifer der Regensburger Bischöfe, die Albertusverehrung zu verbreiten, und die Ausdehnung seines Festes auf alle Dominikanerklöster Deutschlands, erwachten auch bei den Dominikanern in Regensburg neue Aktivitäten. 1658 wurde ihnen auf Ansuchen durch den Ordensgeneral, Frater Johannes Baptista de Marinis, die Erlaubnis erteilt, an allen Mittwochen, an welchen kein Hindernis besteht, das große Offizium des seligen Albert zu halten <sup>67</sup>. Gegen Ende des Jahrhunderts ging man daran, jenen Raum des Klosters, der als Hörsaal gedient, und in welchem möglicherweise Albertus Magnus seine Vorlesungen gehalten hatte, in eine Kapelle umzubauen <sup>68</sup>. Zu der Innenausstattung gehörte ein Katheder, der aus stillkritischen Momenten erst dem 15. Jahrhundert angehören kann <sup>69</sup>, um den sich aber die Legende rankte, daß von ihm aus der selige Albert gelehrt hätte. Als 1563 die Protestanten die Dominikanerkirche in Besitz nahmen, habe der lutherische Prediger von diesem Katheder aus die Predigt halten wollen, die Zunge sei ihm aber sofort verstummt und die Protestanten hätten eine andere Kanzel errichten müssen. Weihbischof Albert Ernst von Wartenberg bemühte sich eifrig, für die im Bau befindliche Albertuskapelle im Dominikanerkloster eine Reliquie zu erhalten. Am 2. Juni 1693 wurde im Beisein des apostolischen Nuntius wiederum der Schrein des seligen Albert geöffnet und das linke Schulterblatt entnommen <sup>71</sup>. Weihbischof von Törring übergab die Albertus-Reliquie an die neugeschaffene Albertus-Kapelle im Dominikanerkloster, die er am 18. Juli 1694 weihte <sup>72</sup>.

<sup>64</sup> E. Wassenberg, *Ratisbona religiosa*, f. 152, MS im BZAR.

<sup>65</sup> Weiss, *Reliquiengeschichte*, 12.

<sup>66</sup> BZAR Acta Alberti Nr. 104; *Analecta* Nr. 92.

<sup>67</sup> *Esposizione*, 92 Nr. 6.

<sup>68</sup> Vgl. Heidingsfelder, in: *Redige* 7, 48.

<sup>69</sup> Vgl. *Die Kunstdenkmäler von Bayern, Reg.-Bez. Oberpfalz XXII, Stadt Regensburg II*, 97 Abb. 72, 98.

<sup>70</sup> E. Wassenberg, *Ratisbona religiosa*, f. 148, MS im BZAR.

<sup>71</sup> Weiss, *Reliquiengeschichte*, 13.

<sup>72</sup> Weiss, *Reliquiengeschichte* 13 mit Tafel VIII.



Gegenüber dem regen Eifer, den das 17. Jahrhundert in der Ausbreitung und Vertiefung der Albertus-Verehrung an den Tag gelegt hat, wird es im 18. Jahrhundert vergleichsweise still. Es war weder das Desinteresse der Regensburger Bischöfe dieser Zeit, noch die Lethargie des Dominikanerklosters, das gerade in diesen Jahrzehnten eine neue Blüte wissenschaftlicher und literarischer Tätigkeit entfaltete<sup>73</sup>. Es war der frostige Geist der Aufklärung, der wie ein Reif in der Frühlingsnacht den Heiligenkult welken ließ. Die Säkularisation von 1803/10 brachte auch das Ende des Dominikanerklosters St. Blasius zu Regensburg<sup>74</sup> und mit ihm war auch ein Hort der Albertus-Verehrung erloschen.

Im Zeichen der kirchlichen Restauration regten sich erste, zaghafte Ansätze eines wiedererwachten Heiligenkultes. Johann Michael Sailer initiierte 1823 als Weihbischof und Generalvikar des Bistums Regensburg eine Neuausgabe des „Paradisus animae“ von Albertus Magnus, die er dem Klerus seiner Diözese widmete<sup>75</sup>. Der eigentliche Impuls, die Albertus-Verehrung wieder aufleben zu lassen, ging von Bischof Ignatius von Senestréy (1858—1906) aus. Daß auf dem I. Vatikanischen Konzil überhaupt die Bitte an Papst Pius IX. herangetragen wurde, Albertus Magnus zum Doctor ecclesiae erklären zu lassen, geschah auf Betreiben Senestréys<sup>76</sup>. Die Antwort des Apostolischen Stuhls war allerdings negativ, solange Albert nicht kanonisiert sei, könne die Erklärung nicht gegeben werden<sup>77</sup>. Nun war Senestréy keineswegs die Persönlichkeit, einen abschlägigen Bescheid einfach hinzunehmen, im Gegenteil, es beflügelte seinen Eifer. So brachte er auf der Bischofskonferenz von Fulda im Jahre 1872 den Vorschlag ein, das Fest des seligen Albertus Magnus auch auf jene Diözesen auszudehnen, in welchen es bislang noch nicht gefeiert wurde, und fand einhellige Zustimmung<sup>78</sup>. Die 600jährige Wiederkehr des Todestages Alberts des Großen 1880 war der gegebene Anlaß, die Albertus-Verehrung aufs Neue zu vertiefen. In einem hochgestimmten Hirtenbrief, der Sonntag den 7. November von allen Kanzeln verlesen wurde, zeichnete Senestréy das Leben Alberts nach, er fordert die Gläubigen zum Gebet auf und es heißt weiter, daß er schon immer beabsichtigt habe, seinem „hochseligen Vorgänger ein besonderes Denkmal, ein Monument, nicht aus Stein oder Erz zu errichten“, deshalb stelle er das Werk katholischer Schulen im Dekanat Wunsiedel, für das noch immer nicht genügend gesorgt war und das dem Bischof eine ernste Sorge bereitete, unter den Schutz und die Fürbitte des seligen Albert<sup>79</sup>. Papst Leo XIII. gewährte auf besondere Bitte Bischofs Senestréys einen vollkommenen Ablass allen Gläubigen, die in der Zeit vom 14. bis 21. November an einem beliebigen Tag die heiligen Sakramente der Buße und des Altares würdig empfangen, eine der Kirchen im Bistum Regensburg besuchen und dort um Eintracht der christlichen Fürsten, Ausrottung der Irrlehren, Bekehrung der Sünder und Erhöhung der heiligen Kirche Gebete verrichten. Für

<sup>73</sup> Vgl. M. Popp, Die Dominikaner im Bistum Regensburg, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 12 (1978) 252; s. a. A. Kraus, Beiträge zur Geschichte des Dominikanerklosters St. Blasius in Regensburg 1229—1809, in: VO 106 (1966) 159—166.

<sup>74</sup> A. Kraus, in: VO 106, 158; M. Popp, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 12, 255—257.

<sup>75</sup> BZAR B. Albertus Magnus. Acta canonisationis 1870—73.

<sup>76</sup> Heidingsfelder, in: Redige 7, 51.

<sup>77</sup> F. Heidingsfelder, Albertverehrung im Bistum Regensburg, MS im BZAR St. Rep. F. 9, S. 15.

<sup>78</sup> BZAR B. Albertus Magnus. Acta canonisationis 1870—73.

<sup>79</sup> Oberhirtliches Verordnungsblatt für das Bistum Regensburg (1880) 133—148, bes. 147.



Regensburg und Stadtamhof wurde die Albertus-Feier in der Kirche des ehemaligen Dominikanerklosters St. Blasius gehalten. Angeregt durch die Feierlichkeiten, trat auch die Albertus-Kapelle wieder stärker in den Blickpunkt<sup>80</sup>. 1896/97 wurde der Raum dem Stil der Zeit entsprechend seiner barocken Ausstattung entledigt und regotisiert, anstelle des Barockaltars kam ein gut gearbeiteter neugotischer Flügelaltar<sup>81</sup>. Die Erfüllung seines sehnlichsten Anliegens, die Durchführung eines Kanonisationsprozesses für Albert, erlebte Bischof Senestréy nicht mehr.

Am 18. Februar 1902 konstituierte sich der Albertus Magnus-Verein der Diözese Regensburg<sup>82</sup>, der nach Stiftungszweck der Unterstützung würdiger und dürftiger Akademiker katholischen Bekenntnisses diente, zur Aktivierung der Albertusverehrung trug er offensichtlich nicht bei. Nach der Hochstimmung der Centenarfeier war es still geworden. Wohl erwähnte die phil.-theol. Hochschule, die seit 1810 in den Räumen des ehemaligen Dominikanerklosters untergebracht war, 1910 anlässlich der Hundertjahrfeier, Albertus Magnus zu ihrem Patron, die Stadt Regensburg benannte zu seinen Ehren den Platz vor der Westfassade der St. Blasiuskirche in Albertus-Magnus-Platz um und ließ hier eine Bronzestatue des berühmtesten Dominikaners deutscher Zunge aufstellen<sup>83</sup>, doch es zogen noch Jahre hin, bis endlich in Richtung Kanonisation ein neuer Vorstoß gemacht wurde. Die Initiative ging wieder von Regensburg aus. Am zweiten Tag der zweiten Sitzungsperiode der Regensburger Diözesan-Synode von 1928, dem 3. Juli, wurde der Antrag gestellt: „Die Diözesansynode wolle den Hochwürdigsten Herrn Diözesanbischof bitten, Hochderoselbe möge die Einleitung der erforderlichen Schritte zur Herbeiführung der Heiligsprechung des seligen Albertus Magnus und zur Ernennung desselben zum Kirchenlehrer treffen.“<sup>84</sup> Der Antrag wurde selbstverständlich einstimmig angenommen und am 24. Dezember wurde das Bittgesuch des Regensburger Bischofs an den Heiligen Vater ausgefertigt<sup>85</sup>.

Sicher hatte man gehofft, wenn sich im November 1930 der Todestag Alberts zum 650. mal jährt, ihn als Heiligen verehren zu können. Aber auch diese Hoffnung zerrann. Erst im Dezember 1931 erfolgte durch Papst Pius IX. die Heiligsprechung Alberts des Großen und seine Erhebung zum Kirchenlehrer<sup>86</sup>. Umso feierlicher wurde denn auch der 15. November, der Todestag des hl. Albertus, im Jahre 1932 begangen. Wie es in zeitgenössischen Berichten heißt, war die Albertus-Magnus-Feier für die Bischofsstadt und die Diözese Regensburg „eine innerlich glanzvolle Festwoche und zugleich eine unvergeßlich erhebende Gnadenzeit, deren Segen noch lange, lange nachwirken möge“. Als Einstimmung auf den Hauptfesttag wurden an den drei vorausgehenden Abenden Predigten im Dom gehalten. Stadtpfarrer Stöcklein - Regensburg sprach über Albertus als den „Mann des Glaubens“, Pfarrer Griener - Vohenstrauß über Albertus, den „Mann des Gebets“, doch zu Tausenden drängten sich die Gläubigen in der Kathedrale, um die Predigt Bischof Buchbergers „Albertus Magnus, ein Mann des Geistes“ zu hören. Am

<sup>80</sup> Oberhirtliches Verordnungsblatt (1880) 149.

<sup>81</sup> Vgl. Schnell, Kunstführer 48 (21973) 16.

<sup>82</sup> BZAR OA 701.

<sup>83</sup> Positio IV, 52.

<sup>84</sup> Diözesan-Synode für die Diözese Regensburg, abgehalten 1927 am 11. Oktober (I. Teil) und 1928 am 2. und 3. Juli (II. Teil). Bericht, Beschlüsse und oberhirtliche Verordnungen (1929) 58—60.

<sup>85</sup> Diözesan-Synode (1929) 60—62.

<sup>86</sup> Regensburger Sonntagsblatt 6. Jg. Nr. 48 (1932) 1—4.



feierlichen Pontifikalamt nahm neben Vertretern von Staat und Stadt auch der Apostolische Nuntius in Bayern, Vasallo di Torregrossa teil, der es sich nicht nehmen ließ, in einer kurzen Predigt auf die historische Bedeutung dieser Feierlichkeiten hinzuweisen, die weit über den Tag hinaus ihren Sinn behalten werden. Seine Ausführungen kann man nur unterstreichen, wenn es heißt, „lange hat Albertus auf die Ehre der Altäre warten müssen. Aber dadurch hat sich an ihm das Schriftwort, daß die Letzten die Ersten sein werden, aufs neue bewahrheitet. Denn der Tag der Heiligsprechung war dadurch besonders glorreich geworden, daß der Heilige auch zum Kirchenlehrer, einer ebenso seltenen wie ruhmvollen Auszeichnung erhoben wurde und so an dem einen Tag eine doppelte Krone erhielt, welche heute die Diözese Regensburg zum ersten Male feiern darf“<sup>86</sup>.

In der Tat, Albertus Magnus mußte lange warten, bis er zur Ehre der Altäre kam. Mehr als Dreihundert Jahre waren seit seinem Tod vergangen, ehe ernsthafte Bemühungen einsetzten, seine Verehrung über den Ordensbereich hinaus zu erweitern und eine Kanonisation anzustreben, und es war ein Regensburger Bischof, Albert IV. Graf von Törring, der mit einer an Hartnäckigkeit grenzenden Geduld und Ausdauer sein Ziel verfolgte. Auch späterhin waren es immer wieder die Bischöfe von Regensburg, welche die Albertusverehrung vertieften, besonders Ignatius von Senestréy im 19. Jahrhundert, der die Bischöfe animierte, mit Bittschriften an den Heiligen Stuhl den Kanonisationsprozeß einzuleiten und durchzuführen. Allein, durch das Fehlen neuer Wunder, sah sich die Ritenkongregation genötigt, die Bitte abzulehnen<sup>87</sup>. Nocheinmal, 1928, gingen von Regensburg die Impulse aus, die nach über dreihundert Jahren endlich zum Erfolg führten, der Heiligsprechung Alberts des Großen. Das Bistum Regensburg und vor allem die Bischöfe von Regensburg dürfen in der Geschichte der Verehrung des heiligen Kirchenlehrers Albertus Magnus einen Ehrenplatz beanspruchen.

<sup>87</sup> Esposizione II, 55 Nr. 3.





# Das Oratorium der Nerianer in Aufhausen

von

Johann Gruber

## Quellen

Die Arbeit stützt sich in erster Linie auf Quellen aus dem nun geordneten und verzeichneten Pfarrarchiv Aufhausen<sup>1</sup>, das auch die Archivalien des Oratoriums enthält, sowie auf im Ordinariatsarchiv in Regensburg überlieferte und deswegen jetzt im Bischöflichen Zentralarchiv befindliche Akten, die sich auf die Pfarrei und das Nerianerinstitut Aufhausen beziehen<sup>2</sup>. Für die Gründung und Frühzeit des Oratoriums stellen zweifellos die Autobiographie seines Gründers Johann Georg Seidenbusch und die zum großen Teil auf derselben fußende, von dem Nerianer Gottfried Thomas Mayr verfaßte Lebensbeschreibung die wichtigsten Quellen dar. Als solche dienten sie auch für die bisher erschienenen sekundärliterarischen Biographien über Johann Georg Seidenbusch<sup>3</sup>. Dabei wurden aber nicht die eigenhändigen Konzepte der Verfasser, sondern nur von anderen Schreibern erstellte Rein- bzw. Abschriften herangezogen. Dies ist deswegen von Nachteil, weil beide Konzepte Teile enthalten, die in den entsprechenden Abschriften fehlen. Die 1719 von dem Mitglied der Aufhausener Priestergemeinschaft Johann Kaspar Heiß begonnene und nach dessen Tod 1720 von einem anderen Schreiber fortgesetzte<sup>4</sup> Reinschrift der Autobiographie<sup>5</sup> reicht nur bis in das Jahr 1690<sup>6</sup>. Sie endet mit dem fünften „Buech“<sup>7</sup>. Das Konzept<sup>8</sup> enthält darüberhinaus ein siebtes und ein neuntes Buch<sup>9</sup>, die aber beide im wesentlichen von der zweiten Romreise Seidenbuschs

<sup>1</sup> Im folgenden: Pfa Aufh.

<sup>2</sup> Im folgenden: BZAR, Pfa Aufh.

<sup>3</sup> Bes. Adalbert Ebner, Propst Johann Georg Seidenbusch und die Einführung der Kongregation des Hl. Philipp Neri in Baiern und Österreich“. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert, in: Jahresschrift der Görresgesellschaft, Köln 1891 (Im folgenden gekürzt: Ebner, Propst Seidenbusch) und Josef Sagmeister, Propst Johann Georg Seidenbusch von Aufhausen (1641—1729), in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, Bd. 2 (1968), 283—352 (Im folgenden gekürzt: Sagmeister, J. G. Seidenbusch).

<sup>4</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 284.

<sup>5</sup> Pfa Aufh. XXXVIII.

<sup>6</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 284.

<sup>7</sup> Pfa Aufh. XXXVIII, 162.

<sup>8</sup> Pfa Aufh. XXXVII.

<sup>9</sup> Ein „Buech“ besteht in dem Konzept jeweils aus einer Lage. Die Lagen sind nicht zusammengebunden.

im Jahre 1695 handeln. Die Biographie<sup>10</sup> hat Gottfried Thomas Mayr zwischen 1736<sup>11</sup> und 1749<sup>12</sup> verfaßt. Er stützte sich dabei auf das Konzept Seidenbuschs sowie auf andere schriftliche und mündliche Quellen<sup>13</sup>. Vom Jahre 1704 ab, in welchem er in das Wiener Oratorium eingetreten war, konnte er aus eigenem Erleben berichten<sup>14</sup>. Eine Abschrift<sup>15</sup> dieser Arbeit Mayrs fertigte 1750 ein Laurentius Kornmiller an<sup>16</sup>. Er hat dabei aber am Schluß einiges gekürzt und Teile ausgelassen. So fehlen die chronikalische Darstellung der Entwicklung des Münchner Oratoriums<sup>17</sup>, dem Mayr seit 1707 angehörte<sup>18</sup>, und der genaue Bericht über die 1725 erfolgte dritte Reise Seidenbuschs nach Rom<sup>19</sup>, auf der er vom Autor begleitet wurde<sup>20</sup> und über deren Verlauf die bisherige Forschung fast nichts weiß<sup>21</sup>. Die Abschrift Kornmillers diente später anderen Schreibern, die die Reinschrift der Autobiographie für den Zeitraum von 1690 bis zum Lebensende des Propstes ergänzten<sup>22</sup> als Vorlage<sup>23</sup>. Als weitere besonders aufschlußreiche Quellen, vor allem auch für die Zeit nach dem Tode Seidenbuschs, sind die Protokolle von den Kapiteln des Oratoriums<sup>24</sup> und zwei bilaterale Kopialbücher<sup>25</sup> hervorzuheben.

### *I. Die Gründung, Dotierung und Confirmation des Oratoriums*

Etwa 20 km südöstlich von Regensburg liegt auf einem Höhenrücken nahe der Großen Laaber das Pfarrdorf Aufhausen. Es ist vor allem als Wallfahrtsort und durch die Wallfahrtskirche „Maria Schnee“ bekannt. Dagegen ist weitgehend in Vergessenheit geraten, daß in Aufhausen einmal die bedeutendste deutsche Niederlassung des vom Hl. Philipp Neri gegründeten Weltpriesterinstitutes bestand.

Die Errichtung des Aufhausener Oratoriums ist untrennbar verbunden mit Johann Georg Seidenbusch. Dieser, am 5. 4. 1641 als Sohn eines Tuchmachers in Mün-

<sup>10</sup> PfA Aufh. XXXIX. Das Konzept besteht aus mehreren Lagen, die nicht zusammengebunden sind. Eine oder mehrere Lagen, worin die ersten fünf Kapitel enthalten waren, sind nicht mehr vorhanden.

<sup>11</sup> Vgl. PfA Aufh. XXXIX, 225.

<sup>12</sup> In diesem Jahre starb er (vgl. PfA Aufh. I, 173).

<sup>13</sup> Vgl. PfA Aufh. XXXIX, 231.

<sup>14</sup> Vgl. PfA Aufh. XXXIX, 231.

<sup>15</sup> PfA Aufh. XL.

<sup>16</sup> Vgl. PfA Aufh. XL., f. 94'; Kornmiller ist aber nicht, wie Sagmeister (J. G. Seidenbusch 284) annimmt, mit dem Nerianer identisch, der auf der Titelseite ohne Namensangabe als Verfasser bezeichnet wird. Dieser Nerianer ist Gottfried Thomas Mayr (vgl. Anm. 20).

<sup>17</sup> Vgl. PfA Aufh. XXXIX, 244 ff.

<sup>18</sup> Vgl. PfA Aufh. III, f. 56.

<sup>19</sup> Vgl. PfA Aufh. XXXIX, 249 ff.

<sup>20</sup> Vgl. PfA Aufh. XXXIX, 249; hieraus geht auch die Identität des Verfassers, der seinen Namen in der Arbeit nicht angibt, hervor, da aus anderer Quelle (PfA Aufh. A 3) bekannt ist, daß Mayr der Begleiter Seidenbuschs war. Die Identität läßt sich auch durch Schriftvergleich bestätigen (vgl. das Konzept mit Briefen des Autors in PfA Aufh. A 1). Auch Ebner (Propst Seidenbusch 77) hat Mayr schon als Verfasser vermutet.

<sup>21</sup> Ebner, Propst Seidenbusch 68; Sagmeister, J. G. Seidenbusch 319.

<sup>22</sup> PfA Aufh. XXXVIII, 163—219.

<sup>23</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 284.

<sup>24</sup> PfA Aufh. A 6 und PfA Aufh. I.

<sup>25</sup> PfA Aufh. II und PfA Aufh. XIII.



chen geboren <sup>1</sup> und 1665 in Freising zum Priester geweiht <sup>2</sup>, wurde 1667 vom Kloster St. Emmeram in Regensburg auf die Pfarrei Aufhausen präsentiert <sup>3</sup>. Der junge Pfarrer fand dort sehr schlechte äußere Bedingungen vor. Die Pfarrei war ungenügend dotiert. Die Pfarrkirche war baufällig, der Pfarrhof verwahrlost und außerdem viel zu klein <sup>4</sup>. Zusammen mit seiner Mutter und seinen Geschwistern, welche nach dem Tode des Vaters mit ihm nach Aufhausen gezogen waren, litt Seidenbusch große Entbehrungen, über die ihn aber die rasch erworbene Zuneigung seiner Pfarrkinder hinwegtröstete. Seine intensiven seelsorglichen Bemühungen fielen auf fruchtbaren Boden. In einer Ecke des Pfarrhofstadels zimmerte er sich eigenhändig eine Behelfswohnung, die auch eine kleine Privatkapelle umfaßte. Dort hielt er seit 1668 für seine Angehörigen und seine Hausbediensteten Abendandachten ab, zu denen sich schon bald auch andere Gläubige einfanden <sup>5</sup>. Am Fest Mariä Empfängnis 1668 stellte er in der Kapelle eine Marienstatue auf, die er als Jesuitenzögling in München von seinen Lehrern bekommen hatte <sup>6</sup>. Bald wurde von Mirakeln berichtet, die den vor dem Bild Trost Suchenden zuteil geworden waren, und es setzte ein großer Zustrom von Wallfahrern ein. Es mußte eine größere Wallfahrtskapelle gebaut werden <sup>7</sup>.

Um diese Zeit scheint Seidenbusch auch den Gedanken gefaßt zu haben, in Aufhausen eine Kommunität von Weltpriestern zu begründen. 1671/72 ließ er nämlich an die Kapelle neben einer Sakristei auch vier Zimmer für Priester und ein Refektorium anbauen <sup>8</sup>. Er schreibt, er habe danach getrachtet, „das unser wenigst drey Priester beysammen waren und Gott dem allmächtigen von Herzen dienten, auch dem Heyl des Negsten abwartheten, so hat mich Gott von solcher Zeit nit mehr von 2 Priester gelassen, mit denen ich in der Lieb und Frid lebete, jeder hat sein Zimmerlein allein und speiseten in einem klein, aber gar annehmlichen refectorio“ <sup>9</sup>.

Solch umfangreiche Baumaßnahmen verursachten erhebliche Kosten, die die arme Pfarrei in keiner Weise selbst tragen konnte. Hier kam es Seidenbusch sehr zugute, daß er sich durch seine vielseitigen Talente <sup>10</sup>, sein gewinnendes Wesen, vor allem aber wohl durch seinen rastlosen Seeleneifer und sein vorbildliches priesterliches Leben die Wertschätzung auch zahlreicher hochgestellter Persönlichkeiten erworben hatte. So hatte er schon bald gute Beziehungen zur kaiserlichen Familie in Wien gewonnen <sup>11</sup>. Außer dieser trugen aber auch andere großherzige Gönner zum Gelingen des Werkes bei <sup>12</sup>. Vermutlich versuchte der Pfarrer seine Hilfspriester zu einer *vita communis* ohne feste Regel anzuhalten, wobei sich allerdings wegen ihrer kleinen Zahl und ihrem häufigen Wechsel noch keine feste Einrichtung bilden

<sup>1</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 286.

<sup>2</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 289.

<sup>3</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 291.

<sup>4</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 292.

<sup>5</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 293.

<sup>6</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 287.

<sup>7</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 296.

<sup>8</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 297.

<sup>9</sup> Pfa Aufh. XXXVIII, 105. Die Vorlage wurde nach dem Lautwert der Buchstaben transskribiert. Groß- und Kleinschreibung wurden nach modernem Gebrauch normalisiert. Ebenso wird im Folgenden bei Zitaten verfahren.

<sup>10</sup> Vgl. Sagmeister, J. G. Seidenbusch 296 und 320 ff.

<sup>11</sup> Vgl. Sagmeister, J. G. Seidenbusch 296 f.

<sup>12</sup> Vgl. Sagmeister, J. G. Seidenbusch 294 u. 296 ff.

konnte<sup>13</sup>. Nach der unerwarteten Genesung von einer schweren Krankheit im Sommer 1674 verfolgte Seidenbusch seinen Plan noch zielstrebig, nämlich „die Ehr Gottes zu vermehren und umb nichts mehres zu bitten als umb ein oder den anderen fromen Priester, der mit mir in comune lebte und verlieb namme“<sup>14</sup>.

Bald danach lebte für einige Zeit ein Priester in Aufhausen, der vordem in Rom im „Teutschen Collegio“ gewesen war und nun Erfahrungen in der Seelsorgepraxis gewinnen sollte<sup>15</sup>. Dieser, ein Verwandter des damaligen Dompropstes von Regensburg, Graf Wolfgang Sigismund von Leiblfing, kam bei einer Unterhaltung mit Seidenbusch auf das Oratorium des Hl. Philipp Neri in Rom zu sprechen: „Herr Pfarrer, wan sye zu Rom sechen solten, wie die Priesster der Congregation in dem Institut des Philippi Nerii beysammen lebeten und was Guets sye thatten, wurden sye die allergröste Freud haben“ meinte er<sup>16</sup>. Die Nerianer hätten „kheine regulas praeceptivas, sondern nur directivas“ und sie hätten auch „kheine vota oder iuramenta, sondern was sye thuen geschehe freywillig aus Liebe Gottes und Lieb des Negsten“<sup>17</sup>. Pfarrer Seidenbusch war so beeindruckt, daß er den festen Gedanken faßte, eine solche Einrichtung auch in Aufhausen zu schaffen<sup>18</sup>.

Offenbar wurden seine Absichten in weiteren Kreisen bekannt, denn schon Ende Oktober 1674 teilte ihm der Priester Johann Caspar Heiß aus Augsburg in einem Schreiben mit, er sei bereit, nach Aufhausen zu kommen und dort zusammen mit Seidenbusch nach dem Beispiel des Hl. Philipp Neri „die Ehr Gottes und das Heyl des Negsten zu befürdern“<sup>19</sup>. Am 7. Dezember 1674 traf Heiß in Aufhausen ein<sup>20</sup>. Er sollte der treueste Gefährte Seidenbuschs werden, denn er verblieb bis zu seinem Tode 1720 in der Aufhausener Kommunität<sup>21</sup>.

Der Wunsch, die Priestergemeinschaft der Nerianer näher kennenzulernen und sie dann auch in Aufhausen einzuführen war eines der Motive für eine Pilgerreise nach Rom, die der Pfarrer im Jubeljahr 1675 unternahm<sup>22</sup>. Er befand sich dabei in Begleitung des Salzburger Domherrn Ferdinand Leopold Benno Graf von Martiniz, mit dem er schon 1674 über seine Aufhausener Pläne gesprochen hatte<sup>23</sup> und der zu Allerheiligen desselben Jahres zugunsten des geplanten Nerianerinstitutues eine Stiftung gemacht hatte<sup>24</sup>. In den Städten Bologna und Foligno lernte Seidenbusch erstmals persönlich solche Institute kennen, wobei er sehr positive Erfahrungen machte<sup>25</sup>.

Nach der Ankunft in Rom suchte er sofort den Kontakt zum dortigen Oratorium. Er nahm an religiösen Übungen desselben teil und ließ keine Möglichkeit ungenutzt, Einblick in das Leben des Institutues zu gewinnen<sup>26</sup>. Als er dessen Propst,

<sup>13</sup> Sagmeister J. G. Seidenbusch 297.

<sup>14</sup> PfA Aufh. XXXVIII, 114.

<sup>15</sup> Ebner, Propst Seidenbusch 28.

<sup>16</sup> PfA Aufh. XXXVIII, 114.

<sup>17</sup> PfA Aufh. XXXVIII, 114.

<sup>18</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 299.

<sup>19</sup> PfA Aufh. XXXVIII, 120.

<sup>20</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 299.

<sup>21</sup> Vgl. BZAR, Designatio parochiarum (1723/24) I, 283.

<sup>22</sup> Ebner, Propst Seidenbusch 32 ff.

<sup>23</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 299.

<sup>24</sup> PfA Aufh. A 26.

<sup>25</sup> Vgl. Ebner, Propst Seidenbusch 33 ff.

<sup>26</sup> Vgl. Ebner, Propst Seidenbusch 36.



Pater Marianus Soccinus, sein Vorhaben kundtat und dabei auch Empfehlungsschreiben seines Bischofs<sup>27</sup> und des Kurfürsten Ferdinand Maria<sup>28</sup> vorlegte, fand er offene Ohren. Immerhin ergab sich hier die unverhoffte Gelegenheit, das erste Nerianer-Oratorium im deutschsprachigen Raum zu errichten und somit das Verbreitungsgebiet dieses Weltpriesterinstitutes weiter auszudehnen<sup>29</sup>. Der Propst wies Seidenbusch in die Regeln und das Wesen des Oratoriums ein und ließ ihn am gemeinschaftlichen Leben teilnehmen. Dieser war tief beeindruckt. Er nahm u. a. „die Bescheidenheit und modeste Frölichkeit in der Recreation nach dem Essen“ und „die grosse Lieb und Ehrentbieltung, die sye gegeneinander trugten“ wahr<sup>30</sup>. Am 4. Mai 1675 wurde J. G. Seidenbusch von Marianus Soccinus in die Nerianergemeinschaft aufgenommen<sup>31</sup>.

Damit war freilich noch keineswegs die Einrichtung eines Oratoriums in Aufhausen gewährleistet. Nach seiner Rückkehr aus Rom trieb der Pfarrer mit großer Energie und Beharrlichkeit seine Pläne voran. Der Versuch, eine größere Zahl von Priestern auf Dauer oder zumindest auf längere Zeit an sich zu binden, war aber zum Scheitern verurteilt, solange keine Mittel vorhanden waren, von denen sie ihren Lebensunterhalt hätten bestreiten können<sup>32</sup>. Die, wie eingangs erwähnt, bescheidenen Pfarreinkünfte konnten auf keinen Fall mehrere Priester ernähren. Es mußte ein besonderer Fonds zur Dotierung des Oratoriums geschaffen werden. Seidenbusch reiste Ende 1678 persönlich nach München, um den Kurfürsten um Unterstützung anzufragen. Er legte diesem in einem Schreiben dar, daß in dem von ihm erbauten „Marianischen Haus“ zu Aufhausen schon seit zehn Jahren eine tägliche Andacht für das bayerische Herrscherhaus gehalten wurde und daß er „gezwungen“ sei, mehrere Priester bei sich zu haben, „damit mitls dessen die Ehr Gottes und seiner wertisten Muetter, dan daß Heil desß Negsten durch dise so liebeiche Andacht allzeit möge conservirt und mehrers promovirt werden“<sup>33</sup>.

Interessant ist, daß Seidenbusch in diesem Schreiben als einen weiteren Grund für die Errichtung eines Oratoriums nennt, dasselbe solle „zu Auferbauung der umbligenden Priesterschaft“ dienen<sup>34</sup>. Anscheinend dachte er also auch daran, in Aufhausen mit seinem Nerianerinstitut ein spirituelles Zentrum für die Geistlichen in der näheren Umgebung zu schaffen. Tatsächlich übertrug Ferdinand Maria am 28. 12. 1678 dem Oratorium urkundlich die erbetene Grundherrschaft über den „Pündterhof“ in Aufhausen, der bis dahin zum kurfürstlichen Pfliegergericht Eggmühl erbrechtsweise grundbar gewesen war, unter der Bedingung, daß die erwähnte Andacht weiterhin abgehalten und außerdem für alle verstorbenen Mitglieder des Herrscherhauses ein ewiger Jahrtag gehalten werde<sup>35</sup>.

1684 wurde dem Oratorium vom damaligen Inhaber des Pinter-Hofes auch das Erbrecht an demselben angeboten und zwar für 900 fl. Die Erwerbung des Erbrechts bot dem Institut die Möglichkeit, eine eigene Ökonomie einzurichten<sup>36</sup>. Es

<sup>27</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 300.

<sup>28</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 34.

<sup>29</sup> Vgl. Sagmeister, J. G. Seidenbusch 300.

<sup>30</sup> Vgl. PfA Aufh. XXXVIII, 134.

<sup>31</sup> PfA Aufh. A 213.

<sup>32</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 301.

<sup>33</sup> PfA Aufh. XIII, 33 f.

<sup>34</sup> PfA Aufh. XIII, 34.

<sup>35</sup> Vgl. PfA Aufh. U 15 (Druck: Sagmeister, J. G. Seidenbusch 329 f.).

<sup>36</sup> PfA Aufh. XXXVIII, 147.



konnte allerdings die Kaufsumme nicht aus eigenen Mitteln bestreiten. Wieder ritt Seidenbusch nach München, um bei Kurfürst Max Emmanuel, der 1679 seinem Vater Ferdinand Maria in der Herrschaft nachgefolgt war, Hilfe zu erbitten. Zunächst fand er wenig Verständnis für sein Vorhaben<sup>37</sup>. Der Hof befand sich selbst in finanziellen Nöten. Die hohen Beamten in der Umgebung des Kurfürsten zeigten dem Bittsteller die kalte Schulter. Seidenbusch aber gab nicht auf und auf Fürsprache des Geheimen Konferenzrates Frhr. von Perkham bekam er schließlich die benötigte Summe. Am 25. Oktober 1684 wurde die Kaufurkunde ausgestellt<sup>38</sup>.

Zwischenzeitlich hatte das Oratorium auch mehrere kleinere Liegenschaften käuflich erworben<sup>39</sup>. Stiftungen von Seiten verschiedener Personen verbesserten seine Vermögensverhältnisse<sup>40</sup>. Dennoch gelang es lange nicht, das Institut fest zu etablieren. Die Anerkennung durch die geistliche Obrigkeit blieb zunächst aus, vor allem weil die Dotierung immer noch ungenügend war<sup>41</sup>. Überhaupt tat sich im neunten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts nicht allzu viel in Aufhausen. Für mehrere Jahre dieses Zeitraums vermerkt der Chronist: „Nil notabile contigit“<sup>42</sup>.

Als aber Seidenbusch, der seit 1680 auch Dekan des Dekanates Feldkirchen war<sup>43</sup>, zu Anfang des Jahres 1690 in Augsburg an den Feierlichkeiten anlässlich der Königskrönung Joseph I. teilnahm<sup>44</sup>, nutzte er die Gelegenheit, um dem gleichfalls in Augsburg weilenden Regensburger Bischof Joseph Clemens, der zugleich Kurzerzbischof von Köln und Bischof von Freising war, eine Bittschrift um Bestätigung des Aufhausener Oratoriums zu überreichen<sup>45</sup>. Die wirtschaftliche Situation desselben besserte sich im gleichen Jahre durch bedeutende Zuwendungen sehr. Je 500 fl übereigneten ihm der Kaiserliche Generalpostmeister Eugen Alexander Fürst von Thurn und Taxis sowie Bernhard von Pichlmayr, kaiserlicher Posthalter zu Augsburg, ein Vetter Seidenbuschs<sup>46</sup>. Kaspar Amann, kaiserlicher „Hofcontrahlor“ zu Wien, stiftete mit 1000 fl eine ewige Wochenmesse<sup>47</sup>.

Da sich der Bischof mit seiner Entscheidung Zeit ließ, schaltete sich auf Bitten Seidenbuschs Kaiser Leopold ein. In einem Schreiben vom 7. Mai 1691 bat er Joseph

<sup>37</sup> Vgl. Sagmeister, J. G. Seidenbusch 302.

<sup>38</sup> Pfa Aufh. U 26. Nach Sagmeister (J. G. Seidenbusch 302) und Ebner (Propst Seidenbusch 44 f.) erwarb das Oratorium schon 1679 das Erbrecht. Sie stützen sich aber auf eine in diesem Punkte unrichtige Quelle, nämlich das Manuskript einer Wallfahrtsge-schichte (Pfa Aufh. A 5), die erstmals 1764 (weitere Drucke 1817 und 1858) in Regens-burg unter dem Titel: Marianischer Schnee-Berg oder kurtze Beschreibung des wunder-thätigen Gnaden-Ort und Wallfahrt der Allerseeligsten Jungfrauen und wunderbarlichen Mutter Gottes Mariä zum Schnee zu Aufhausen nächst Regenspurg in Bayern samt denen Gnaden und Gutthaten, so verschiedene Persohnen durch die Vorbitt Mariä von Gott allda erlanget haben (Im folgenden kurz: Marianischer Schnee-Berg) gedruckt wurde (vgl. dort S. 41). Außer der zitierten Kaufurkunde beweisen auch andere Quellen (vgl. Pfa Aufh. XIII, 43 ff. und XXXVIII, 147), daß der Erwerb nicht 1679 erfolgt sein kann.

<sup>39</sup> Vgl. Pfa Aufh. U 17, U 18, U 19, U 21, U 22, U 23.

<sup>40</sup> Vgl. z. B. Pfa Aufh. A 25, A 27, A 28, A 29, A 30, A 31 sowie Sagmeister, J. G. Seidenbusch 303.

<sup>41</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 302.

<sup>42</sup> Vgl. Pfa Aufh. III, 51.

<sup>43</sup> Pfa Aufh. U 20.

<sup>44</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 305.

<sup>45</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>46</sup> Vgl. Pfa Aufh. U 36 und U 37; Sagmeister, J. G. Seidenbusch 305 f.

<sup>47</sup> Pfa Aufh. A 34.



Clemens, dem Oratorium die Confirmation zu erteilen<sup>48</sup>. Daraufhin ließ sich der Bischof endlich im Dezember 1691 herbei, vom Bischöfl. Consistorium in Regensburg — er selbst residierte kaum dort — einen Bericht über das Oratorium anzufragen<sup>49</sup>. Das Consistorium richtete nun einige kritische Fragen an Dekan Seidenbusch, wobei es vor allem um die wirtschaftliche Basis des Oratoriums ging, aber auch darum, wie viele Priester er ständig bei sich halten wolle und welche Gottesdienste und sonstige geistlichen Aufgaben sie verrichten wollten<sup>49</sup>. Der Dekan konnte im Januar 1692 berichten, daß das Gesamtvermögen einschließlich der Grundstücke nunmehr auf 9675 fl zu veranschlagen sei und daß daraus jährliche Einkünfte von 483 fl und 45 Kreuzern flössen<sup>50</sup>. Inzwischen hatten nämlich der österreichische Prinzipalgesandte beim Immerwährenden Reichstag in Regensburg Leopold Joseph Graf von Lamberg sowie der kaiserliche Kämmerer Johann Ehrenreich Graf von Sprinzenstein die Stiftung von zusammen 2000 fl für zwei ewige Wochenmessen zugesagt<sup>51</sup>, die einige Wochen später auch erfolgte<sup>52</sup>. Weiter führte Seidenbusch aus, es sei sein Ziel, daß ständig sechs Priester im Oratorium lebten. Es seien in den letzten Jahren schon immer vier bis sechs gewesen, obwohl das Institutsvermögen da noch wesentlich geringer gewesen sei. Er gab auch der Überzeugung Ausdruck, daß sich genügend Priester einfinden würden. Bisher habe nämlich die fehlende Confirmation einige abgehalten. Hinsichtlich der geistlichen Tätigkeiten der Nerianer erwähnte er die Abendandacht, die schon seit 25 Jahren gehalten werde und fortgesetzt werden solle, sowie auch die Tatsache, daß die jungen Priester zu bestimmten Zeiten zu Predigten eingeteilt würden und dadurch „sehr wol üben und zu fehrner Canzelbesteigung beherzt und tauglich“ würden<sup>53</sup>.

Das Consistorium sandte dem Bischof nun ein recht wohlwollendes Gutachten, riet aber, die Anerkennung nur unter Vorbehalt bestimmter Rechte zu gewähren. U. a. sollte der Bischof, falls nicht genügend Nerianer in Aufhausen seien, die Möglichkeit haben, andere Priester zu admittieren und aus dem Institutsfonds unterhalten zu lassen. Unter solchen Umständen sei das Oratorium sehr nützlich, weil man sowohl junge Priester, die Erfahrungen in der Seelsorge sammeln sollten, dorthin schicken könne als auch „emeritos presbyteros curatos pro eorundem maiori quiete et solatio spirituali“<sup>54</sup>. Am 19. Mai 1692 endlich wurde die bischöfliche Confirmation erteilt<sup>55</sup>.

Das Consistorium verlangte aber mit Schreiben vom 28. Mai<sup>56</sup> die Ausstellung einer Reversurkunde, welche am 14. Juli 1692 erfolgte<sup>57</sup>. Hierin verpflichteten sich die Mitglieder des Nerianerinstituts, wie andere Geistliche des Bistums sich immer der bischöflichen Gewalt zu unterstellen, dem Bischof die schuldigen Abgaben wie Cathedraticum und Synodaticum stets zu leisten, sich den bischöflichen Visitationen nicht zu widersetzen, auf Anforderung dem Consistorium eine genaue Beschreibung aller Einkünfte des Institutes zu liefern und ein Inventar über das vorhandene Kultusgerät zu erstellen und laufend fortzuführen.

<sup>48</sup> Vgl. Pfa Aufh. XIII, 157 f.

<sup>49</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>50</sup> Vgl. Pfa Aufh. XIII, 159 f.

<sup>51</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>52</sup> Pfa Aufh. A 39.

<sup>53</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>54</sup> Vgl. Pfa Aufh. XIII, 159 ff.

<sup>55</sup> Pfa Aufh. U 38 (Druck: Sagmeister, J. G. Seidenbusch 330 f.).

<sup>56</sup> BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>57</sup> Pfa Aufh. XIII, 169 ff.



Nun fehlte nur noch die päpstliche Bestätigung des Oratoriums. Eine günstige Gelegenheit, diese zu erlangen, ergab sich 1695, als Seidenbusch anlässlich des hundertsten Todestages des Hl. Philipp Neri zum zweiten Mal nach Rom reiste<sup>58</sup>. Er hatte sich auf sein Vorhaben genau vorbereitet und sich um die Unterstützung mehrerer hochgestellter Persönlichkeiten bemüht. Kurfürst Max Emanuel empfahl den Dekan dem kurbayerischen Agenten in Rom de Scarlattis, damit dieser ihn bei seinen Anliegen — außer um die päpstliche Anerkennung für sein Oratorium bemühte sich Seidenbusch auch um Reliquien für die Aufhausener Wallfahrtskirche<sup>59</sup> — unterstützte. Vom Kaiser erhielt Seidenbusch, der eigens zu diesem Zwecke den Reiseweg über Wien nahm, ein Empfehlungsschreiben an Kardinal Johann von Goes, Bischof von Gurk und Kardinalprotektor der deutschen Nation. Weitere Recommendationsschreiben hatte der Dekan vom Bischöfl. Consistorium in Regensburg, von Bischof Ernst von Wien und vom Apostolischen Nuntius in Wien bekommen<sup>60</sup>.

Bei so einflußreichen Helfern nimmt es nicht Wunder, daß Papst Innozenz XII. dem Nerianerinstitut in Aufhausen mit einem Privileg vom 6. Juli 1695 seine Confirmation erteilte<sup>61</sup>. In dieser Urkunde wurde auch den vom Ortsoberrhiten approbierten Beichtvätern aus dem Oratorium die völlige Beichtfakultät und Lossprechungserlaubnis erteilt. Ferner wurde in ihr bestimmt, daß die Institutspriester nicht dem Ortpfarrer unterstehen sollten, daß sie sich an Stelle desselben jederzeit gegenseitig die Sakramente spenden dürften, daß die jeweiligen Oberen des Institutes das Recht hätten, ihre Untergebenen „a censuris“<sup>62</sup> zu lösen, von bestimmten Ausnahmefällen abgesehen, und ihnen die schuldige Buße aufzuerlegen, daß sie die Strafgewalt über ihre Untergebenen hätten und daß sie mit Zustimmung der Mehrheit der Institutspriester Mitglieder, die sich eines Vergehens schuldig gemacht hätten unter Beobachtung der Regeln aus dem Oratorium entfernen könnten, wobei sie notfalls die Hilfe des weltlichen Armes in Anspruch nehmen dürften. Das Oratorium solle weiterhin der Jurisdiktion des Bischofs von Regensburg unterstehen, welcher aber die Regeln des Institutes nicht ändern dürfe.

Mit der päpstlichen Anerkennung hatte Seidenbusch die volle formelle Errichtung des Oratoriums erreicht. Auch hinsichtlich des anderen wichtigen Vorhabens seiner Reise war ihm Erfolg beschieden. Vom Heiligen Stuhl erhielt er eine Reliquie des Hl. Desiderius, die aus der Kastulus-Katakomben stammt<sup>63</sup>. Eine Nonne aus dem Kloster Maria Magdalena am Quirinal, das von Alters her das Recht hatte, die neu aufgefundenen Reliquien zu reinigen und zur Verschickung herzurichten, wofür ihm gelegentlich einige Reliquien überlassen wurden<sup>64</sup>, schenkte ihm Gebeine der Hl. Johannes und Viktor, die in der Kalixtus-Katakomben gefunden worden waren<sup>65</sup>. Der Dekan gab die drei Hl. Leiber<sup>66</sup> zunächst einem Kaufmann aus Augsburg mit, der sie dort bei seinem schon genannten Vetter Pichlmayr abliefern soll-

<sup>58</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 308 f.

<sup>59</sup> PfA Aufh. XXXVIII, 171.

<sup>60</sup> Vgl. PfA Aufh. A 3.

<sup>61</sup> PfA Aufh. U 42 (Druck: Sagmeister, J. G. Seidenbusch 332 ff.).

<sup>62</sup> Kirchenstrafen.

<sup>63</sup> Vgl. PfA Aufh. VIII, 3.

<sup>64</sup> Ebner, Propst Seidenbusch 53 f.

<sup>65</sup> PfA Aufh. VIII, 3.

<sup>66</sup> Leider ist aus keiner Quelle ersichtlich, um welche Hl. Desiderius, Johannes und Viktor es sich handeln soll. Es gibt ja jeweils mehrere Heilige mit diesen Namen.



te<sup>67</sup>. Zwei Jahre später fand die feierliche Einholung der Reliquien in die Aufhausener Wallfahrts- bzw. Institutskirche statt<sup>68</sup>. Die Translation wurde zum wohl prachtvollsten Fest, das Aufhausen je erlebt hatte<sup>69</sup>.

## II. Die ersten Gefährten J. G. Seidenbuschs im Oratorium

Die Frage, wie weit man die ersten Priester, die der Aufhausener Pfarrer um sich sammelte, als Nerianer bezeichnen kann, ist im einzelnen sehr schwierig zu beantworten. Es ist nicht einmal sicher, ob sich alle in der Pfarrei tätigen Hilfspriester an der *vita communis* beteiligten, geschweige denn, ob sie sich als Oratorianer fühlten und die Absicht hatten, zumindest für längere Zeit im Institut zu verbleiben. Selbst diejenigen unter seinen ersten Mitpriestern, die Seidenbusch besonders hervorhebt<sup>1</sup>, müssen nicht unbedingt Nerianer gewesen sein. Laurentius Zwincker beispielsweise verließ Aufhausen bereits 1675, im gleichen Jahre also, in dem Seidenbusch selbst erst in diese Weltpriestergemeinschaft aufgenommen wurde, und wurde Pfarrvikar in Moosham<sup>2</sup>. Insgesamt lebten von 1675 bis 1711 63 Priester in Aufhausen<sup>3</sup>, aber nie mehr als sechs zur gleichen Zeit<sup>4</sup>. Seidenbusch übte offensichtlich eine enorme Ausstrahlungskraft aus, denn die Priester kamen zum Teil aus ziemlich entfernten Gegenden zu ihm. Johann Caspar Heiß etwa stammte, wie erwähnt, aus Augsburg, Matthias Koch aus Weilheim<sup>5</sup>, Johann Geisser aus Konstanz<sup>6</sup>, Benedikt Wammersperger aus München<sup>7</sup>, Caspar Wagner aus Passau<sup>8</sup> und Josef Magg aus Niederstotzingen (Württemberg)<sup>9</sup>. Weitere Beispiele ließen sich zur Genüge aufzählen<sup>10</sup>. Die meisten dieser Priester werden in den Quellen aber nur als „capellani“ oder „cooperatores“ bezeichnet<sup>11</sup>. Teilweise wird ausdrücklich erwähnt, daß sie vom Consistorium geschickt wurden, mit Sicherheit also keine Nerianer waren<sup>12</sup>.

Seit 1695 lebten auch Mitglieder einer anderen Weltpriestergemeinschaft, des „Institutum clericorum in commune viventium“, bzw. nach ihrem Gründer Bartholomäus Holzhauser meist Bartholomäer genannt<sup>13</sup>, im Aufhausener Oratorium<sup>14</sup>. Im selben Jahre war nämlich Seidenbusch in Rom mit Johannes Appel, der seit 1694 Generalpräses der Bartholomäer war<sup>15</sup> in Berührung gekommen. Sie waren

<sup>67</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 309.

<sup>68</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 310 ff

<sup>69</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 311.

<sup>1</sup> Vgl. Sagmeister, J. G. Seidenbusch 303 f.

<sup>2</sup> Vgl. PfA Aufh. III, 49.

<sup>3</sup> Vgl. PfA Aufh. III, 56'.

<sup>4</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“; PfA Aufh. III, 49 ff.

<sup>5</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 303 f.

<sup>6</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 304.

<sup>7</sup> PfA Aufh. III, 55.

<sup>8</sup> PfA Aufh. III, 53'.

<sup>9</sup> PfA Aufh. A 13.

<sup>10</sup> Vgl. PfA Aufh. A 6 und PfA Aufh. III, 50 ff.

<sup>11</sup> Vgl. PfA Aufh. III, 49 ff.

<sup>12</sup> Vgl. PfA Aufh. III, 55.

<sup>13</sup> Vgl. Lexikon für Theologie und Kirche (Im folgenden kurz LTK), Bartholomäer.

<sup>14</sup> Vgl. PfA Aufh. III, 54 ff. und PfA Aufh. A 6.

<sup>15</sup> LTK, Appel.

zusammen aus Rom heimgereist <sup>16</sup>. Am 12. November 1695 war ein Vertrag zustande gekommen, in dem Seidenbusch und Appel als jeweilige Vertreter ihrer Institutionen erklärten, daß die Statuten der Nerianer denen der Bartholomäer nicht widersprächen und deswegen Bartholomäer sich am Gemeinschaftsleben und den religiösen Übungen in Aufhausen beteiligen könnten, ohne die Mitgliedschaft in ihrem Institut aufzugeben, und zwar jüngere Priester auf Zeit, ältere bis zum Ende ihres Lebens <sup>17</sup>. Allerdings scheint die enge Verbindung zwischen diesen beiden Weltpriesterinstituten nur vorübergehend bestanden zu haben. Nach 1702 <sup>18</sup> lassen sich nämlich keine Bartholomäer mehr in Aufhausen nachweisen. Der Grund für die Entfremdung lag möglicherweise darin, daß Appel die Regeln des Aufhausener Oratoriums bzw. zumindest ihre Durchführung nicht streng genug waren. Jedenfalls beklagte er sich 1697 in einem Schreiben an Seidenbusch, daß in Aufhausen die „separatio realis feminarum“ <sup>19</sup>, wegen der er sich schon früher mit ihm unterhalten habe, immer noch nicht durchgeführt sei. Dies sei um so bedauerlicher, weil das Aufhausener Oratorium bislang das einzige in „Germania“ sei und deswegen zukünftigen weiteren Instituten als Beispiel dienen solle. Pater Melini vom Nerianeroratorium in Rom habe ihm, Appel, gesagt, ohne die genannte Regel sei die Bezeichnung Oratorium unzulässig <sup>20</sup>.

Aus dem bisherigen läßt sich schon ersehen, daß hinsichtlich der Mitbrüder Seidenbuschs die Fluktuation von Anfang an enorm war. Viele blieben nur ganz kurze Zeit in Aufhausen <sup>21</sup>. Die Gründe dafür sind verschiedener Natur. Die Priester konnten jederzeit die Gemeinschaft verlassen, da keine Gelübde sie banden, und der verständnisvolle Superior legte ihnen auch keinerlei Hindernisse in den Weg <sup>22</sup>. Vielmehr war er gelegentlich wohl langmütiger als es seiner Einrichtung dienlich war, denn er nahm auch Kleriker, die schon mehrmals weggegangen waren, immer wieder auf. Der Priester Roth aus Augsburg etwa kam 1696 erstmals nach Aufhausen, verließ das Institut dann einige Male, teilweise ohne sich zu verabschieden, kam aber immer wieder zurück, bis er 1709 endgültig ging <sup>23</sup>. In den ersten Jahren hat, wie schon erwähnt, die fehlende Anerkennung durch die geistliche Obrigkeit viele zum Verlassen des Institutes bewogen, daneben sicher auch die ungenügende wirtschaftliche Grundlage. Andere konnten nicht bleiben, weil sie bedürftige Angehörige unterstützen mußten <sup>24</sup>. Der häufigste Grund für den Weggang aus Aufhausen war aber gewiß der, daß Seidenbuschs Gefährten, gerade auch weil sie als solche besonders geschätzt waren, oft auf andere Seelsorgestellen berufen wurden <sup>25</sup>.

In der Frühzeit seines Oratoriums sammelte Pfarrer Seidenbusch auch Laienbrüder um sich. Schon 1672 holte er aus München den jungen Kunstmaler Franz Mertz, Sattlerssohn aus Braunau, nach Aufhausen, welcher ihm bei der Innenaussstattung der Wallfahrtskirche half und dann „gar das weltliche Kleid“ ablegte und „als Eremit in einem schwarzen Habit“ zwölf Jahre im Oratorium zubrachte,

<sup>16</sup> PfA Aufh. XXXVIII, 184.

<sup>17</sup> PfA Aufh. A 213.

<sup>18</sup> Vgl. BZAR, PfA Aufh., „Nerianer“.

<sup>19</sup> Gemeint ist wohl eine strenge Klausur.

<sup>20</sup> Vgl. PfA Aufh. A 1.

<sup>21</sup> Vgl. PfA Aufh. III, 49 ff.

<sup>22</sup> Vgl. Sagmeister, J. G. Seidenbusch 303.

<sup>23</sup> Vgl. PfA Aufh. III, 54 ff. und PfA Aufh. A 6.

<sup>24</sup> Vgl. PfA Aufh. A 6; Sagmeister, J. G. Seidenbusch 303.

<sup>25</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 303 f.



bevor er in das Benediktinerkloster Prüfening eintrat<sup>26</sup>. Neben dem „Bruder Franz“ lebte 1672 auch ein „Bruder Andreas“ in Aufhausen, wie aus einer Tagesordnung hervorgeht, die in diesem Jahre für die „fratres in dem Marianischen Hauß zu Aufhausen“ erstellt wurde<sup>27</sup>. Bis 1678 waren es insgesamt drei Laienbrüder, die sich Seidenbusch angeschlossen hatten. Neben den beiden schon Genannten, die sich als Maler bzw. Gärtner im Institut nützlich machten, lebte dort auch Balthasar Josef Seidenbusch, ein leiblicher Bruder des Superiors, als „frater“, wobei er dem Oratorium als Gärtner und Organist diente<sup>28</sup>. In der Folgezeit scheint diese Einrichtung aber allmählich eingegangen zu sein. Es fehlte ihr ja auch jegliche kirchenrechtliche Legitimation, denn Laienbrüder konnten natürlich nicht wirkliche Mitglieder eines Weltpriesterinstitutes sein. Man versuchte das Problem offenbar dadurch zu umgehen, daß man sie einfach „Eremiten“ nannte. Diese Bezeichnung ist natürlich unzutreffend, denn sie lebten ja in der Gemeinschaft. Die Aufnahme von Laienbrüdern ist nur dadurch erklärlich, daß sie bereits zu einem Zeitpunkt begann, als Seidenbusch selbst noch kein Nerianer war und wohl noch keine präzisen Vorstellungen darüber hatte, welche Gestalt die von ihm in Aufhausen geplante und bereits begonnene Einrichtung am Ende haben sollte.

### *III. Die weitere Entwicklung des Institutes bis zum Tode seines Gründers*

Nach der päpstlichen Confirmation war das Aufhausener Oratorium zunächst einmal konsolidiert und konnte als Sprungbrett für die Einrichtung weiterer Institute im deutschsprachigen Raum dienen. Zwischen 1698 und 1707 gelang die Einführung eines Oratoriums in Wien<sup>1</sup>, 1706/07 die eines weiteren in München<sup>2</sup>. Beide blieben zunächst eng mit Aufhausen verbunden, da J. G. Seidenbusch bis 1726 auch Superior in Wien und München war<sup>3</sup>. Er versetzte dabei nicht selten Priester von einem der drei Institute in ein anderes<sup>4</sup>. Die schon weit gediehenen Pläne<sup>5</sup> zur Gründung eines Oratoriums in Böhmen sind aus unbekannten Gründen nicht zum Abschluß gelangt.

1696 verfügte Kurfürst Max Emmanuel, dem Aufhausener Nerianerinstitut die Grundherrschaft über die bei Aufhausen gelegene sogenannte Neumühle zu schenken<sup>6</sup>. Die Ausstellung einer Schenkungsurkunde verzögerte sich aber und unterblieb dann wegen der einige Zeit später einsetzenden Kriegswirren zunächst ganz. Erst nach seiner Rückkehr aus dem Brüsseler Exil stellte der Kurfürst dann 1719 die Urkunde aus<sup>7</sup>.

Im spanischen Erbfolgekrieg, in dem sich die beiden bedeutendsten weltlichen Gönner des Oratoriums, das Haus Habsburg und das Haus Wittelsbach, feindlich gegenüberstanden, erwiesen sich Seidenbuschs gute Beziehungen zur kaiserlichen

<sup>26</sup> Ebner, Propst Seidenbusch 22 f.

<sup>27</sup> Vgl. PfA Aufh. A 211.

<sup>28</sup> Vgl. PfA Aufh. III, 49' f.

<sup>1</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 313 ff.

<sup>2</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 316 ff.

<sup>3</sup> Vgl. Sagmeister, J. G. Seidenbusch 319.

<sup>4</sup> Vgl. PfA Aufh. A 1, A 6 und III, 55' ff.

<sup>5</sup> Vgl. PfA Aufh. A 9.

<sup>6</sup> Vgl. PfA Aufh. A 24.

<sup>7</sup> Vgl. PfA Aufh. A 24.

Familie wiederum als sehr nützlich. 1703 erwirkte er von Kaiser Leopold I. einen Schutzbrief für das Aufhausener Institut, der es vor Einquartierungen kaiserlicher Truppen und auch vor sonstigen Bedrückungen durch die kaiserliche Armee sicherte<sup>8</sup>. Kaiser Joseph I. befreite es 1706 von allen Kriegssteuern<sup>9</sup>.

In den folgenden Jahren scheint sich im Aufhausener Oratorium nichts von herausragender Bedeutung abgespielt zu haben. Die Chronisten wissen außer Personalsnachrichten kaum etwas zu vermelden<sup>10</sup>.

1718 feierte es sein fünfzigjähriges Gründungsjubiläum, welches sich somit auf den Beginn der Abendandacht und den Bau der Marianischen Klausur bezog und nicht auf den förmlichen Anschluß an die Weltpriestergemeinschaft der Nerianer.

1720 starb<sup>11</sup> der beständige Mitbruder und Helfer Seidenbuschs, Johann Caspar Heiß, der sich vor allem als langjähriger Vermögensverwalter („minister“) des Oratoriums verdient gemacht<sup>12</sup> und wohl auch bei Abwesenheit des Superiors als dessen „Getreuer Ekkehard“ fungiert hatte.

1721 beschlossen die Aufhausener Nerianer, für sich eine neue Regel einzuführen, die mit der alten, römischen in Einklang stehen sollte. Die einzelnen Statuten sollten einer Revision unterzogen werden<sup>13</sup>. Das Vorhaben wurde aber anscheinend zunächst zurückgestellt, denn erst nachdem man im Januar 1728 die gleiche Absicht noch einmal kundgetan hatte, begann man sich über die einzelnen Kapitel der Regel zu beraten und zwar über jedes einzelne in einer besonderen Sitzung<sup>14</sup>. Am 5. Juli 1728 wurde die von Pater Joseph Magg, der bei der ganzen Angelegenheit federführend war<sup>15</sup>, redigierte Neufassung der Statuten, nachdem sie jedem einzelnen der Patres zuvor zu lesen gegeben worden war, dem gesamten Kapitel des Oratoriums vorgelegt und von diesem angenommen<sup>16</sup>. Am 29. Juli reiste der Superior mit dem Werk sowie einem ebenfalls von allen Institutsgeistlichen unterzeichneten Schreiben, in dem um Billigung der Statuten, sowie um die Erlaubnis, sie zu drucken, gebeten wurde, nach Regensburg, um beides beim Bischof bzw. beim Bischöflichen Consistorium einzureichen<sup>17</sup>. Dieses hatte zunächst Bedenken, weil der Obere des Nerianer Instituts in der neuen Regel „Propst“ genannt wurde<sup>18</sup>. Diese Bezeichnung stand ihm nach den Nerianerstatuten zwar zu<sup>19</sup> und wurde auch in der päpstlichen Confirmationsurkunde<sup>20</sup> von 1695 verwendet, das Consistorium argwöhnte aber, das Oratorium wolle sich mit diesem Titel anderen geistlichen Institutionen wie Chorherren- oder gar Domstiften, bei denen er ebenfalls in Gebrauch war, gleichstellen. In einem neuerlichen Schreiben konnte das Nerianerinstitut das Mißverständnis ausräumen. Mit dem Prädikat „Propst“, so wurde erklärt, werde keineswegs eine besondere „canonica dignitas“ beansprucht. Es be-

<sup>8</sup> PfA Aufh. A 20.

<sup>9</sup> Ebner, Propst Seidenbusch 61.

<sup>10</sup> Vgl. PfA Aufh. III, 56 ff. und PfA Aufh. A 6.

<sup>11</sup> Vgl. BZAR, Designatio parochiarum (1723/24) I, 283.

<sup>12</sup> Vgl. PfA Aufh. IV.

<sup>13</sup> Vgl. PfA Aufh. A 6.

<sup>14</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 1 ff.

<sup>15</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 1.

<sup>16</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 19.

<sup>17</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 20.

<sup>18</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 8.

<sup>19</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 8.

<sup>20</sup> Vgl. PfA Aufh. U 42.



sage lediglich dasselbe wie „pater spiritualis“, „rector“ oder „director“<sup>21</sup>. Daraufhin beschloß das Consistorium unter Vorsitz von Weihbischof Gottfried Langwert von Simmern am 20. September 1728, seine Zustimmung zu der neuen Regel zu geben und auch deren Druck zu erlauben<sup>22</sup>. Es wolle nicht dem Willen des Heiligen Stuhles zuwiderhandeln, der in seiner Confirmationsurkunde bestimmt habe, daß kein Bischof die Regeln des Oratoriums verändern könne<sup>23</sup>. Außerdem gestand das Consistorium dem Aufhausener Institut zu, daß es sich seinen Superior frei wählen könne und ihn „Propst“ nennen dürfe<sup>24</sup>. Dieser Titel war dann auch von da ab die übliche Bezeichnung für den Oberen, der vordem meist „Spiritual“ genannt worden war<sup>25</sup>. Am 20. Oktober leisteten alle sechs zu dieser Zeit dem Oratorium angehörenden Priester ihre Unterschrift unter die neue Regel<sup>26</sup> und am 1. Januar 1729 trat sie in Kraft<sup>27</sup>.

Der Titel und das Vorwort zu den Statuten besagen, daß dieselben denen des in Rom vom Hl. Philipp Neri gegründeten Oratoriums conform, aber deutscher Denkart und örtlichen Gewohnheiten angepaßt seien<sup>28</sup>. Vieles, was die römischen Statuten vorgeschrieben hätten, habe man in Aufhausen, wie die Erfahrung gelehrt habe, nicht oder nicht genau durchführen können. Aus schwerwiegenden Überlegungen heraus und durch verschiedene Umstände gezwungen habe man deshalb einzelne Punkte der alten Regel modifiziert, dabei keineswegs aber die Substanz der Sache berührt<sup>29</sup>.

Die neue Regel umfaßte zehn Kapitel. Sie geben genauen Aufschluß über das innere Leben des Institutes<sup>30</sup>. Der organisatorische Aufbau desselben ist aus dem fünften Kapitel zu ersehen<sup>31</sup>. Die Leitung des Oratoriums hatte der Propst, der alle drei Jahre neu zu wählen war. Allerdings hatte man bei den Beratungen über die neuen Statuten beschlossen, daß diese Bestimmung erst nach dem Tode von J. G. Seidenbusch gelten sollte. Dieser sollte „propter singularia merita et quia ipse congregationem magnis laboribus erexit ac fundavit“, Zeit seines Lebens Superior bleiben<sup>32</sup>. Auch alle übrigen Ämter im Oratorium sollten alle drei Jahre neu bestimmt werden. Dem jeweiligen Propst sollten, je nachdem ob das Institut acht oder weniger Mitglieder umfaßte, vier bzw. zwei „deputati“ zur Seite gestellt werden, die ihn bei der Leitung des Oratoriums unterstützen sollten. Zwei Deputierte hatte das Oratorium schon seit 1716, davor war man mit einem auskommen<sup>33</sup>. Nach der neuen Regel hatte der Propst jede Woche eine Versammlung der Delegierten einzuberufen. Auch diese Einrichtung ist schon seit 1721 nachweis-

<sup>21</sup> Vgl. Pfa Aufh. II, 9 ff.

<sup>22</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 23 ff.

<sup>23</sup> Vgl. Pfa Aufh. U 42.

<sup>24</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 25.

<sup>25</sup> Vgl. z. B. Pfa Aufh. U 27, U 30, U 31 und BZAR, Pfa Aufh., „Praesentationen“.

<sup>26</sup> Vgl. Pfa Aufh. XLII (Druck: Sagmeister, J. G. Seidenbusch 334 ff.).

<sup>27</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 26.

<sup>28</sup> Vgl. Sagmeister, J. G. Seidenbusch 334 f.

<sup>29</sup> Zum theologischen Gehalt der Statuten vgl. Bischof Dr. Dr. Rudolf Graber: Propst Johann Georg Seidenbusch (1641—1729) in „Ortskirche — Weltkirche“, Festgabe für Julius Kardinal Döpfner (1973).

<sup>30</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 335 ff.

<sup>31</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 339 f.

<sup>32</sup> Pfa Aufh. I, 10.

<sup>33</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 6.

bar<sup>34</sup>. Nur wenn es nötig war, sollte der Propst ein allgemeines Kapitel einberufen<sup>35</sup>. 1715 war beschlossen worden, jeden Monat ein solches Kapitel abzuhalten<sup>36</sup>.

Bei Heimgang, Abwesenheit oder Ablauf der Amtszeit des Propstes hatte derjenige Institutspriester die Vertretung zu übernehmen, der dem Oratorium am längsten angehörte. Er wurde „Senior“ genannt<sup>37</sup>.

Das sechste Kapitel handelt über Aufnahme und Ausschluß von Mitgliedern<sup>38</sup>. Es wird dabei u. a. für den Eintritt ein Mindestalter von 18 Jahren und ein Höchstalter von 45 Jahren festgelegt. Die Probezeit betrug insgesamt zwei Jahre. Zunächst wurde der Aspirant aber nur zu einem ersten Probejahr zugelassen und erst nachdem er sich in diesem bewährt hatte, zum zweiten. Ein Mitglied konnte nur dann aus dem Oratorium entfernt werden, wenn eine Versammlung derjenigen Priester, die schon sieben Jahre im Institut lebten, sich mit Zweidrittelmehrheit dafür ausgesprochen hatte.

In den letzten Lebensjahren von Propst Seidenbusch führten seine häufigen Reisen und sein hohes Alter dazu, daß ihm in seinem Oratorium die Dinge etwas aus der Hand glitten. Das Bischöfliche Consistorium fühlte sich 1726 bemüßigt, sich der Sache anzunehmen, „damit nit dieses wohl eingeführte Institutum bedauerlich in Bälde gänzlich verfallt“<sup>39</sup>. Es übertrug dem Pater Johann Oswald die „spiritualia“, dem Pater Josef Magg aber die „temporalia“, jeweils sowohl über die Pfarrei als auch über das Oratorium. Die Aufhausener Nerianer sollten in den geistlichen Angelegenheiten Oswald, in den weltlichen Magg gehorchen und das Consistorium in Zukunft mit unnötigen Klagen verschonen. Gleichzeitig wurde Joseph Magg anheimgestellt, seine „ybel angewohnte Hiezigkeit“ in Worten wie in Werken zu mäßigen, da man ihn sonst in seine Heimatdiözese ausweisen müsse<sup>40</sup>. Es handelte sich hier um recht einschneidende Maßnahmen, denn Magg war seit seiner Ankunft in Aufhausen 1709 in der Seelsorge tätig<sup>41</sup>, während Johann Oswald seit 1720 im Oratorium „rem domesticam“ unter sich hatte<sup>42</sup>. Diese Funktion behielt er trotz der Verfügung des Consistoriums bis zum Jahresende 1728<sup>43</sup>. Erst am 22. Dezember desselben Jahres erfolgte eine Neuwahl der Ämter im Institut<sup>44</sup>. Oswald wurde nicht nur als „minister“ sondern auch als „deputatus“ abgewählt. Die erstgenannte Funktion übernahm Joseph Magg, die andere Georg Joseph Seidenbusch, ein Verwandter des Propstes. Pater Oswald hatte sich das Mißfallen seiner Mitbrüder zugezogen, weil er die Vermögensverwaltung „regimine despotico“ betrieb und es unterließ, vor der Kommunität Rechenschaft über Einnahmen und Ausgaben abzulegen<sup>45</sup>. Dem konnte er nun freilich nicht mehr entgehen, da mit der Übergabe seines Amtes an seinen Nachfolger eine solche Rechenschafts-

<sup>34</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 6.

<sup>35</sup> Vgl. Sagmeister, J. G. Seidenbusch 340.

<sup>36</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 6.

<sup>37</sup> Vgl. Sagmeister, J. G. Seidenbusch 339, 341.

<sup>38</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 341 ff.

<sup>39</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>40</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>41</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 13.

<sup>42</sup> Vgl. Pfa Aufh. II, 35.

<sup>43</sup> Vgl. Pfa Aufh. II, 30.

<sup>44</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 38.

<sup>45</sup> Vgl. Pfa Aufh. II, 35.



ablage verbunden war. Da verschwand Oswald unter einem Vorwand „insalutato hospite“<sup>46</sup>. Weil über seinen Verbleib nichts bekannt war, beschloß die Kommunität, seine Zelle zu öffnen, was einige Wochen nach seinem Verschwinden auch geschah<sup>47</sup>. In seinem Pult fand sich ein Brief, aus dem der Grund für sein Verhalten zu ersehen war<sup>48</sup>. Er erklärte darin, er habe alles zur Extradition vorbereitet gehabt. Auch die Gelder, die nicht der Gemeinschaft angehörende Personen aus Gründen der Sicherung bei ihm hinterlegt hätten, habe er aus dem Schatzgewölbe, wo sie in einer eisernen Truhe aufbewahrt waren, geholt, auf ihre Vollständigkeit hin überprüft und dann in sein Pult eingesperrt, in der Meinung, sie seien dort bis zur Übergabe gut aufgehoben. Eines Tages habe er aber feststellen müssen, daß sie gestohlen worden seien, ohne daß der Diebstahl irgendwelche Spuren hinterlassen habe. Dieses Unglück habe ihn veranlaßt, „hinter der Thür Urlaub zu nehmen“<sup>49</sup>. Das Mißgeschick stürzte das Institut in eine schwere finanzielle Krise. Als es eine genaue Rechnung über den Schaden anstellte, kam es zu dem Ergebnis, daß es beinahe vor dem Ruin stand<sup>50</sup>. Die Vorgänge wurden ruchbar und einige „depositores“ verlangten vom Nerianerstift die Rückgabe ihres Geldes. Das Oratorium weigerte sich aber, weil Oswald die Deposita ohne Wissen und Zustimmung seiner Mitbrüder angenommen und nicht an einem sicheren Ort verwahrt habe<sup>51</sup>. Es übernahm nur die Rückzahlung der deponierten Gelder, die er mit dem Vorhaben, sie später wieder zu ersetzen, für Bedürfnisse des Institutes ausgegeben hatte<sup>52</sup>. Da erklärte sich der greise Propst bereit, aus seinen persönlichen Mitteln innerhalb von drei Jahren auch den übrigen Gläubigern des Nerianerstiftes bzw. Johann Oswalds ihre Verluste zu kompensieren<sup>53</sup>. Da der Superior aber wenig später starb und das Institut zu seinem Erben eingesetzt hatte<sup>54</sup>, mußte dieses nun auch seine Verpflichtungen übernehmen, also für die gesamte verlorengegangene Summe aufkommen. Es handelte sich immerhin um 1064 Gulden<sup>55</sup>.

Obwohl das Oratorium durch den Leichtsinns Oswalds schweren Schaden erlitten hatte, verhielt es sich ihm gegenüber sehr großzügig. Es verlangte von ihm keine Rechenschaft über seine achtjährige Tätigkeit als Vermögensverwalter<sup>56</sup>, sondern stellte ihm sogar noch ein gutes Zeugnis<sup>57</sup> aus, „ut alibi sibi providere valeat“<sup>58</sup>. Immerhin wollte es, „ut curru vel equo unacum suppellectili sua in proximam civitatem, quam ipse elegerit, promoveatur“<sup>59</sup>. Oswald, der unter seinem Mißgeschick sehr litt<sup>60</sup>, versprach, den von ihm verschuldeten Schaden zu ersetzen, sobald sich seine finanziellen Verhältnisse gebessert hätten<sup>61</sup>.

<sup>46</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 30.

<sup>47</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 41.

<sup>48</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 31 ff.

<sup>49</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 32 f.

<sup>50</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 43.

<sup>51</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 43.

<sup>52</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 33.

<sup>53</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 43.

<sup>54</sup> Vgl. PfA Aufh. A 1.

<sup>55</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 35.

<sup>56</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 45.

<sup>57</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 36 f.

<sup>58</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 45.

<sup>59</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 45.

<sup>60</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 31 ff.

<sup>61</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 37.

Am 10. Dezember 1729 starb Propst Johann Georg Seidenbusch im Alter von 88 Jahren<sup>62</sup>. Es gibt wohl wenige Niederlassungen von Orden oder ähnlichen Vereinigungen, die ihre Entstehung und feste Etablierung so sehr einer einzelnen Person verdanken wie das Aufhausener Oratorium seinem Gründer. Natürlich benötigte auch er bei seinem Werk die Hilfe von Gönnern und von gleichgesinnten Mitbrüdern. Er allein war aber die treibende Kraft bei der Gründung und Festigung des Institutes. Nicht nur die Idee zur Errichtung sondern auch die einzelnen Anstöße zur etappenweise erfolgten Consolidierung kamen von ihm. Hätte er nicht das Werk zum Abschluß gebracht, wäre es sicher gescheitert. Er hatte bei seinem Vorhaben erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden. Zwar war die klosterfeindliche Aufklärung noch fern, doch günstig für die Neugründung von Klöstern oder klosterähnlichen Einrichtungen war die Zeit auch wieder nicht. Gerade die geistliche Obrigkeit stand, wie wir gesehen haben, solchen Plänen skeptisch gegenüber. Das größte Problem war die Herstellung einer gesunden wirtschaftlichen Basis für das Oratorium, denn an sich waren die Zeiten, in denen derartige Institutionen in größerem Umfange mit großzügigen Zuwendungen von Gönnern rechnen konnten, vorbei. Es bedurfte des Unternehmungsgeistes, der Beharrlichkeit und der Überzeugungskraft eines Johann Georg Seidenbusch, um alle Schwierigkeiten zu überwinden. Diese konnten seinen unerschütterlichen Optimismus, der in einem tiefen Gottvertrauen wurzelte, nie ins Wanken bringen. Seinen Mitbrüdern war er immer ein Vorbild und ein wahrer „Geistlicher Vater“. Von seiner Bescheidenheit zeugt der nach seinem Willen in seine Grabplatte eingemeißelte Satz: „Hic quiescit sacerdos minimus“<sup>63</sup>. Vier Jahre nach seinem Tode beschloß das von ihm gegründete Institut, in Zukunft für ihn einen ewigen Jahrtag zu halten und zwar jeweils an seinem Sterbetag<sup>64</sup>.

#### IV. Versuche, die Pfarrei mit dem Institut zu verbinden

Durch den Tod des Pfarrers und Nerianerpropstes wurde eine Gefahr höchst akut, die denselben während seiner gesamten Amtszeit bedrückt hatte und die er ein für allemal zu verhindern versucht hatte. Dem Oratorium drohte nämlich nun der Verlust der Pfarrei, die ja nur Seidenbusch persönlich übertragen war. Schon sehr frühzeitig hatte dieser versucht, die Pfarrei auf Dauer mit dem Institut zu verbinden. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Einmal konnte das Oratorium in Anbetracht seiner bescheidenen wirtschaftlichen Verhältnisse auf die Einkünfte der Pfarrei nicht leicht verzichten, obwohl diese, wie erwähnt, recht kärglich waren. Zum andern benötigten die Mitglieder des Institutes, zumal sie Weltpriester waren, ja auch ein seelsorgliches Tätigkeitsfeld. Die Wallfahrt, deren Zulauf naturgemäß schwankend war, reichte dafür allein nicht aus. Ohne die Pfarrei bestand keine genügende „*occasio de animabus bene merendi et laborandi in vinea domini*“<sup>1</sup>.

Seidenbusch versuchte also vom Kloster St. Emmeram in Regensburg die rechtsgültige Zusage zu erhalten, daß auf die Pfarrei Aufhausen immer ein Mitglied des dortigen Oratoriums präsentiert werden würde. Dies hätte aber letztendlich eine erhebliche Einschränkung des Präsentationsrechtes des Klosters bedeutet, welches

<sup>62</sup> Vgl. Sagmeister, J. G. Seidenbusch 319 f.

<sup>63</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 320.

<sup>64</sup> Vgl. PFA Aufh. I, 77 f.

<sup>1</sup> Vgl. BZAR, Designatio parochiarum 1723/24, Bd. I, S. 292.



sich deswegen gegen solche Wünsche sperrte. Der Pfarrer bat den Kurfürsten um Vermittlung<sup>2</sup>. Am 27. März 1681 sandte der Kurfürst ein entsprechendes Empfehlungsschreiben an das Kloster<sup>3</sup>, zwei Tage später auch sein Onkel und früherer Vormund, Herzog Maximilian Philipp<sup>4</sup>. Dennoch beließ es St. Emmeram bei unverbindlichen Versprechungen<sup>5</sup>.

Nach der durch die päpstliche Confirmation erreichten vollen formellen Errichtung seines Institutes unternahm Seidenbusch einen neuen Anlauf zur Verwirklichung seiner Absichten. Tatsächlich findet sich im Pfarrarchiv Aufhausen der Text einer auf den 13. Januar 1698 datierten Urkunde, nach der sich St. Emmeram bereitgefunden hätte, in Zukunft immer denjenigen unter den Institutsgeistlichen, der dem jeweiligen Abt am tauglichsten erscheine und den seine Mitbrüder im Oratorium „pro patre spirituali“ wählen würden, auf die Pfarrei zu präsentieren<sup>6</sup>. Die Urkunde blieb aber unvollzogen<sup>7</sup>. Als Seidenbusch 1698 wieder einmal nach Wien reiste<sup>8</sup> bat er Kaiser Leopold I. um Intervention<sup>9</sup>. Der Kaiser ersuchte in einem Schreiben vom 9. August 1698, das Seidenbusch im Juli 1699 nach seiner Rückkehr aus Wien persönlich in St. Emmeram abliefern, die Reichsabtei, den Wünschen des Nerianerinstitutes zu entsprechen<sup>10</sup>. Diese Wünsche waren weitergehend als die bisherigen, denn nun sollte grundsätzlich derjenige auf die Pfarrei gesetzt werden, den die anderen Institutsgeistlichen zu ihrem Superior erwählt hatten. Von einem Recht des Klosters, sich unter denselben den am meisten geeigneten auszusuchen, war nicht mehr die Rede.

St. Emmeram antwortete dem Kaiser, es habe das Oratorium schon immer unterstützt, habe das jährliche Einkommen des Pfarrers um 100 Gulden aufgebessert und es habe sogar den Grund, auf dem das Oratorium liege, wo früher aber der Pfarrstadel gestanden habe, zur Verfügung gestellt. Der Convent des Klosters habe auf das Ansuchen des Kaisers hin beschlossen, in Zukunft bei Vakanz der Pfarrei immer denjenigen Nerianer, den die Aufhausener Priestergemeinschaft zu ihrem Oberen erwählt habe, auf jene zu präsentieren, falls er dem Abte zur Leitung der Pfarrei fähig erscheine. Damit, so St. Emmeram, sei das Anliegen des Kaisers erfüllt, zugleich aber das Patronatsrecht des Klosters, das es bereits seit dem Jahre 889 innehatte und das es ohne ausdrückliche Zustimmung des Heiligen Stuhles nicht aufgeben dürfe, gewahrt. Der „pfarrvicarius“ (Seidenbusch) habe sich mit dieser Entscheidung des Conventes zufrieden gezeigt<sup>11</sup>.

Dennoch kam es entgegen der Annahme der bisherigen Forschung<sup>12</sup> damals nicht zu einer rechtsgültigen Vereinbarung zwischen dem Kloster und dem Oratorium über die Pfarrei. Die vorhandenen Quellen schweigen über die Gründe, warum die Bemühungen Pfarrer Seidenbuschs schließlich nicht zum Erfolg führten, obwohl man diesem doch offensichtlich schon sehr nahe war. Aus dem vorigen wie aus dem

<sup>2</sup> Vgl. Pfa Aufh. XIII, 13 ff.

<sup>3</sup> Vgl. Pfa Aufh. XIII, 17 f.

<sup>4</sup> Vgl. Pfa Aufh. XIII, 19 f.

<sup>5</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>6</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 7 und XIII, 24 ff.

<sup>7</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 7.

<sup>8</sup> Sagmeister, J. G. Seidenbusch 313.

<sup>9</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 7.

<sup>10</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 7.

<sup>11</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 7.

<sup>12</sup> Vgl. Ebner, Propst Seidenbusch 45; Sagmeister, J. G. Seidenbusch 304.

später folgenden ist aber leicht zu ersehen, daß zwischen den beiden Parteien in dieser Frage ein im Grunde unüberwindlicher Interessengegensatz bestand. Zu einem solchen mußte es einfach kommen, wenn eine klosterähnliche Gemeinschaft wie das Nerianerinstitut die dauernde Verbindung mit einer Pfarrei anstrebte, die einem anderen Kloster inkorporiert war, und beide Seiten eine Schmälerung oder gar einen Verlust wichtiger Rechte nicht hinnehmen wollten. Schon die Verpflichtung, die Pfarrei immer einem von den Institutsgeistlichen zu übertragen, war für St. Emmeram kaum akzeptabel, da es keine Gewähr hatte, daß sich unter ihnen immer ein geeigneter und ihm angenehmer Kandidat finden würde. Selbst davon abgesehen hätte eine solche Verpflichtung natürlich das Präsentationsrecht sehr beschränkt. Einen völligen Verzicht auf dasselbe aber hätte faktisch das vom Oratorium angestrebte Maximalziel, nämlich ein Rechtsanspruch seines jeweiligen Superiors auf die Übertragung der Pfarrei, bedeutet. Gerade dieses Maximalziel aber wäre die einzige befriedigende Lösung für das Oratorium gewesen. Nur allzu leicht hätten Spannungen in der Gemeinschaft entstehen können, wenn diese beiden wichtigen Funktionen von zwei verschiedenen Mitgliedern des Institutes ausgeübt worden wären. Es wäre zum Teil schwierig gewesen, die Kompetenzen der beiden voneinander abzugrenzen. Außerdem wäre der Pfarrer bzw. Pfarrvikar in dieser Eigenschaft von seinem Superior völlig unabhängig gewesen, worunter die Disziplin im Institut hätte leiden können.

In einer Beschreibung seines Oratoriums im Rahmen der Diözesanmatrikel von 1723/24 befaßte sich Seidenbusch erneut mit dem Problem<sup>13</sup>. Er führte dabei aus, wie wichtig und nützlich eine dauernde Verbindung der Pfarrei mit dem Nerianerinstitut für dasselbe und damit auch für die Pfarrseelsorge wäre und welcher Schaden bei einer Trennung der beiden Institutionen entstehen würde. Ferner beklagte er sich über die ständigen Schwierigkeiten, die das Oratorium mit dem Kloster St. Emmeram wegen der Pfarrei hatte.

Tatsächlich war der Reichsabtei die enge Verbindung zwischen Pfarrei und Oratorium, die durch die lange Amtszeit von Pfarrer Seidenbusch de facto entstanden war, anscheinend ein Dorn im Auge. Am 7. Februar 1724 beschloß das Bischöfliche Consistorium auf Antrag St. Emmerams, das Oratorium zu beauftragen, eine genaue Beschreibung der zur Pfarrpfünde, zur Pfarrkirchenstiftung und zum Nerianerstift gehörigen Grundstücke einzusenden<sup>14</sup>. Das Kloster wollte wohl sicherstellen, daß die verschiedenen Stiftungen nicht miteinander vermengt würden, was eine spätere Trennung von Pfarrei und Oratorium sehr erschwert hätte.

1728, als wegen des hohen Alters von Propst Seidenbusch mit seinem baldigen Ableben gerechnet werden mußte, hielten die Nerianer die Zeit für gekommen, erneut beim Kloster wegen der Pfarrei vorstellig zu werden, um die Frage zu einer endgültigen Lösung zu bringen. Zunächst strebten sie dabei wieder das schon genannte Maximalziel an. Im Februar 1728 beschlossen sie, an Abt und Convent des Klosters ein Gesuch um dauernde Überlassung der Pfarrei zu richten<sup>15</sup>. Sie wollten dieselbe aber nur dann annehmen, wenn sie immer nach Belieben einen der ihren für das Amt des Pfarrvikars bestimmen könnten. Die Amtsgewalt sollte dabei beim Institut verbleiben. Der jeweilige Pfarrvikar sollte seine Funktion nur

<sup>13</sup> Vgl. BZAR, „Designatio parochiarum 1723/24, Bd. I, S. 292 ff.

<sup>14</sup> Vgl. BZAR, Consistorialprotokolle 1724.

<sup>15</sup> Vgl. Pfa. Aufh. I, 8.



in der Weise innehaben, wie es bei anderen Ämtern im Oratorium üblich war, das heißt, er sollte durch dieses jederzeit abgesetzt und durch einen seiner Mitbrüder ersetzt werden können. Ansonsten, so meinten die Oratorianer, bestände die Gefahr, daß der Gemeinschaft „*accrescat praeiudicium sive insubordinatione sacerdotum sive indisciplina sive aliter*“. Weiter sprach sich die Kommunität dafür aus, auf die Pfarrei zu verzichten, ja gar nicht um sie anzuhalten, wenn sich die genannten Vorstellungen nicht durchsetzen ließen <sup>16</sup>.

Die Nerianer scheinen sich dann aber doch eines anderen besonnen zu haben. Als sie im November 1728 ihren Mitbruder Joseph Magg nach Regensburg schickten <sup>17</sup>, um dort dem Abt und dem Convent von St. Emmeram Suppliken wegen der Pfarrei zu überreichen, war in denselben von den erwähnten Bedingungen keine Rede mehr <sup>18</sup>. Vielmehr bat die Aufhausener Kommunität den Abt, ihr nach dem Ableben von Propst Seidenbusch die Pfarrei „auf solche Weiß zu überlassen, wie es sowohl euer Hochwürden und Gnaden selbst als auch dero hochlöbliches Reichsstift gegen hierüber aufrichtenden Revers guth erachten werden, und *salvis monasterii iuribus*“. Allerdings waren die Nerianer so unklug, auch den Ausdruck „einverleiben“ zu gebrauchen, was das Mißfallen des Convents des Klosters erregte. Dieser argwöhnte, das Oratorium wolle sich die Pfarrei inkorporieren, also sie dem Kloster entfremden <sup>19</sup>. Magg, der als „*secretarius*“ des Institutes fungierte, richtete im Namen desselben ein neuerliches Schreiben an den Prior als den Vertreter des Convents. Er versuchte dabei, dessen Argwohn zu zerstreuen <sup>20</sup>. Die Supplik an den Convent wurde neu abgefaßt, wobei der verfängliche Ausdruck durch einen anderen, unbedenklichen, ersetzt wurde <sup>21</sup>.

St. Emmeram aber zeigte den Nerianern weiterhin die kalte Schulter <sup>22</sup>. Im August 1729 überreichten sie dem Abt ein neuerliches Gesuch <sup>23</sup>. Wieder blieb eine Antwort aus <sup>24</sup>.

Nach dem Tode Seidenbuschs aber mußte eine Entscheidung getroffen werden. Schon drei Tage nach dem Ableben seines Propstes sandte das Oratorium weitere Suppliken an den Abt bzw. an den Convent des Klosters <sup>25</sup>. Der Ton der Schreiben wurde immer serviler. Mit Nachdruck erklärte das Institut, daß es hinsichtlich der Übertragung der Pfarrei keineswegs ein Präjudiz zu erreichen versuche <sup>26</sup>.

Dennoch wurde in einem Kapitel des Klosters im Jahre 1730 „*ob adductas graves rationes*“ der Beschluß gefaßt, nicht wieder einen Nerianer, sondern einen gewöhnlichen Weltpriester als Pfarrvikar zu präsentieren <sup>27</sup>. Die Lage wurde für das Institut bedrohlich. Noch einmal bat es flehentlich um Überlassung der Pfarrei und erkannte dabei ausdrücklich an, daß St. Emmeram mit derselben „*plenissima liber-*

<sup>16</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 8.

<sup>17</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 30 und I, 33.

<sup>18</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 20 ff.

<sup>19</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 35.

<sup>20</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 22 ff.

<sup>21</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 35.

<sup>22</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 25 f.

<sup>23</sup> PfA Aufh. II, 25 f.

<sup>24</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 26.

<sup>25</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 26 ff.

<sup>26</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 29.

<sup>27</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 45; Unrichtigerweise wird dort zwischen dem „*Venerabilis clerus saecularis*“ und den „*Patres congregationis S. Philippi Nerii*“ unterschieden.

tate“ disponieren könne<sup>28</sup>. Man strebe, so das Oratorium in seiner Bittschrift, nicht nach einer dauernden Verknüpfung mit der Pfarrei, sondern wolle diese nur für einen bestimmten dem Kloster beliebigen Zeitraum erhalten. Wenn dieses aber die Pfarrei nicht dem Oratorium insgesamt, sondern nur einem einzelnen Mitglied desselben übertragen wolle, so solle es letzteres verpflichten, die Pfarreinkünfte der Kommunität zu überlassen.

Es ist aus diesem Schreiben aber auch zu ersehen, daß der Argwohn der Reichs-  
abtei nicht ganz unberechtigt war. Das Nerianerstift begründete seinen Wunsch, die Pfarrei zu behalten, nämlich auch damit, daß der Besitz der beiden Institutionen stark miteinander vermischt sei und nicht so schnell getrennt werden könne<sup>29</sup>. Möglicherweise war es nicht allein Nachlässigkeit, die zu dieser Vermischung geführt hat, sondern auch die Absicht, vollendete Tatsachen zu schaffen.

Am 30. Januar 1730 beschloß das Kapitel des Oratoriums, daß die Pfarrei auch dann angenommen werden solle, wenn sie einem einzelnen Mitglied desselben angetragen würde. Allerdings wurde der Vorbehalt hinzugefügt, daß der so Präsentierte auf das Pfarrvikariat verzichten müsse, wenn die Kommunität dies für richtig erachte<sup>30</sup>.

Um dieselbe Zeit entschied das Kapitel von St. Emmeram, die Pfarrei dieses Mal noch beim Nerianerinstitut zu belassen<sup>31</sup>. Der Abt zitierte die Patres Josef Magg, welcher inzwischen zum neuen Superior gewählt worden war<sup>32</sup>, und Ferdinand Lochner nach Regensburg. Dort wurde ihnen bedeutet, daß der Convent von St. Emmeram den letzteren zum Pfarrvikar bestimmt habe<sup>33</sup>. Lochner war aber der jüngste unter den Nerianern in Aufhausen<sup>34</sup>, weswegen seine Präsentation seinen Mitbrüdern sehr mißfiel<sup>35</sup>. Am 15. Februar 1730 beschloß die Kommunität daher, Lochner den Verzicht auf die Pfarrei zu befehlen und drohte ihm im Falle seiner Weigerung mit dem Ausschluß aus dem Oratorium, gab ihm aber 24 Stunden Bedenkzeit<sup>36</sup>. Er beugte sich dem Druck<sup>37</sup>.

Einen Tag später teilte das Institut dem Kloster mit, daß es auf die Pfarrei verzichten wolle, wenn nicht einer von den „erstern zwey Priestern“ — gemeint sind der Propst Joseph Magg und der Senior Georg Joseph Seidenbusch — auf dieselbe präsentiert werde. Andernfalls sei die in einer Kommunität unbedingt erforderliche Subordination gefährdet und dem Oratorium drohe der Untergang<sup>38</sup>. Dieses begann sich tatsächlich auf den Verlust der Pfarrei einzurichten und sich nach einer neuen Bleibe umzusehen. Das Institutsgebäude stand ja, wie erwähnt, auf Pfarrgrund. Die Nerianer leiteten daher den Erwerb einer zum Regensburger Domkapitel grundbaren „Bauernherberg“ in Aufhausen, des sogenannten Mühlhauserhofes, ein<sup>39</sup>.

<sup>28</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 46 ff.

<sup>29</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 49.

<sup>30</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 58 f.

<sup>31</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 50.

<sup>32</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 58.

<sup>33</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 51.

<sup>34</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 67.

<sup>35</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 59.

<sup>36</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 60.

<sup>37</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 55 f.

<sup>38</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 53 ff.

<sup>39</sup> Vgl. PfA Aufh. A 68.



Nach langen Diskussionen beschloß der Convent des Klosters St. Emmeram, der in dieser Frage gespalten war, die Entscheidung über die Präsentation dem Abt zu überlassen<sup>40</sup>. Dieser teilte dem Oratorium am 4. März mit, er habe sich entschlossen, Joseph Magg zu präsentieren, allerdings „qua talis, non autem qua superior“<sup>41</sup>. Wie üblich, wurde dem Pfarrvikar auch das Benefizium Irnkofen übertragen<sup>42</sup>, für das St. Emmeram gleichfalls das Präsentationsrecht hatte<sup>43</sup>.

Am 23. Mai 1730 wurde die Präsentationsurkunde für Magg ausgestellt<sup>44</sup>. Die Gefahr, die Pfarrei zu verlieren, war für das Oratorium damit vorläufig gebannt. Es mußte sich freilich verpflichten, aus seinen eigenen Mitteln für die Unterhaltung des Pfarrhofes zu sorgen, solange einer der Nerianer die Pfarrei innehatte<sup>45</sup>. Für den Fall, daß einmal ein anderer Priester auf dieselbe präsentiert würde, war das Nerianerstift gehalten, den Pfarrstadel, an dessen Stelle sich nun das Oratorium befand, auf Pfarrgrund wieder aufzubauen<sup>46</sup>.

Auch in späterer Zeit gab die Reichsabtei ihr volles Präsentationsrecht für die Pfarrei Aufhausen und das Benefizium Irnkofen nicht aus der Hand, wie aus allen Präsentations-<sup>47</sup> und entsprechenden Reversurkunden<sup>48</sup> hervorgeht. Es wurde aber doch immer der jeweilige Propst des Nerianerinstitutes auf Pfarrei und Benefizium präsentiert. Eine gewisse, für das Institut günstige Änderung trat erst 1790 ein, als dem damaligen Propst Thomas Lehner nicht mehr persönlich auf Lebenszeit das Pfarrvikariat übertragen wurde, sondern dem Oratorium als Institution, allerdings nur auf 15 Jahre<sup>49</sup>.

Die zwar nicht *de iure*, aber doch *de facto* bestehende permanente Verbindung von Pfarrei und Oratorium Aufhausen war für beide Seiten äußerst vorteilhaft, für letzteres gewiß sogar existenznotwendig. Das Institut hätte sich ohne diese Verbindung kaum für längere Zeit in Aufhausen behaupten können. Ein Weltpriesterinstitut, das seinen Mitgliedern keine ausreichenden seelsorglichen Wirkungsmöglichkeiten hätte bieten können, hätte bestimmt keine große Anziehungskraft ausgeübt. So aber war zwar die Pfarrei bis 1790 immer nur dem jeweiligen Propst persönlich übertragen, doch setzte dieser natürlich seine Mitbrüder als Hilfspriester in der Seelsorge ein. Durch die Verbindung der beiden Institutionen war für die Pfarrei Aufhausen eine optimale Seelsorge gewährleistet. Die bescheidenen Einkünfte der Pfarrei hätten es derselben bzw. ihrem Patronatsherrn sicher nicht erlaubt, von sich aus mehrere Hilfspriester zu unterhalten. Gerade auch, um die seelsorgliche Situation in seiner Pfarrei zu verbessern, hatte Seidenbusch in Aufhausen ein Oratorium gegründet. Schon 1676 konnte er berichten, daß seit Errichtung desselben die Pfarrkinder „alle Sonn- und Feurtag mit dem göttlichen Worth geweidet werden, so doch vorhero, da ich allein ware, nit geschehen kennen“<sup>50</sup>. 1723 legte er dar, daß ein oder zwei Seelsorger für die Pfarrei keineswegs ausrei-

<sup>40</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 55.

<sup>41</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 55 ff.

<sup>42</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 56.

<sup>43</sup> Vgl. PfA Aufh. A 17.

<sup>44</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Präsentationen“.

<sup>45</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>46</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>47</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Präsentationen“.

<sup>48</sup> Vgl. PfA Aufh. A 17 und BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>49</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Präsentationen“.

<sup>50</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 182.

chend wären und daß seit dem Bestand seines Oratoriums die Streitigkeiten zwischen dem Patronatsherrn St. Emmeram und der Pfarrgemeinde Aufhausen, die mehr Gottesdienste in den verschiedenen Kirchen der Pfarrei forderte, häufig geworden seien<sup>51</sup>. Seidenbusch wies darauf hin, daß all die „conciones, exhortationes, discursus spirituales, sacrosancta sacramenta poenitentiae praesertim et sacrosanctae eucharistiae, officia divina, sacrificia aliaque spiritualia exercitia“ nur durch die Verbindung von Oratorium und Pfarrei möglich waren<sup>52</sup>. Auch für die spätere Zeit ließen sich genügend Beispiele dafür anführen, wie wertvoll die Seelsorgsarbeit der Nerianer für die Pfarrei Aufhausen war<sup>53</sup>.

#### *V. Das Institut unter den Nachfolgern von Propst Seidenbusch im 18. Jahrhundert*

Am 17. Januar 1730 wählten die Aufhausener Nerianer einstimmig Joseph Magg zum Nachfolger des verstorbenen Propstes Seidenbusch<sup>1</sup>. Wie oben dargelegt, erreichten sie nur unter großen Schwierigkeiten, daß der neue Propst auch das Amt eines Pfarrvikars erhielt.

Wenig später überschatteten neuerlich dunkle Wolken das Leben der Gemeinschaft. Wie die Reichsabtei St. Emmeram mit ihrem Patronat über die Pfarrei Aufhausen spielte noch eine andere Institution eine wichtige Rolle an diesem Ort, nämlich das Regensburger Domkapitel, das die Herrschaft über die Hofmark Aufhausen innehatte. Das Verhältnis der Nerianer zum Domkapitel war bislang recht gut gewesen. Letzteres hatte beispielsweise im Spanischen Erbfolgekrieg Seidenbusch wegen dessen guter Beziehungen zur kaiserlichen Familie in einem bestimmten Anliegen um Vermittlung gebeten<sup>2</sup>. Das Domkapitel wiederum hatte seinen grundherrlichen Consens gegeben, als das Oratorium 1730 den Mühlhauser-Hof kaufte, um im Falle eines Verlustes der Pfarrei und damit auch des Institutsgebäudes dorthin ausweichen zu können<sup>3</sup>.

Als aber das Domkapitel die Hofmark einem neuen Pfleger namens Johann Baptist Schneeweiß anvertraute, änderte sich die Lage rasch. Das Nerianerinstitut hatte sich den Haß des Pflegers zugezogen, weil es ein Gut, das letzterer hatte erwerben wollen, einem anderen Interessenten verkauft hatte<sup>4</sup>. Allerdings gab es auch prinzipielle Interessengegensätze zwischen dem Oratorium und dem Domkapitel, das Grundherr über einige Güter des ersteren war. Schneeweiß und mehr noch seine herrschsüchtige Gattin versuchten auf jede erdenkliche Weise, den Nerianern das Leben schwer zu machen und auch das Domkapitel gegen sie aufzubringen. Aus verschiedensten Anlässen entstanden immer wieder neue Auseinandersetzungen<sup>5</sup>.

Schon um 1732 kam es auf Anstiftung von Schneeweiß zu einer Entfremdung zwischen dem Domkapitel und dem Oratorium. Über ein Jahr lang gewährte das

<sup>51</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 7\*.

<sup>52</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 7\*.

<sup>53</sup> Vgl. z. B. PfA Aufh. A 18.

<sup>1</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 58 und II, 63 ff.

<sup>2</sup> Vgl. PfA Aufh. A 213.

<sup>3</sup> Vgl. PfA Aufh. A 68.

<sup>4</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.

<sup>5</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.



erstere keinem der Nerianer Audienz<sup>6</sup>. Der Pfleger versuchte, das Institut unter seine Herrschaft zu zwingen. Dasselbe war zu dieser Zeit innerlich gespalten. Es gab Oratorianer, die „... immer mit Herrn Pfleger hielten und alles verrateten, mithin die Congregation selbstn prodicione suchten unter weltlichen Gewalt ... zu bringen, damit sie ihre Freyheit besser geniessen könnten“<sup>7</sup>.

Schneeweiß wollte nur das Kloster St. Emmeram als Pfarrherrn anerkennen. Er titulierte Magg „contra antiquissimum morem“ nur als „Pfarr-Vicarius“<sup>8</sup>. Als solchen meinte Schneeweiß ihn bei der jährlichen Ablegung der Kirchenrechnung durch die Zechpropste nicht zuziehen zu müssen<sup>9</sup>. Der im Kirchenrecht beschlagene Propst wollte dagegen nur dem Patronatsherrn selbst zugestehen, ihn als Pfarrvikar zu bezeichnen; für alle übrigen sei er Pfarrer. St. Emmeram, so führte er aus, sei Pfarrer *von* Aufhausen, er aber Pfarrer *zu* Aufhausen<sup>10</sup>.

Schneeweiß warf den Nerianern auch vor, sie würden die Pfarrkirche vernachlässigen und ihre „Clausen heraußbuzen“. Magg konterte, dies sei deswegen so, weil das Institut in seiner Kirche volle Verfügungsgewalt habe, während er hinsichtlich der Pfarrkirche vom Pfleger in jeder erdenklichen Weise behindert werde<sup>11</sup>.

Ein weiterer Streitpunkt lag darin, daß der Pfleger die Jurisdiktion über das Oratorium beanspruchte. Er schickte seinen Amtsknecht in das Innere der „geistlichen Wohnung“, wo dieser zur Entrüstung der Nerianer bis zur Tür des Refektoriums vordrang. Die Kommunität verlangte, daß Schneeweiß in Zukunft sowohl ihre Mitglieder als „geistliche exempte Persohnen“ als auch ihre „geistliche Wohnung“ in Ruhe lasse<sup>12</sup>. Der Pfleger wollte auf solche Forderungen nicht eingehen<sup>13</sup>, doch das Domkapitel wies ihn im August 1733 an, seinen Schergen nicht weiter als bis zur Pforte der „Clausen“ zu schicken. Außerdem mahnte es beide Seiten zu Friedfertigkeit<sup>14</sup>.

Im Dezember 1734 verhandelten das Bischöfliche Consistorium und das Domkapitel wegen der Aufhausener Streitigkeiten miteinander und einigten sich auf sieben Entscheidungspunkte, in denen sie die Rechte der Kontrahenten genau gegeneinander abgrenzten<sup>15</sup>.

Dennoch kam es bald zu neuen Reibereien. Diesmal war der Opferstock in der Nerianerkirche der Zankapfel. Schon 1675 hatte das Domkapitel die Aufstellung eines mit zwei Schlössern versehenen Opferstockes in der „Clausen“ zu Aufhausen verlangt, wobei für ein Schloß der Pfarrer, für das andere der Pfleger des Domkapitels den Schlüssel haben sollte<sup>16</sup>. Außerdem war der Pfarrer verpflichtet worden, ein Inventar über den Kirchenschatz der Wallfahrtskirche anzulegen<sup>17</sup>. Seidenbusch hatte gebeten, vorläufig noch ihm allein die Öffnung des Stockes zu belassen,

<sup>6</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 207.

<sup>7</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 207.

<sup>8</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 107.

<sup>9</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 106.

<sup>10</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 107 ff.

<sup>11</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 114 ff.

<sup>12</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 214 f.

<sup>13</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 216.

<sup>14</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 218 f.

<sup>15</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 120 ff.

<sup>16</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 175 f.

<sup>17</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 176 ff.

bis sich die finanziellen Verhältnisse seines neuerrichteten Institutes gebessert hätten<sup>18</sup>, doch das Domkapitel war bei seiner Entscheidung geblieben<sup>19</sup>. Seit längerer Zeit hatte das Pfliegamt nun diese Befugnis nicht mehr wahrgenommen<sup>20</sup>. Als aber ab 1736 die neue Wallfahrts- bzw. Nerianerkirche gebaut wurde, bestand das Domkapitel, wohl auf Betreiben von Schneeweiß, wieder darauf, daß der Pfleger bei der Öffnung des darin befindlichen Opferstockes und bei der Auszahlung des Geldes beteiligt sein müsse<sup>21</sup>. Magg stellte sich dagegen auf den Standpunkt, die Wallfahrtskirche sei Eigentum des Oratoriums und deswegen könne die weltliche Herrschaft bezüglich ihr nicht die gleichen Rechte beanspruchen wie bei pfarrlichen Kirchen<sup>22</sup>. Mit Recht verwies das Institut darauf, daß die Zuziehung des Pflegers zur Öffnung des Stockes zu einem Zeitpunkt verfügt worden war, zu dem es noch gar nicht formell errichtet war<sup>23</sup>. Es behauptete auch, der Opferstock sei ohnehin öfter von Dieben erbrochen und beraubt als von ihm geleert worden. Das Oratorium habe deshalb die Leerung in kurzen Abständen vornehmen müssen, was die jedesmalige Beteiligung der Pfleger erschwert habe, so daß sie schließlich ganz unterblieben sei<sup>24</sup>. Die Nerianer gaben ferner an, daß die Pfleger früher ihr Recht auf Inspektion des Opferstockes in der Institutskirche dahingehend mißdeutet hätten, daß sie auch das Recht hätten, das Oratorium und seine Mitglieder zu inspizieren<sup>25</sup>. Dies habe dazu geführt, „daß wir wegen ihnen kein Disziplin führen können, indeme sie sich gegen die Obern, welche ein Ordnung halten wollen, selbst einen Anhang gemacht, die Superiores, Pfarrer, Ministros und andern Officiales auf- und absetzen wollen nach ihrem Belieben ...“, was, so das Institut, „contra immunitatem ecclesiasticam lauffet ...“. Die Pfleger hätten die Karte derjenigen Institutspriester gespielt, „... so die Freyheit lieben, die Disciplin hassen und beynebens ehrsig nach Ämtern trachten ...“, wodurch die „Gefahr deß gänzlichen Untergangs“ des Oratoriums entstanden sei<sup>26</sup>.

Dasselbe stellte sich im Streit wegen der Opferstocköffnung und der Immunität auf den Standpunkt, es habe seine neue Kirche unter größten Anstrengungen auf eigenem Grund und Boden erbaut und wolle deswegen auch freie Disposition über sie haben<sup>27</sup>. Im Frühjahr 1741 war die Frage immer noch nicht entschieden. Die Nerianer befürchteten, daß das Domkapitel nur die Vollendung der neuen Wallfahrtskirche abwarten wolle, um dem Institut dann seine inzwischen auf Betreiben von Schneeweiß gefaßten Beschlüsse mitzuteilen, nämlich daß der Opferstock wieder nur mit Zuziehung des Pflegers aufgeschlossen werden könnte, daß die Nerianer nach Fertigstellung ihrer neuen Kirche in Aufhausen nichts mehr bauen dürften und daß man dem Institut keine „Foundation“ zugestehen würde<sup>28</sup>. Magg sah hierin den Versuch, das Oratorium gänzlich zu vernichten, wie dies von einzelnen Mit-

<sup>18</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 181 ff.

<sup>19</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 180 f.

<sup>20</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 189.

<sup>21</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 185.

<sup>22</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 185.

<sup>23</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 188 f. und XIII, 197.

<sup>24</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 189 f.

<sup>25</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 190 f.

<sup>26</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 191.

<sup>27</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 196 ff.

<sup>28</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 204.



gliedern des Domkapitels schon angedroht worden war<sup>29</sup>. Schon ein Jahr früher hatte Schneeweiß dem Propst ins Gesicht gesagt, daß das Domkapitel die Entfernung der Nerianer aus Aufhausen wünsche<sup>30</sup>, und die Gattin des Pflegers hatte verbreitet, es wolle die neue Institutskirche zu einem Filialgotteshaus der Aufhäuser Pfarrkirche machen<sup>31</sup>.

Im Oktober 1741 aber hielt die Nerianergemeinschaft beim Domkapitel und beim Generalvikar um die Immunität für den gesamten Gebäudecomplex des Oratoriums an<sup>32</sup>. Das Gesuch wurde wohlwollend aufgenommen<sup>33</sup> und das Domkapitel kam den Nerianern in seiner Entscheidung tatsächlich weitgehend entgegen<sup>34</sup>. Die Beteiligung bei der Öffnung des Opferstockes betrachtete es freilich als seine Hofmarksgerechsamte<sup>35</sup> und es beschloß kurze Zeit später, in dieser Sache den Dekan von Langenerling als seinen Kommissar zu bestellen, welcher zusammen mit dem Propst den Opferstock leeren und das entnommene Geld in den Zechschrein einsperren sollte<sup>36</sup>.

1742 wurde Bayern vom Österreichischen Erbfolgekrieg heimgesucht. Die alte Verbindung zum kaiserlichen Hause erwies sich für das Oratorium noch einmal als nützlich. Der oben erwähnte Schutzbrief des Kaisers Leopold I. von 1703 wurde dem österreichischen Obersten Graf Rudolf Palffy vorgelegt, der sich gerade mit seinen Truppen in Pfatter befand. Er benutzte die Rückseite dieses Diploms, um am 10. Februar 1742 den Wunsch der Vorfahren seiner Königin zu rekognoszieren und eine Urkunde gleicher Intention auszustellen<sup>37</sup>. Dennoch faßten die Nerianer, als kurz darauf ungarische Soldaten näherrückten, den Beschluß, ihr Getreide und ihre Pferde zu verkaufen<sup>38</sup>. Im April weigerten sie sich aber, geforderte Kriegssteuern zu bezahlen, weil sie neben dem genannten Schutzbrief noch einen weiteren vorweisen konnten, den sie vom österreichischen Feldmarschall Khevenhüller erhalten hatten<sup>39</sup>. Wenig später brachte die Anwesenheit französischer Soldaten erhebliche finanzielle Belastungen für die Gemeinschaft<sup>40</sup>. Schneeweiß nützte die Gelegenheit, um das Oratorium nach Kräften zu schädigen. Erbürdete diesem unverhältnismäßig viele Einquartierungen und sonstige hohe Kriegslasten auf, was zur Verarmung des Institutes führte. Die Nerianer kündigten an: „... daß wir dem Liefern bald ein End machen werden, aus Ursachen, weilen wir nichts mehr haben ...“ und sie befürchteten gar, daß „... gar nimer weith dahin ist, daß wir unsere Steckhen ergreifen und weither gehen müssen“<sup>41</sup>. Der Pfleger schwärzte sie außerdem bei den Franzosen als Sympathisanten Maria Theresias an, damit die französischen Truppen sie ausplündern oder gar als Hochverräter wegschleppen sollten, hatte damit aber keinen Erfolg<sup>42</sup>.

<sup>29</sup> Vgl. Pfa Aufh. XIII, 205.

<sup>30</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 125.

<sup>31</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 126.

<sup>32</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 134.

<sup>33</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 134 f.

<sup>34</sup> Vgl. BZAR, BDK, Protokolle 1742, S. 390 ff.

<sup>35</sup> Vgl. BZAR, BDK, Protokolle 1741/42, S. 313 f.

<sup>36</sup> Vgl. BZAR, BDK, Protokolle 1741/42, S. 428 f.

<sup>37</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 20.

<sup>38</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 137.

<sup>39</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 137 f.

<sup>40</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 138.

<sup>41</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.

<sup>42</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.

Die geschilderten Streitfälle waren keineswegs die einzigen, die sich zwischen der Aufhausener Welpriestergemeinschaft einerseits und dem Domkapitel bzw. besonders seinem Pflugsbeamten andererseits abspielten. Letztere fanden immer wieder einen Stein des Anstoßes, sei es, daß der unter Umgehung des Domkapitel'schen Bräuhauses Moosham erfolgte zeitweilige Bierausschank der Nerianer Mißfallen erregte<sup>43</sup>, sei es, daß man sich wegen des Lätens der Kirchenglocken bei einer Feuersbrunst stritt<sup>44</sup>.

Schneeweiß war von einem unversöhnlichen persönlichen Haß gegen die Aufhausener Priesterkommunität beseelt. Da er den Oratorianern nicht immer etwas anhaben konnte, zumal sie ihre Immunität entschlossen verteidigten, ließ er seinen Zorn oft an ihren Angehörigen und an sonstigen Personen, die es mit dem Propst hielten, aus. Einmal ließ er die Mutter eines aus Aufhausen stammenden Instituts-priesters, gegen den er selbst nichts unternehmen konnte, in die Geige legen und vor das Fenster ihres Sohnes stellen<sup>45</sup>. Dann wieder veranlaßte er mit absurden Begründungen, daß der Mesner und Schulmeister in den Stock und dessen Ehefrau in die Geige gesperrt wurden<sup>46</sup>.

Der Pfleger ließ aber auch nicht davon ab, nach Möglichkeit das Institut selbst zu behelligen. Trotz des Verbotes des Domkapitels schickte er beispielsweise weiterhin seinen Büttel in das Oratorium und verletzte damit dessen Immunität<sup>47</sup>. Als treibende Kraft hinter dem Vorgehen des Pflegers vermuteten die Nerianer dessen Gattin. „Dise“, so dieselben, „fordert bald von uns, wir sollen unseren Superioren absetzen, bald bemühet sie sich, Ihne von der Pfarr zu bringen, bald die Pfarr von dem Oratorio, bald will sie haben, daß das Oratorium gar aus Aufhausen vertilget werde und diß alles mit allerley Calumnien, Ehrabschneidungen, Verachtungen, Beschimpfungen, Ohrenblasereyen, Verdrehungen, Verblümlungen, Verminderungen, Vermehrung, Arglistigkeiten, Unwahrheiten, Schwändkh und Betrügereyen“. Die Pflegersfrau äußerte auch, man wolle das Institut „nit auf einmahl, sondern successive“ zugrunderichten<sup>48</sup>.

1743 waren die Aufhausener Oratorianer nach ihren eigenen Angaben schon bereit, den Kampf aufzugeben und „... uns samentlich zu dem Abmarsch fertig zu machen und gleichwohl in Gottes Namen den Betelstab zu ergreifen ...“<sup>49</sup>. Als letztes Mittel suchten sie Zuflucht beim bischöflichen Stuhle, der ihnen im allgemeinen gewogen war. Sie forderten dabei auch die Exkommunikation des Pflegers und seiner Gattin<sup>50</sup>. Das bischöfliche Consistorium ersuchte aber nur das Domkapitel, die beiden zu maßregeln und ihre „Excesse effective abzuschaffen“ und mahnte zugleich die Nerianer zu Friedfertigkeit<sup>51</sup>. Diese taten nämlich ihrerseits nicht immer alles, um Zwistigkeiten zu vermeiden. Vor allem erregten sie den Zorn des Pflegers und seiner Gemahlin dadurch, daß sie auf dieselben in ihren Predigten

<sup>43</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 231 ff.

<sup>44</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.

<sup>45</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.

<sup>46</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.

<sup>47</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.

<sup>48</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.

<sup>49</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.

<sup>50</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.

<sup>51</sup> Vgl. BZAR, Consistorialprotokoll vom 22. 3. 1743.



deutlich anzuspielden pfl egten und angeblich sogar Angehörigen der Familie des Pfl egers die Sakramente verweigerten <sup>52</sup>.

Vor allem zwischen den Schneeweiß'schen Eheleuten und Propst Magg bestand eine Intimfeindschaft, die zum Teil auch in den Charakteren der Kontrahenten begründet war. Der rabiate Pfl eger und seine streitsüchtige und machtgierige Gemahlin bedachten die Nerianer, besonders aber den Propst, mit Schimpfworten unfl ätigster Art. Joseph Magg war seinerseits ein recht streitbarer und jähzorniger Mann <sup>53</sup>.

Der letzte Zusammenstoß zwischen dem Domkapitel bzw. seinem Aufhausener Hofmarkspfl eger und dem Oratorium war für dieses der bedrohlichste. Seit etwa 1745 bestanden Spannungen zwischen dem Domkapitel und besonders dem Pfl eger einerseits und den Untertanen des ersten in der Hofmark Aufhausen, zu der auch die Ortschaften Petzkofen und Hinkofen gehörten, wegen grund- und vogtherrlicher Abgaben und Dienste, wie Laudemium und Scharwerk <sup>54</sup>. Die drei Dorfgemeinden beklagten sich beim Domkapitel über Schneeweiß und weigerten sich, bestimmte Leistungen zu erbringen <sup>55</sup>. Ohne Erfolg forderte jenes sie zum Gehorsam gegen seinen Pfl egsbeamten auf <sup>56</sup>.

Da auch das Nerianerstift Besitzungen hatte, die zum Domkapitel grundbar waren, war es von den Dingen mitbetroffen <sup>57</sup>. Den Oratorianern wohlmeinende Leute rieten ihnen, sich aus der Angelegenheit herauszuhalten, um nicht die Mißgunst des Domkapitels zu erwecken <sup>58</sup>. Das Institut betrachtete sich aber als Mitglied der Gemeinde und wollte diese in ihrer, seiner Ansicht nach gerechten Sache, nicht im Stich lassen. Auch schon vor diesen Streitigkeiten, so meinten die Nerianer, habe das Domkapitel meist eine unfreundliche Haltung gegen sie eingenommen. Wenn die Feinde des Institutes die Möglichkeit hätten, dieses zu vernichten, würden sie es ohnehin tun. Die Aufhausener Priestergemeinschaft beschloß also im Oktober 1747 den Rechtsstreit der Hofmark zu unterstützen <sup>59</sup>, welcher bei der kurfürstlichen Regierung in Straubing anhängig war <sup>60</sup>.

Ob das Domkapitel und der Pfl eger zu dieser Zeit tatsächlich die Auflösung des Oratoriums betrieben oder ob sie nur die Entfernung des streitbaren Propstes wünschten, ist schwer feststellbar. Schon ein Jahr vorher hatte die Gattin des Pfl egers einen Teil der Institutspriester gegen Magg aufzubringen versucht <sup>61</sup>, worauf diese beschlossen hatten, daß keiner von ihnen mehr mit ihr reden sollte <sup>62</sup>. Im Oktober 1746 hatten die Aufhausener Nerianer den Beschluß gefaßt, den Propst in seiner Auseinandersetzung mit Schneeweiß nicht allein zu lassen, sondern diese als Sache der gesamten Kommunität zu betrachten. Sie hatten es für offenkundig

<sup>52</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.

<sup>53</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.

<sup>54</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.

<sup>55</sup> Vgl. z. B. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß; BZAR, BDK, Protokolle 1745/46, S. 193 f., 272 ff., 287.

<sup>56</sup> Vgl. BZAR, BDK, Protokolle 1745/46, S. 298 ff., 425 ff., 455 f.

<sup>57</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 96; Pfa Aufh. I, 158 f.

<sup>58</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 161.

<sup>59</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 161 f.

<sup>60</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.

<sup>61</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 153.

<sup>62</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 154.

gehalten, daß der Pfleger mit seinen Aktivitäten gegen Magg auf den Untergang des ganzen Institutes hinarbeite <sup>63</sup>.

Der vorsichtige und schlaue Propst sah die Schachzüge seiner Kontrahenten voraus. Er wußte, daß das Domkapitel die um die Jahreswende 1747/48 anstehenden Neuwahlen der Ämter im Oratorium dazu benutzen wollte, um seine Absichten zu verwirklichen <sup>64</sup>. Die Nerianer vermuteten, daß ihnen trotz ihres Rechtes auf freie Ämterwahl auf Veranlassung der Gegner von Joseph Magg vom Bischöflichen Consistorium ein Wahlkommissar aufgezwungen würde. Um dem zuvorzukommen, beschlossen sie, die Wahlen vorzeitig und in aller Stille abzuhalten <sup>65</sup>. Am 13. November 1747 rief der Propst seine Mitbrüder zur geheimen Abstimmung über die Besetzung der Ämter für die folgenden drei Jahre zusammen. Magg selbst wurde dabei aber einstimmig auf Lebenszeit wiedergewählt <sup>66</sup>, obwohl dies den Regeln des Institutes eigentlich nicht entsprach <sup>67</sup>.

Tatsächlich teilte das Bischöfliche Consistorium der Nerianerkommunität am darauffolgenden 4. Dezember mit, es habe erfahren, daß diese einen neuen Propst wählen wolle, und befahl, bis auf weitere Entscheidung des Consistoriums mit der Wahl noch zuzuwarten <sup>68</sup>. Magg antwortete demselben, daß die Abstimmung aus gewichtigen Gründen vorverlegt worden sei. Hätte man gewußt, so fügte er treuherzig hinzu, daß das Consistorium bezüglich der Wahl eine Verfügung treffen wollte, so hätte man seinen Willen selbstverständlich respektiert <sup>69</sup>. Überraschend gab sich das Consistorium mit dieser Antwort zufrieden, so daß die Wahl unangefochten blieb <sup>70</sup>.

Nachdem die Nerianer sich entschlossen hatten, sich am Rechtsstreit der drei Dorfgemeinden gegen den Pfleger und damit letztlich auch gegen das Domkapitel zu beteiligen, fiel dem Institut und besonders seinem Propst die führende Rolle in der erstgenannten Partei zu. Im Oratorium fanden die Zusammenkünfte der Bauern statt <sup>71</sup>. Auf Veranlassung des Propstes brachen viele von ihnen im Januar 1748 nach München auf, um dort beim Kurfürstlichen Hofrat und beim -Geheimen Rat ihr Recht zu suchen <sup>72</sup>. Kurz darauf schickte Magg einen im Institut bediensteten Mann, namens Haitzer, mit drei Briefen nach München, von denen einer an den Advokaten Huber, der zweite an die in München weilenden Vertreter der drei Gemeinden, der dritte an einen anderen Adressaten gerichtet war <sup>73</sup>. Der Pfleger ließ den Boten jenseits der Laaber auf öffentlicher Straße überfallen und ihm die Briefe gewaltsam abnehmen <sup>74</sup>. Die beiden ersteren Briefe wurden dem Domkapitel ausgehändigt <sup>75</sup>. Dieses wiederum gab sie an das Bischöfliche Consistorium

<sup>63</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 156 f.

<sup>64</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.

<sup>65</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 162 f.

<sup>66</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 163.

<sup>67</sup> Vgl. Sagmeister, J. G. Seidenbusch 340.

<sup>68</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 165.

<sup>69</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 166 f.

<sup>70</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 167.

<sup>71</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.

<sup>72</sup> Vgl. BZAR, BDK, Protokolle 1747/48, S. 221 f.

<sup>73</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.

<sup>74</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.

<sup>75</sup> Vgl. BZAR, BDK, Protokolle 1747/48, S. 246 f.



weiter mit dem Ansuchen, Magg zur Rechenschaft zu ziehen. Zugleich veranlaßte das Domkapitel die Verhaftung des Boten wegen Verdunklungsgefahr<sup>76</sup>.

In dem Schreiben an den Advokaten befaßte sich der Propst mit verschiedenen gerade aktuellen Auseinandersetzungen mit seinen Gegnern und meinte dabei unter anderem: „... mithin lebe ich mit meiner Christlichen Herde continuo in ecclesia pressa, als wie die Catholische in Preußen, Engeland und in der Türkhey; doch haben sie noch große Hofnung, mich als Praepositum noch zu werffen, dan die Dombherrsagen: man muß disen Mann stutzen ...“. Weiter behauptete er, die „Gegenparthey“ beabsichtige, „das Clösterl“ zu zerstören<sup>77</sup>. Besonders verhänglich in diesem Brief war aber die Ankündigung Maggs, das Oratorium werde beim Kurfürsten Hilfe suchen, wenn die erwähnte vorverlegte Propstwahl nicht die Anerkennung der geistlichen Obrigkeit finden würde. Das Domkapitel hoffte mit dem Hinweis auf solche Absichten des Institutes, auch das Consistorium gegen dasselbe aufbringen zu können<sup>78</sup>.

Aus dem Wortlaut des zweiten Briefes, der ausgesprochen konspirativen Charakter hatte<sup>79</sup>, ging eindeutig hervor, daß Magg mit seinem ganzen Institut der Kopf in der Bewegung der drei Dorfgemeinden gegen ihren Grundherrn und vor allem dessen Aufhausener Hofmarkspfleger war<sup>80</sup>. Hierin mußte das Domkapitel einen Affront gegen sich sehen. Es bezeichnete den Propst als „Bauernkönig“ und beschuldigte ihn, den Grundsatz, daß Geistliche sich nicht in weltliche Angelegenheiten einmischen sollten, zu verletzen<sup>81</sup>. Dennoch kam es nicht zu der gewünschten Entfernung Maggs aus Aufhausen, obwohl diese auch vom kurfürstlichen Hofrat gegenüber dem bischöflichen Stuhle befürwortet wurde<sup>82</sup>. Dagegen entschied 1750 der Kurfürstliche Geheime Rat, bei dem der Prozeß der drei Dorfgemeinden ebenfalls anhängig war, daß das Domkapitel seinen Aufhausener Pfleger zu entlassen habe<sup>83</sup> und dieses kam der Verfügung nach<sup>84</sup>. Für die Nerianerpriester brachen damit endlich friedlichere Zeiten an.

Gerade in der Periode aber, in der durch die im vorigen dargestellten Konflikte der Bestand des Instituts zeitweise ernsthaft gefährdet war, erlebte dieses mit dem Bau der neuen Wallfahrtskirche noch einmal einen Höhepunkt. 1733 waren die größtenteils aus Holz erbaute alte Kirche und die Institutsgebäude in einem so baufälligen Zustand, daß die Nerianer erklärten, sie würden sich „... ohne augenscheinliche Gefahr länger darinnen zu wohnen nit mehr getrauen“<sup>85</sup>. Die alte Kirche war auch nicht geräumig genug, denn die Wallfahrt stand zu dieser Zeit in großer Blüte. Zahlreiche Gläubige strömten nach Aufhausen, wobei sie auch durch den Seeleneifer der Oratorianer angezogen wurden<sup>86</sup>.

<sup>76</sup> Vgl. BZAR, BDK, Protokolle 1747/48, S. 247.

<sup>77</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.

<sup>78</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.

<sup>79</sup> In einem Postscript zu diesem Schreiben gebot der Propst: „Disen Brieff sollet ihr gleich zerreißen oder dem Haitzer wider zurückgeben, daß er in keine fremde Hand komet“.

<sup>80</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.

<sup>81</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Schneeweiß.

<sup>82</sup> Vgl. BZAR, BDK, Protokolle 1747/48, S. 321 f., S. 353 f.

<sup>83</sup> Vgl. BZAR, BDK, Protokolle 1749/50, S. 366.

<sup>84</sup> Vgl. BZAR, BDK, Protokolle 1749/50, S. 406 f.

<sup>85</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>86</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 2.

Ein großes Problem für das bescheiden dotierte und zur betreffenden Zeit verschuldete Institut war natürlich die Finanzierung der geplanten Baumaßnahmen. Deswegen erbat die Kommunität vom Bischof nicht nur die Erlaubnis zum Neubau, sondern auch einen Befehl an die Dekane des Bistums, in den ihnen unterstehenden Pfarreien für diesen Zweck Kollekten abhalten zu lassen<sup>87</sup>. Das Ordinariat bewilligte ein entsprechendes Sammlungspatent<sup>88</sup>. Im Juli 1734 verordnete Kurfürst Karl Albrecht auf Ansuchen des Oratoriums, daß dieses für den Bau vom Rentamt Straubing sechs Jahre lang 500 Gulden pro Jahr erhalten solle und außerdem weitere 3000 Gulden von den bei den Rentämtern Straubing und München anfallenden Geldstrafen für Ehebruch. Zudem stellte der Kurfürst die Bereitstellung von Bauholz aus seinen nahe Aufhausen gelegenen Forsten in Aussicht<sup>89</sup>.

Nachdem dann der Kurfürst gleichfalls ein Sammlungspatent erlassen hatte und ebenso die Bistümer Salzburg, Passau, Freising und Augsburg, konnte das Bauvorhaben in ein konkretes Stadium treten<sup>90</sup>. Am 12. August 1735 beschloß das Kapitel des Aufhausener Instituts, den bekannten Baumeister Johann Michael Fischer, 1692 in Burglengenfeld geboren und nun in München ansässig, mit der Anfertigung eines Planes zu beauftragen. Fischer versprach, einen solchen über den Winter zu entwerfen<sup>91</sup>. Am 3. März 1736 wurde der von dem Baumeister eingesandte Plan dem Kapitel vorgelegt und von diesem gutgeheißen<sup>92</sup>. Der am 15. April von Fischer vorgelegte Kostenvoranschlag belief sich auf 5962 Gulden und 19 Kreuzer<sup>93</sup>. Am 23. April 1736 beriet das Kapitel darüber, wer den Grundstein zu dem neuen Gebäude legen sollte und entschied sich, „propter ponderosas rationes“ für den Generalvikar des Bischofs von Regensburg Franz Joachim von Schmid<sup>94</sup>. Anscheinend wollten sich die Oratorianer bei den damaligen, oben geschilderten Auseinandersetzungen mit Pfleger Schneeweiß, die sich gerade auch auf die Wallfahrtskirche bezogen<sup>95</sup>, der Rückendeckung des Bischöflichen Consistoriums versichern. Der Generalvikar nahm den feierlichen Akt der Grundsteinlegung am 12. Juni des genannten Jahres vor<sup>96</sup>.

Die Bauarbeiten wurden offenbar zügig in Angriff genommen. Im November 1736 war das Langhaus bereits „unter das Dach gebracht“, allerdings noch nicht der Chor angelegt<sup>97</sup>. 1737 stockten die Bauarbeiten wegen finanzieller Schwierigkeiten. Die Errichtung der Priesterwohnungen mußte zurückgestellt werden. Es waren im übrigen zwölf solche Wohnungen geplant, damit auch für Gäste genügend Platz war<sup>98</sup>.

Die Finanzierungskampagne lief inzwischen weiter. Der Propst reiste persönlich mehrmals nach München, um bei der Kurfürstlichen Regierung Hilfe zu erbitten<sup>99</sup>.

<sup>87</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 2.

<sup>88</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 2.

<sup>89</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 2.

<sup>90</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 2.

<sup>91</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 97.

<sup>92</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 102.

<sup>93</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>94</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 103.

<sup>95</sup> Vgl. Pfa Aufh. XIII, 185.

<sup>96</sup> Vgl. Marianischer Schnee-Berg 64 f.

<sup>97</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>98</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>99</sup> Vgl. Pfa Aufh. II, 95.



Gelegentlich eines solchen Aufenthaltes in der Landeshauptstadt lernte er auch den Hofkammersekretär Johann Adam Konrad Paur kennen, der ein besonderer Marienverehrer war. Als dieser hörte, „was für besondere Andachten in dem Marianischen Oratorio verichtet werden“<sup>100</sup>, stiftete er, um einen schnelleren Fortgang der Bauarbeiten zu ermöglichen<sup>101</sup>, 1738 für 700 fl Gottesdienste zum Aufhausener Oratorium<sup>102</sup>. Weitere Zuwendungen und Beiträge von verschiedenen Seiten gewährleisteten die Weiterführung des Baues<sup>103</sup>. 1739 war die Kirche „theils neu erbaut, theils noch zu pauend“<sup>104</sup>. 1739 konnten die Reliquien der Hl. Desiderius, Johannes und Viktor vom alten, zum Abbruch bestimmten Hochaltar in das neue Gotteshaus überführt werden<sup>105</sup>. Im Januar 1741 gab Kurfürst Karl Albrecht die vom Institut erbetene Erlaubnis, seinen Namen „als fundatoris et protectoris“ auf das Kirchenportal zu setzen<sup>106</sup>. Für das gleiche Jahr wurde die Vollendung des Kirchenbaues erwartet<sup>107</sup>. Am 5. Juli 1741 faßte das Institut den Beschluß, Generalvikar von Schmid, der kurz zuvor auch Weihbischof geworden war, nun auch um die Konsekration der neuen Kirche zu bitten<sup>108</sup>.

Der Abschluß der Bauarbeiten verzögerte sich aber und rückte in Folge des Anfang 1742 einsetzenden Österreichischen Erbfolgekrieges in weite Ferne. Abgesehen davon, daß, wie oben berührt, das Nerianerstift selbst durch diesen Krieg in seiner wirtschaftlichen Substanz schwer geschädigt wurde, versiegten nun auch die Gelder von außen, da das ganze Land durch denselben hart getroffen war<sup>109</sup>.

Erst am 23. Mai 1751, also zehn Jahre nach dem ursprünglich vorgesehenen Termin, konnte der Generalvikar und Weihbischof, der vom Institut in diesem Zusammenhang als „patronus noster gratiosissimus“ bezeichnet wurde, der neuen Wallfahrts- bzw. Nerianerkirche sowie deren Hochaltar die Weihe erteilen<sup>110</sup>. Der Bau war aber immer noch nicht ganz vollendet. Es fehlte noch ein großer Teil der Innenausstattung, beispielsweise Nebenaltäre und Beichtstühle. Der Turm war nur zum Teil aufgebaut<sup>111</sup>.

Die Errichtung der Priesterwohnungen hatte zu dieser Zeit noch gar nicht begonnen, obwohl sie längst überfällig war<sup>112</sup>. Schon 1740 hatte der Propst erklärt: „... das unser geistliche Wohnung, von welcher erst vor einem Jahr der Wind einen grossen Theil zu Boden gerissen, ohnumgänglich zu bauen übrig ...“ und hatte sich über die Unsicherheit und Unbequemlichkeit des Gebäudes beklagt<sup>113</sup>. Ein Jahr später hatten die Nerianer beschlossen, die alte Sakristei und die Bibliothek in Schlafgemächer für die Patres umzubauen<sup>114</sup>. Diese Maßnahmen unter-

<sup>100</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 95.

<sup>101</sup> Vgl. PfA Aufh. II, 98.

<sup>102</sup> Vgl. PfA Aufh. U 48.

<sup>103</sup> Vgl. PfA Aufh. A 2.

<sup>104</sup> Vgl. PfA Aufh. XIII, 199.

<sup>105</sup> Vgl. PfA Aufh. A 4.

<sup>106</sup> Vgl. PfA Aufh. A 19.

<sup>107</sup> Vgl. PfA Aufh. A 19.

<sup>108</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 132.

<sup>109</sup> Vgl. PfA Aufh. A 2.

<sup>110</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 180.

<sup>111</sup> Vgl. PfA Aufh. A 2.

<sup>112</sup> Vgl. PfA Aufh. A 2.

<sup>113</sup> Vgl. PfA Aufh. A 2.

<sup>114</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 132.

blieben aus denselben Gründen, aus denen die Errichtung der Kirche unterbrochen wurde<sup>115</sup>.

Propst Joseph Magg war es nicht mehr vergönnt, die schon fast zu Beginn seiner Amtszeit in die Wege geleiteten Bauvorhaben abzuschließen. Am 17. Juli 1758 starb er im Alter von 74 Jahren<sup>116</sup>. Seiner Entschlossenheit und seinem Mut war es zu danken, daß unter ihm die Errichtung der Wallfahrtskirche „Maria Schnee“ unter schwierigsten Umständen ins Werk gesetzt und weitgehend durchgeführt wurde und daß der gefährliche Konflikt mit dem Domkapitel und dessen Aufhausener Pfleger ausgestanden werden konnte.

Zu seinem Nachfolger wählte die Kommunität Pater Johann Peckh<sup>117</sup>. Er konnte 1762 den Bau der Nerianerkirche durch die Vollendung des Turmes abschließen<sup>118</sup>. Rätsel gibt ein Eintrag vom 20. 11. 1763 im Protokollbuch des Institutes auf<sup>119</sup>. Es heißt da, der Propst habe dem „magistro aedificii nostri“ in München geschrieben, weil mehrere Leute behauptet hätten, das Gebäude sei einsturzgefährdet. Der Baumeister habe einen Polier geschickt, der zusammen mit anderen Fachleuten und den Institutspriestern eine eingehende Inspektion vorgenommen habe. Nach Beendigung derselben habe der Polier versichert, das Gebäude sei keineswegs vom Einsturz bedroht, sondern halte noch 300 Jahre lang. Ausdrücklich erwähnt der Chronist, man habe diesen Vorgang deswegen schriftlich festgehalten, damit die Nachwelt sehen könne, daß man „circa hoc aedificium“ jede mögliche Sorgfalt habe walten lassen.

Mit dem Münchner Baumeister kann wohl nur Johann Michael Fischer gemeint sein. Was aber ist das genannte „aedificium nostrum“? Es ist an sich schwer vorstellbar, daß mit diesem simplen Ausdruck die Wallfahrtskirche bezeichnet wurde<sup>120</sup>. Andererseits ist es auch kaum möglich, daß damit das Wohngebäude der Nerianer gemeint ist. Zusammen mit der Errichtung der neuen Kirche war zwar ursprünglich auch der Bau neuer Wohnungen geplant, doch mußte er, wie oben dargelegt, verschoben werden, und ist offenbar nie zur Ausführung gelangt<sup>121</sup>. Als Erbauer des alten Wohngebäudes kommt wiederum der erwähnte Münchner Architekt nicht in Frage. Vermutlich ist mit dem genannten Ausdruck also doch die Kirche gemeint. Dies würde sich auch mit einer ein knappes Jahr vorher erfolgten Notiz im Protokollbuch decken, die besagt, daß „nostra ecclesia“ damals „vix non ruinosus“ war, weshalb der Chor erneuert werden sollte<sup>122</sup>. Allerdings verwundert es, daß die Kirche wenige Jahre nach ihrem Bau schon in so schlechtem Zustande gewesen sein soll.

1761 beschloß das Kapitel des Institutes, daß dessen Mitglieder dem Propst auch in pfarrlichen Angelegenheiten zu gehorchen hätten, solange er zugleich das Amt des Pfarrers innehatte. Derjenige Mitbruder, der anderer Meinung war, war bei dem Kapitel nicht anwesend. Man sprach sich dafür aus, gegen ihn entsprechend

<sup>115</sup> Vgl. PfA Aufh. A 2.

<sup>116</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 192.

<sup>117</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 193.

<sup>118</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 211.

<sup>119</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 215 f.

<sup>120</sup> Der Ausdruck wird in dem Eintrag dreimal gebraucht.

<sup>121</sup> Vgl. PfA Aufh. A 2.

<sup>122</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 214.



den Regeln des Oratoriums vorzugehen, wenn er sich noch einmal widerspenstig zeigen sollte <sup>123</sup>.

1763 entschied das Aufhausener Institut, seine Geschichte sowie die Aufzeichnungen über die Wallfahrtsmirakel drucken zu lassen <sup>124</sup>. Die Drucklegung erfolgte im darauffolgenden Jahr <sup>125</sup>.

1767 stellte sich die Frage, ob das Oratorium den hundertsten Jahrestag seines Beginns festlich begehen sollte. Es verzichtete auf solche Feierlichkeiten „propter expensas faciendas et alias graves rationes“ <sup>126</sup>.

Inzwischen beherrschte die Aufklärung das politische Leben, was sich auch für die kleine Aufhausener Kommunität bemerkbar machte. Die Besteuerung des Klerus traf auch sie, wenn sie auch 1759 ihres geringen Einkommens wegen „für dermahlen“ von der zwei Jahre vorher von Papst Benedikt XIV. dem Kurfürsten Max III. Joseph zugestandenen fünfjährigen „Dezimation“ verschont wurde <sup>127</sup>.

Ein im September 1768 <sup>128</sup> ergangenes erstes „Klostermandat“, das die Ein-sendung von Kopien der Stiftungsbriefe und genaue Angaben über die Konventsstärke verlangte, wurde auch der Aufhausener Weltpriestergemeinschaft zugestellt und ebenso ein weiteres Mandat vom Dezember 1768, welches die Aufnahme von Kandidaten, die nicht kurbayerische Untertanen waren, verbot <sup>129</sup>. Das Institut sandte also kurz darauf beglaubigte Abschriften der von den Kurfürsten Ferdinand Maria und Max Emanuel bezüglich des Pinter-Hofes und der Neumühle aus-gestellten Urkunden zum Kurfürstlichen Geistlichen Rat nach München und wies, anscheinend ohne Erfolg, darauf hin, daß es kein Kloster sei, weil seine Mitglieder keine Gelübde hätten und unmittelbar dem Bischof unterstünden <sup>130</sup>. Es mußte in der Folge tatsächlich Kandidaten abweisen <sup>131</sup>.

1769 hatte es auch von den bei seiner Kirche bestehenden Bruderschaften eine genaue Beschreibung zu liefern. Es waren dies zu dieser Zeit die Armenseelenbruderschaft <sup>132</sup>, die Rosenkranzbruderschaft <sup>133</sup> und die Skapulierbruderschaft <sup>134</sup>, welche alle drei schon zwischen 1675 und 1690 von Johann Georg Seidenbusch eingeführt worden waren. Das Institut berichtete u. a., daß kein Stiftungsvermögen bei den Bruderschaften vorhanden sei und daß sie für die Nerianer nur eine zusätz-liche Arbeitsbelastung darstellten <sup>135</sup>.

Ebenfalls 1769 erhielt die Priesterkommunität ein weiteres allgemeines Mandat, in dem von den geistlichen Institutionen eine genaue Aufstellung ihrer Schulden verlangt und eine weitere Kapitalaufnahme von der Zustimmung des Geistlichen

<sup>123</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 206.

<sup>124</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 215.

<sup>125</sup> Vgl. Marianischer Schnee-Berg.

<sup>126</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 223.

<sup>127</sup> Vgl. PfA Aufh. A 21.

<sup>128</sup> Vgl. Handbuch der Bayerischen Geschichte, hrsgg. v. Max Spindler, Bd. II (München 1969), S. 1093.

<sup>129</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 228.

<sup>130</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 228.

<sup>131</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 231 und I, 233.

<sup>132</sup> Vgl. PfA Aufh. A 22.

<sup>133</sup> Vgl. PfA Aufh. A 23, A 284.

<sup>134</sup> Vgl. PfA Aufh. A 23.

<sup>135</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 229.

Rates abhängig gemacht wurde<sup>136</sup>. Das Institut teilte diesem daraufhin mit, daß es keine Schulden habe, daß „... jedoch die wegen denen, unserm Institut gemäß, villfältigen geistlichen Verrichtungen höchst nothwendig anwesende 6 Priester bey dißen so klemen und harten Zeiten kimerlich sich durchbringen und meistentheils ob defectum congruae sustentationis ex stipendio missarum leben müssen“<sup>137</sup>.

Am 8. September 1777 wurde der Superior Johann Bek (Peckh) tot in seinem Bett aufgefunden<sup>138</sup>. Zum neuen Propst wurde eine Woche später einstimmig Caspar Fischer gewählt<sup>139</sup>. Diesem mangelte es aber anscheinend an Führungsqualitäten. In seiner Amtszeit erlebte das Institut einen Niedergang. Während in den Jahrzehnten zuvor die Richtzahl von sechs Priestern fast immer erreicht bzw. bei Tod oder Austritt von Mitgliedern fast immer bald wiederhergestellt wurde, lebten 1784 nur mehr drei Nerianer im Oratorium, so daß bereits ein anderer Priester als Aushilfsseelsorger herangezogen werden mußte. Die Entwicklung löste beim Bischöflichen Stuhle Besorgnis aus, weshalb dieser vom Propst einen Bericht anforderte<sup>140</sup>.

In demselben erklärte Fischer, der hauptsächliche Beweggrund für den Austritt mehrerer Mitglieder sei der, daß die betreffenden Priester von „Subordination“ nichts mehr wissen wollten. Sie hätten gesehen, daß im Augenblick ein großer Priestermangel herrsche und daß sie ohne Mühe eine andere Stelle erhalten könnten. Offensichtlich rechnete der Propst mit dem Eingehen des Oratoriums, denn er bat den Bischof, er möge bezüglich des Institutsvermögens eine Verfügung treffen, damit die laut Schenkungsurkunden der Kurfürsten Ferdinand Maria und Max Emmanuel nur für die Dauer des Bestehens des Institutes übereigneten Güter nicht eingezogen würden<sup>141</sup>.

Das bischöfliche Consistorium ordnete daraufhin eine Visitation an. Bei der Untersuchung meinte Fischer u. a., für eine sinnvolle Fortführung des Oratoriums seien mindestens fünf Mitglieder nötig. Eine Heranziehung von anderen Priestern für die Seelsorge befürwortete er nicht, weil sich diese von den Nerianern in der Kleidung unterscheiden und an ihren gemeinsamen geistlichen Übungen nicht beteiligen würden. Außerdem, so Fischer, bestände Ungleichheit bei der Besoldung und Verpflegung. Seine Mitbrüder hätten deswegen nun auch schon mehr Geld, Kleidung und täglich eine Maß Bier verlangt<sup>142</sup>.

Aus der Befragung seiner zwei Mitbrüder ging tatsächlich hervor, daß sie ihr Gehalt, das unter dem eines Supernumerars lag, bzw. die Bierzuteilung für zu gering befanden. Es wurde aus ihren Aussagen aber auch deutlich, daß die vorhergehenden Austritte von Nerianern vor allem wegen des unbeherrschten Temperamentes des Propstes erfolgt waren. Wenn diese Mängel abgestellt würden, so die beiden noch im Institut verbliebenen Priester, dann würden sich wieder genügend Kandidaten für dasselbe einfinden<sup>143</sup>.

Nach dem Bericht der nach Aufhausen abgeordneten Untersuchungskommission traf das Bischöfliche Consistorium im Juli 1784 verschiedene Verordnungen, um

<sup>136</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 107.

<sup>137</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 107.

<sup>138</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 246.

<sup>139</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 246.

<sup>140</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>141</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>142</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>143</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.



„die Fortpflanzung dieses Instituts möglichst zu befördern“<sup>144</sup>. Unter anderem wurden dabei die Wünsche der Nerianer nach höherer Besoldung berücksichtigt sowie dem Propst nahegelegt, seine Mitbrüder „mit Liebe und Sanftmuth zu behandeln“. Andererseits sollten dieselben dem Superior mit „schuldgebührender Ehre, Liebe und Gehorsam“ begegnen. Auch verfügte das Consistorium, daß die bisher zu verrichtenden Gottesdienste und die sonstige seelsorgliche Tätigkeit der Nerianer in vollem Umfang beizubehalten seien, notfalls mit Hilfe von Aushilfspriestern. Diese wurden verpflichtet, an der im Oratorium bei Tisch üblichen Behandlung von zwei „dubia“<sup>145</sup> teilzunehmen.

Die Rettungsversuche des Consistoriums hatten freilich zumindest kurzfristig keinen Erfolg. Ende 1784 wollte Fischer das Oratorium verlassen und mit dem Pfarrer von Metten die Pfarrstelle tauschen, angeblich um das „Wohl und Fortkommen des Wohlloblichen Instituts zu befördern“<sup>146</sup>. Im darauffolgenden Jahr suchte er beim Consistorium um die Versetzung auf eine andere Seelsorgstelle an<sup>147</sup>. Wenn er aber nur eine Expositur erhielt, so sollte das Nerianerinstitut verpflichtet werden, für seinen Lebensunterhalt zu sorgen, falls er einmal „unbrauchbar“ werde. Immerhin konnte er auch mitteilen, daß das Institut noch immer seine besonderen geistlichen Übungen wie die Marianische Abendandacht abhielt und auch sonst seinem Inhalt und seinen Regeln gemäß weitergeführt wurde<sup>148</sup>.

Seine beiden erwähnten Mitbrüder hatten aber weiterhin eine Abneigung gegen ihn und trugen sich mit Austrittsgedanken<sup>149</sup>. Als einer von ihnen 1787 wirklich austrat und auch ein inzwischen aufgenommener Novize das Institut bald wieder verließ, „... weil er da kein rechtes Vergnügen gefunden“, gehörte dem Oratorium neben dem Propst nur noch Pater Thomas Lehner an<sup>150</sup>. Fischer selbst wollte das Institut verlassen, nur die Pfarrei behalten und in den Pfarrhof ziehen. Er erhielt dafür auch die Erlaubnis der Reichsabtei St. Emmeram als des Patronatsherrn, „getraute sich aber“, so eine Notiz im Protokollbuch, „doch nicht recht dergleichen zu unternehmen, weil er auß Gelegenheit der Congregation di Pfarr bekommen“<sup>151</sup>.

Am 13. November 1789 starb Caspar Fischer nach schwerer Krankheit<sup>152</sup>. Thomas Lehner war nun der einzige Institutspriester und hielt beim Bischöflichen Stuhle und beim Fürstabt von St. Emmeram um die Pfarrei an<sup>153</sup>. Diese ergriffen nun eine kluge Maßnahme für die Erhaltung des Oratoriums. Die Pfarrei wurde, ebenso wie das Benefizium Irnkofen, nicht, wie üblich, einem einzelnen Priester auf Lebenszeit übertragen, sondern dem gesamten Institut auf 15 Jahre<sup>154</sup>. Nach Ablauf dieses Zeitraumes mußte die Kommunität um eine neue Präsentation bitten, wenn sie an einer solchen interessiert war. Nur als Vertreter des Institutes sollte der Propst die Pfarrei versehen. Damit war ihm die Möglichkeit genommen, aus dem

<sup>144</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 140.

<sup>145</sup> Vgl. Sagmeister, J. G. Seidenbusch 348.

<sup>146</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 140.

<sup>147</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>148</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>149</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>150</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 258.

<sup>151</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 258.

<sup>152</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 258.

<sup>153</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 258.

<sup>154</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Präsentationen“; Pfa Aufh. A 140.

Oratorium auszutreten und doch Pfarrei und Benefizium zu behalten. Außerdem hätte der Propst nun nach Ablauf seiner Amtszeit leicht abgewählt werden können, was vorher zwar theoretisch möglich, aber nicht ratsam war, weil, wie schon dargelegt, die Trennung der beiden Ämter sehr von Nachteil gewesen wäre.

Zur Neuwahl eines Propstes konnte zunächst noch nicht geschritten werden, da die dafür nach den Regeln des Oratoriums erforderliche Anzahl von Mitgliedern nicht vorhanden war. Thomas Lehner wurde deswegen bis zur Vornahme einer Wahl vom Bischöflichen Consistorium 1790 zum Nerianerpropst und Pfarrvikar ernannt <sup>155</sup>.

In der Folgezeit erhöhte sich die Mitgliederzahl durch Neueintritte und Rückkehr eines Ausgetretenen wieder etwas <sup>156</sup>. Bei der Jahrhundertwende zählte man immerhin fünf Priester im Oratorium und Lehner wurde nun ordentlich zum Propst gewählt <sup>157</sup>.

## VI. Die Auswirkungen der Säkularisation auf das Institut

Da eine Institution wie das Aufhausener Oratorium äußerlich einem Kloster sehr ähnlich war, konnte es nicht ausbleiben, daß auch sie von den Vorgängen des Jahres 1803 berührt wurde. Allerdings kam erst im November 1804 ein kurbayrischer Kommissar nach Aufhausen, um vom Propst der dortigen Welpriesterkommunität detaillierte Angaben über das Vermögen der Nerianergemeinschaft zu fordern <sup>1</sup>. „Das es nun das Ansehen hat, der Churfürst von Bayern wolle auch dieses Institut aufheben und die Gründe desselben einziehen und verkaufen“, bemerkte hierzu Lehner, sei eine genaue Trennung der Pfarrgrundstücke von denen des Instituts nötig, damit erstere vor der Einziehung bewahrt werden könnten <sup>2</sup>. Die Gründe der beiden Institutionen waren nämlich „sehr untereinander vermischet“, weil 1735 wegen des Baues der Wallfahrtskirche zwischen ihnen ein Grundstücks-tausch hatte vorgenommen werden müssen <sup>3</sup>.

Der erwähnte Kommissar wies den Propst auch an, von nun an bis zur „erfolgenden weiteren höchsten Verordnung“ von den Besitztümern des Institutes nichts mehr zu veräußern und auch sonst nichts mehr zu unternehmen, was die derzeitigen Besitzverhältnisse verändern würde <sup>4</sup>. Jenes wurde unter staatliche Kuratel gestellt und mußte seine Jahresabrechnungen an die Regierung einsenden <sup>5</sup>.

Diese verlangte ihrerseits eine strikte Trennung des Institutsfonds von der Pfarrpfünde. Es war nämlich geplant, das Institutsvermögen dem Emeritenfonds der Diözese Regensburg zuzuschlagen und ein Emeritenhaus zu errichten <sup>7</sup>. Die Inventarisierung des Nerianerfonds verzögerte sich aber und auch als sie erfolgt war, wurde von Seiten der Regierung zunächst keine Entscheidung getroffen <sup>8</sup>. Die Zeit,

<sup>155</sup> Vgl. PfA Aufh. A 140.

<sup>156</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>157</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 263.

<sup>1</sup> Vgl. PfA Aufh. A 7.

<sup>2</sup> Vgl. PfA Aufh. A 7.

<sup>3</sup> Vgl. PfA Aufh. A 7.

<sup>4</sup> Vgl. PfA Aufh. A 140.

<sup>5</sup> Vgl. PfA Aufh. A 141.

<sup>6</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>7</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>8</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.



in der der Staat geistliches Vermögen rücksichtslos einzog, war inzwischen vorbei. Erst im April 1827 entschlossen sich die staatlichen Behörden, sich mit dem bischöflichen Ordinariat ins Benehmen zu setzen, um die Angelegenheit einer endgültigen Lösung zuzuführen. Da nur noch drei Priester im Oratorium lebten, wähnte man, daß es „seiner Auflösung nahe sey“<sup>9</sup>.

Im Ordinariat dachte man zunächst auch an eine Umwandlung des Nerianer-institutes in ein Emeritenhaus und erarbeitete konkrete Vorschläge an die Königliche Regierung des Regenkreises<sup>10</sup> bezüglich der Gestalt der geplanten Einrichtung. Diese Pläne wurden jedoch anscheinend wieder verworfen<sup>11</sup>. Die genannte Regierung unterbreitete dann ihrerseits dem Ordinariat einen Vorschlag, der darauf abzielte, das Nerianerinstitut so zu verändern, daß es als Emeritenhaus dienen konnte, ohne seine ursprüngliche Bestimmung völlig zu verlieren. Die Pfarrpfründe und das Institutvermögen sollten, so die Regierung, vereint bleiben und zusammen die wirtschaftliche Grundlage der geplanten Einrichtung bilden. Der jeweilige Pfarrer, dem ein Hilfspriester an die Seite zu stellen wäre, sollte zugleich der Leiter des Emeritenhauses sein. Außer diesen beiden könnten aus den Einkünften der zwei vereinigten Fonds dann noch vier Ruhestandspriester erhalten werden und diese hätten wiederum „blos die Verrichtungen der Kongregation zu leisten“<sup>12</sup>.

Über diese naive Absicht, eine Symbiose zwischen Oratorium und Emeritenanstalt herzustellen, forderte das Ordinariat von Alois Perl, Pfarrer und Dekan in Langenerling, ein Gutachten an<sup>13</sup>. Dieser wies nach, daß der Vorschlag der Regierung untauglich sei. So rechnete er vor, daß die Einkünfte des Institutes, von denen früher ungefähr sechs Priester unterhalten worden waren, so zurückgegangen waren, daß sie nun nicht einmal mehr für die drei Nerianer, die zu der Zeit der Kommunität angehörten, voll ausreichten. Er machte dafür aber nicht eine schlechte Wirtschaftsführung im Institut verantwortlich, sondern die allgemeine ungünstige Ertragslage der Landwirtschaft. Vor allem zeigte er jedoch auf, daß „von der Last der Seelsorge niedergebeugte kränkliche Männer“ keineswegs in der Lage sein würden, die Verpflichtungen des Oratoriums zu übernehmen, nämlich die zu demselben gestifteten Gottesdienste, die Seelsorge in der Pfarrei sowie bei der Wallfahrt und die besonderen geistlichen Übungen des Oratoriums, u. a. die tägliche „Abendandacht mit gebetheter Litaney und geistlichen Gesang“. Dekan Karl sprach sich dafür aus, das Nerianerinstitut, das „zum Besten des Seelenheils der Gläubigen berechnet“ sei, in seiner bisherigen Form zu erhalten. „... wäre diese Anstalt“, so meinte er „unangefochten und permanierend erklärt, so würde es auch nicht an Priestern fehlen, die für ihren Beruf eingenommen immerhin wie bisher Nachwuchs verschafften, weil sie auch ihr eigenes Seelenwohl befördern können“. Eine Verbindung des Oratoriums mit einer Emeritenanstalt hielt der Gutachter nur in der Weise für sinnvoll, daß der bereits bestehende Emeritenfonds der Diözese Regensburg dem vereinigten Pfarr- und Institutsfonds zugeschlagen würde, so daß dann neben den für die Aufrechterhaltung des Nerianerinstitutes nötigen Priestern noch zusätzlich einige Emeriti aufgenommen werden könnten<sup>14</sup>.

<sup>9</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>10</sup> Frühere (1808—1837) Bezeichnung des heutigen Regierungsbezirkes Oberpfalz.

<sup>11</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>12</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>13</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>14</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.



Nachdem am 10. September 1827 Propst Thomas Lehner gestorben war<sup>15</sup>, drängte die Regierung in Regensburg das Ordinariat zu einer Entscheidung<sup>16</sup>. Letzterer sprach sich nun, offensichtlich in Anlehnung an das Gutachten des Dekans Perl, für die „Erhaltung und Befestigung“ des Nerianerinstitutes aus<sup>17</sup>. Wenig später baten auch die beiden noch verbliebenen Priester des Institutes um die Erhaltung desselben und um die baldige Präsentierung eines neuen Pfarrers, der zugleich Nerianerpropst sein sollte<sup>18</sup>.

Bezüglich des Präsentationsrechtes hatten sich die Verhältnisse durch die Säkularisation ebenfalls verändert. Es ging nach Aufhebung der Reichsabtei St. Emmeram an deren Rechtsnachfolger, also den Herrscher des Fürstentums Regensburg, den Primas Karl Theodor von Dalberg über. Dieser präsentierte 1805, als die auf 15 Jahre begrenzte Präsentation des Nerianerinstitutes abgelaufen war, dasselbe anstandslos wieder auf die Pfarrei Aufhausen<sup>19</sup>. Nach der Einverleibung von Dalbergs Fürstentum in das Königreich Bayern wurde der König Patronatsherr der Pfarrei.

Die staatlichen Behörden ließen sich von Propst Lehner genau über die Rechtsverhältnisse bei der Pfarrei berichten<sup>20</sup>. Eine 1803 von staatlicher Seite ergangene Verordnung, nach der Geistliche, die auf Pfarreien oder Benefizien präsentiert aber noch nicht installiert worden waren, von der zuständigen Behörde einen „Possessbefehl“ zur Installation zu erbitten hatten, betraf auch die Pfarrei Aufhausen. Nachdem 1790 das Nerianerinstitut körperschaftlich auf die Pfarrei präsentiert worden war, war nämlich eine förmliche Installation nicht vorgenommen worden, da, wie schon erwähnt, zunächst kein ordentlich gewählter Propst vorhanden gewesen war. Auch nach der Wahl von Thomas Lehner zum Propst unterblieb eine Pfarrinstallation, selbst nach 1803, in welchem Jahre er, wie verlangt, bei der Kur-bayerischen Generallandesdirektion in München einen „Possessbefehl“ zu erwirken versuchte, allerdings vergeblich<sup>21</sup>. Der Grund für das Verhalten dieser Behörde dürfte darin liegen, daß man zu einer Zeit, in der man an die Aufhebung des Nerianerinstitutes dachte, dasselbe nicht noch in seinen Rechten bestätigen wollte.

Erst 1816 wurde durch das Kgl. Landgericht Stadtmhof die Installation durchgeführt. Es wurde aber nicht dem Nerianerinstitut in seiner Gesamtheit die Pfarrei Aufhausen und das Benefizium Irnkofen übertragen, sondern Thomas Lehner persönlich<sup>22</sup>. Als Lehner dann 1820, als die fünfzehnjährige Präsentationsfrist wieder abgelaufen war, beim Bischöflichen Consistorium anfragte, ob und bei wem um eine erneute Präsentation anzuhalten sei, wurde ihm bedeutet, dies sei nicht mehr notwendig, da 1816 er, Lehner, und nicht das Institut als „vicarius perpetuus parochiae et beneficii“ eingesetzt worden sei<sup>23</sup>. Somit hatte die Verbindung der Pfarrei mit dem Institut als Körperschaft nur wenige Jahre Bestand.

Nachdem sich das Schicksal des Aufhausener Nerianerinstitutes lange in der Schwebe befunden hatte, verfügte König Ludwig I. durch ein Reskript vom 13. Ja-

<sup>15</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 140.

<sup>16</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>17</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>18</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 140.

<sup>19</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 140.

<sup>20</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 140.

<sup>21</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 140.

<sup>22</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Präsentationen“.

<sup>23</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Präsentationen“.



nuar 1829 schließlich seinen Fortbestand<sup>24</sup>. Die königliche Verfügung enthielt allerdings einschneidende Auflagen. So durfte das Oratorium nur „landesfürstliche Titulanten“ aufnehmen. Die Gesamtzahl der Mitglieder wurde auf vier beschränkt. Außer den Mitgliedern sollten noch zwei Emeriti in das Institut aufgenommen werden, welche aber bei der Seelsorge aushelfen sollten. Solange sich keine Ruhestandspriester im Oratorium befanden, hatte dasselbe zum Emeritenfonds des Bistums Regensburg einen jährlichen Beitrag von 200 Gulden zu leisten. Weiter mußten aus dem Institutsfonds Kapitalien im Werte von 7044 Gulden, welche erst nach dem Zeitpunkt angelegt worden waren, zu dem das Institut unter staatliche Kuratel gestellt worden war, dem Emeritenfonds zugewiesen werden. Das Pfarr- und das Institutsvermögen mußten getrennt gehalten werden. Die Pfarrei wurde, allerdings auf Widerruf, dem Nerianerinstitut übertragen. Der jeweilige „Vorstand“ desselben sollte zugleich Pfarrer sein. Das bischöfliche Ordinariat sollte einen der Institutspriester als Superior aufstellen und für seine Entscheidung eine königliche Genehmigung einholen. Dieser würde dann auch auf die Pfarrei präsentiert, „... wenn er die hierzu erforderlichen Eigenschaften besitzt“.

Das bischöfliche Ordinariat schlug Paul Krehn, einen der beiden noch im Oratorium vorhandenen Priester, als neuen Propst vor<sup>25</sup>. In einem königlichen Reskript vom 10. März 1829 wurde diese Entscheidung gebilligt und Krehn zugleich zum Pfarrer ernannt<sup>26</sup>.

## VII. Das Ende der Aufhausener Priestergemeinschaft

Die formale Existenz des Nerianerinstitutes war somit zwar zunächst gesichert, doch es führte von da ab nur mehr ein Schattendasein. Meist lebten nur zwei Priester im Oratorium, nie aber mehr als drei und zeitweise nur einer<sup>1</sup>. Unter diesen Umständen konnten die nerianischen Prinzipien und Ideale kaum mit Leben erfüllt werden. Auch die besonderen religiösen und seelsorglichen Verpflichtungen des Aufhausener Oratoriums werden schwer durchführbar gewesen sein.

Allerdings unterschied sich eine von Propst Krehn aufgestellte Ordnung<sup>2</sup>, die die Verrichtungen der Nerianerpriester regelte, nur unwesentlich von einem von dem früheren Propste Caspar Fischer angefertigten Verzeichnis<sup>3</sup> dieser Verrichtungen. Beide Ordnungen orientierten sich an den Statuten des Oratoriums<sup>4</sup>. Bei der geringen Mitgliederzahl konnte aber die von Krehn aufgestellte Ordnung sicher nicht in jedem Punkte erfüllt werden. Beispielsweise ist kaum vorstellbar, daß wirklich eine Tischlesung gehalten wurde, wenn nur zwei Institutspriester vorhanden waren. Immerhin wurde jedenfalls das Kernstück des Aufhausener Institutes, die Mariatische Abendandacht, weitergeführt<sup>5</sup>.

Am 6. Juli 1850 starb Propst Paul Krehn<sup>6</sup>, der sich sehr um den Fortbestand des

<sup>24</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>25</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>26</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Präsentationen“.

<sup>1</sup> Vgl. Anhang.

<sup>2</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>3</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>4</sup> Vgl. Sagmeister, J. G. Seidenbusch 334 ff.

<sup>5</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>6</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 240.

Institutes bemüht hatte. Noch auf dem Sterbebette legte er seinem einzigen Mitbruder, Jakob Sellmayer, die Weiterführung des Oratoriums ans Herz<sup>7</sup> und er vermachte dem Institut in seinem Testament einen großen Teil seines persönlichen Vermögens<sup>8</sup>.

Um diese Zeit trug sich Bischof Valentin mit der Absicht, das Oratorium mit einem Fortbildungsinstitut für Priester zu verbinden, doch kam dieser Plan nicht zur Ausführung<sup>9a</sup>.

Im Januar 1851 wurde Sellmayer neuer Pfarrer und Nerianerpropst<sup>9</sup>. Er war ursprünglich ein Priester, der sich der Sache des Institutes sehr verbunden fühlte. 1845 hatte er auf die ihm angetragene Pfarrei Waldershof verzichtet, um die Existenz des Oratoriums nicht zu gefährden<sup>10</sup>. Es fehlte ihm aber anscheinend dann doch die Fähigkeit, seine Intentionen in die Tat umzusetzen.

Als Mitte 1851 vom Ordinariat eine Visitation der Pfarrei und des Nerianer-institutes Aufhausen veranlaßt wurde, war das Ergebnis jedenfalls niederschmetternd<sup>11</sup>. Unter anderem bemängelte der Visitor, daß die Institutsordnung kaum eingehalten wurde, ja zum Teil nicht einmal bekannt war. In einem 1864 im Zusammenhang mit einem Eintrittsgesuch vom Ordinariat angeforderten Gutachten erklärte Pfarrer Streber von Langenerling: „Was den Geist und die Ordnung des dortigen Institutes betrifft, so ist dasselbe in seinem gegenwärtigen Bestande völlig zwecklos und dürfte einer den kirchlichen Zwecken entsprechenden Reform unterworfen werden“. Der Gutachter bescheinigte dem Propst große Herzensgüte, war aber der Meinung, Sellmayer sei entweder zu schwach oder zu gleichgültig, um Mißständen entschlossen entgegenzutreten<sup>12</sup>.

Unter solchen Bedingungen war eine gedeihliche Entwicklung des Oratoriums natürlich nicht möglich. Ausreichender Nachwuchs blieb aus und zuletzt war Sellmayer der einzige im Institut lebende Nerianer. Durch seinen Tod am 15. Dezember 1886<sup>13</sup> erlosch das Oratorium de facto, obwohl ihm theoretisch noch Johann Georg Braun angehörte, der 1862 in das Institut eingetreten war, seit 1877 aber als Pfarrer in Eschlkam wirkte<sup>14</sup>.

Vielleicht ist hier der Platz, um noch einmal zu rekapitulieren und nach den Gründen für das Ende der Aufhausener Weltpriestergemeinschaft zu fragen, denn sicher liegen sie nicht allein in der Person des letzten Propstes. Vielmehr lagen die Ursachen für die von Zeit zu Zeit auftretenden Krisen zum Teil auch in der Natur dieser Institution. Vor allem die Möglichkeit, jederzeit aus der Kommunität auszutreten, schuf nicht die besten Voraussetzungen für eine anhaltende Prosperität des Oratoriums. Bei Personen, die in ein Kloster eintraten und somit einen von einem bestimmten Zeitpunkt an nicht mehr revidierbaren Schritt unternahmen, konnte man damit rechnen, daß sie der Institution, der sie zeitlebens angehören wollten, mit Hingabe dienten. Dagegen bestand bei einer Weltpriestergemeinschaft, wie der in Aufhausen, die Gefahr, daß manche Kandidaten dort nur ein vorüber-

<sup>7</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 140.

<sup>8</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 240.

<sup>9a</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Nerianerinstitutsstiftung.

<sup>9</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 140.

<sup>10</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 140.

<sup>11</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Nerianerinstitutsstiftung.

<sup>12</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>13</sup> Vgl. Schematismus 1888, S. 116.

<sup>14</sup> Vgl. BZAR, Ries.



gehendes Unterkommen suchten und wieder austraten, wenn ihnen anderswo eine attraktive Seelsorgsstelle angetragen wurde. Für die Seelsorge im allgemeinen kann dies sogar nützlich gewesen sein, da bestimmt zumindest einige der Ausgetretenen während ihres Aufenthaltes im Oratorium positive Impulse für ihre seelsorgliche Tätigkeit erhalten hatten. Speziell für das Aufhausener Institut war der ständige Wechsel der Mitglieder <sup>15</sup> aber sicher nicht vorteilhaft. Auch häuften sich natürlich gerade in Krisenzeiten die Austritte.

Die Kommunität suchte nach dem Tode Johann Georg Seidenbuschs, der auch in dieser Beziehung recht großzügig war <sup>16</sup>, die Dinge etwas in den Griff zu bekommen. Kandidaten, bei denen kein „animus permanendi“ vorhanden war, wurden nicht aufgenommen <sup>17</sup>. Ebenso wurden ehemalige Nerianer, die wieder in das Institut eintreten wollten, meist abgewiesen <sup>18</sup>. Es kam sogar vor, daß Mitglieder, von denen bekannt wurde, daß sie die Gemeinschaft verlassen wollten, aus derselben ausgeschlossen wurden <sup>19</sup>. Auch bat man das Bischöfliche Consistorium, Austrittswilligen, die um eine andere Stelle anhielten, den Verbleib im Oratorium nahezu legen <sup>20</sup>.

Das Gedeihen der Aufhausener Einrichtung war aber auch mehr als das einer Ordensniederlassung von der allgemeinen zahlenmäßigen Entwicklung der geistlichen Berufe abhängig. Etwa seit dem dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts beehrten so viele Interessenten die Aufnahme in das Oratorium, daß mehrere von ihnen abgewiesen werden mußten, weil man normalerweise die Zahl von sechs Mitgliedern nicht überschreiten wollte <sup>21</sup>. Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert herrschte aber ein Priestermangel. Dieser hatte für das Aufhausener Institut zur Folge, daß einerseits die Zahl der Kandidaten zurückging, andererseits die der Austritte zunahm, weil das Angebot an Stellen für Geistliche sehr groß war. Auch erlaubte in solchen Zeiten des Priestermangels die geistliche Obrigkeit nicht ohne weiteres jungen Priestern den Eintritt in das Aufhausener Institut, weil sie dieselben anderswo dringender benötigte <sup>22</sup>.

Unvorteilhaft für eine positive Entwicklung des Oratoriums war auch die Tatsache, daß die Nerianer ihr persönliches Vermögen behielten und aus dem Institutsfonds ein Einkommen bezogen, das je nach ihrer Stellung im Oratorium unterschiedlich hoch war <sup>23</sup>. Manche der Priester waren mit dem kärglichen Gehalt unzufrieden <sup>24</sup>. Oft war es schwierig, festzustellen, ob bestimmte Dinge der Gemeinschaft oder einem einzelnen Mitglied derselben gehörten <sup>25</sup>. Es konnte zu einem langwierigen Rechtsstreit kommen, wenn ein Institutspriester starb und die nächsten Anverwandten den Nachlaß als ihr Erbe beanspruchten, während die Nerianer ihn als Institutsvermögen reklamierten <sup>26</sup>.

<sup>15</sup> Vgl. Anhang.

<sup>16</sup> Vgl. Sagmeister, J. G. Seidenbusch 303.

<sup>17</sup> Vgl. z. B. Pfa Aufh. I, 105 und I, 258.

<sup>18</sup> Vgl. z. B. Pfa Aufh. I, 133.

<sup>19</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 81 f.

<sup>20</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>21</sup> Vgl. z. B. Pfa Aufh. I, 71, I, 203 und I, 208.

<sup>22</sup> Vgl. z. B. Pfa Aufh. A 14.

<sup>23</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>24</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>25</sup> Vgl. z. B. Pfa Aufh. I, 82.

<sup>26</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 199 ff.

Allerdings gab es auch nicht wenige Oratorianer, die trotz des bescheidenen Lebensstandards und der relativ hohen Arbeitsbelastung ihr Leben lang in Aufhausen blieben<sup>27</sup>. Mehrere vermachten dem Institut einen großen Teil ihres Vermögens<sup>28</sup>.

Die anderen negativen Umstände, mit denen es die Kommunität zu tun hatte, wie die Schwierigkeiten mit dem Kloster St. Emmeram als Patronatsherrn der Pfarrei sowie mit dem Domkapitel als Inhaber der Hofmark Aufhausen, sind hier schon zur Genüge dargestellt worden. Unter einer Persönlichkeit wie Johann Georg Seidenbusch konnte das Institut solche ungünstige Existenzbedingungen meistern, nicht oder zumindest nicht auf die Dauer aber unter späteren Pröpsten, die zum Teil nicht einmal mittelmäßiges Format hatten.

#### *VIII. Die Übernahme der Pfarrei und der Nerianerstiftung durch das Kloster Metten und Versuche zur Wiederbelebung des Oratoriums*

Da die Pfarrgemeinde Aufhausen Ordenspriester als Nachfolger der Nerianer wünschte<sup>1</sup>, fragte das Ordinariat 1888 beim Kloster Metten an, ob es zur Übernahme der Pfarrei und zur Verwaltung des Nerianervermögens bereit sei<sup>2</sup>. Das Kloster stimmte zu, doch die nachfolgenden Verhandlungen, vor allem mit den zuständigen staatlichen Stellen, zogen sich in die Länge<sup>3</sup>. Erst 1890 wurde ein „Übereinkommen über die Bedingungen der Übertragung des Nerianerinstitutes und der Pfarrei Aufhausen ... an Konventualen des Benediktinerstiftes Metten“ getroffen. Die Vereinbarungen sahen u. a. vor, daß das Nerianerinstitut als eine selbständige kirchliche Stiftung weitergeführt werden sollte. Die Benediktiner übernahmen alle mit ihm verbundenen Pflichten und Lasten, wofür ihnen die aus der Stiftung fließenden Einkünfte zustanden<sup>4</sup>.

Schon wenige Jahre später gab es erste Bemühungen, in Aufhausen wieder eine Nerianerkommunität einzuführen<sup>5</sup>. Noch lebte, wie schon erwähnt, einer der ehemaligen Aufhausener Nerianer, nämlich der damalige Pfarrer von Eschlkam Johann Georg Braun. Dieser erklärte sich 1895 zunächst auch bereit, nach Aufhausen zurückzukehren und dort als Oratorianer in der Seelsorge zu wirken<sup>6</sup>. Aus gesundheitlichen Gründen nahm er aber dann doch von seinem Vorhaben Abstand<sup>7</sup>.

Ebenfalls seit 1895 beabsichtigte Johann Baptist Bierling, ein junger, aus Bayern stammender Priester, der dem Oratorium in Perugia (Italien) angehörte, durch einen Eintritt in das juristisch noch weiterbestehende Aufhausener Institut zu dessen Wiederbelebung beizutragen<sup>8</sup>. Seine Pläne wurden vom Mettener Abt, Pater Benedikt Braunmüller nachhaltig gefördert. Auch andere Geistliche trugen sich mit dem Gedanken, in Aufhausen wieder eine Nerianerkommunität ins Leben zu ru-

<sup>27</sup> Vgl. Anhang.

<sup>28</sup> Vgl. z. B. Pfa Aufh. A 41, A 52, A 54, A 218, A 240.

<sup>1</sup> Vgl. Pfa Aufh. 122/20.

<sup>2</sup> Vgl. Pfa Aufh. 122/23.

<sup>3</sup> Vgl. Pfa Aufh. 122/23.

<sup>4</sup> Vgl. Pfa Aufh. 122/20.

<sup>5</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Übernahme der Pfarrei durch Metten und Rückgabeveruche.

<sup>6</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Übernahme der Pfarrei durch Metten und Rückgabeveruche.

<sup>7</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Übernahme der Pfarrei durch Metten und Rückgabeveruche.

<sup>8</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Übernahme der Pfarrei durch Metten und Rückgabeveruche.



fen<sup>9</sup>. Den letzten Versuch unternahmen 1926 drei Oratorianer aus dem Bistum Meißen<sup>10</sup>. All diese Bemühungen blieben letztendlich ohne Erfolg, obwohl das Kloster Metten immer bereit war, einer wiederbegründeten Oratorianergemeinschaft Pfarrei und Nerianerinstitut Aufhausen zurückzugeben<sup>11</sup>.

Am 1. Februar 1978 sah sich die Abtei Metten wegen Personalmangel veranlaßt, sich aus Aufhausen zurückzuziehen<sup>12</sup>. Bischof Rudolf hat danach die Wiedereröffnung des Oratoriums, das de iure nicht erloschen ist, weil der Tod des letzten Mitgliedes noch nicht 100 Jahre zurückliegt, verfügt<sup>13</sup>.

#### *Anhang: Verzeichnis der Nerianerpriester in Aufhausen<sup>1</sup>*

1. Seidenbusch Johann Georg (aus München): 1675—1729
2. Heiß Johann Caspar (aus Augsburg): 1675—1720
3. Lein Richard (aus Abensberg)<sup>2</sup>: 1680<sup>3</sup>—ca. 1686<sup>4</sup>; 1695<sup>5</sup>—1698<sup>6</sup>; 1701<sup>7</sup>—1711<sup>8</sup>
4. Geisser Johann (aus Konstanz): 1689<sup>9</sup>—mindestens 1692<sup>10</sup> (ausgetreten)<sup>11</sup>
5. Wammersperger Benedikt (aus München): 1699<sup>12</sup>—1702 (ausgetreten)<sup>13</sup>
6. Schaller Joseph (aus Oberhausen bei Augsburg): 1700<sup>14</sup>—höchstens 1702<sup>15</sup>; 1704<sup>16</sup>—? (ausgetreten)<sup>17</sup>

<sup>9</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Übernahme der Pfarrei durch Metten und Rückgabeversuche.

<sup>10</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Übernahme der Pfarrei durch Metten und Rückgabeversuche.

<sup>11</sup> Vgl. Amtsblatt für die Diözese Regensburg 1979, S. 34 f.

<sup>12</sup> Vgl. Amtsblatt für die Diözese Regensburg 1979, S. 35.

<sup>13</sup> Vgl. Amtsblatt für die Diözese Regensburg 1979, S. 34.

<sup>1</sup> Wie in Kapitel II dargelegt, ist für die Frühzeit des Instituts wegen Mangels genauer Quellen die Feststellung, welche der damals in Aufhausen weilenden Priester tatsächlich Nerianer waren, im einzelnen sehr schwierig. Es sollen hier nur die Priester aufgenommen werden, die nachweislich Mitglieder des Oratoriums waren. Kandidaten, die dann kein Noviziat begonnen haben, und Priester, die nur als Gäste in der Gemeinschaft lebten, finden gleichfalls keine Erwähnung.

Die erste Jahreszahl bezieht sich jeweils auf den Eintritt in das Institut bzw. die Versetzung aus einem anderen Oratorium. Die letzte Jahreszahl bezeichnet das Ableben bzw., falls ausdrücklich angegeben, Austritt, Ausschuß oder Versetzung des betreffenden Mitgliedes. Dazwischen liegende Zahlen geben immer Austritt bzw. Wiedereintritt an.

Soweit die Daten schon im Text vorkommen, werden sie hier nicht noch einmal durch Anmerkungen begründet.

<sup>2</sup> Vgl. BZAR, Verzeichnis der Priester des Bistums Regensburg (maschinenschr.) von Thomas Ries (im folgenden kurz: BZAR, Ries).

<sup>3</sup> Legt in diesem Jahr ein Stabilitätsversprechen ab (vgl. Pfa Aufh. A 229); vgl. auch Pfa Aufh. A 13.

<sup>4</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 6.

<sup>5</sup> Vgl. Pfa Aufh. III, 53'.

<sup>6</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 13.

<sup>7</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 13.

<sup>8</sup> Vgl. Pfa Aufh. III, 56'.

<sup>9</sup> Vgl. BZAR, M Aufh. II, 122.

<sup>10</sup> Vgl. Pfa Aufh. XIII, 169.

<sup>11</sup> Vgl. Sagmeister, J. G. Seidenbusch 304.

<sup>12</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 6 und Pfa Aufh. III, 55.

<sup>13</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 6.

<sup>14</sup> Vgl. Pfa Aufh. III, 55.

7. Oswald Johann (aus Oberhausen bei Augsburg): 1702 <sup>18</sup>—1709 <sup>19</sup>; 1716 <sup>20</sup>—1729 (ausgetreten) <sup>21</sup>
8. De Caspis, Johann Joseph Philipp (aus Regensburg): 1705 <sup>22</sup>—1708 (ausgetreten) <sup>23</sup>
9. Urban Johannes: 1708 <sup>24</sup>—? (vermutlich ausgetreten)
10. Mayr Johann (aus Ebersberg) <sup>25</sup>: 1708 <sup>26</sup>—1713 (ins Münchner Oratorium versetzt) <sup>27</sup>
11. Blaimer Matthias (aus Embach, Pfarrei Obertraubling) <sup>28</sup>: 1709 <sup>29</sup>—1714 <sup>30</sup>
12. Magg Joseph (aus Niederstotzingen in Württemberg) <sup>31</sup>: 1709 (aus dem Münchner Oratorium nach Aufhausen versetzt) <sup>32</sup>—1758
13. Wolfgang „de cruore“ (Niederachdorf?): 1711 <sup>33</sup>—1712 <sup>34</sup>
14. Soller Johann Jodocus: 1714 <sup>35</sup> — mindestens 1716 <sup>36</sup> (danach vermutlich ausgetreten)
15. Eichmayr Heinrich (aus Duderstadt im Bistum Mainz): 1716 <sup>37</sup>— mindestens 1717 <sup>38</sup> (danach vermutlich ausgetreten)
16. Seidenbusch Georg Joseph (aus Plattling) <sup>39</sup>: 1715 <sup>40</sup>—1733 (entlassen) <sup>41</sup>
17. Bischoff Karl: 1722 <sup>42</sup>—? (vermutlich ausgetreten)
18. Schöffberger Michael (aus Aufhausen) <sup>43</sup>: 1724 <sup>44</sup>—1736 <sup>45</sup>
19. Lochner Ferdinand (aus Stadtamhof) <sup>46</sup>: 1726 <sup>47</sup>—1738 <sup>48</sup>

<sup>15</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>16</sup> Vgl. Aufh. III, 55'.

<sup>17</sup> Vgl. Pfa Aufh. III, 55'.

<sup>18</sup> Vgl. Pfa Aufh. III, 55'.

<sup>19</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 6.

<sup>20</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 6.

<sup>21</sup> Vgl. Pfa Aufh. II, 36 f.

<sup>22</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 13.

<sup>23</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 6.

<sup>24</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 6.

<sup>25</sup> Vgl. Pfa Aufh. XXXIX, 244.

<sup>26</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 6.

<sup>27</sup> Vgl. Pfa Aufh. III, 57.

<sup>28</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>29</sup> Vgl. Pfa Aufh. III, 56.

<sup>30</sup> Vgl. Pfa Aufh. III, 57.

<sup>31</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 13.

<sup>32</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 6.

<sup>33</sup> Vgl. Pfa Aufh. III, 56'.

<sup>34</sup> Vgl. Pfa Aufh. III, 57.

<sup>35</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 13.

<sup>36</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 6.

<sup>37</sup> Vgl. Pfa Aufh. III, 57'.

<sup>38</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 6.

<sup>39</sup> Vgl. Pfa Aufh. XLII.

<sup>40</sup> Vgl. Pfa Aufh. III, 57'.

<sup>41</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 81 f.

<sup>42</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 6.

<sup>43</sup> Vgl. Pfa Aufh. XLII.

<sup>44</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 13.

<sup>45</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 102.

<sup>46</sup> Vgl. Pfa Aufh. XLII.



20. Sax Martin (aus Aufhausen) <sup>49</sup>: 1729 <sup>50</sup>—1730 <sup>51</sup>; 1731 <sup>52</sup>—1750 <sup>53</sup>
21. Stockmayr Matthias (aus Straubing) <sup>54</sup>: 1732 <sup>55</sup>—1752 (ausgetreten) <sup>56</sup>
22. Pernlocher Simon: 1734 (bis dahin im Münchner Oratorium) <sup>57</sup>—1735 (ausgetreten) <sup>58</sup>
23. Wagner Johann Baptist (aus Landshut) <sup>59</sup>: 1737 <sup>60</sup>—1770 <sup>61</sup>
24. Milleithner Franz Maximilian Anton (aus München): 1739 <sup>62</sup>—1740 <sup>63</sup>; 1741 <sup>64</sup>—1742 (entlassen) <sup>65</sup>
25. Steinberger Josef (aus Niederhinkofen, Pfarrei Aufhausen) <sup>66</sup>: 1739 <sup>67</sup>—1771 <sup>68</sup>
26. Peckh (Pöckh, Beck) Johann Evangelist (aus Petzkofen, Pfarrei Aufhausen) <sup>69</sup>: 1741 <sup>70</sup>—1777
27. Wurzer Franz Xaver (aus Viechtach): 1751 <sup>71</sup>—1762 (entlassen) <sup>72</sup>
28. Kiermayr Matthias (aus Vilssattling, Pfarrei Gerzen) <sup>73</sup>: 7. November 1753 <sup>74</sup>—23. Dezember 1753 (ausgetreten) <sup>75</sup>
29. Fischer Caspar (aus Regensburg): 1754 <sup>76</sup>—1756 <sup>77</sup>; 1765 <sup>78</sup>—1789
30. Rainecker (Raunegger) Peter (aus Wallkofen, Pfarrei Aufhausen) <sup>79</sup>: 1757 <sup>80</sup>—1764 <sup>81</sup>

<sup>47</sup> Vgl. PfA Aufh. A 6.

<sup>48</sup> Vgl. PfA Aufh. A 218.

<sup>49</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>50</sup> Vgl. PfA Aufh. A 13.

<sup>51</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 63.

<sup>52</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 69 f.

<sup>53</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>54</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>55</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 73.

<sup>56</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 184.

<sup>57</sup> Vgl. PfA Aufh. A 14.

<sup>58</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 98.

<sup>59</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>60</sup> Vgl. PfA Aufh. A 14.

<sup>61</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 230.

<sup>62</sup> Vgl. PfA Aufh. A 14.

<sup>63</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 123.

<sup>64</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 131.

<sup>65</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 138.

<sup>66</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>67</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 116.

<sup>68</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 236.

<sup>69</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 89.

<sup>70</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 131.

<sup>71</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 181.

<sup>72</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 209.

<sup>73</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>74</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 185.

<sup>75</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 185.

<sup>76</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 186.

<sup>77</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 187.

<sup>78</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 220.

<sup>79</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>80</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 189.

<sup>81</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 217.

31. Neumayr Martin: 1759 <sup>82</sup>—1766 <sup>83</sup>
32. Dobler Philipp (aus Straubing) <sup>84</sup>: 1763 <sup>85</sup>—1782 (ausgetreten) <sup>86</sup>
33. Sebald Josef (aus Straubing) <sup>87</sup>: 1767 <sup>88</sup> — höchstens 1768 <sup>89</sup> (ausgetreten) <sup>90</sup>
34. Pestenreiter Wilhelm: 11. August 1767 <sup>91</sup>— 22. September 1767 (entlassen) <sup>92</sup>
35. Zellner Franz Anton (aus Pinkofen) <sup>93</sup>: 1767 <sup>94</sup>—1772 <sup>95</sup>
36. Robel Albert (aus Abensberg) <sup>96</sup>: 1770 <sup>97</sup>—1774 <sup>98</sup>; 1776 <sup>99</sup>—1782 (ausgetreten) <sup>100</sup>
37. Seebauer Wolfgang (aus Bruck, Oberpfalz): 1772 <sup>101</sup>—1776 (ausgetreten) <sup>102</sup>
38. Lehner Thomas (aus Pilling, Pfarrei Neuhausen bei Metten) <sup>103</sup>: 1773 <sup>104</sup>—1827
39. Widmann Joseph (aus Stephansposching): 1777 <sup>105</sup>—1784 (ausgetreten) <sup>106</sup>
40. Meixner Franz Solan (aus Pfreimd, Oberpfalz) <sup>107</sup>: 1781 <sup>108</sup>—1787 <sup>109</sup>; 1791 <sup>110</sup>—1821 <sup>111</sup>
41. Zimmerer Franz Josef (aus Neuhausen) <sup>112</sup>: 1783 <sup>113</sup> (ausgetreten) <sup>114</sup>
42. Kleber Georg (aus Tannesberg) <sup>115</sup>: 1787 <sup>116</sup>—1788 (ausgetreten) <sup>117</sup>

<sup>82</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 199 f.

<sup>83</sup> Vgl. „Status ecclesiasticus Ratisbonensis“ = Schematismus der Geistlichkeit des Bistums Regensburg (im folgenden kurz: Schematismus) 1766, S. 50 und 1767, S. 39.

<sup>84</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 213.

<sup>85</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 215.

<sup>86</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 254.

<sup>87</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>88</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 223.

<sup>89</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 225.

<sup>90</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>91</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 223.

<sup>92</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 223.

<sup>93</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 237.

<sup>94</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 224.

<sup>95</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 237.

<sup>96</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 232.

<sup>97</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 233.

<sup>98</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 244.

<sup>99</sup> Vgl. PfA Aufh. A 14.

<sup>100</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 254.

<sup>101</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 237.

<sup>102</sup> Vgl. PfA Aufh. A 14 (Robel).

<sup>103</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>104</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 240.

<sup>105</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 247.

<sup>106</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>107</sup> Vgl. ebd.

<sup>108</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 253.

<sup>109</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 258.

<sup>110</sup> Vgl. PfA Aufh. A 14.

<sup>111</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>112</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>113</sup> Vgl. PfA Aufh. A 14.

<sup>114</sup> Vgl. Schematismus 1783, S. 18 und 1784, S. 18.

<sup>115</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>116</sup> Vgl. PfA Aufh. A 14.

<sup>117</sup> Vgl. PfA Aufh. I, 258.



43. Sedlmayr Michael (aus Winden, Pfarrei Geisenfeld)<sup>118</sup>: 1787—1789<sup>118a</sup>;  
1790<sup>119</sup>—1794 (ausgetreten)<sup>120</sup>
44. Pichlberger Georg Siegmund (aus Stadthof): 1791<sup>121</sup>—1793 (ausgetreten)<sup>122</sup>
45. Hollner Ignaz (aus Straubing): 1792<sup>123</sup>—1793 (entlassen)<sup>124</sup>
46. Enderl Michael (aus Rohr): 1793<sup>125</sup>—1815<sup>126</sup>
47. Schwemmer Franz Karl (aus Pressath, Oberpfalz): 1794<sup>127</sup>—1809<sup>128</sup>
48. Treitinger Peter (aus Thalmassing): 1794<sup>129</sup>—1805 (ausgetreten)<sup>130</sup>
49. Murr Josef Adam (aus der Oberpfalz): 1796<sup>131</sup>—1797 (ausgetreten)<sup>132</sup>
50. Eberth Georg (aus Irnkofen, Pfarrei Aufhausen)<sup>133</sup>: 1811<sup>134</sup>—1830 (ausgetreten)<sup>135</sup>
51. Krehn Paul (aus Straubing)<sup>136</sup>: 1819<sup>137</sup>—1850
52. Sellmayer Jakob (aus Osterham, Pfarrei Hofkirchen)<sup>138</sup>: 1831<sup>139</sup>—1886
53. Stadler Georg (aus Aufhausen)<sup>140</sup>: 1832<sup>141</sup>—1834<sup>142</sup> (ausgetreten)<sup>143</sup>
54. Luber Karl (aus Regensburg)<sup>144</sup>: 1850<sup>145</sup>—1852<sup>146</sup>; 1864<sup>147</sup>—1867<sup>148</sup>
55. Haslbeck Lorenz (aus Niederviehbach)<sup>148a</sup>: 1850<sup>148b</sup>—1852 (ausgetreten)<sup>148c</sup>

<sup>118</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>118a</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 6.

<sup>119</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 259.

<sup>120</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 261.

<sup>121</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 260.

<sup>122</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 261.

<sup>123</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 260.

<sup>124</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 260.

<sup>125</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 261.

<sup>126</sup> Vgl. Schematismus 1815, S. 13 und 1816, S. 13.

<sup>127</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 261.

<sup>128</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>129</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 261.

<sup>130</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>131</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 262.

<sup>132</sup> Vgl. Schematismus 1797, S. 20 und 1798, S. 62.

<sup>133</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>134</sup> Vgl. Schematismus 1811, S. 24.

<sup>135</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>136</sup> Vgl. Schematismus 1830, S. 16.

<sup>137</sup> Vgl. Pfa Aufh. I, 265.

<sup>138</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>139</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 14.

<sup>140</sup> Vgl. Schematismus 1833, S. 14.

<sup>141</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 110.

<sup>142</sup> Vgl. Schematismus 1834, S. 14 und 1835, S. 15.

<sup>143</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>144</sup> Vgl. Schematismus 1851, S. 18.

<sup>145</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 14.

<sup>146</sup> Vgl. BZAR, Personalakt.

<sup>147</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 14 und BZAR, Pfa Aufh., „Nerianer“.

<sup>148</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>148a</sup> Vgl. BZAR, Personalakt.

<sup>148b</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 14.

<sup>148c</sup> Vgl. Schematismus 1852, S. 18 und 1853, S. 18.

56. Braun Johann Georg (aus Loiching) <sup>149</sup>: 1862 <sup>150</sup>—1877 (dann Pfarrer in Eschlkam <sup>151</sup>; blieb aber Nerianer <sup>152</sup>; gest. 1904 als Kommorant in Landau a. d. Isar <sup>153</sup>)

<sup>149</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>150</sup> Vgl. Pfa Aufh. A 14.

<sup>151</sup> Vgl. BZAR, Ries.

<sup>152</sup> Vgl. BZAR, Pfa Aufh., Übernahme der Nerianerstiftung durch Kloster Metten.

<sup>153</sup> Vgl. Schematismus 1905, S. 117.



# Restauration und Ausbau des Regensburger Doms im 19. Jahrhundert

von

Susette Raasch

## Vorwort

Die vorliegende Untersuchung wurde 1977 von der Philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München als Dissertation angenommen. Sie entstand unter der großzügigen Leitung von Prof. Dr. Hermann Bauer, wofür an dieser Stelle recht herzlich gedankt sei. Besonderen Dank schulde ich auch Prof. Dr. Norbert Huse für viele wertvolle Anregungen und Hinweise.

Das Studium des an verschiedenen Orten erhaltenen Aktenmaterials, das die Hauptgrundlage der Arbeit bildet, wurde durch die Hilfsbereitschaft der zuständigen Damen und Herren sehr erleichtert. Zu Dank verpflichtet bin ich vor allem dem Bischöflichen Zentralarchiv Regensburg, dem Stadtarchiv Regensburg, dem Diözesanmuseum Regensburg, dem Museum der Stadt Regensburg, der Dombauhütte Regensburg und dem Landbauamt in Regensburg, ferner dem Geheimen Hausarchiv in München; dem Staatsarchiv Amberg; sowie den Mitarbeitern der Architektursammlung der TU München. Dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege und den Mitarbeitern der Photothek dieses Amtes möchte ich gleichfalls für ihr freundliches Entgegenkommen danken.

Meine Nachforschungen zur Glasmalerei des 19. Jahrhunderts wurden durch Herrn Adalbert Mayer von der Mayer'schen Hofkunstanstalt in München tatkräftig unterstützt. Er stellte mir den Nachlaß des Kunsthistorikers Dr. Merten und wichtiges Quellenmaterial zur Verfügung. Ihm gilt mein aufrichtiger Dank.

Die Dissertation wäre aber nie fertig geworden ohne den persönlichen Beistand, den ich von vielen Seiten erfahren habe. Besonders danken möchte ich Dr. M. Brix, M. Götz, Dr. H. Haas, Dr. A. Hubel, Dr. F. Hufnagl, Th. Hüttenhofer, Dr. S. Klinkert, Dr. H.-J. Kotzur, B. Krafft, Dr. K. Kreiling, Dr. E. Gropplero di Troppenburg, I. Raasch, Dr. U. Schießl, H. Schulz-Merkel, Ch. Thomas, Dr. H. u. B. Weißhaar, B. Zahn.

Für die Aufnahme in die Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg sage ich aufrichtigen Dank Herrn Prof. Dr. Schwaiger und Msgr. Dr. Paul Mai.

Der zur Dissertation gehörige Anhang über die „Geschichte der Kgl. Glasmalereianstalt in München“ wird an anderer Stelle gesondert veröffentlicht.

## INHALT

|                                                                                                                              |     |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Abkürzungen . . . . .                                                                                                        | 140 |
| Quellen . . . . .                                                                                                            | 141 |
| Ausgewählte Literatur . . . . .                                                                                              | 141 |
| Abbildungsverzeichnis . . . . .                                                                                              | 147 |
| Einleitung . . . . .                                                                                                         | 149 |
| I. Allgemeine Voraussetzungen der Kirchenrestaurationen und -Vollendungen des 19. Jahrhunderts . . . . .                     | 151 |
| Vorbemerkung                                                                                                                 |     |
| 1. Wiederherstellungen und Vollendungen mittelalterlicher Bauten vor 1800                                                    | 152 |
| 2. Aspekte der Gotikrezeption im frühen 19. Jahrhundert . . . . .                                                            | 158 |
| 3. Erhoffte moralisch-politische Auswirkungen der Wiederherstellung und Vollendung mittelalterlicher Kirchenbauten . . . . . | 169 |
| II. Die Gestalt des Regensburger Doms vor den Restaurations- und Ausbaumaßnahmen des 19. Jahrhunderts . . . . .              | 177 |
| Vorbemerkung                                                                                                                 |     |
| 1. Der unvollendete Außenbau . . . . .                                                                                       | 178 |
| 2. Der barockisierte Innenraum . . . . .                                                                                     | 183 |
| III. Der Regensburger Dom vom Zeitalter der Säkularisation bis zur Restauration                                              | 188 |
| 1. Der bauliche Zustand des Doms . . . . .                                                                                   | 188 |
| 2. Zeichen einer neuen Wertschätzung: frühe Beschreibungen und bildliche Darstellungen . . . . .                             | 191 |
| IV. Die Restauration des Doms . . . . .                                                                                      | 202 |
| 1. Zeittafel zur Restauration . . . . .                                                                                      | 202 |
| 2. Motive und Schwerpunkte . . . . .                                                                                         | 207 |
| 3. Der Regensburger Dom als Nationaldenkmal und als Symbol der kirchlichen Restauration . . . . .                            | 217 |
| 4. Die Zurückdrängung der Ikonologie . . . . .                                                                               | 225 |
| 5. „Stilreinheit“ . . . . .                                                                                                  | 238 |
| 6. Historische Wurzeln . . . . .                                                                                             | 244 |
| V. Die „Vollendung“ des Regensburger Doms und ihre Voraussetzungen . . . .                                                   | 251 |
| 1. Zeittafel zum Ausbau . . . . .                                                                                            | 251 |
| 2. Die gegenüber der Domrestauration veränderte Ausgangslage . . . . .                                                       | 254 |
| VI. Die Planungsgeschichte der Dom-„Vollendung“ . . . . .                                                                    | 262 |
| Vorbemerkung . . . . .                                                                                                       | 262 |
| 1. Vorgeschichte . . . . .                                                                                                   | 262 |



|                                                                                                                                                             |     |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| 2. Neue Voraussetzungen um die Jahrhundertmitte . . . . .                                                                                                   | 268 |
| 3. Das Ausbauprogramm . . . . .                                                                                                                             | 270 |
| 4. Die erste Planungsphase . . . . .                                                                                                                        | 273 |
| 5. Die zweite Planungsphase . . . . .                                                                                                                       | 282 |
| VII. Die für Restauration und Ausbau des Regensburger Doms maßgebenden Architekten . . . . .                                                                | 285 |
| 1. Die Architekten der Restauration . . . . .                                                                                                               | 285 |
| 2. Die Architekten des Domausbaus . . . . .                                                                                                                 | 287 |
| VIII. Schlußbetrachtung: Restauration und „Vollendung“ des Regensburger Doms als Beispiel für die Pflege mittelalterlicher Kirchenbauten im 19. Jahrhundert | 301 |

# ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

|                        |                                                                                                     |
|------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Amberg                 | Hauptstaatsarchiv Amberg                                                                            |
| BZA                    | Bischöfl. Zentralarchiv Regensburg                                                                  |
| DBV                    | Dombauverein                                                                                        |
| GHAM                   | Geheimes Hausarchiv, München                                                                        |
| HStA M                 | Bayer. Hauptstaatsarchiv, München                                                                   |
| KM                     | Bayer. Staatsministerium f. Unterricht und Kultus                                                   |
| Kunstblatt             | Schorn's Kunstblatt (Beilage zum Morgenblatt für gebildete Stände)                                  |
| LBA                    | Landbauamt Regensburg, Akten zur Domkirche                                                          |
| Spindler, Schenkbriefe | Max Spindler, Hrsg., Briefwechsel zwischen Ludwig I. von Bayern und Eduard v. Schenk (München 1930) |
| StBM                   | Bayer. Staatsbibliothek München                                                                     |
| VHVO                   | Verhandlungen des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg                                 |



## QUELLEN

- Bayer. Hauptstaatsarchiv München: MINN 24105/I („Die in den öffentlichen Gebäuden in Regensburg vorhandenen Gemälde . . .“, 1810—25); ebd. 44820 (Briefsammlung des Innenministers Graf Armansperg, 1826—28); OBB 5744, ebd. 7811 (Michael Maurer, Personalakten); ebd. 7818 (Jos. Nadler, Personalakte); ebd. 40216 (Franz Jös. Denzinger, Personalakten).
- Bayer. Staatsministerium f. Unterr. u. Kultus, München: Geh. Raths-Acten, Domkirche in Regensburg 1826—39; ebd. 1839—63; Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg 1855—63; ebd. 1864—94 (alle zu Restauration und Ausbau des Doms).
- Bischöfl. Zentralarchiv Regensburg: BDK, Alte Registratur I, 1 (Domausbau); ebd. Alte Registratur XIV, 141 a (Manuskript des Dompräses Jos. Cramer, 1794); N Senestrey Nr. 60 (Domrestauration); ebd. Nr. 62—66 (Domausbau); ebd. Nr. 90 (Briefwechsel mit Ludwig I.); BDK, unsignierte Akten zum Domusbau (Akten des Dombaumeisters, Bautagebücher, Baurechnungen, Wochenlisten, Protokolle und Korrespondenz des Dombaureins etc.).
- Geheimes Hausarchiv, München: Nachlaß Ludwig I., 48/5/31(3 (Domrestauration); ebd. 50/4/10 1/2 (Domausbau); ebd. 89/2 (Briefe v. Friedr. Gärtner); ebd. II A 27; ebd. C, 1 (Briefe v. Max Ainmiller, 1849—50); Nachlaß Max II., 78/2/113 (Briefwechsel mit August Voit).
- Landbauamt Regensburg: Nr. 167 (Unterhalt und Restauration des Doms 1812—35; Restauration 1836—40; Unterhalt 1840—1915).
- Staatsarchiv Amberg: Regierung KdI 14288 („Zeichnungen“ des Doms, u. a. die mal. Baupläne, 1828—32); ebd. 14289 (Domrestauration 1826—30); ebd. 14290 (Restauration 1831—34); ebd. 14291 (Restauration u. Ausbau 1835—59); ebd. 14292 (Ausbau 1859—70); Regierung KdI, Abgabe 49, 9520 (Ausbau u. Unterhalt 1871—86); ebd. 9521 (Ausbau 1859—71); ebd. 16372 (Restauration u. Ausbau 1833—69).
- Stadtarchiv Regensburg: ZR 551 (Domausbau); A 1966/18 (M.), Leihgabe des Bayer. Nationalmuseums (Manuskript v. Georg Aloys Resch, 1838).
- Oberhirtliches Verordnungsblatt für das Bisthum Regensburg, 1855—72.
- Schematismus der Geistlichkeit des Bisthums Regensburg, 1830—40, 1855—72.
- Schorn's Kunstblatt (Beilage zum Morgenblatt für Gebildete Stände), Jg. 1 (1820) — 29 (1848).

## AUSGEWÄHLTE LITERATUR

- Adler Fr., Der Dom zu Regensburg, in: Deutsche Bauzeitung 9, 1875, S. 131, 141 f., 151 ff., 171 f., 181 f., 191 f., 201 f., 211 ff., 221 f.
- Altmann Lothar, Die Baugeschichte des gotischen Domes von der Mitte des 13. bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts, in: Der Regensburger Dom: Beiträge zu seiner Geschichte, hrsg. von Georg Schwaiger, Regensburg 1976 (Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, Bd. 10).
- Bandmann Günter, Ikonologie der Architektur, Darmstadt 1969 (1951 in: Jb. für Ästhetik u. allg. Kunstwissenschaft, S. 67—109).
- Bauer Hermann, Architektur als Kunst: Von der Größe der idealistischen Architektur-

- Ästhetik und ihrem Verfall, in: Kunstgeschichte und Kunsttheorie im 19. Jahrhundert (Probleme der Kunstwissenschaft I), Berlin 1963.
- Beenken Hermann, Das 19. Jahrhundert in der deutschen Kunst: Aufgaben und Gehalte, München 1944.
- Ders., Schöpferische Bauideen der deutschen Romantik, Mainz 1952.
- Beutler Ernst, Von deutscher Baukunst: Goethes Hymnus auf Erwin v. Steinbach . . . , München 1943 (Freies Dtsch. Hochstift Frankfurt a. Main, Vorträge u. Schriften, Bd. 4).
- Bloch Peter, Kölner Skulpturen des 19. Jahrhunderts, in: Wallraf-Richartz-Jb. 1967, Bd. 29, S. 243—90.
- Boeck Urs, Karl Alexander Heideloff, Diss. Tübingen 1958 (in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 48, 1958, S. 314—90).
- Bösner Heinrich Joh. Thomas v., Fragmente einer Geschichte des Domes zu Regensburg, Regensburg 1833.
- Boisserée Sulpiz, Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln, München 21842.
- Braunfels Wolfgang, Denkmalspflege der Denkmalspflege, in: Vom Bauen, Bilden und Bewahren (Festschrift Willy Weyres), Köln 1964, S. 323—29.
- Clark Kenneth, The Gothic Revival, 8(John Murray) 1976 (1928).
- Clemen Paul, Die deutsche Kunst und die Denkmalspflege, Berlin 1933.
- Costenoble J. C., Ueber altdeutsche Architektur und deren Ursprung, Halle 1812.
- Dahm Inge, Das Schornsche „Kunstblatt“ 1816—49, ungedr. Diss. München 1953.
- Dehio Georg, Denkmalschutz und Denkmalspflege im 19. Jahrhundert: Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers gehalten in der Aula der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg am 27. Januar 1905, Straßburg 1905.
- Dehio Georg, Geschichte der deutschen Kunst, Bd. II (Das späte Mittelalter von Rudolf v. Habsburg bis zu Maximilian I.: Die Kunst der Gotik), Berlin/Leipzig 1930, bes. S. 24, 60, 164 f.
- Denzinger Franz Josef, Der sogenannte Eselsturm am Dome zu Regensburg, in: Verhandlungen des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg 28, 1872, S. 213—20.
- Diepenbrock Melchior, Der Tempelbau Gottes in der Menschheit: Rede bei der feierlichen Wiedereröffnung des Domes zu Regensburg am hl. Pfingsttage 1839, Regensburg 1839.
- Doeberl Michael, Entwicklungsgeschichte Bayerns, Bd. III (Vom Regierungsantritt König Ludwigs I. bis zum Tode König Ludwigs II. . . .), München 1931.
- Dvořák Max, Katechismus der Denkmalspflege, Wien 1918.
- Eggert Klaus, Friedrich von Gärtner, Baumeister König Ludwigs I., München 1963 (Neue Schriftenreihe des Stadtarchivs München, Bd. 15).
- Endres J. A., Zur Geschichte des Domes in Regensburg, in: Die Christliche Kunst XI, 1914/15, S. 229—40.
- Ettlinger Leopold, Denkmal und Romantik: Bemerkungen zu Leo v. Klenzes Walhalla, in: Festschrift für Herbert v. Einem, Berlin o. J. (1965).
- Fischer Manfred F., Die Restaurierungspläne Friedrich v. Gärtners für die ehemalige Klosterkirche Heilsbronn bei Ansbach: Ein Beitrag zur Geschichte der Denkmalspflege, in: Deutsche Kunst u. Denkmalspflege, 1966, H. 1, S. 63—67.
- Förster Ernst, Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei . . . , Bd. III, 1857, S. 19—27; Bd. IX, 1864, S. 33—46.
- Förster Ernst, Geschichte der deutschen Kunst, Bd. V (Von 1820 bis zur Gegenwart), Leipzig 1860.
- Frankl Paul, The Gothic: Literary Sources and Interpretations through Eight Centuries, Princeton 1960.



- Frölich Marie / Sperlich Hans G., Georg Moller: Baumeister der Romantik, Darmstadt 1959.
- Gall Günter, Der Regensburger Dom — Studien zur Planung des gotischen Domes und zur Änderung während der Bauausführung, ungedr. Diss. München 1951.
- Germann Georg, Neugotik: Geschichte ihrer Architekturtheorie, Stuttgart 1974.
- Giedion Siegfried, Spätbarocker und romantischer Klassizismus, München 1922.
- Görres Josef, Der Dom von Köln und das Münster von Straßburg, Regensburg 1842.
- Goethe Johann Wolfgang, Schriften zur Kunst, 1. und 2. Teil, dtv Gesamtausgabe, Bd. 33, 34 (München 1962).
- Götz Wolfgang, Die Entwicklung der Denkmalpflege in Deutschland vor 1800, 2 Bde., Diss. Leipzig 1956 (Beiträge zur Vorgeschichte der Denkmalpflege).
- Grisebach August, Die Baukunst im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin/Neubabelsberg 1915 (Handbuch der Kunstwissenschaft, Bd. 26).
- Grueber Bernhard, Der Dom zu Regensburg, Regensburg 1844 (Separatdruck aus: Regensburg und seine Umgebungen, 1843).
- Ders., Vergleichende Sammlungen für christliche Baukunst, 2 Bde., Augsburg 1839/41.
- Gumpelzhaimer Christ. Gottlieb, Regensburgs Geschichte, Sagen und Merkwürdigkeiten, Bd. I, Regensburg 1830, bes. S. 202 ff.
- Gurlitt Cornelius, Die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts: Ihre Ziele und Taten, Berlin 1899.
- Habel Heinrich, Der Münchner Kirchenbau im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: Deutscher Kunstverlag 1921—71, München/Berlin 1971.
- Hahn Winfried M., Romantik und Katholische Restauration: Das kirchliche und schulpolitische Wirken des Sailer-Schülers und Bischofs von Regensburg Franz Xaver v. Schwäbl (1778—1841) unter der Regierung König Ludwigs I. von Bayern, Diss. München 1970 (Miscellanea Bavarica Monacensia, Heft 24).
- Haupt Albrecht, Die Herstellung von Kirchen und ihre verschiedenen Richtungen, in: Die Denkmalpflege, 1. Jg. 1899, S. 64—65, 70—72.
- Hederer Oswald, Friedrich v. Gärtner 1792—1847; Leben — Werk — Schüler, München 1976.
- Hegel Georg Wilh. Friedr., Die Romantische Architektur, in: Jubiläumsausgabe, hrsg. von Hermann Glockner, Bd. 13 (Ästhetik, Bd. II), Stuttgart 1953, S. 332—52.
- Heideloff Carl Alexander, Die Bauhütte des Mittelalters in Deutschland, Nürnberg 1844.
- Heigel Carl Theodor, Ludwig I., König von Bayern, Leipzig 1888.
- Herrmann Wolfgang, Laugier and Eighteenth Century French Theory, London 1962.
- Historismus und bildende Kunst: Vorträge und Diskussion im Okt. 1963 in München und in Schloß Anif, München 1965 (Studien zur Kunst des 19. Jahrhunderts, Bd. I).
- Hörmann Hans, Die Wiederherstellung der Regensburger Domturmhelme, in: Bericht des Bayer. Landesamtes für Denkmalpflege 1956, S. 52—54, München 1957.
- Hoffstadt Friedrich, Gothisches ABC Buch, das ist Grundregeln des gothischen Styls für Künstler und Werkleute, Frankfurt 1840.
- Hubel Achim, Der Dom zu Regensburg, München/Zürich 1975 (Schnell Kunstführer Nr. 41).
- Jakob Georg, Die Kunst im Dienste der Kirche, Landshut 1885 (1857).
- Kallenbach G. G., Atlas zur Geschichte der deutsch-mittelalterlichen Baukunst, München 1847.
- Kamphausen Alfred, Gotik ohne Gott: Ein Beitrag zur Deutung der Neugotik und des 19. Jahrhunderts, Tübingen 1952.
- Kauffmann Hans, Die Maßwerkhelme des Freiburger Münsters und des Kölner Domes,

- in: Festschrift Kurt Bauch, Kunstgeschichtliche Beiträge zum 25. Nov. 1957, München 1957, S. 117—125.
- Kirschbaum Engelbert, Deutsche Nachgotik: Ein Beitrag zur Geschichte der kirchlichen Architektur von 1550—1800, Diss. München 1929.
- Klevinghaus Gertrud, Die Vollendung des Kölner Doms im Spiegel deutscher Publikationen der Zeit von 1800—1842, Diss. Saarbrücken 1971.
- Knoepfli Albert, Schweizerische Denkmalpflege: Geschichte und Doktrinen, Zürich 1972 (Beiträge zur Geschichte der Kunstwissenschaft in der Schweiz 1, Jahrbuch 1970/71).
- Knopp Norbert, Die Restaurierung der Münchner Frauenkirche im 19. Jahrhundert, in: Festschrift für Luitpold Dussler: 28 Studien zur Archäologie und Kunstgeschichte, München 1972.
- Knorre Alexander v., Turmvollendungen deutscher gotischer Kirchen im 19. Jahrhundert, Diss. Köln 1974.
- Kugler Franz, Fragmente zur Theorie der Kunst, in: Deutsches Kunstblatt 3, 1852, S. 345 f., 371 f., 387 f., 413.
- Ders., Geschichte der Baukunst, Bd. III (Geschichte der gotischen Baukunst), Stuttgart 1859.
- Ders., Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte, Bd. II und III, Stuttgart 1854.
- Lankheit Klaus, Revolution und Restauration, Baden-Baden 1965 (Kunst der Welt, Bd. 23).
- Lanson René, Le goût du moyen-âge en France au XVIIIe siècle, Paris/Bruxelles 1926.
- Laugier Marc Antoine, Essai sur l'architecture, Paris 1755. Deutsche Ausgabe: Des P. Laugier eines Jesuiten Versuch in der Baukunst: Neue Ausgabe, genau übersehen, verbessert, und mit einem Wörterbuch der darinnen befindlichen Kunstwörter . . . , Frankfurt/Leipzig 1758.
- Ders., Observations sur l'architecture, Paris 1765. Deutsche Ausgabe: Des Abtes Laugier neue Anmerkungen über die Baukunst . . . , Leipzig 1768.
- Lehner J. B., Der Dom zu Regensburg, Regensburg o. J. (Kirchenführer).
- Loers Veit, Die Barockausstattung des Regensburger Doms und seine Restauration unter König Ludwig I. von Bayern (1827—39), in: Der Regensburger Dom: Beiträge zu seiner Geschichte, Regensburg 1976 (Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, Bd. 10).
- Lützel Heinrich, Die Deutung der Gotik bei den Romantikern, in: Wallraf-Richartz-Jb. 2, 1925, S. 9—33.
- Ders., Der Kölner Dom in der deutschen Geistesgeschichte, in: Der Kölner Dom: Festschrift zur Siebenhundertjahrfeier 1248—1948, hrsg. v. Zentral-Dombau-Verein, Köln 1948.
- Mader Felix, Die Kunstdenkmäler von Bayern, Regierungsbezirk Oberpfalz, Bd. XXII, Stadt Regensburg I (Dom und St. Emmeram) und II (Kirchen der Stadt mit Ausnahme von Dom u. St. Emmeram), München 1933.
- Mai Paul, Das Wirken Ignatius v. Senestréys als Bischof von Regensburg (1858—1906), in: Ignatius v. Senestréy: Beiträge zu seiner Biographie, Bärnau 1968.
- Mann Albrecht, Die Neuromanik: Eine rheinische Komponente im Historismus des 19. Jahrhunderts, Köln 1966.
- Maurer Michael, Gutachten über den Ausbau des Domes zu Regensburg und die Untersuchung seines nördlichen Thurmes . . . , in: Verhandlungen des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg 18, 1858, S. 430—37.
- Mayer Anton L., Die Liturgie in der europäischen Geistesgeschichte, Gesammelte Aufsätze, hrsg. v. Emmanuel v. Severus OSB, Darmstadt 1971.



- Meinecke Friedrich, Die Entstehung des Historismus, München 21946 (1936).
- Milizia Francesco, Principii di Architettura, Finale 1781. Deutsche Ausgabe: Grundsätze der bürgerlichen Baukunst (hrsg. von Christian Ludw. Stieglitz), 3 Bde., Leipzig 1824.
- Moller Georg, Bemerkungen über die aufgedundene Originalzeichnung des Domes zu Köln, Darmstadt 1818.
- Ders., Denkmäler der deutschen Baukunst, Bd. I, Darmstadt 1821.
- Moninger Hans, Friedrich v. Gärtners Original-Pläne und Studien bestehend in Zeichnungen, Skizzen . . . etc. etc., München 1882.
- Muthesius Stephan, Das englische Vorbild: Eine Studie zu den deutschen Reformbewegungen in Architektur, Wohnbau und Kunstgewerbe im späteren 19. Jahrhundert, München 1974.
- Neumann Erwin, Friedrich v. Schmidt: Ein Beitrag zu seiner Monographie und zur Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts, ungedr. Phil. Diss. Wien 1952.
- Niedermayer A., Künstler und Kunstwerke der Stadt Regensburg: Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Altbayerns, Landshut 1857.
- Nipperdey Thomas, Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert, in: Historische Zeitschrift, 206. Bd., 1968, S. 529—85.
- Oberschmid Josef, Führer durch den Dom von Regensburg, Regensburg 1897.
- Pause Peter, Gotische Architekturzeichnungen in Deutschland, ungedr. Diss. Bonn 1973, S. 220 ff.
- Pfister Michael, Der Dom zu Bamberg, Bamberg 1896.
- Popp Justus / Bülow Theodor, Die Architektur des Mittelalters in Regensburg, Regensburg 1834—39.
- Quast F. v., Reihenfolge und Charakteristik der vorzüglichsten Bauwerke des Mittelalters in Regensburg, in: Deutsches Kunstblatt 3, 1852, S. 207 ff.
- Rave Paul Ortwin, Die Anfänge preussischer Kunstpflege am Rhein, in: Wallraf-Richartz-Jb. 9, 1936, S. 181—204.
- Reichensperger August, Fingerzeige auf dem Gebiet der kirchlichen Kunst, Leipzig 1854.
- Reidelbach Hans, Ludwig I., König von Bayern und seine Kunstschöpfungen, München 1888.
- Riegl Alois, Der moderne Denkmalkultus, sein Wesen und seine Entstehung (1903), in: Gesammelte Aufsätze, Augsburg/Wien 1929, S. 144—93.
- Robson-Scott W. D., The Literary Background of the Gothic Revival in Germany: A Chapter in the History of Taste, Oxford 1965.
- Rosemann Heinz, Die zwei Entwürfe im Regensburger Domschatz, in: Münchner Jb. der bildenden Kunst, NF 1, 1924, S. 230—62.
- Ders., Entstehungszeit und Schulzusammenhänge der Regensburger Turmpläne, in: Kunstchronik 15, 1962, S. 259—61.
- Schädler Alfred, Gotische Bauplastik der Regensburger Dombauhütte, in: Bayerland, 59. Jg., 1957, S. 18—25.
- Schiel Hubert, Bischof Sailer und Ludwig I. von Bayern mit ihrem Briefwechsel, Regensburg 1932.
- Schiller Friedrich, Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen (1795), in: Schillers Sämtliche Werke (mit Einleitungen v. Karl Goedecke), Bd. 14 (Cotta'sche Buchhandlung Nachf.), Stuttgart/Berlin o. J., S. 100—196.
- Schlegel Friedrich, Ansichten und Ideen von der christlichen Kunst, hrsg. und eingeleitet v. Hans Eichner, Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Bd. 4, München/Paderborn/Wien 1959.
- Schmitz Hermann, Die Gotik im deutschen Kunst- und Geistesleben, Berlin 1921.

- Schrade Hubert, Das deutsche Nationaldenkmal, München 1934.
- Schreiber Arndt, Frühklassizistische Kritik an der Gotik 1759—1789, Würzburg 1938 (Diss. Berlin 1937).
- Schuegraf Josef Rudolf, Geschichte des Domes von Regensburg und der dazu gehörigen Gebäude, 2 Bde. (Verhandlungen des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg 11 und 12, 1848—49).
- Ders., Berichtigungen und Rechtfertigungen zu den beiden Bänden der Geschichte des Domes, in: Verhandlungen des Histor. Vereins v. Oberpfalz u. Regensburg 16, 1855, S. 223 ff.
- Schwaiger Georg, Die altbayerischen Bistümer Freising, Passau und Regensburg zwischen Säkularisation und Konkordat, München 1959.
- Ders., Das Erzbistum Regensburg unter Carl Theodor v. Dalberg (1803—1817), in: Der Regensburger Dom: Beiträge zu seiner Geschichte, Regensburg 1976 (Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, Bd. 10).
- Sedlmayr Hans, Verlust der Mitte: Die bildende Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts als Symptom und Symbol der Zeit, Darmstadt 1976 (1948).
- Sepp Johann Nepomuk, Ludwig Augustus, König von Bayern und das Zeitalter der Wiedergeburt der Künste, Regensburg 1903 (1869).
- Sighart J., Geschichte der Bildenden Künste im Königreich Bayern von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 1862.
- Spindler Max (Hrsg.), Briefwechsel zwischen Ludwig I. von Bayern und Eduard v. Schenk 1823—1841, München 1930.
- Ders., Handbuch der Bayerischen Geschichte, Bd. IV/1 (Die Regierungszeit Ludwigs I.), München 1974.
- Staber Josef, Kirchengeschichte des Bistums Regensburg, Regensburg 1966.
- Stieglitz Christian Ludwig, Encyclopädie der bürgerlichen Baukunst, 6 Bde., Leipzig 1792 ff.
- Ders., Von altdeutscher Baukunst, Leipzig 1820.
- Tietze Hans, Das Fortleben der Gotik durch die Neuzeit, in: Mitteilungen der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege XIII, 1914, S. 197—212, 237—49.
- Ders., Wiener Gotik im XVIII. Jahrhundert, in: Kunstgeschichtl. Jb. der k. k. Zentralkommission f. Erforschung u. Erhaltung der Kunst- u. historischen Denkmale III, 1909, S. 162—86.
- Verbeek Albert, Zur spätnazarenischen Ausmalung des Speyerer Domes 1846—54, in: 900 Jahre Speyerer Dom, Festschrift zum Jahrestag der Domweihe 1061—1961, hrsg. v. Ludwig Stamer, Speyer 1961, S. 138—64.
- Ders., Zur Vollendung des Dominikerklosters im Jahre 1863, in: Kölner Domblatt 21/22, 1963, S. 95—104.
- Verordnung über die Erhaltung der geschichtlichen und artistischen Denkmäler Bayerns, abgedruckt in: Schorn's Kunstblatt, 10. Jg. 1829, S. 146—48.
- Viollet-le-Duc E. E., Restauration, in: Dictionnaire Raisoné de l'Architecture Française du XIe au XVIe Siècle, Bd. IX, 1866, S. 14 ff.
- V. L. (= Vitet Louis), Über Reparatur, Restauration, Erhaltung und Vollendung mittelalterlicher Baudenkmäler, in: Allgemeine Bauzeitung 17, 1852, S. 305—75.
- Wagner-Rieger Renate, Wiens Architektur im 19. Jahrhundert, Wien 1970.
- Walderdorff Hugo Graf v., Regensburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart, Regensburg 1896 (1869).
- Weiller Cajetan v., Was ist Christenthum? Rede . . . bey der feyerlichen Eröffnung der Lehrvorträge an der Studien-Anstalt zu München . . . , München 1819.



- Wibiral Norbert / Mikula Renate, Heinrich v. Ferstel, Wiesbaden 1974.
- Wiebeking Karl Ritter Friedrich v., Bürgerliche Baukunde, 4 Bde., München 1821—26.  
Frz. Ausgabe: L'Architecture Civile, bes. Tome 5, München 1829.
- Wolzogen Alfred v., Aus Schinkels Nachlaß, Bd. III, Berlin 1863.
- Zahn Karl, Der Dom zu Regensburg, Augsburg 1929.
- Ders., Die Westfassade und das Westportal des Domes in Regensburg und ihre Beziehungen zu den zwei Entwürfen im Domschatz, in: Münchner Jb. der bildenden Kunst, NF VI, 1929, S. 365—401.

## ABBILDUNGSVERZEICHNIS

1. Südwestansicht des Doms vor der „Vollendung“. Lithographie von Domenico Quaglio, 1820. (Architektursammlung der TU München). (Foto ebd.).
2. Die Westfassade vor dem Ausbau der Türme. Stahlstich von L. Lange und C. Rauch, um 1842. (Foto Bayer. Staatsbibliothek München).
3. Die Westfassade des Doms vor dem Turmausbau. Historische Aufnahme, um 1850. (Museum der Stadt Regensburg).
4. Ostansicht des Doms zur Zeit des Turmausbaus. Historische Aufnahme, Frühjahr 1867. (Bayer. Landesamt für Denkmalpflege).
5. Südwestansicht während des Turmausbaus, noch mit barockem Dachreiter. Historische Aufnahme, 1866. (BZA Regensburg).
6. Domgrundriß mit Angabe der Altäre. Zustand vor der Restauration. Zeichnung v. Friedrich Gärtner (?), um 1830. (Architektursammlung der TU München, Gärtnersammlung). (Foto ebd.).
7. Dombrunnen im Südquerhaus, mit Zugang zur südlichen Empore und Treppenschacht. Lithographie v. Postel und Sterzer, um 1830. (Foto I. Raasch).
8. Innenansicht des restaurierten Doms. Stahlstich v. Gerhardt u. Poppel, um 1840. (Foto Bayer. Staatsbibliothek München).
9. Entwurf eines Musikchors für den Regensburger Dom. Pause einer Entwurfszeichnung v. Friedr. Gärtner, 1830. (Bayer. Hauptstaatsarchiv München, Plansammlung). (Foto ebd.).
10. Das „Bennofenster“ im Südquerhaus. Bleistiftzeichnung v. H. Kranzberger, um 1835/40. (Museum der Stadt Regensburg, Inv. Nr. G 1934/68 h). (Foto d. Verf.).
11. Fenster der Patrona Bavariae, aufgestellt im Ausstellungssaal des neuen Glasmalereigebäudes in München (1852 im Nordquerhaus des Doms eingesetzt). Holzschnitt in der „Illustrierten Zeitung“, 1852. (Foto Bayer. Staatsbibliothek München).
12. Nordseitenschiff des Doms mit mittelalterlichen Baldachinaltären und neugotischen Galeriebrüstungen an der Außenwand. (Foto Schöning).
13. Mittelschiff des restaurierten Doms, Kanzel mit „gotischem“ Schalldeckel nach Entwurf Gärtners. (Foto Schöning).
14. Entwurf für einen neugotischen Beichtstuhl. Pause eines Entwurfs v. Frhr. v. Reichlin, 1839. (Architektursammlung der TU München, Gärtnersammlung). (Foto ebd.).
15. Chor im Lorenzer Pfarrhof in Nürnberg. Kupferstich v. C. Görgel nach Heideloff (?), um 1838. (Foto Bayer. Staatsbibliothek München).
16. Gotischer Baldachinaltar vor der mittelalterlichen Galerie an der Nordwand des Querhauses. (Foto I. Raasch).
17. Konsolfigur an der Südwand des Regensburger Doms. Original aus der Erbauungszeit. (Foto I. Raasch).

18. Konsolfigur an der Südwand des Regensburger Doms. Ergänzung von 1837. (Foto I. Raasch).
19. Der Regensburger Dom während des Turmausbaus 1865/66. Historische Aufnahme. (BZA Regensburg).
20. Oktogon und Helmansatz im späten 19. Jh. Historische Aufnahme. (Dombauhütte Regensburg).
21. Phantastischer Vollendungsplan in einem Regensburger Diözesankalender des späten 17. Jhs. Kupferstich. (Foto I. Raasch).
22. „Vollendungsplan“ nach Melchior Küsell. Kupferstich. Regensburg (?), 18. Jh. (Foto I. Raasch).
23. Phantastischer Vollendungsplan. Stahlstich, 18. Jh. (Staatl. Graphische Sammlung, München). (Foto ebd.).
24. Der Kölner Dom in seiner Vollendung. Kupferstich v. Gerhardt u. Poppel. Nach Boisserée, 1842. (Foto I. Raasch).
25. Genehmigter Ausbauplan von August Voit, 1859. (Feder auf gelblichem Transparentpapier, auf dickeres weißes Papier aufgezogen, 92,5 × 51 cm. BZA Regensburg). (Foto I. Raasch).
26. Konkurrenzentwurf Denzingers für den Domausbau, 1858. (Feder auf weißem Transparentpapier, 94 × 105 cm. Dombauhütte Regensburg). (Foto I. Raasch).
27. Konkurrenzentwurf Michael Maurers für den Domausbau, 1858. Historische Photographie (Museum der Stadt Regensburg).
28. Das Ulmer Münster nach dem mittelalterlichen Plan Matthäus Böblingers. Kupferstich in „Wiebekings Bürgerlicher Baukunde“, Bd. I, (1821), Taf. II. (Foto Universitätsbibliothek Köln).
29. Entwurf für eine Helmbahn von F. J. Denzinger, 1863 (?). (Bleistift u. Feder auf dickem Papier, 142,5 × 35 cm. BZA Regensburg). (Foto I. Raasch).
30. Entwurf für eine Helmbahn von F. J. Denzinger, 1863 (?). (Bleistift auf dickem Papier, 143 × 27,5 cm; BZA Regensburg). (Foto I. Raasch).
31. Die Türme der Votivkirche (Foto d. Verf.).
32. Entwurf für die Turmhelme, 1867 (?). (Mit Ausnahme von zwei Feldern in der später endgültig ausgeführten Form; Photographie nach Entwurf Denzingers, handsigniert; BZA Regensburg). (Foto I. Raasch).
33. Entwurf für den Dachreiter nach Amienser Vorbild, von F. J. Denzinger, 1869. (Feder auf weißem Transparentpapier, auf der Rückseite hellblau laviert, 86 × 19,5 cm; BZA Regensburg). (Foto I. Raasch).
34. Entwurf für eine Umgestaltung des Eicheltürmchens von F. J. Denzinger (nicht ausgeführt), 1869. (Feder auf gelbbraunem Transparentpapier, auf weißen Zeichenkarton aufgezogen, datiert und signiert, 89 × 55 cm, in zwei Teile zerrissen; Dombauhütte Regensburg). (Foto I. Raasch).
35. Entwurf für den Dachreiter. Endgültige Fassung von F. J. Denzinger, 1870. (Bleistift, Feder und Farbstift auf weißem Zeichenkarton, 72 × 95,5 cm; BZA Regensburg). (Foto I. Raasch).
36. Projekt für die Gestaltung des Nordquerschiffgiebels nach Abbruch des Eselsturms v. F. J. Denzinger (Lit. A), 1870. (Feder auf weißem Zeichenpapier, von Denzinger eigenhändig beschriftet und signiert, 66 × 38,5 cm; Dombauhütte Regensburg). (Foto I. Raasch).
37. Projekt für die Gestaltung des Nordquerschiffgiebels unter Belassung des Eselsturms v. F. J. Denzinger (Lit. D), 1870. Endgültige Fassung. (Feder auf gelbbraunem Transparentpapier, auf weißen Zeichenkarton aufgezogen, von Denzinger eigenhändig beschriftet und signiert, 71 × 45,5 cm; Dombauhütte Regensburg). (Foto I. Raasch).



## Einleitung

Der Regensburger Dom gehört zu der nicht geringen Anzahl mittelalterlicher Dome in Deutschland, deren gegenwärtige Gestalt in wesentlichen Teilen auf Baumaßnahmen des 19. Jahrhunderts zurückgeht. Bei diesen Maßnahmen handelte es sich im vorliegenden Fall um eine „Restauration“ des Innenraums und um die „Vollendung“ des Außenbaus, bzw. den Ausbau der Türme und des Querhauses. Obwohl in ihrer Auswirkung auf die Bausubstanz durchaus verschiedenartig und zeitlich über dreißig Jahre auseinanderliegend, stehen „Restauration“ und Ausbau in einem inneren Zusammenhang; denn beide erwachsen aus den gleichen geistigen Voraussetzungen, deren Wurzeln zwar weit zurückreichen, deren volle Entfaltung aber in die beiden ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts fällt.

Die vorliegende Arbeit setzt sich zum Ziel, die im 19. Jahrhundert am Regensburger Dom vorgenommenen Veränderungen von diesen geistesgeschichtlichen Grundlagen ausgehend zu betrachten und zu interpretieren. Dies scheint umso mehr erforderlich, als zeitgenössische Beschreibungen darauf hindeuten, daß z. B. die Wirkung des „restaurierten“ Innenraums auf den gebildeten Bürger des 19. Jahrhunderts eine grundlegend andere gewesen sein muß als der Eindruck, den der Betrachter des 20. Jahrhunderts in sich aufnehmen kann. Die Vermutung liegt nahe, daß von den Zeitgenossen zwar eine Fülle ideeller Assoziationen an den Bau herangetragen wurde, daß diese aber in seiner veränderten Gestalt nur zum geringsten Teil Ausdruck gefunden haben. Diese ideellen Bezüge aufzuspüren und festzustellen, bis zu welchem Grad sie ins Sinnlich-Erfaßbare umgesetzt wurden, muß deshalb eine wesentliche Aufgabe der folgenden Untersuchung sein.

In diesem Zusammenhang ergibt sich zwangsläufig als weitere Aufgabe, zu definieren, was denn das 19. Jahrhundert unter den Begriffen „Restauration“ und „Vollendung“ verstand. Dabei wird die von den Zeitgenossen verwendete Bezeichnung „Restauration“ bewußt übernommen. Der heute gebräuchliche Begriff „Restaurierung“ scheint nämlich so zeitgebunden, d. h. so eng mit den gegenwärtigen Wertvorstellungen der Denkmalpflege verknüpft, daß es bedenklich wäre, so weit zurückliegende Vorgänge damit zu benennen. Man käme dabei in Gefahr, mit Erwartungen und Maßstäben an den Gegenstand heranzugehen, die ihm nicht gerecht werden können, anstatt durch aufmerksame Untersuchung der Maßnahmen und ihres zeitlichen Ablaufs die ihnen innewohnenden Prinzipien zu ergründen. Weniger problematisch erscheint dagegen die Eingrenzung des Begriffs „Vollendung“.

Eine Besonderheit des Regensburger Doms liegt darin, daß er nicht nur einen großen Bestand an mittelalterlichen Glasmalereien aufweist, sondern auch die ersten monumentalen Versuche des 19. Jahrhunderts in dieser jahrhundertlang kaum geübten und nun wiederbelebten Technik. Die neuen Domfenster gingen aus der „Königlichen Glasmalereianstalt“ in München hervor, der bedeutendsten Manufaktur dieser Art in Deutschland und zumindest einer der bedeutendsten in Europa. Sie sind demnach nicht nur von historischem, sondern auch von besonderem künstlerischem Wert. Im Zuge der vorliegenden Untersuchungen stellte sich im

übrigen heraus, daß die „wiedergefundene“ Glasmalerei nicht nur für die Restauration des Regensburger Doms, sondern für die Neugotik des 19. Jahrhunderts insgesamt entscheidende Bedeutung besaß.

Dem Regensburger Dom ist erst in jüngster Zeit eine umfangreiche Festschrift gewidmet worden\*. Anlaß war der siebenhundertste Jahrestag der ersten Altarweihe in der neuen — gotischen — Kathedrale. Von den zahlreichen Aufsätzen dieser Festschrift sei besonders die Abhandlung über „Die Barockausstattung des Regensburger Doms und seine Restauration unter König Ludwig I. von Bayern“ von Veit Loers erwähnt. Der ebenfalls in der Domfestschrift enthaltene Aufsatz über den „Ausbau des Regensburger Doms im 19. Jahrhundert“ ist aus den Vorarbeiten für die hier vorgelegte Dissertation entstanden und wurde für die Kapitel, die sich mit der „Vollendung“ des Doms befassen, verwendet, wenn auch in veränderter und stark erweiterter Form.

Für den Druck dieser 1977 abgeschlossenen Arbeit konnte die seitdem erschienene Literatur nicht mehr berücksichtigt werden. Zumindest hingewiesen sei jedoch auf:

Brix Michael / Steinhäuser Monika (Hrsg.), „Geschichte allein ist zeitgemäß“: Historismus in Deutschland, Lahn-Giessen 1978; Kotzur Hans-Jürgen, Forschungen zum Leben und Werk des Architekten August von Voit, Diss. Heidelberg 1977; Trier Eduard / Weyres Willy (Hrsg.), Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland, Bd. 1 (Architektur I, Kultusbauten), Düsseldorf 1980; Wörner Hans-Jakob, Der Ausbau des Münsters im 19. Jahrhundert im Spiegel zeitgenössischer Berichte, in: 600 Jahre Ulmer Münster: Festschrift = Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Bd. 19, Ulm 1977, S. 462—505; sowie die Kataloge der Ausstellungen „Le gothique retrouvé avant Viollet-le-Duc“ (Paris, Hôtel de Sully, 1979) und „Viollet-le-Duc“ (Paris, Grand Palais, 1980).

\* Der Regensburger Dom: Beiträge zu seiner Geschichte, hrsg. von G. Schwaiger = Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10, 1976.



## I. Allgemeine Voraussetzungen der Kirchenrestaurationen und -Vollendungen des 19. Jahrhunderts

*Vorbemerkung:* Grundbedingung für jede Art von „Restauration“ oder gar „Vollendung“ eines historischen Bauwerks ist die Anerkennung seines besonderen Wertes. Dieser banale Satz bezeichnet nicht nur die Voraussetzung für die Erhaltung oder Wiederherstellung einzelner Gebäude, sondern für die Entstehung von „Denkmalpflege“ überhaupt. Bezieht man ihn auf das weit enger gefaßte Thema dieser Arbeit, in der Absicht, die allgemeinen Voraussetzungen für Maßnahmen wie die Restauration und den Ausbau des Regensburger Doms zu ergründen, ergeben sich zunächst zwei Fragen:

1. Gab es vor dem 19. Jahrhundert schon so etwas wie „Denkmalpflege“ an mittelalterlichen Bauten?
2. Wie bewertete das frühe 19. Jahrhundert die Gotik im Vergleich zum Urteil der vorausgehenden Epochen?

Schon eine oberflächliche Beantwortung dieser Fragen macht deutlich, wie widersprüchlich sich die Einschätzung der Gotik seit der Renaissance entwickelt hatte. Einerseits ist festzustellen, daß die Beurteilung der Gotik, die in der Kunsttheorie der Renaissance- und Barockzeit fast ausschließlich negativ ausfiel, seit dem 18. Jahrhundert einen Wandel hin zum Positiven erfuhr und im frühen 19. Jahrhundert in eine allgemeine Gotikbegeisterung mündete. Gleichzeitig läßt sich jedoch ein „Fortleben der Gotik durch die Neuzeit“<sup>1</sup> beobachten, und zwar gerade auch in jenen Jahrhunderten, deren „offizielle“ Kunsttheorie die Gotik am stärksten bekämpfte. So ist auch die Vermutung unzutreffend, daß erst die neue Wertschätzung des Mittelalters seit der Wende zum 19. Jahrhundert den Wunsch nach Erhaltung gotischer Bauwerke habe entstehen lassen. Vielmehr sind fast alle Beweggründe, ob künstlerischer oder ideeller Art, die das 19. Jahrhundert zur Pflege mittelalterlicher Überreste veranlaßten, schon in weit früherer Zeit nachweisbar, und zwar am Beispiel „stiltreuer“ Wiederherstellungen und Vollendungen. So läßt sich in dieser Hinsicht kein deutlicher Bruch zwischen dem 19. Jahrhundert und den vorausgehenden Epochen erkennen. Noch verwickelter wird das Problem durch die besondere Situation in den beiden ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Infolge der Säkularisation waren viele mittelalterliche Sakralbauten dem Verfall preisgegeben, obwohl gerade in dieser Zeit die Gotikbegeisterung einen ersten Höhepunkt erreicht hatte. Außerdem drang die neue Hochschätzung des Mittelalters nur langsam aus dem Kreis der Kunstliebhaber in breitere Schichten der Bevölkerung vor. Noch in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts waren mutwillige Zerstörungen an mittelalterlichen Baudenkmalern nicht selten<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Vgl. H. Tietze, (gleichnamiger) Aufsatz in: Mitt. der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege XIII (1914), 197–212, 237–49.

<sup>2</sup> C. J. Oldendorp, Zur Geschichte der Zerstörung, hauptsächlich deutscher Denkmale



Im folgenden werden aus den vielen widersprüchlichen Erscheinungen einige Schwerpunkte herausgegriffen, mit dem Ziel, die wesentlichen Unterschiede zwischen der Gotikrezeption des frühen 19. Jahrhunderts und dem Gotikverständnis der vorausgehenden Epochen herauszuarbeiten.

### *1. Wiederherstellungen und Vollendungen mittelalterlicher Bauten vor 1800*

Wie bereits angedeutet, wurde auch in den Jahrhunderten, die von den Zeitstilen der Renaissance und des Barock geprägt waren, eine beachtliche Anzahl mittelalterlicher Bauwerke „stilkonform“, d. h. ihrem ursprünglichen Erscheinungsbild angepaßt, wiederhergestellt oder ergänzt<sup>3</sup>. Beispiele dafür sind nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen europäischen Ländern zu finden. Obwohl man in diesem Zusammenhang durchaus von „denkmalpflegerischen“ Maßnahmen sprechen kann, die in manchen Fällen eine bemerkenswerte Stiltreue erreichten, ist das Verhältnis von Renaissance und Barock zur mittelalterlichen Baukunst doch grundsätzlich anders als das des 19. Jahrhunderts. Trotz gotisierender Tendenzen vor allem im 17. Jahrhundert wurde der künstlerische Wert mittelalterlicher Architektur in der Kunsttheorie gering veranschlagt, weil sie den nunmehr gültigen „klassischen“ Gestaltungsprinzipien nicht entsprach<sup>4</sup>. Dabei wurde erst seit dem späten 17. Jahrhundert der Versuch gemacht, zwischen Romanik und Gotik zu unterscheiden<sup>5</sup>. Wegen der Geringschätzung des Mittelalters konnte die Forderung nach genereller Bewahrung seines architektonischen Erbes nicht aufkommen; dagegen konnten einzelne Bauwerke sehr wohl in Ehren gehalten werden, wenn auch aus sehr unterschiedlichen, oft außerkünstlerischen Gründen. Im Gegensatz zum 19. Jahrhundert fehlten einheitliche Wertmaßstäbe, und zwar im Hinblick auf die Motive für die jeweiligen Baumaßnahmen ebenso wie in Hinsicht auf deren künstlerische Durchführung<sup>6</sup>. Während in den Restaurationen des 19. Jahrhunderts, bis weit in die zweite Jahrhunderthälfte hinein, ein bestimmtes Grundmuster zu erkennen ist, wobei die Entfernung der nachmittelalterlichen Ausstattungstücke eine entscheidende Rolle spielt, kennen die vorausgehenden Epochen ein derart einheitliches Vorgehen nicht. „Stilreinheit“ wurde in Einzelfällen weitgehend erreicht; zur prinzipiellen Forderung wurde sie erst im 19. Jahrhundert erhoben. Ob ein zerstörtes Gebäude im Zeitstil oder in seiner ursprünglichen Gestalt wiederaufgebaut, ein begonnenes in den ihm eigenen oder in „modernen“ Formen zu Ende geführt wurde, hing von den jeweiligen speziellen Erfordernissen ab und konnte in jedem Einzelfall anders entschieden werden<sup>7</sup>. Die für diese Entscheidungen maßgebenden Motive sind mit den im 19. Jahrhundert wirksamen Grundsätzen oftmals identisch, aber noch nicht in ein vergleichbares System gebracht.

der Baukunst, Plastik, Malerei . . . , in: Kunstblatt, 8. Jg. (1827), 309—11, 315—16, 318—19, bes. 319. Auch der Regensburger Dom kann hierfür als Beispiel gelten: s. Kap. III/1.

<sup>3</sup> Für Deutschland zum erstenmal in größerem Umfang und an zahlreichen Beispielen nachgewiesen von W. Götz, Die Entwicklung der Denkmalpflege in Deutschland vor 1800, 2 Bde., Diss. (1956), Frdl. Hinweis von Dr. M. Brix.

<sup>4</sup> P. Frankl, The Gothic, Literary Sources and Interpretations through Eight Centuries (1960), 237—315.

<sup>5</sup> G. Germann, Neugotik: Geschichte ihrer Architekturtheorie (1974), 37—49.

<sup>6</sup> Götz, Denkmalpflege 1, bes. 162, 188.

<sup>7</sup> Götz, Denkmalpflege 1, bes. 162, 166.



Für stilkonforme Wiederherstellungen und Ergänzungen vor 1800 gibt es zweierlei, nicht immer scharf zu trennende Beweggründe; die einen künstlerischer, die anderen ideeller Art.

Als wichtigstes künstlerisches Motiv kann das für Renaissance und Barock typische Bestreben gelten, jedem Bauwerk eine einheitliche Gesamterscheinung zu sichern. Aus dieser Haltung heraus votierten auch Architekten, die herausragende Vertreter des jeweiligen Zeitstils waren, für stilistische Konformität, wenn es um die Vollendung eines im Mittelalter begonnenen Gebäudes ging. In dem Bestreben, künstlerische Einheit durch Gleichartigkeit der Bauformen zu erreichen, ist das im 19. Jahrhundert verfochtene Ideal der Stilreinheit bereits im Keim enthalten. Das Verlangen nach Konformität prägte in nachmittelalterlicher Zeit die Planung für den Weiterbau einiger großer gotischer Dome: Ein Beispiel ist der im frühen 16. Jahrhundert in gotischen Formen errichtete Vierungsturm des Mailänder Doms, für dessen stiltreue Ausführung sich auch Bramante mit der Begründung eingesetzt hatte, daß „conformità“ und „bellezza“ dies erforderten<sup>8</sup>. Für Fassade und Einwölbung von S. Petronio in Bologna entstanden im 16. Jahrhundert neben „klassischen“ auch gotische Projekte. 1589 befürwortete der Werkmeister Francesco Terribilia die Errichtung gotischer Gewölbe in Angleichung an die bereits bestehenden mit dem Hinweis, daß man nicht „in die Maßlosigkeit verfallen“ solle, „zu einem deutschen Kleid einen italienischen Hut zu tragen“<sup>9</sup>. Ähnlich äußerte sich Sir Christopher Wren zu seinem Entwurf eines Vierungsturms für Westminster Abbey. Er sei „in gotischer Form und von demselben Stil wie der Rest des Gebäudes, welchen ich durch den ganzen Plan hindurch strikte befolgen würde, denn von der alten Form abzuweichen, würde bedeuten, in eine unangenehme Mischung zu verfallen, an der keine Person von gutem Geschmack Gefallen fände“<sup>10</sup>.

In engem Zusammenhang mit dem Streben nach künstlerischer Einheit stehen die gerade im Barock zahlreicheren Ergänzungen mittelalterlicher Bauten zu einer symmetrischen Gestalt<sup>11</sup>. Sobald symmetrische Geschlossenheit als wesentliches Kriterium für Einheit und Vollkommenheit galt, entstand auch der Wunsch, unvollendeten Bauwerken des Mittelalters durch stilkonforme Fertigstellung diese Eigenschaft zu verleihen. Die Forderung nach Symmetrie wurzelt in der Architekturtheorie der Renaissance, die in Anlehnung an Vitruv die Proportionen des menschlichen Körpers auf die Baukunst bezog<sup>12</sup>. Das 19. Jahrhundert übernahm diese Forderung als Erbe der vorausgehenden, auf antiker Tradition aufbauenden Epochen. Die „Symmetrie wird an allen Werken der Baukunst, die Anspruch machen, schön zu seyn, so entschieden gefordert, als sie nur an der menschlichen

<sup>8</sup> Heydenreich/Lotz, *Architecture in Italy, 1400—1600* = *Pelican History of Art* 38 (1974), 96—97.

<sup>9</sup> Vgl. Germann, *Neugotik*, 13 und Anm. 22; ebenso Frankl, *Gothic*, 299—314. Zu einzelnen Projekten s. E. Panofsky, *Das erste Blatt aus dem „Libro“ Giorgio Vasaris: eine Studie über die Beurteilung der Gotik in der italienischen Renaissance . . .*, in: *Städel-Jb.* 6 (1930), 25—72.

<sup>10</sup> Vgl. Germann, *Neugotik*, 23 und Anm. 106; ebenso Anm. 102.

<sup>11</sup> Götz, *Denkmalpflege* 1, 164 und 2, 453, Beleg 432, führt als ein Beispiel die Vervollendung des Chorkapellenkranzes am Dom zu Münster — 1663—68 in gotischen Formen — an.

<sup>12</sup> R. Wittkower, *Grundlagen der Architektur im Zeitalter des Humanismus* (München 1969), 20.



Gestalt gefordert wird, und der Verstoß dagegen so wenig vertragen als ein schiefes Gesicht oder ein solches, das aus zwei gar nicht zu einander gehörigen Hälften zusammengesetzt scheint“, betonte Schelling in seiner „Philosophie der Kunst“<sup>13</sup>. Im deutschen Sprachraum fand dieses Streben nach Symmetrie deutlichen Ausdruck in den Werken der „dogmatischen Neugotik“ der Jahrhundertmitte, für deren nach allen Seiten gleichmäßig durchgebildete „Denkmäler“ die Wiener Votivkirche ein beredtes Beispiel ist<sup>14</sup>. Aus der gleichen Haltung erwuchs die große Zahl symmetrischer Turmvollendungen des 19. Jahrhunderts und im Falle des Regensburger Doms ein sehr weitgehendes Ausbauprogramm, das dem Baukörper jeden Rest von Asymmetrie nehmen sollte<sup>15</sup>.

Wie bereits angedeutet, waren in der Renaissance- und Barockzeit die Motive für stilkonforme Erhaltungs- oder Ergänzungsmaßnahmen selten rein künstlerischer Natur. Da der mittelalterlichen Architektur allgemein nur geringer Kunstwert zuerkannt wurde, kann es nicht verwundern, daß meist ideelle Beweggründe für die Pflege bestimmter Bauten ausschlaggebend waren. Auch diese Motive kehren im 19. Jahrhundert wieder und verdichten sich zu jenem Schleier „unsinnlicher Assoziationen“, durch den besonders die Gotik betrachtet wurde<sup>16</sup>. Im 19. Jahrhundert dürften es jedoch nur noch in Ausnahmefällen allein ideelle Motive gewesen sein, die zur Wiederherstellung eines mittelalterlichen Gebäudes führten, weil nun die künstlerische Qualität der romanischen und gotischen Architektur unumstritten war.

Diese ideellen Motive lassen sich bei aller Verschiedenheit unter dem Begriff „historisch“ zusammenfassen; denn ob es um „dynastischen Ahnenkult“<sup>17</sup>, bürgerlich-städtische Traditionen, politische oder kirchliche Restauration ging, in jedem Fall verkörperte das mittelalterliche Baudenkmal Einbindung in die Geschichte bzw. historische Legitimation.

Die sorgfältige Pflege und die Bemühungen um einen Weiterbau von Westminster Abbey, die der genannte Entwurf Sir Christopher Wrens für einen Vierungsturm bezeugt, ist bedingt durch die Funktion der Kathedrale als Krönungskirche und Grablege des Herrscherhauses und ihre daraus resultierende nationale und dynastische Bedeutung<sup>18</sup>. Demonstrative Anknüpfung an die großen Taten seines Vorgängers und Namensvetters dürften das Hauptmotiv Kaiser Karls VI. gewesen sein, als er 1729 ein Projekt zur Vollendung des fast 400 Jahre früher von Kaiser Karl IV. begonnenen Prager Veitsdoms in Auftrag gab<sup>19</sup>. Wie sehr auch dem Fürsten eines kleineren Territoriums an der Wahrung herrscherlicher

<sup>13</sup> Reprograph. Nachdruck der aus dem Nachlaß herausgegebenen 1. Aufl. von 1859 (1976), 232. Die Vorlesungen zur „Philosophie der Kunst“ hielt Schelling 1802/03 und nochmals 1804/05.

<sup>14</sup> E. Neumann, Friedrich v. Schmidt, ungedr. phil. Diss. (1952), 71, 84; zur Votivkirche s. Wibiral/Mikula, Heinrich v. Ferstel (1974), 3—38.

<sup>15</sup> A. Knorre v., Turmvollendungen deutscher gotischer Kirchen im 19. Jahrhundert, Diss. (1974), bes. 246; zum Regensburger Ausbauprogramm s. Kap. VI/3.

<sup>16</sup> A. Grisebach, Die Baukunst im 19. und 20. Jahrhundert (1915), 19—20, sieht in dieser Betrachtungsweise ein Kennzeichen der romantischen Architektur. Doch wird dadurch ebenso das Verhältnis des 19. Jahrhunderts zur mittelalterlichen Architektur bestimmt.

<sup>17</sup> Götz, Denkmalpflege 1, bes. 188.

<sup>18</sup> Kurze Zusammenfassung der Baugeschichte bei Knorre, Turmvollendungen, 9—10.

<sup>19</sup> E. Kirschbaum, Deutsche Neugotik, Diss. (1929), 138. Kirschbaum äußert sich nicht zu den Motiven, wendet sich nur gegen die Auffassung, daß sich hier ein böhmischer Nationalismus äußere (folgt darin Tietze).



Traditionen gelegen sein konnte, zeigt das Beispiel des Zwehrner Turms in Kassel<sup>20</sup>. Seine Instandsetzung wurde 1768 beschlossen, als neu aufgefundene Inschriften bezeugten, daß Vorfahren des Landesherrn sich um die Erhaltung des Bauwerks angenommen hatten. Daß die Entscheidung in diesem Fall rein historisch begründet war, beweist die Tatsache, daß der Abbruch bereits im Gang war, als die rettenden Inschriften gefunden wurden<sup>21</sup>.

Neben der seit langem üblichen Pflege mittelalterlicher Bauten als Ausdruck dynastischer Traditionsgebundenheit sind seit dem frühen 18. Jahrhundert zunehmend Versuche des Bürgertums nachweisbar, „Denkmäler“ von lokalgeschichtlicher Bedeutung zu erhalten. Das Interesse richtete sich dabei vor allem auf den Wahrzeichencharakter eines Baus, entsprang also der Achtung vor örtlichen Traditionen und einem daraus erwachsenen Sinn für den Altertumswert an sich<sup>22</sup>. Der künstlerische Wert des Gebäudes war auch hier nicht unbedingt entscheidend.

Von besonderer Wichtigkeit im Hinblick auf das 19. Jahrhundert ist die lange Tradition, auf die die stiltreue Wiederherstellung oder Vollendung mittelalterlicher Bauten als „reactio“, d. h. als bewußte Anknüpfung an einen vergangenen, aber als für die Gegenwart vorbildlich empfundenen Zustand zurückblicken kann<sup>23</sup>. Allgemein gilt nämlich die Auffassung, daß ein Baudenkmal „Bedeutungsträger“, „Wahrzeichen einer gesellschaftlichen und geistigen Ordnung“ sei<sup>24</sup>, als typisch für das 19. Jahrhundert<sup>25</sup>. Wolfgang Götz erkennt dagegen, daß diese Haltung keineswegs zeitgebunden ist. „Denkmalzerstörung und Denkmalpflege sind somit ganz elementare gleichzeitige menschliche Äußerungen zweier einander bekämpfender Parteien und gehören zur psychologischen Kampfweise aller Jahrhunderte“<sup>26</sup>.

Wenn also der französische König Heinrich IV. seit 1601 die von den Hugenotten zerstörte Kathedrale St. Croix in Orléans im alten Stil wieder aufbauen läßt, nachdem er selbst zum katholischen Glauben übergetreten ist, so bedeutet dies einen Akt der Wiedergutmachung und in der Beibehaltung der gotischen Formsprache auch eine sichtbare Rückbesinnung auf die Zeit vor der Glaubensspaltung<sup>27</sup>. Um die gleiche Zeit gewann auch in Deutschland eine Strömung an Einfluß, die vor allem im Bereich des Sakralbaus gotische Bauformen wieder aufnahm. Diese Richtung steht in engem Zusammenhang mit den Restaurationsbestrebungen der katholischen Kirche nach dem Tridentiner Konzil<sup>28</sup>. Die eifrigsten Förderer dieser gotisierenden Tendenz waren überzeugte Vorkämpfer der Gegenreformation; so der Jesuitenorden, der vor allem bei seiner Bautätigkeit im rheinisch-westfälischen

<sup>20</sup> Götz, Denkmalpflege 1, 188; 2, 16—17, Beleg 569.

<sup>21</sup> Götz, Denkmalpflege 1, 188.

<sup>22</sup> Götz, Denkmalpflege 1, 188—89.

<sup>23</sup> Götz, Denkmalpflege 1, „Denkmalpflege als reactio“, 190—191.

<sup>24</sup> Götz, Denkmalpflege 1, 190, im Zusammenhang mit der Denkmalpflege vor 1800.

<sup>25</sup> Z. B. H. Beenken, Das 19. Jahrhundert in der deutschen Kunst (1944), 23; A. Kamphausen, Gotik ohne Gott (1952), 11.

<sup>26</sup> Götz, Denkmalpflege 1, 190.

<sup>27</sup> Zur Baugeschichte: R. Lanson, Le goût du moyen-âge en France au XVIIIe siècle (1926), 36—38; Knorre, Turmvollendungen, 7—8; Germann, Neugotik, 16—18.

<sup>28</sup> Allerdings kann nicht allein die Gegenreformation für das Wiederaufleben der Gotik verantwortlich gemacht werden, weil es im protestantischen Kirchenbau der Zeit eine ähnliche Strömung gibt. Vgl. H. Schmitz, Die Gotik im deutschen Kunst- und Geistesleben (1921), 155.



Raum auf die spätgotische Tradition zurückgriff, oder als Einzelpersönlichkeit der Würzburger Fürstbischof Julius Echter<sup>29</sup>. Aus der gleichen restaurativen Haltung ist es zu verstehen, daß im 17. Jahrhundert immer wieder die Vollendung gotischer Dome erwogen wurde. Die Forderung, den „prachtvollen Bau“ des Kölner Doms „zu Ehren der katholischen Kirche und zum Ruhme des deutschen Namens fortzusetzen“, die der Jesuit Hermann Crombach 1654 an den Erzbischof, aber auch an die deutschen Fürsten richtete<sup>30</sup>, gab sich damit gleichermaßen als Ausdruck der politischen Restauration nach dem Dreißigjährigen Krieg zu erkennen. Ähnliche Vollendungsbestrebungen wie in Köln gab es in Frankfurt (1611)<sup>31</sup>, Wien (1632)<sup>32</sup> und Straßburg (1665/66)<sup>33</sup>, aber auch in Regensburg, wo das Domkapitel schon 1593 dem Fürstbischof eine Ansicht der Kathedrale hatte überreichen lassen, die sie mit ausgebauten Türmen und einer Vierungskuppel zeigte<sup>34</sup>.

Eine der Voraussetzungen für das Wiederaufleben der Gotik um 1600 ist die Überzeugung, diese Bauart eigne sich besonders als „Kirchenstil“. Damit läßt sich eine weitere Grundidee der Neugotik des 19. Jahrhunderts auf eine viel ältere Tradition zurückführen. Ein urkundlicher Beleg für diese Tradition stammt sogar schon aus dem 16. Jahrhundert: Kaiser Ferdinand I. lehnte 1557 den Entwurf eines Italieners für die Orgeltribüne im Prager Veitsdom mit der Begründung ab, „es sei eine grobe Arbeit und nit kirchisch gemacht“, und genehmigte einen anderen Plan, der spätgotische Gewölbe vorsah, als „künstlich, zierlich, und in allen Dingen kirchisch“<sup>35</sup>. Trotzdem ist die Situation des Sakralbaus im 19. Jahrhundert eine grundsätzlich andere. Die Einschätzung der Gotik als spezifisch kirchlicher Stil durch einzelne Personen oder Gruppen im 16. und 17. Jahrhundert kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die bedeutendsten Leistungen im Sakralbau dieser Epoche, die in der Schöpfung ganz neuer Typen des Kirchengebäudes gipfeln, den Zeitstilen von Renaissance und Barock angehören. Der Kirchenbau des 19. Jahrhunderts blieb dagegen historischen Vorbildern verhaftet; neue Bautypen entstanden nicht<sup>36</sup>. Der gotische Stil spielte nicht mehr wie in der vorausgehenden Zeit eine bescheidene Nebenrolle, sondern wurde für einige Jahrzehnte zum bevorzugten „Kirchenstil“<sup>37</sup>, nachdem ihn vor allem um die Jahrhundertmitte die einflußreiche Publizistik der kirchlichen Kunstvereine propagiert hatte<sup>38</sup>.

Vielfältig wie die Motive, die vor 1800 zur Erhaltung und Vollendung mittelalterlicher Bauten führten, waren auch die formalen Möglichkeiten, die die Architekten der nachmittelalterlichen Jahrhunderte im Umgang mit diesem architektonischen Erbe zu nutzen verstanden. So trifft die Beobachtung Hermann Schmitz',

<sup>29</sup> Schmitz, Gotik, bes. 155; Knorre, Turmvollendungen, 5—7.

<sup>30</sup> Crombach, *Præmissum genitum seu historia ss. trium regum magorum* . . . (1654), vgl. Götz, Denkmalpflege 1, 162; s. auch Knorre, Turmvollendungen, 24.

<sup>31</sup> Frankl, Gothic, 334—35.

<sup>32</sup> Götz, Denkmalpflege 1, 132; 2, 467, Beleg 469.

<sup>33</sup> Götz, Denkmalpflege 1, 162; 2, 461, Beleg 456.

<sup>34</sup> J. R. Schuegraf, *Geschichte des Domes von Regensburg*, 2 Bde. (1848), hier 2, IX—X; s. Kap. VI/1.

<sup>35</sup> Kirschbaum, *Nachgotik*, 131.

<sup>36</sup> H. Sedlmayr, *Verlust der Mitte* (1976), 17: „Die Kirche ist nicht mehr imstande, einen festen neuen Typus des Kirchengebäudes hervorzubringen.“

<sup>37</sup> Neumann, *Friedrich v. Schmidt*, 42—44; vgl. auch H. Beenken, *Schöpferische Bauideen der deutschen Romantik* (1952), 93.

<sup>38</sup> Vor allem das in Köln erscheinende „Organ für christliche Kunst“, 1851 ff.



daß die von ihm als „Neugotik um 1600“ bezeichnete Richtung nur „Grundriß- und Gewölbeformen der Spätgotik, also die raumbildenden Dinge“ verarbeitet, im Detail aber die zeitgenössischen Dekorationsstile übernommen habe, sicherlich auf viele Bauten zu<sup>39</sup>; ebenso die Bemerkung Engelbert Kirschbaums, daß diese „Nachgotik“ die „Auflösung und Trennung der konstruktiven und formbildenden Kräfte, das sichere Kennzeichen eines innerlich verbrauchten, entwicklungsunfähigen und allmählich zerfallenden Stils“, zeige<sup>40</sup>. Daneben aber kam es zu stiltreuen Wiederherstellungen und Ergänzungen von einer bis ins Detail gehenden Genauigkeit. Wie gegensätzlich die Lösungsmöglichkeiten waren, läßt sich an Beispielen verdeutlichen:

In Ansbach entstand 1594—97 der Mittelturm der Gumbertuskirche, der sich zwar in der Grundform an die 100 Jahre früher errichteten Seitentürme angleicht, für das Helmmaßwerk jedoch zeitgenössische Beschlagwerkformen verwendet<sup>41</sup>. Während hier die Zugehörigkeit zu einem nachmittelalterlichen Zeitstil unverkennbar ist, konnte der Turm der Pfarrkirche von Lasson in Frankreich für ein Werk des 13. Jahrhunderts gehalten werden, bis man die Grabinschrift des Pfarrers fand, der ihn Ende des 16. Jahrhunderts hatte erbauen lassen<sup>42</sup>. Ähnlich widersprüchlich sind die Vorschläge, die seit dem späten 16. Jahrhundert für die Vollendung gotischer Dome gemacht wurden. Den Kupferstechern Peter Opel (1593) und Melchior Küßel (1655) geriet die Darstellung des vollendeten Regensburger Doms zu einem grotesken Gemisch aus gotischen und barocken Formen, obwohl ein mittelalterlicher Originalplan mit verarbeitet wurde<sup>43</sup>; dagegen begnügte sich Herrmann Crombach (1654) mit der Veröffentlichung eines mittelalterlichen Kölner Fassadenrisses. Beispiele für die freie Verarbeitung der mittelalterlichen Formsprache auf der einen und für eine geradezu „archäologische“ Genauigkeit auf der anderen Seite gibt es auch in späterer Zeit. So kann man den von Johann Santini Aichel wiederaufgebauten oder umgestalteten böhmischen Kirchen Sedlec (ab 1703), Kladrau (1712—26) und Seelau (1718—22), mit ihrer bizarren Verbindung von Gotik und Barock<sup>44</sup>, die Wiederherstellung der durch Krieg beschädigten Kirche von Andlau im Elsaß (1698—1703) gegenüberstellen, die in so „echten“ romanischen Formen ausgeführt wurde, daß es bis ins 20. Jahrhundert hinein nicht gelang, den ursprünglichen Bestand einwandfrei von den Ergänzungen zu trennen<sup>45</sup>.

<sup>39</sup> Schmitz, Gotik, 155.

<sup>40</sup> Kirschbaum, Nachgotik, 129. Kirschbaums Ablehnung des Begriffs „Neugotik“ für das Wiederaufleben gotischer Formen um 1600 muß man m. E. zustimmen, weil den in dieser Zeit entstandenen Bauten das für die Neugotik des 19. Jhs. typische Streben nach Stilreinheit fehlt (Kirschbaum, 130). Das Verdikt gegen die Neugotik des 19. Jhs. — „unschöpferische Unselbständigkeit“ — möchte ich dagegen in dieser Schärfe nicht übernehmen (vgl. Kirschbaum, 130).

<sup>41</sup> Knorre, Turmvollendungen, 6 u. Taf. 1. Knorre zählt diese Turmvollendungen zum Umkreis des „Juliusstils“.

<sup>42</sup> Götz, Denkmalpflege 1, 111; 2, 391, Beleg 268.

<sup>43</sup> Vgl. Kap. VI/1.

<sup>44</sup> Zu Aichel s. G. Franz, Gotik und Barock im Werk des Johann Heinrich Santini Aichel, in: Wiener Jb. für KG 14 (1950), 65—130.

<sup>45</sup> Götz, Denkmalpflege 1, 165; 2, 432, Beleg 379.



## 2. Aspekte der Gotikrezeption im frühen 19. Jahrhundert

Wie läßt sich die Beurteilung mittelalterlicher Architektur im frühen 19. Jahrhundert kennzeichnen? Was hatte sich gegenüber den vorausgehenden Jahrhunderten verändert?

Es wurde bereits ausgeführt, daß es in nachmittelalterlicher Zeit eine erstaunlich große Zahl von Wiederherstellungen und Vollendungen gerade gotischer Bauten gegeben hat. Dies war möglich, weil in ganz Europa neben den „offiziellen“ Zeitstilen von Renaissance und Barock immer eine gotische Unterströmung erhalten blieb. Sie wurzelte einerseits in den kunsttheoretisch weniger interessierten Schichten der Bevölkerung, die z. B. in Frankreich noch immer die großen Kathedralen besichtigten und bewunderten, als die Ablehnung der Gotik bei den Gebildeten ihren Höhepunkt erreicht hatte<sup>46</sup>; andererseits konnten mittelalterliche Bauwerke auch für die Gebildeten von Bedeutung sein, wenn sich bestimmte historische, dynastische oder kirchliche Assoziationen damit verbanden. In diesem Fall war es mehr die geistige Haltung, die man in dem Bau verkörpert sah, als seine künstlerische Qualität, was ihn erhaltenswert machte. Daneben wurde aber auch von Architekten, die sich bei anderer Gelegenheit durchaus abfällig über die Gotik äußerten, eben diese Formensprache weiterhin verwendet, und zwar dann, wenn es ihnen im Dienst der Konformität erforderlich schien. Erinnert sei noch einmal an Francesco Terribilia, der im Zusammenhang mit S. Petronio in Bologna von einer „eher regelwidrigen als geregelten Architektur“ spricht und trotzdem einen Weiterbau in gotischem Stil empfiehlt<sup>47</sup>, und an Sir Christopher Wren, der stilkonforme Pläne für Westminster Abbey entwirft, obwohl er die Gotik „a certain fantastical and licentious manner of building“ genannt haben soll<sup>48</sup>.

So aber stellte die allgemein anerkannte Kunsttheorie die Gotik dar:

„Es gibt Werke einer anderen Art, die ‚deutsch‘ genannt werden und welche sich in den Ornamenten und in der Proportion von den alten und den modernen sehr unterscheiden; heute werden solche Werke von den guten Architekten nicht mehr gebaut, sondern, weil monströs und barbarisch, vermieden; denn jeder Begriff von Ordnung ist darin vergessen, so daß man eher von Verwirrung und Unordnung sprechen müßte. In diesen Gebäuden, deren so viele sind, daß sie die ganze Welt verpestet haben, schmückte man die Portale mit dünnen, nach Art der Rebe gewundenen Säulen, welche keine Kraft haben, ein Gewicht zu tragen, wie leicht es auch sei. Und so machte man über alle diese Fassaden und anderen ornamentalen Teile hin von jenen verfluchten Tabernakelchen eins aufs andere, mit so vielen Pyramiden, Spitzen und Laub, daß sie unmöglich stehen, geschweige denn etwas zu tragen zu können scheinen und eher wie aus Papier als wie aus Stein oder Marmor gemacht aussehen. Auch wurden in diesen Werken so viele Vorsprünge, Durchbrüche, Kragsteinchen und Reblinge gemacht, daß sie jede Proportion verloren, und oft erreichten die Portale, bei denen eins aufs andere gestellt war, eine solche Höhe, daß ihr Ende das Dach berührte. Diese Manier wurde von den Goten erfunden, welche, weil sie die alten Gebäude zerstört hatten und weil die Architekten während der Kriege ausgestorben waren, von denen, die überlebten, die Gebäude in dieser Manier errichten ließen . . .“<sup>49</sup>

<sup>46</sup> W. Herrmann, *Laugier and 18th Century French Theory* (1962), 72—73.

<sup>47</sup> Vgl. Germann, *Neugotik*, 13 u. Anm. 24.

<sup>48</sup> Vgl. K. Clark, *The Gothic Revival* (1974/75), 15. Wrens Stellung zur Gotik ist insgesamt widersprüchlich. Für einige Londoner Pfarrkirchen soll er den gotischen Stil gewählt haben, weil er ihn als „graceful“ empfand (lt. N. Pevsner, *Möglichkeiten und Aspekte des Historismus*, in: *Historismus und bildende Kunst = Studien zur Kunst des 19. Jahrhunderts* 1 (1965), 15).

<sup>49</sup> Vasari, *Le Vite de piu eccellenti architetti, pittori et scultori . . .*, Florenz 1550; vgl. Germann, *Neugotik*, 36 u. Anm. 168; s. auch Frankl, *Gothic*, 290—91.



Diese vernichtende Kritik Vasaris, die mit dem Wunsch schließt, daß Gott jedes Land vor der Invasion derartiger Ideen bewahren möge<sup>50</sup>, beherrschte über 200 Jahre lang die Beurteilung der Gotik in der kunsttheoretischen Literatur<sup>51</sup>. Auch der in Deutschland besonders einflußreiche Sandrart lehnte sich in seiner „Teutschen Akademie“ 1675 eng an Vasari an<sup>52</sup>.

Kurz zusammengefaßt, lauten Vasaris Vorwürfe: Gotische Architektur ist monströs und barbarisch, weil ihr eine klar erkennbare Ordnung fehlt; weil ihre Bauglieder papierdünn und zerbrechlich erscheinen, ihrer tektonischen Funktion also keinen sichtbaren Ausdruck verleihen können; weil ein Übermaß an kleinteiligem Ornament die Oberfläche bedeckt; weil der Vertikalismus gotischer Bauten mit guter Proportion nicht zu vereinbaren ist. Was Vasari vermißte, ist die rationale Durchbildung, wie sie in den antiken Säulenordnungen mit ihrer klaren Unterscheidung zwischen tragenden und lastenden Elementen so deutlich zum Ausdruck kommt. Die mittelalterliche Architektur als Ganzes — sein Hinweis auf die gewundenen Säulen zeigt, daß er zwischen romanischen und gotischen Formen nicht unterschied<sup>53</sup> — schien ihm irrational; irrational aber schien ihm gleichbedeutend mit „barbarisch“.

1805 schrieb Friedrich Schlegel in seinen „Briefen auf einer Reise durch die Niederlande, Rheingegenden, die Schweiz und einen Teil von Frankreich“<sup>54</sup> über den Kölner Dom:

„Was aber . . . am meisten auffällt, ist die Schönheit der Verhältnisse, die Einfalt, das Ebenmaß bei der Zierlichkeit, die Leichtigkeit bei der Größe . . .<sup>55</sup> Die Türme, ein Gebäude unzähliger schlanker Säulen, aus immer höher und höher steigenden bogenförmigen Fenstern und Knospentürmchen wie zusammengewachsen, sollten fünf Geschoße haben; das oberste ein durchbrochener Obelisk von durchsichtigen Ranken und großen Knospen, die endlich in einer einzigen großen Blume sich enden . . . Sind solche Türme gleichsam unermeßliche Gewächse von lauter Schnitzwerk zusammengewunden und stolz in die Höhe schießend, so sind die Menge der weitläufigen Träger mit allen ihren Schwibbogen, ihren Verzierungen, ihren Knospen, Spitzen und Türmen einem Walde zu vergleichen . . .<sup>56</sup> Und wenn das Ganze von Außen mit allen seinen zahllosen Türmen und Türmchen aus der Ferne einem Walde nicht unähnlich sieht, so scheint das ganze Gewächse, wenn man etwas näher tritt, eher einer ungeheuern Krystallisation zu vergleichen. Es gleichen, mit einem Worte, diese Wunderwerke der Kunst, in Rücksicht auf die organische Unendlichkeit und unerschöpfliche Fülle der Gestaltung, am meisten den Werken und Erzeugnissen der Natur selbst . . . Alles ist gestaltet, und gebildet, und verziert, und immer höhere und mächtigere Gestalten und Zierden steigen auf aus den ersten und kleineren. Die Gestalten aber und Zierraten sind fast alle aus der Pflanzennatur entlehnt . . .<sup>57</sup>

<sup>50</sup> Germann, Neugotik, 36; Frankl, Gothic, 291.

<sup>51</sup> S. bes. Frankl, Gothic, Kap. II, The Period of Reaction against Gothic, bes. 261—414. Zu den weit selteneren positiven Äußerungen über die Gotik s. Herrmann, Laugier, Kap. V, 68—90 (Gothic through Classical Eyes).

<sup>52</sup> Frankl, Gothic, 335.

<sup>53</sup> Frankl, Gothic, 291.

<sup>54</sup> Erschienen im „Poetischen Taschenbuch auf das Jahr 1806“; hier zitiert nach: Friedrich Schlegel, Ansichten und Ideen von der christlichen Kunst, Bd. 4 der Krit. Friedrich-Schlegel-Ausgabe, hrsg. von E. Behler (1959).

<sup>55</sup> Schlegel-Ausgabe (1959), 177.

<sup>56</sup> Schlegel-Ausgabe (1959), 178.

<sup>57</sup> Schlegel-Ausgabe (1959), 178—79.



Das Wesen der gotischen Baukunst besteht also in der naturähnlichen Fülle und Unendlichkeit der innern Gestaltung und äußern blumenreichen Verzierungen. Daher die unermüdlichen und unzähligen steten Wiederholungen der gleichen Zierraten, daher das Vegetabilische derselben. Und daher auch das Innigergreifende, das rührend Geheimnisvolle, das freudig Liebliche und Belebende des Eindrucks bei dem Erstaunen über die Größe. Die gotische Baukunst hat eine Bedeutung, und zwar die höchste . . .<sup>58</sup>

Später schlug Schlegel für die Gotik die Bezeichnung „romantische Bauart“ vor, „weil hier jenes Element der kühnsten, baukünstlerischen Fantasie erst zu seiner vollsten Entwicklung gelangt ist“<sup>59</sup>. Dieses Element aber stamme aus der „germanischen Wurzel“<sup>60</sup>, nämlich aus dem „tiefen deutschen Naturgefühl“<sup>61</sup>.

Was hat sich gegenüber Vasari geändert? Geht man nur von den Einzelbeobachtungen aus, ohne ihre Wertung in Betracht zu ziehen, sind die Unterschiede nicht gar so groß<sup>62</sup>: Auch Schlegel spricht von der Häufung der Bauglieder und von der unendlichen Fülle ornamentaler Einzelformen. Was er als das „Vegetabilische derselben“ bezeichnet, ist auch bei Vasari schon angedeutet, wenn von „Laub“ (foglie) und „Reben“ (viticci) die Rede ist. Auch der Vertikalismus gotischer Architektur wird von Schlegel beschrieben, und zwar nicht nur im Zusammenhang mit den Türmen des Kölner Doms, sondern auch am Beispiel des Innenraums<sup>63</sup>. Wenn er schließlich die Gotik als „romantische Bauart“ bezeichnen möchte, „weil sich hier die kühnste, baukünstlerische Fantasie“ entfaltet habe, so ist damit jenes irrationale Element angesprochen, das Vasari mit „Verwirrung und Unordnung“ (confusione o disordine) umschreibt. Auch an der Einschätzung der Gotik als „deutsch“ hat sich nichts geändert<sup>64</sup>.

Trotzdem könnte der Umschwung nicht radikaler sein; denn die Wertung der Gotik hat sich vom rein Negativen ins Positive gewandelt, wobei nun gerade jene Eigenschaften als Beweis für die hohe Bedeutung dieser Architektur herangezogen werden, in denen Vasari den Inbegriff des Monströsen und Barbarischen sah. Ein weiterer grundsätzlicher Unterschied liegt in dem Versuch Schlegels, durch genaue Analyse jener Einzelbeobachtungen die Grundprinzipien der gotischen Baukunst aufzuspüren. Sein Versuch, ihre Eigengesetzlichkeit zu erfassen, steht zu der kompromißlosen Aburteilung bei Vasari in diametralem Gegensatz. Die in den folgenden Jahrzehnten immer intensiver betriebene formale und geistesgeschichtliche Erforschung der Gotik kündigt sich hier bereits an. Erstes Anzeichen für eine wachsende Kenntnis der Bauformen ist die Unterscheidung zweier zeitlich abgrenzbarer

<sup>58</sup> Schlegel-Ausgabe (1959), 179–80.

<sup>59</sup> Schlegel-Ausgabe (1959), 163; Zusatz zu den „Briefen auf einer Reise“ für die Veröffentlichung in Bd. 6 der „Sämtlichen Werke“ (1823), wo sie in „Grundzüge der gotischen Baukunst; auf einer Reise durch die Niederlande . . .“ umbenannt erschienen.

<sup>60</sup> Schlegel-Ausgabe (1959), 163.

<sup>61</sup> Schlegel-Ausgabe (1959), 185, 191; ebenfalls Zusätze für die „Sämtlichen Werke“ 1823.

<sup>62</sup> Eine umfassende Analyse des Schlegeltextes kann nicht Aufgabe dieser Arbeit sein. Für die „Waldtheorie“ der Gotik, die mit Ausnahme von Schinkels Projekt für das Luisenmausoleum in der Neugotik des 19. Jhs. keinen greifbaren Ausdruck gefunden hat und deshalb im Rahmen dieser Arbeit nicht behandelt wird, s. Germann, Neugotik, Kap. I/5 („Die Gotik in der Mimesislehre“), 26–35.

<sup>63</sup> Schlegel-Ausgabe (1959), 178.

<sup>64</sup> Allerdings galt die Gotik z. B. auch in England als Nationalstil; s. Germann, Neugotik, 40.



Stile in der mittelalterlichen Architektur und ihre Kennzeichnung durch eigene Namen<sup>65</sup>.

Bei Schlegel wird das Irrationale, „Phantastische“ der Gotik als wesentliches Element des Schönen anerkannt. Doch bleibt es nicht bei dieser einfachen Umkehrung Vasaris, weil Schlegel den Leser andererseits mit der Behauptung verblüfft, daß es die „Schönheit der Verhältnisse, die Einfalt, das Ebenmaß“ sei, was zumindest an den vollkommenen Beispielen der gotischen Baukunst „am meisten“ auffalle. An anderer Stelle ist gar von „schöner Einfalt“, „reinem Ebenmaß“ und „strenger Symmetrie“ die Rede<sup>66</sup>. Gerade diese Eigenschaften waren es aber, die die klassizistische Kunstkritik als Kriterien der wahren Schönheit in der Architektur betrachtete<sup>67</sup>. Oberste Gebote waren rationale Durchbildung und eine „edle Simplicität“<sup>68</sup>, was Überschaubarkeit, übersichtliche Gliederung und den Verzicht auf eine das strukturelle Gerüst der Architektur überspielende und verunklärnde Dekoration erforderte. „Durch die Einheit und Einfalt wird alle Schönheit erhoben“, hatte Winkelmann die Prinzipien der klassizistischen Ästhetik formuliert<sup>69</sup>. Wenn der klassizistische Theoretiker „Ordnung, Symmetrie und gute Verhältnisse“<sup>70</sup> verlangte, so hatte er dabei „Charakter und Proportionen der Griechischen und römischen Bauart“ vor Augen<sup>71</sup>. Die Ausgewogenheit von horizontaler und vertikaler Gliederung, die ein Gleichgewicht von Tragen und Lasten, also unbedingte Stabilität, versinnlichte, spielte dabei eine wesentliche Rolle<sup>72</sup>. Zweifelloso war Vasari, der zu den Wegbereitern dieser klassizistischen Kunsttheorie gehört, im Recht, wenn er der Gotik diese Verwandtschaft mit der Antike nicht zuerkennen wollte. Schlegel verhält sich dagegen widersprüchlich: Einerseits befindet er, daß die von Vasari und seinen Nachfolgern so negativ beurteilten Eigenschaften, die sich unter dem Stichwort „irrational“ zusammenfassen lassen, die Schönheit gotischer Architektur wesentlich konstituieren; andererseits entspricht diese Architektur seiner Meinung nach den Forderungen der klassizistischen Kunsttheorie. Schlegel erkennt demnach in der Gotik eine irrationale und eine rationale Komponente und sieht in beiden Grundbedingungen für die künst-

<sup>65</sup> „Christlich griechisch“, „gräzisiert“ und „althristlich“ für die Romantik; „deutsch“, „gotisch“ und „romantisch“ für die Gotik. Vgl. Anm. 5.

<sup>66</sup> Schlegel-Ausgabe (1959), 167; zum Löwener Rathaus.

<sup>67</sup> A. Schreiber, Frühklassizistische Kritik an der Gotik 1759–1789, Diss. (1938). Im folgenden wird der Begriff „Klassizismus“ nicht im Sinn einer Epochenbezeichnung verwendet, sondern allgemein als Bezeichnung für die streng an der Antike orientierte Richtung in Architektur und Kunsttheorie, deren Ausgangspunkt im 16. Jahrhundert in Italien, vor allem bei Palladio, liegt. Diese Richtung behauptet durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch vor allem in Frankreich, England und Holland große Bedeutung und tritt im 18. Jahrhundert besonders in Frankreich in scharfen Gegensatz zum Stil des Rokoko. Ihr Sieg über das Rokoko markiert den Beginn des „Klassizismus“ als Epoche.

<sup>68</sup> Z. B. C. L. Stieglitz, Encyclopädie der bürgerlichen Baukunst 3 (1796), 192, Stichwort „Kirche“.

<sup>69</sup> Geschichte der Kunst des Altertums (1764), hier zitiert nach Neuausgabe (1913), hrsg. von V. Fleischer, 156. Winkelmanns Ausführungen beziehen sich hier auf die Schönheit als „höchster Endzweck und Mittelpunkt der Kunst“ und schließen, wenn auch nur am Rande, die Baukunst mit ein.

<sup>70</sup> Stieglitz, Encyclopädie 1 (1792), 149; Stichwort „Bauart“.

<sup>71</sup> Stieglitz, Encyclopädie 1, 149, und 2 (1794), 539–40, Stichwort „Gothische Baukunst“.

<sup>72</sup> Schreiber, Frühklassizistische Kritik, 84.



lerische Bedeutung dieses Baustils. Diese Beobachtung, daß sich zumindest in der Architektur der Hochgotik Rationales und Irrationales, strenge Gesetzmäßigkeit und Reichtum der Einzelformen, mathematische Klarheit und spielerische Phantasie die Waage halten, kann an sich als wesentlicher Beitrag zur Erkenntnis gotischer Gestaltungsprinzipien gelten. Befremdlich ist nur die Gleichsetzung von gotischer und klassisch antiker Gesetzmäßigkeit. Allerdings hat Schlegel selbst diese Gleichsetzung nicht ausdrücklich vollzogen. Sein Vergleich des Kölner Doms mit einer „ungeheuern Krystallisation“ deutet vielmehr darauf hin, daß er in der Gotik eine eigene, mit den Prinzipien der „klassischen“ Baukunst nicht unbedingt übereinstimmende Gesetzmäßigkeit sah. In der überarbeiteten Fassung der „Briefe auf einer Reise“ für die „Sämtlichen Werke“ 1823 modifiziert er überdies seine Aussagen. Am Beispiel des Löwener Rathauses, dem er noch 1805 in besonderem Maß „schöne Einfachheit“ und strenge Symmetrie“<sup>73</sup> bestätigt hatte, erläutert er nun diese spezifische Symmetrie, die „eine andere, von der griechischen ganz verschiedene, und durchaus eigentümliche Symmetrie“ sei, „die ihr eignes Prinzip und Gesetz der baukünstlerischen Fantasie hat“<sup>74</sup>. Schlegel wollte also zumindest in späteren Jahren gotische und klassizistische Gestaltungsprinzipien nicht gleichsetzen.

Ist es unter diesen Umständen überhaupt sinnvoll, so eindringlich darauf hinzuweisen, daß Schlegel auch Begriffe auf die Gotik anwendet, die der klassizistischen Kunsttheorie entstammen? Man muß die Frage bejahen, weil auch aus zahlreichen anderen Quellen der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hervorgeht, daß nun in der Gotik Vorzüge gesehen wurden, die man an antiken Denkmälern bewunderte: Einfachheit, Strenge und Gesetzmäßigkeit<sup>75</sup>. Karl Friedrich von Wiebeking, auf dessen klassizistische Gotikauffassung im Zusammenhang mit dem Regensburger Dom noch ausführlich einzugehen sein wird, hielt es gar für möglich, den gotischen und den „griechischen“ Baustil im Kirchenbau zu verbinden; der Übergang vom einen in den anderen sei „nicht auffallend, denn beyder Character ist Einfachheit und Erhabenheit“<sup>76</sup>. Damit hatte nun endgültig eine „Legitimierung“ der Gotik stattgefunden; sobald es gelungen war, ihr „antike“ Eigenschaften zuzuschreiben, war sie für den klassizistischen Theoretiker einbezogen in eine Architekturtradition, die sich nunmehr ununterbrochen von der klassischen Antike bis in die Gegenwart verfolgen ließ. Die Umkehrung der klassizistischen Architekturtheorie eines Vasari war damit perfekt. Gerade die Eigenschaften, deren vermeintlicher Mangel ihn zu seiner vernichtenden Kritik an der Gotik veranlaßt hatte, brachten nun auch Klassizisten dazu, den Kunstwert dieser Architektur anzuerkennen.

Das Beispiel Schlegels ist in diesem Zusammenhang nicht nur deshalb aufschlußreich, weil seine „Briefe auf einer Reise“ die erste ausführlichere deutsche Veröffentlichung über mittelalterliche Architektur sind<sup>77</sup>. In seiner Schrift verbinden sich nämlich zwei in vieler Hinsicht gegensätzliche Gotikauffassungen, die für das frühe 19. Jahrhundert gleichermaßen charakteristisch sind: eine „romantische“ und eine „klassizistische“. Die Neugotik des 19. Jahrhunderts ist von beiden Strö-

<sup>73</sup> S. Anm. 61.

<sup>74</sup> Schlegel-Ausgabe (1959), 167, Anm. 6.

<sup>75</sup> W. D. Robson-Scott, *The Literary Background of the Gothic Revival in Germany* (1965), 135.

<sup>76</sup> Bürgerliche Baukunde 1 (1821), 90.

<sup>77</sup> Robson-Scott, *The Literary Background*, 130.



mungen gleichermaßen geprägt, wobei man vereinfachend sagen kann, daß die Romantik vor allem die geistigen Grundlagen liefert, der Klassizismus aber bis in die zweite Jahrhunderthälfte hinein die Form — auch der Restaurationen — bestimmt. Mit dieser Auseinanderlegung in eine „romantische“ und eine „klassizistische“ Komponente soll nicht versucht werden, die Gotikrezeption des 19. Jahrhunderts als „Kampf zweier feindlicher Prinzipien“<sup>78</sup> darzustellen. Als Hilfskonstruktion ist die Gegenüberstellung aber nützlich, weil sich daraus Erklärungen für die Widersprüche ergeben, die gerade bei den Kirchenrestaurationen dieser Zeit so sehr auffallen. Das läßt sich am Beispiel des Regensburger Doms anschaulich zeigen.

Die „romantische“ Interpretation der Gotik betont das irrationale Element, den unübersehbaren Gestaltenreichtum, das Phantasievolle, Naturhafte und Hochstrebende. Sie ist folglich besonders empfänglich für die Stimmungswerte mittelalterlicher Architektur und sieht darin den Ausdruck des Unendlichen, bzw. das vollkommene Symbol der christlichen Religion. Auch die Einschätzung der Gotik als spezifisch „deutsch“ entspricht der romantischen Geisteshaltung.

Die „klassizistische“ Gotikauffassung hält sich dagegen an die rationale Komponente und glaubt, in der gotischen Baukunst mit der Antike vergleichbare Grundprinzipien zu erkennen. Sie stellt deshalb das Gesetzmäßige, die Einheit in der Mannigfaltigkeit, „Einfalt“, Symmetrie und Überschaubarkeit in den Vordergrund. In ihrer extremen Ausprägung erkennt die klassizistische Richtung den Symbolgehalt gotischer Architektur nicht an<sup>79</sup>.

Kompliziert wird die Betrachtung der Gotikrezeption im frühen 19. Jahrhundert dadurch, daß sich der romantische wie der klassizistische Aspekt selten in „Reinkultur“ finden, sondern meist — wie bei Schlegel — in mehr oder weniger schlüssiger Weise verbinden. Die Folge ist eine oft sehr widersprüchliche Beurteilung der Gotik, was die Form, aber auch, was den Bedeutungsgehalt angeht.

Als Ausgangspunkt für die romantische Gotikauffassung in Deutschland kann Goethes vielzitiertester Hymnus „Von deutscher Baukunst“ (1772) gelten, zumal sich dieser Aufsatz auch als Streitschrift gegen den Klassizismus zu erkennen gibt<sup>80</sup>. Ausgehend von der Auflehnung des Sturm und Drang gegen die einengende Herrschaft von Vernunft und Regeln<sup>81</sup> sah Goethe im Straßburger Münster vor allem die Leistung des großen Einzelnen, der abseits aller „Prinzipien“<sup>82</sup> ein gewaltiges Werk schafft. Im Gegensatz zu den „klassizistischen“ Gotikenthusiasten einer jüngeren Generation konnte Goethe in dem Werk des Erwin von Steinbach noch keine „schöne“ Kunst im Sinne einer auf die Antike gegründeten Tradition erkennen. Da für ihn die gotische Architektur den äußersten Gegensatz zu einer auf

<sup>78</sup> Vgl. K. Lankheit, *Revolution und Restauration* (1965), 18, der mit diesen Worten das Verhältnis von Romantik und Klassizismus in der Kunst des 19. Jahrhunderts charakterisiert, wie es die ältere Forschung sah.

<sup>79</sup> S. z. B. A. Bayer v., *Über Architektur des Mittelalters*, in: *Kunstblatt*, 8. Jg. (1827), 405—06, wo es als Zeichen der „Überspannung“ und „Unkenntnis der wahren Grundlehren der Architektur“ gewertet wird, daß man in nachmittelalterlicher Zeit Kirchen über kreuzförmigem Grundriß gebaut habe, um christliche Symbolik zum Ausdruck zu bringen. Die Kreuzform mittelalterlicher Kirchen sei dagegen „reiner bloßer Zufall“.

<sup>80</sup> E. Beutler, *Von deutscher Baukunst* (1943), 30—38.

<sup>81</sup> Vgl. Robson-Scott, *The Literary Background*, 55—95; Herrmann, *Laugier*, 187—90.

<sup>82</sup> Zit. nach: *Schriften zur Kunst*, 1. Teil, dtv-Gesamtausgabe 33 (1974), 6.



rationale Gesetze gegründeten Kunst darstellte, den vollkommenen Beweis, daß der Genius im Irrationalen, scheinbar Regellosen weit größere Kraft und innere Folgerichtigkeit offenbaren könne, führte er als neues, antiklassisches Kriterium der Vollkommenheit das „Charakteristische“ ein<sup>83</sup>. Die von Vasari noch wegen ihres Mangels an „Ordnung“ geschmähte „deutsche“ Bauart wurde von Goethe mit der gleichen Begründung triumphierend als Nationalstil in Anspruch genommen. Was Goethe jedoch deutlich von den Romantikern unterscheidet, ist seine Weigerung, gotische Architektur als spezifisch „christlich“ anzuerkennen. Er beschrieb ausschließlich die Turmfront des Münsters und erwähnte seine Funktion als Kirche mit keinem Wort.

Als Paradigma der romantischen Gotikauffassung kann Hegels Vorlesung über die „Romantische Architektur“ gelten<sup>84</sup>. Die grundlegende Bedeutung dieser Charakteristik des gotischen Baustils für die Erscheinung der im 19. Jahrhundert purifizierten Dome hat erstmals Veit Loers am Beispiel der Regensburger Kathedrale herausgearbeitet<sup>85</sup>. Loers geht dabei besonders auf Hegels Schilderungen des gotischen Kirchenraums ein, die das Aufgehen der Vielgestaltigkeit des religiösen Lebens in der „Weite und Größe des Gebäudes“ beschreibt und die „höchste Partikularisation“ der „Großheit des Ganzen“ dialektisch gegenüberstellt<sup>86</sup>. Es scheint im Hinblick auf das zumindest im früheren 19. Jahrhundert immer gleiche Vorgehen bei der Restauration mittelalterlicher Kirchenbauten sinnvoll, einmal ganz besonders auf die absolute Priorität des Innenraums gegenüber dem Außenbau hinzuweisen, die — nach den Ausführungen Hegels — typisch für die Gotik ist:

„Das Geschäft nun der inneren Andacht und Erhebung hat als Kultus eine Mannigfaltigkeit besonderer Momente und Seiten, die nicht mehr Außen in offenen Hallen oder vor den Tempeln können vollbracht werden, sondern ihre Stelle im Innern des Gotteshauses finden. Wenn daher bei dem Tempel der klassischen Architektur die äußere Gestalt die Hauptsache ist, und durch die Säulengänge unabhängiger von der Konstruktion des Innern bleibt, so erhält dagegen in der romantischen Architektur das Innere der Gebäude nicht nur eine wesentlichere Wichtigkeit, da das Ganze nur eine Umschließung seyn soll, sondern das Innere scheint auch durch die Gestalt des Aeußern hindurch, und bestimmt die speciellere Form und Gliederung desselben“<sup>87</sup>.

Die Erscheinung dieses von der Außenwelt abgeschlossenen Innenraums aber wird bestimmt durch die „Innerlichkeit“ des „christlichen Geistes“: „Es ist die Sammlung des Gemüths in sich, welche sich räumlich abschließt. Die Andacht des christlichen Herzens aber ist ebenso sehr zugleich eine Erhebung über das Endliche, so daß nun diese Erhebung den Charakter des Gotteshauses bestimmt ...“<sup>88</sup>. Es ist einerseits „Stille des Gemüths“, andererseits „feierliche Erhabenheit, die über das verständig Begrenzte hinausstrebt und hinwegragt“<sup>89</sup>, was in der gotischen Baukunst zum Ausdruck kommt. „Wenn daher die Bauten der klassischen Archi-

<sup>83</sup> Schriften zur Kunst 1, 11.

<sup>84</sup> Erste Bearbeitung der 1820—26 gehaltenen „Vorlesungen über die Ästhetik“ 1835 durch H. G. Hotho.

<sup>85</sup> Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976), 261—63.

<sup>86</sup> Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976), 262.

<sup>87</sup> Zit. nach: Jubiläumsausgabe der Werke Hegels, hrsg. von H. Glockner 13 (1953), 336 (Hervorhebungen vom Verf.).

<sup>88</sup> Jubiläumsausgabe (1953), 334.

<sup>89</sup> Wie Anm. 88.



tektur im Ganzen sich breit hinlagern, so besteht der entgegengesetzte romantische Charakter christlicher Kirchen in dem Herauswachsen aus dem Boden und Emporsteigen in die Höhe“<sup>90</sup>. Der Innenraum empfängt seine besondere Stimmung auch durch die Abhaltung der natürlichen Tageslichts: Die Glasmalereien der Fenster haben demnach die Funktion „der völligen Abscheidung vom Aeußeren“<sup>91</sup>.

Ein direkter Einfluß Hegels auf die Restauration gotischer Kirchenbauten dürfte allerdings kaum nachzuweisen sein. Was er an Wesensmerkmalen der gotischen Architektur aufführte, hatten größtenteils schon andere Gelehrte vor ihm erkannt; doch gibt es kein zweites schriftliches Zeugnis aus dem 19. Jahrhundert, das uns das emotionale Erlebnis des Stimmungshaften, Überweltlichen, das für die Menschen dieser Zeit in den mittelalterlichen Domen überwältigend gewesen sein muß, so eindringlich nachempfinden läßt.

Die romantische Gotikauffassung insgesamt hatte jedoch greifbare Auswirkungen auf die Kunstentwicklung des 19. Jahrhunderts. An erster Stelle ist in diesem Zusammenhang das Wiederaufleben der monumentalen Glasmalerei zu nennen. Die entscheidende Bedeutung, die ihr im 19. Jahrhundert für die Entstehung der angestrebten stimmungshaften, „sakralen“ Raumwirkung beigemessen wurde, ist am Beispiel des Regensburger Doms noch eingehend zu erörtern<sup>92</sup>. Voraussetzung für die Bereitschaft, in langwierigen, kostspieligen Versuchen die alte Technik wiederzugewinnen und alte wie neue Kirchen mit großformatigen Glasmalereien auszustatten, war die Erkenntnis, daß die farbige Verglasung ein integraler Bestandteil des gotischen Kirchengebäudes gewesen war. Es scheint denn auch, daß die Glasmalerei — abgesehen von kleinformatigen Kabinettstücken — eine Zeitlang ausschließlich als kirchliche Kunst geübt wurde<sup>93</sup>. Es ist das Verdienst Sulpiz Boisserées, den Sinngehalt mittelalterlicher Fenster entschlüsselt zu haben. Ausgehend von der hochmittelalterlichen Dichtung des Titrel, wonach die Fenster einerseits zur „Pracht und Zierde“, andererseits zur Dämpfung des durchfallenden Lichts dienen, wobei ein „brennender Glanz“ entsteht, kommt er zu dem Schluß<sup>94</sup>:

„Betrachten wir überhaupt den Umfang und die Wirkung der farbigen Glasfenster, so finden wir jenes, bei der Einweihung der Kirche erwähnte Sinnbild, des aus Edelsteinen erbauten himmlischen Jerusalems auf die überraschendste Weise vergegenwärtigt“<sup>95</sup>.

Die romantische Vorliebe des 19. Jahrhunderts für das Aufragende und Hochstrebende gotischer Kirchenbauten hatte gleichfalls sichtbare Auswirkungen. So zeigen die frühen Darstellungen „altdeutscher“ Dome, gleichgültig, ob sie von einem Caspar David Friedrich, einem Karl Friedrich Schinkel oder einem Domenico Quaglio stammen, generell eine Streckung der Proportion, eine Überdehnung aller Formen ins Steile und Spitz-Zulaufende. Aber auch die um die Mitte des Jahr-

<sup>90</sup> Wie Anm. 88 (Hervorhebungen vom Verf.).

<sup>91</sup> Jubiläumsausgabe (1953), 335.

<sup>92</sup> S. Kap. IV/4.

<sup>93</sup> HStA M, MF 68632, Brief der General-Bergwerks- u. Salinenadministration an Ludwig I., 23. 9. 1840, führt Verzögerungen bei der Herstellung von Fenstern für das Universitätsgebäude auf die „Neuheit der Anwendung der Glasmalerei bei einem nicht kirchlichen Gebäude“ zurück.

<sup>94</sup> Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln (21842), 44.

<sup>95</sup> Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln (21842), 45 (Hervorhebungen vom Verf.).



hundreds entstandenen Turmvollendungen und Kirchenneubauten zeigen gegenüber ihren mittelalterlichen Vorbildern eine auffallende Betonung der Vertikalen<sup>96</sup>. Dies gilt für George Gilbert Scotts Entwurf für die Nicolaikirche in Hamburg (1844/45)<sup>97</sup> ebenso wie für Heinrich Ferstels Wiener Votivkirche (1857)<sup>98</sup>. Als Beispiel für die Höhentendenz neugotischer Turmaufbauten kann u. a. der Regensburger Dom herangezogen werden. Dieses „romantische“ Element in der „dogmatischen Neugotik“ der Jahrhundertmitte überrascht umso mehr, als die erwähnten Bauten sonst nur noch wenig romantischen Geist verraten.

Die klassizistische Gotikauffassung führte dagegen zu dem Wunsch, den „alt-deutschen“ Baustil durch Einbringung „antiker“ Gestaltungsprinzipien zu „verbessern“ und zu „veredeln“; dies, obwohl eine Reihe von Autoren — wie schon erwähnt — eben diese Prinzipien in der Gotik bereits verwirklicht sehen wollten. Aufschlußreich sind zwei Äußerungen Karl Friedrich Schinkels: In der Abhandlung zu seinem Entwurf für das Mausoleum der Königin Luise (1810) schrieb er, daß eine für diese Bauaufgabe „neuzuschaffende Richtung der Architektur“ von der Gotik ausgehen, aber „unter den Einflüssen der Schönheitsprinzipien, welche das heidnische Alterthum liefert“, weiterentwickelt und zur Vollendung gebracht werden müsse<sup>99</sup>. Ganz ähnlich definierte er den für den geplanten Nationaldom in Berlin in Aussicht genommenen Baustil. Er lobte das Eintreten des Königs für

„eine Kirche in dem ergreifenden Styl altdeutscher Bauart, einer Bauart, deren völlige Vollendung der kommenden Zeit aufgespart ist, nachdem ihre Entwicklung in der Blüthe durch einen wunderbaren und wohlthätigen Rückblick auf die Antike für Jahrhunderte unterbrochen ward, wodurch, wie es scheint, die Welt geschickt werden sollte, ein dieser Kunst zur Vollendung noch fehlendes Element in ihr zu verschmelzen“<sup>100</sup>.

Wie sehr dieses Streben nach „Verschönerung“ im Sinne klassizistischer Normen auch die Restauration mittelalterlicher Kirchenbauten bestimmen konnte, geht nicht zuletzt aus den zeitgenössischen Beschreibungen dieser Bauten hervor, die meist die Forderung enthalten, die „ursprüngliche“ Schlichtheit und „Einfalt“ wiederherzustellen, die durch später hinzugekommene Ausstattungstücke beeinträchtigt werde. Zwar wird dabei das „Einfache“ und „Edle“ dem mittelalterlichen Bestand zugeschrieben; trotzdem konnte eine auf diese Auffassung gestützte Restauration im Endergebnis nur auf eine klassizistische Uminterpretation und damit auf eine „Weiterentwicklung“ des Bauwerks hinauslaufen. Auch dies läßt sich am Beispiel des Regensburger Doms zeigen.

Von der klassizistischen Komponente der Gotikrezeption leitet sich aber auch her, daß die künstlerische Rangfolge der verschiedenen Stilstufen der Gotik dogmatisch festgelegt wurde. Die Einteilung dieses Baustils in Blütezeit und „Verfall“ oder „Entartung“, wobei man die Stufe der höchsten Vollkommenheit in der Zeit von etwa 1250—1350, den Niedergang im späteren 14. und vor allem im 15. Jahrhundert sehen wollte, führte um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu jener

<sup>96</sup> Für die Turmvollendungen nachgewiesen von Knorre, Turmvollendungen, bes. 246.

<sup>97</sup> Abgeb. bei Germann, Neugotik, Taf. 54; zur Baugeschichte s. S. Muthesius, Das englische Vorbild (1974), 26—32.

<sup>98</sup> Zur Baugeschichte s. Wibiral/Mikula, Heinrich v. Ferstel, 3—38.

<sup>99</sup> Zit. nach A. Wolzogen v., Aus Schinkels Nachlaß 3 (1863), 160—61.

<sup>100</sup> Im „Zweiten Aufsatz“ über das Projekt eines Nationaldoms als Denkmal der Befreiungskriege (1819?); vgl. Wolzogen, Aus Schinkels Nachlaß 3, 198—99.



„dogmatischen“ Neugotik<sup>101</sup>, die, am Vorbild des Kölner Doms orientiert, die Gestalt der Kirchenneubauten, aber auch der meisten Turmvollendungen bestimmte.

Der früheste Hinweis<sup>102</sup> auf eine unterschiedliche Wertung der gotischen Stilphasen findet sich in Schlegels „Briefen auf einer Reise“ (1805). Über den Chorbau des Aachener Doms (1355—1414) heißt es da, er sei „aus einer neueren Epoche der gotischen Baukunst; nicht zu tadeln, aber auch nicht sehr ausgezeichnet“. Die Formen der Fenster verrieten „den Styl des vierzehnten Jahrhunderts, da die gotische Baukunst schon im Verfall war“<sup>103</sup>. Worin dieser „Verfall“ bestehen soll, geht aus dem Text nicht eindeutig hervor. Anscheinend störte sich Schlegel an der dichten Reihung der „wenig verzierten“<sup>104</sup> Fenster, an einer gewissen Trockenheit und Eintönigkeit. In der Folgezeit häufen sich die Schriften, in denen genaue Kriterien für die Unterscheidung zwischen „guten“ und „schlechten“ gotischen Gebäuden genannt werden. Anders als bei Schlegel liegt die Betonung in all diesen Äußerungen auf der Gegenüberstellung von „edler Einfalt“ und „Überladenheit“. Vollkommen ist gotische Architektur, wenn das rationale Element überwiegt, wenn Strenge und Gesetzmäßigkeit die ornamentale Vielfalt in ein überschaubares System zwingen. „Entartet“ ist die Gotik, wenn das irrationale Element dominierend wird, das Gleichgewicht von „Einheit“ und „Mannigfaltigkeit“ verlorengeht. Der Spätgotik wird vorgeworfen, sie habe die ursprünglich klare Gliederung in wuchernden Einzelformen erstickt. So wenig Ähnlichkeit haben die Bauten dieser Spätzeit mit denen der „echten“ Gotik, daß J. C. Costenoble in seiner Abhandlung „Über altdeutsche Architektur und deren Ursprung“ (1812) als Grund für die jahrhundertelange Ablehnung dieses Baustils angeben kann, die Vorfahren seien versehrntlich von den Beispielen einer „ausgearteten“ Gotik ausgegangen<sup>105</sup>. Diese dürften aber für eine Beurteilung der altdeutschen Baukunst „gar nicht in Betracht kommen“. Die „Fehler“ dieser „schlechten gothischen Gebäude“ beschreibt Costenoble folgendermaßen:

„Die Mannigfaltigkeit ist in einer verwickelten Ordnung ohne Einheit angebracht, so daß man die Symmetrie wo nicht vermißt, aber doch absichtlich so verlegt hat, daß man sie erst aufsuchen muß, und daß die Verzierungen nichts als ein Mischmasch willkürlicher Arabesken sind“<sup>106</sup>.

Christian Ludwig Stieglitz, der vor der Wende zum 19. Jahrhundert noch eine ganz vom klassizistischen Ideal geprägte „Encyclopädie der bürgerlichen Baukunst“<sup>107</sup> geschrieben hatte, mittlerweile aber ein großer Bewunderer der Gotik geworden war, veröffentlichte 1820 ein Buch „Von altdeutscher Baukunst“<sup>108</sup>. Hierin betonte er zwar, daß das „Romantische“ Wesensmerkmal der gotischen Architektur sei, kam aber auch zu dem Schluß, daß die Geometrie alle Formen und Größen bestimme:

<sup>101</sup> Zur dogmatischen Neugotik s. Neumann, Friedr. v. Schmidt, bes. 14, 120, 152; Knorre, Turmvollendungen, 261—65; G. Germann, Das Kölner Domblatt des 19. Jahrhunderts und die doktrinaire Neugotik, in: Kölner Domblatt Jb. 35 (1972), 81—98.

<sup>102</sup> Frankl, Gothic, 459.

<sup>103</sup> Schlegel-Ausgabe (1959), 169.

<sup>104</sup> Wie Anm. 103.

<sup>105</sup> J. C. Costenoble, Über altdeutsche Architektur und deren Ursprung (1812), 70.

<sup>106</sup> Costenoble, Über altdeutsche Architektur, 69.

<sup>107</sup> Encyclopädie der bürgerlichen Baukunst, 6 Bde. (1792 ff.).

<sup>108</sup> Lt. Knorre, S. 31, die „erste Übersicht einer deutschen Architekturgeschichte“.



„Hieraus entstand ein übereinstimmendes Ganzes, übereinstimmend mit sich selbst, mit der Natur und dem Gefühl, aus dem es hervorgegangen. Eins entfaltet sich aus dem Andern. Vom einfachen Ursprunge verbreitet es sich in das Unendliche und aus der Einheit gehn, in allmählig durch Quadrat und Würfel fortschreitenden und zunehmenden Größen, nach heiligen Zahlen, die mannigfaltigsten Verhältnisse, die angenehmsten Formen hervor . . .“<sup>109</sup>

Nach den gleichen Prinzipien seien schon die Bauten des „höchsten Alterthums“ errichtet worden; das Mittelalter habe ihnen nur eine neue symbolische Bedeutung unterlegt<sup>110</sup>. Diese Passage ist ein Musterbeispiel für die Verquickung von romantischer und klassizistischer Vorstellungswelt in der Gotikrezeption des 19. Jahrhunderts. Doch gilt auch für Stieglitz, daß ein gotisches Bauwerk umso vollkommener ist, je „näher“ es dem klassizistischen Formenkanon steht; die Spätgotik, die eigentlich — geht man von Goethes frühem Aufsatz „von deutscher Baukunst“ aus — dem romantischen Ideal besser entsprechen müßte, wird dagegen abqualifiziert: In der ersten, besseren Zeit des „deutschen Baustils“ seien „die Formen des Ganzen und der Theile, so wie der Zierrathen, hauptsächlich nach geometrischen Elementen“ gebildet worden. Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts seien vegetabilische Formen in dieses System eingedrungen, was „zu Übertreibungen und Überhäufungen Veranlassung“ gegeben habe, „der Kunst ihre wahre Größe entzogen, das edle Einfache ihrer Form benommen“ habe<sup>111</sup>.

Die Beispiele für die einseitige Bevorzugung der Hochgotik und für die Verdammung der Spätgotik, die sich auf die klassizistische Tradition berufen, ließen sich beliebig vermehren<sup>112</sup>. Die Bewunderung des Kölner Doms, der den mittelalterlichen Plänen zufolge ein wahres Muster an Strenge und Gesetzmäßigkeit zu werden versprach, als Kanon der gotischen Baukunst wird erst aus dieser Haltung ganz verständlich, obwohl man einräumen muß, daß das für die Köln-Begeisterung grundlegende „Domwerk“ Sulpiz Boisserée's in seiner starken Betonung des „vegetabilischen Charakters“ eher der romantischen Richtung zuzurechnen ist<sup>113</sup>. Auch Boisserée verzichtete jedoch nicht darauf, die Verwandtschaft des Kölner Doms mit der Baukunst der Antike herauszustellen: er verglich die Proportionen der Bündelpfeiler im Kirchenschiff mit denen der dorischen Säule und sah im Verhältnis der Pfeilerhöhe zur Breite des Mittelschiffs eine Übereinstimmung mit dem durch Vitruv und Plinius überlieferten „ältesten Verhältniß der Säule“<sup>114</sup>.

Obgleich die Wurzeln der „dogmatischen Neugotik“ im frühen 19. Jahrhundert liegen, setzte sie sich erst um die Jahrhundertmitte in der Praxis durch, nachdem der Ausbau des Kölner Doms in Angriff genommen war. In der vorausgehenden Zeit wurden noch oft hochgotische und spätgotische Formen gemischt. So verdamnte Karl Alexander Heideloff zwar im Vorwort zu seiner Sammlung der „Ornamentik des Mittelalters“ (1838) das in „spielende Verschlingungen und Verzerrungen“ ausgeartete Ornament der Spätgotik<sup>115</sup>, bildete aber trotzdem viele Beispiele gerade dieser Stilstufe in großen Tafeln ab.

<sup>109</sup> Stieglitz, Von altdeutscher Baukunst, 122—23.

<sup>110</sup> Stieglitz, Von altdeutscher Baukunst, 123.

<sup>111</sup> „Baukunst“ (= Rezension von Moller, Elisabethkirche in Marburg und Schwecten, Dom zu Meissen), in: Kunstblatt, 5. Jg. (1824), 24.

<sup>112</sup> Z. B. G. Moller, Denkmäler der deutschen Baukunst, Vorwort zu Bd. 1 (1821), 16—17.

<sup>113</sup> Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln (1823).

<sup>114</sup> Zit. nach Boisserée, Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln (21842), 37—38.

<sup>115</sup> Heft 1 (1838), 5.



### 3. *Erhoffte moralisch-politische Auswirkungen der Wiederherstellung und Vollendung mittelalterlicher Kirchenbauten*

Wenn das 19. Jahrhundert nach einer Erneuerung der gotischen Architektur strebte — sei es durch Wiederherstellung und Vollendung mittelalterlicher Überreste, sei es durch Neubauten — so hatten außerkünstlerische Wertvorstellungen an diesem Verlangen erheblichen Anteil <sup>116</sup>.

Es wurde bereits ausgeführt, daß die meisten historischen, kirchlichen oder politischen Assoziationen, die das frühe 19. Jahrhundert mit der Gotik verband, schon in weit früherer Zeit an Einzelbeispielen nachweisbar sind; erst das 19. Jahrhundert faßte jedoch all diese Gesichtspunkte unter einem einheitlichen Bezugssystem zusammen <sup>117</sup>. Nun begriff man die „altdeutsche Baukunst“ insgesamt als sichtbaren Ausdruck des christlichen Mittelalters, das als bedeutendste Epoche der nationalen Geschichte betrachtet wurde. Da man die erhaltenen „Denkmäler“ als anschauliche Zeugnisse der Wertvorstellungen, der Kultur und der politischen Verhältnisse ihrer Entstehungszeit interpretierte, erhoffte man sich von ihrer Erforschung „die genauere Bekanntschaft mit der frühern Bildung und dem Zustande Deutschlands“ <sup>118</sup>. Aus der nun anerkannten künstlerischen Vollendung der gotischen Bauwerke und ihren oft riesigen Dimensionen schloß man auf ausgebildeten Kunstsinn und materiellen Wohlstand. In diesen Annahmen fühlte man sich durch geschichtliche Studien bestätigt, die eine zeitliche Übereinstimmung zwischen der Entstehung der Gotik und der Blütezeit des Hl. Römischen Reiches, dem höchsten Stand seiner politischen Macht und Ausdehnung, ergaben <sup>119</sup>. Dieser Abschnitt der deutschen Geschichte galt auch als das Zeitalter der vollkommenen Durchdringung von christlicher Religion und weltlicher Ordnung, der Einheit von Kirche und Staat <sup>120</sup>. Im Bewußtsein des 19. Jahrhunderts wurde die gotische Kathedrale zum Sinnbild dieses idealen Staatswesens, zugleich „Denkmal“ einer starken Nation und einer starken Kirche. Die Einschätzung der Gotik als „deutsch“ gewann erst damit ihre politisch-nationalistische Bedeutung. Der Nationalismus Goethes war dagegen noch aus rein künstlerischen Quellen gespeist: er hatte das

<sup>116</sup> Im folgenden werden nur die Aspekte der Neugotik behandelt, die im Zusammenhang mit der Restauration und Vollendung mittelalterlicher Kirchenbauten als wesentlich erscheinen. Die aus englischen literarischen Quellen gespeiste präromantische Stimmungsgotik mit ihren Auswirkungen vor allem auf den Profanbau des 19. Jahrhunderts bleibt deshalb außer Betracht. Zum englischen Einfluß auf die Neugotik in Deutschland s. bes.: A. Neumeyer, *Die Erweckung der Gotik in der deutschen Kunst des späten 18. Jahrhunderts*, in: *Repertorium für KW* 49 (1928), 75—123, 159—85; P. Clemen, Strawberry Hill und Wörlitz, in: *Neue Beiträge deutscher Forschung* (= Worringer-Festschrift, 1943), 37—60; Robson-Scott, *The Literary Background*, 25—41.

<sup>117</sup> Die folgende Passage stimmt weitgehend überein mit meinem Aufsatz in: *Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg* 10 (1976), 270—71.

<sup>118</sup> G. Moller, *Bemerkungen über die aufgefundenen Originalzeichnungen des Domes zu Köln* (1818), 2; ähnl. ders. in der Einleitung zu Bd. 1 der „*Denkmäler der deutschen Baukunst*“ (1821), 1.

<sup>119</sup> Z. B. Stieglitz, *Von altdeutscher Baukunst*, 110.

<sup>120</sup> G. Kleivinghaus, *Die Vollendung des Kölner Doms im Spiegel deutscher Publikationen der Zeit von 1800—1842*, Diss. (1971), Kap. II/6, 25—28 („Der Kölner Dom als Symbol des mittelalterlichen Staates: Heinrich Steffen“); H. Beenken, *Das 19. Jahrhundert in der deutschen Baukunst* (1944), 58.



Werk des abseits aller Regeln aus dem Reichtum seines Innern schöpfenden deutschen Originalgenies dem unter dem Diktat einer normativen Kunsttheorie vermeintlich verkümmerten Schaffen der Italiener und Franzosen gegenübergestellt. Was das 19. Jahrhundert so sehr betonen sollte, nämlich die historische Bedingtheit von Kunst, den „Denkmalcharakter“ des Kunstwerks als Zeugnis bestimmter politischer und kultureller Verhältnisse der Vergangenheit, hatte Goethe nicht anerkannt. Die Leistung Erwin von Steinbachs hatte er im Gegenteil auch und gerade in der Überwindung der beengenden Zeitverhältnisse gesehen: „... tretet hin und erkennt das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, wirkend aus starker, rauher, deutscher Seele, auf dem eingeschränkten düstern Pfaffenschauplatz des *medii aevi*“<sup>121</sup>. Für Goethe war das Mittelalter eine „finstere“ Epoche, geprägt vom Einfluß einer übermächtigen Kirche. In diesem Punkt unterschied er sich am stärksten von den Romantikern, die ein positives Verhältnis zur Religion und besonders zur katholischen Kirche fanden und schon aus diesem Grund in den gotischen Domen die Überreste einer „heilen Welt“ erblickten.

Daß die nationale Vergangenheit nun in einem so verklärten Licht erscheinen konnte, ergab sich aus den Verhältnissen der Gegenwart, in der es weder ein starkes deutsches Reich noch eine starke Kirche gab. Die katholische Kirche, ohnehin geschwächt durch die inneren Auseinandersetzungen mit den Ideen der Aufklärung, die große Teile des Klerus erfaßt hatten<sup>122</sup>, wurde durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 ihrer äußeren Macht, weitgehend auch ihrer materiellen Existenzgrundlage, beraubt. Die Folge war, neben einem allgemeinen Niedergang des religiösen Lebens, daß eine große Zahl von Kirchenbauten, auch bischöfliche Kathedralen, dem Verfall preisgegeben waren, weil die Mittel für ihren Unterhalt fehlten. Auch dem Regensburger Dom blieb dieses Schicksal zunächst nicht erspart<sup>123</sup>. Ähnlich desolat war die politische Situation in Deutschland, nachdem die Auflösung des Hl. Römischen Reiches 1806 endgültig besiegelt war<sup>124</sup>. Die Zersplitterung des ehemaligen Reichsgebiets in Territorien unterschiedlichster Größe, die sich in wechselnden Koalitionen gegenseitig befehdeten, wurde in der langen Kriegszeit immer verwirrender. Auch die patriotische Gegenbewegung, die unter dem Eindruck der napoleonischen Herrschaft entstanden und der der Sieg in den Freiheitskriegen zu danken war, vermochte nicht, eine geeinte Nation herzustellen. Der 1815 begründete Deutsche Bund war ein Zusammenschluß von Einzelstaaten und umfaßte nur einen Teil des ehemaligen Reichsgebiets; auch waren ausländische Fürsten daran beteiligt. Der Überschwang an nationaler Begeisterung, der auf seinem Höhepunkt 1814/15 in den Projekten für einen Nationaldom Ausdruck fand, wich in weiten Kreisen bald tiefer Resignation<sup>125</sup>. Aus dieser Stimmung

<sup>121</sup> dtv-Gesamtausgabe 33 (1974), 11.

<sup>122</sup> S. dazu L. Scheffczyk, Stichwort „Aufklärung“, in: LThK 1 (21957); A. L. Mayer, Liturgie, Aufklärung und Klassizismus, in: Jb. für Liturgiewiss. IX (1930), 67—127 (frdl. Hinweis v. Dr. S. Klinkert).

<sup>123</sup> S. Kap. III/1.

<sup>124</sup> Zur allgemeinen Entwicklung s. R. Nürnberger, Das Zeitalter der französischen Revolution und Napoleons, in: Propyläen Weltgeschichte, hrsg. von G. Mann und A. Heuss, 8/1 (Taschenbuchausg. 1976), bes. 146—91; G. Mann, Politische Entwicklung Europas und Amerikas 1815—71, in: Propyläen Weltgeschichte 8/2 (Taschenbuchausg. 1976), bes. 387—89.

<sup>125</sup> R. Benz, Die romantische Geistesbewegung, in: Propyläen Weltgeschichte 8/1 (Taschenbuchausg. 1976), 218.



heraus schrieb Christian Ludwig Stieglitz 1820 in seinem Buch „Von altdeutscher Baukunst“, daß die gotische Architektur „das starke, ernste, fromme Gefühl der Deutschen“, ihren „zarten Sinn, der mit dem Kraftvollen so schön sich vereint“, zum Ausdruck bringe, Eigenschaften, die seiner Meinung nach die Deutschen „vor allen Völkern jener Jahrhunderte“ auszeichneten. Er beklagte, daß nur der Rückblick in jene fernen Zeiten „uns erheben und erheitern“ könne, „da wir mit Wehmuth erkennen müssen, daß jener hohe Geist der Deutschen so ganz entwichen ist“<sup>126</sup>.

Es kann nicht überraschen, daß in dieser historischen Situation der Gedanke einer Wiederbelebung der Gotik und einer Pflege ihrer erhaltenen Überreste als „reactio“ eine nie dagewesene Bedeutung erlangte. Jedes Bauwerk dieser Epoche, ob kirchlich oder profan, wurde nun zum „Denkmal“ einer für die Gegenwart vorbildlichen Vergangenheit und damit — zumindest potentiell — erhaltenswürdig<sup>127</sup>. Doch sind die Restaurationen und Vollendungen gerade der großen gotischen Dome im 19. Jahrhundert nicht nur als demonstrative Gesten zu verstehen. Ihre Initiatoren erhofften sich davon auch praktische Auswirkungen auf die bestehenden Verhältnisse, sahen z. B. im Ausbau des Kölner Doms einen Schritt auf dem Weg zur Wiedererlangung eines besseren Zustands von Reich und Kirche.

Diese Gleichsetzung der künstlerischen Leistungen einer Epoche mit ihren Errungenschaften auf geistigem und politischem Gebiet und vor allem der Glaube, daß die Wiederbelebung der künstlerischen Formenwelt auch die Wiedergeburt der historischen Bedingungen ihrer Entstehungszeit mit sich bringen müsse, kann als Grundlage des „Historismus“ im 19. Jahrhundert gelten<sup>128</sup>. Auch diese Geisteshaltung läßt sich jedoch in Ansätzen schon in weit früherer Zeit nachweisen. Man erinnere sich nur an Papst Julius II., dessen ehrgeizige künstlerische Pläne im Zusammenhang mit dem Vorhaben zu sehen sind, Rom in der Nachfolge der Cäsaren wieder zum caput mundi zu machen<sup>129</sup>. Hier wird deutlich, wie sehr die Renaissance eine Erneuerung der römischen Antike nicht nur in kultureller, sondern auch in machtpolitischer Hinsicht erstrebte. Trotzdem sollte man ebensowenig von einem „Historismus“ des 15. und 16. Jahrhunderts sprechen wie es eine „Renaissance“ der Gotik, der klassischen Antike oder der Renaissance im 19. Jahrhundert gegeben hat. Schon daß sich die Renaissance nur auf ein einziges — zumindest als Einheit empfundenes — Zeitalter stützte, während es im 19. Jahrhundert nebeneinander verschiedene, auch mit unterschiedlichen Wertvorstellungen verbundene Epochen sein konnten, macht den Unterschied deutlich.

Der entscheidende Gegensatz zur Renaissance des 15. und 16. Jahrhunderts aber liegt in dem Vertrauen, das man, vor allem in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, in die moralische Kraft der Kunst setzte<sup>130</sup>. Die gotischen Dome könnten z. B., so glaubte man, durch ihre geschichtliche Aura und durch den Stimmungs-

<sup>126</sup> Stieglitz, Von altdeutscher Baukunst, 17.

<sup>127</sup> Daß im 19. Jahrhundert trotzdem viele mittelalterliche Bauten — aus den verschiedensten Gründen — abgebrochen wurden, ist bekannt.

<sup>128</sup> Vgl. N. Pevsner, Möglichkeiten und Aspekte des Historismus, in: Historismus und bildende Kunst, 13—24; L. Grote: „Der romantische Historismus sah in der Geschichte eine Macht, die, aus der Vergangenheit kommend, auf die Gegenwart wirkt und die Zukunft mitgestaltet . . .“ (in: Historismus und bildende Kunst, 86, „Diskussion“).

<sup>129</sup> Pelican History of Art 38 (1974), 153.

<sup>130</sup> S. bes. Beenken, Das 19. Jahrhundert, 23—35; A. Kamphausen, Gotik ohne Gott (1952), 11.



gehalt ihrer Innenräume auf das Gemüt des Beschauers wirken und den „hohen Geist der Deutschen“ wiedererstehen lassen. An dieser Haltung sind zwei Faktoren bemerkenswert: es ist zum einen die Überzeugung, daß das emotionale „Erleben“ von Kunst die Persönlichkeit des Betrachters positiv verändern könne; es ist zum anderen die Annahme, daß sich dieser Prozeß auf die Gemeinschaft übertragen lasse und eine Verbesserung im Politischen und Religiösen zur Folge haben müsse. Diese idealistische Vorstellung liegt nicht nur der Restauration und Vollendung gotischer Dome, sondern vor allem auch der Entstehung oder Projektierung zahlreicher „Nationaldenkmäler“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zugrunde<sup>131</sup>.

Die Anfänge dieser moralisierenden Interpretation von Kunst lassen sich ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen. Noch ganz abstrakt, eingebunden in ein philosophisches Gedankengebäude, erscheint sie in Friedrich Schillers Schrift „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ (1795):

„... Alle Verbesserung im Politischen soll von Veredlung des Charakters ausgehen — aber wie kann sich unter den Einflüssen einer barbarischen Staatsverfassung der Charakter veredeln? Man müßte also zu diesem Zwecke ein Werkzeug aufsuchen, welches der Staat nicht hergibt, und Quellen dazu eröffnen, die sich bei aller politischen Verderbnis rein und lauter erhalten.

Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchem alle meine bisherigen Betrachtungen hingestrebt haben. Dieses Werkzeug ist die schöne Kunst, diese Quellen öffnen sich in ihren unsterblichen Mustern“<sup>132</sup>.

Eine politisch tendenziöse Kunst hatte Schiller dabei jedoch keineswegs vor Augen<sup>133</sup>; vielmehr erblickte er die Wirkungsmöglichkeit der Kunst in ihrer Fähigkeit, dem Menschen jene „hohe Gleichmütigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden“<sup>134</sup>, zu vermitteln, die ihm die Entfaltung seiner besten Kräfte ermöglichte. Es war die Schönheit an sich, der Schiller diese veredelnde Wirkung zuschrieb und es war die Kunst der Antike, in der er diese Schönheit — als Zeichen einer höheren Menschlichkeit — am vollkommensten verkörpert sah<sup>135</sup>. Das Ideal eines deutschen Nationalstaates nach dem vermeintlichen Vorbild des christlichen Mittelalters lag Schiller noch fern.

Die Projekte Friedrich Gillys für das Denkmal Friedrichs des Großen (1797) erwachsen zwar aus dieser Tradition, verbanden aber bereits das allgemein Menschheitliche mit dem Nationalen. Ein „Nationalheiligtum“ sollte das Monument werden, ein „Beförderungsmittel großer moralischer und patriotischer Zwecke“<sup>136</sup>. Das Nationale blieb noch eingebunden in eine überzeitliche, weltbürgerliche Huma-

<sup>131</sup> Beenken, Das 19. Jahrhundert, 35.

<sup>132</sup> Schillers sämtliche Werke; mit Einleitungen von K. Goedeke 14 (o. J.), 122.

<sup>133</sup> Für Schiller ist „der Begriff einer schönen lehrenden (didaktischen) oder bessernden (moralischen) Kunst“ mit Schönheit nicht in Einklang zu bringen, „denn nichts streitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüt eine bestimmte Tendenz zu geben“ (Sämtliche Werke 14, 168).

<sup>134</sup> Sämtliche Werke 14 (o. J.), 166.

<sup>135</sup> Sämtliche Werke 14, 124; vgl. Beenken, Das 19. Jahrhundert, 24; ähnlich ders., Schöpferische Bauideen der deutschen Romantik (1952), 33. Schiller steht mit seiner Kunstauffassung ganz in der Tradition Winkelmanns; vgl. S. Gohr, Die Antike in der Kunsttheorie von J. J. Winkelmann bis Friedrich Schlegel, in: Berthel Thorvaldsen, Ausst.Kat. (1977), bes. S. 12—13.

<sup>136</sup> Vgl. T. Nipperdey, Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert, in: Historische Zeitschrift CCVI (1968), 536.



nität, symbolisiert in der Gestalt des griechischen Tempels<sup>137</sup>. Gleichzeitig sollte der Bau auf das Unendliche verweisen, „Empfindungen des Universums“ wecken<sup>138</sup>. Auch das Nationaldenkmal des 19. Jahrhunderts in seinen verschiedenen Ausformungen<sup>139</sup> war als „Beförderungsmittel moralischer und patriotischer Zwecke“ gedacht.

Im Rahmen dieser Arbeit kommt dem Phänomen der „Denkmalskirche“ eine gewisse Bedeutung zu. Dieser Typus des Nationaldenkmals entstand im Zusammenhang mit den Denkmalprojekten nach dem Sieg in der Völkerschlacht bei Leipzig (18. Oktober 1813)<sup>140</sup>. Eine seiner Voraussetzungen, nämlich die „Sakralisierung der Nation“<sup>141</sup>, ist schon bei Gilly erkennbar, der das Friedrichsdenkmal als Kultstätte verstanden wissen wollte. Als weitere Grundbedingung kann gelten, daß nun das Ideal der deutschen Nation in ihrem eigenen historischen „Urbild“, dem Hl. Römischen Reich des Mittelalters, gesehen wurde. Die von Gilly versuchte Verschränkung von Geschichtlichem und Überzeitlichem, von Nationalem und Menschheitlichem, hatte — zumindest für diesen Typus — keine Gültigkeit mehr. Der „moralische Zweck“ der Denkmalskirche war die Wiedererweckung jener geistigen Haltung, von der man glaubte, daß sie die Blütezeit des Reiches im Mittelalter bewirkt habe, und von der man nun den Anstoß zu einer politischen Erneuerung erhoffte. Unabdingbarer Bestandteil dieser geistigen Haltung aber war das spezifisch Christliche, damit die Kirche wieder „zur Seele des Staates“<sup>142</sup> werden könne. Wesentlich für die Denkmalskirche, aber auch für das Nationaldenkmal des 19. Jahrhunderts überhaupt, ist also der „Verweisungscharakter“<sup>143</sup>. Das Bauwerk verweist den Betrachter auf ideelle Werte und soll ihn dadurch zum Handeln in einer ganz bestimmten Richtung bewegen.

Nach allem, was bisher über die ideellen Assoziationen gesagt wurde, die sich für das 19. Jahrhundert mit der Gotik verbanden, scheint es nur natürlich, daß Karl Friedrich Schinkel seine Pläne für einen Nationaldom (1814/15) in gotischen Formen entwarf<sup>144</sup>. Schinkel ging sogar so weit, den Verweisungscharakter, das Sichtbarmachen von Ideen, als ein Charakteristikum der gotischen Architektur zu beschreiben, das sie von der Baukunst der Antike unterscheide. Die Deutschen hätten zwar die antike Technik des Gewölbebaus übernommen, aber eine ganz neue, ihrer Eigenart gemäße Architektur daraus geschaffen:

„Jetzt ward der Geist völlig Sieger über die Masse oder Materie. Das Material war fortan kein Hindernis mehr, um den tiefsten und höchsten Anschauungen, deren die menschliche Natur fähig ist, in der Architektur einen entsprechenden Ausdruck zu geben.

Dieselbe Freiheit und Ursprünglichkeit des Volksgeistes, erhöht durch das Christentum,

<sup>137</sup> Nipperdey, Nationalidee und Nationaldenkmal, 536—37.

<sup>138</sup> Nipperdey, Nationalidee und Nationaldenkmal, 537.

<sup>139</sup> Nipperdey nennt fünf verschiedene Typen: 1. „Nationalmonarchisches“ oder „national-dynastisches“ Denkmal, 2. „Denkmalskirche“, 3. „historisch-kulturelles Nationaldenkmal“, 4. „nationaldemokratisches“ Denkmal, 5. „Denkmal der nationalen Sammlung“.

<sup>140</sup> Nipperdey, Nationalidee und Nationaldenkmal, 546—47.

<sup>141</sup> Nipperdey, Nationalidee und Nationaldenkmal, 537.

<sup>142</sup> H. Steffen, Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden, mit besonderer Rücksicht auf Deutschland (1817), vgl. Klewinghaus, Die Vollendung des Kölner Doms, 25.

<sup>143</sup> Nipperdey, Nationalidee und Nationaldenkmal, bes. 548.

<sup>144</sup> Zum Nationaldom s. H. Schrader, Das deutsche Nationaldenkmal (1934), 70—75; Beenzen, Das 19. Jahrhundert, 60—66; Nipperdey, Nationalidee und Nationaldenkmal, 546—50.



war es denn auch, die tief ahnen ließ, das Bauwerk habe nicht allein seinen Wert darin, daß alles daran gut zusammengefügt, empirisch-mechanisch verbunden sei, daß sich dies auch dem Anblick sogleich in charakteristischer Weise darstelle und verschönert werde durch anpassende Verzierungen. Hierin konnte man jetzt nur noch die allererste, zwar unerläßliche, aber in geistiger Beziehung niedrigste Voraussetzung finden, ohne welche das wahre Endziel gar nicht erreicht werden könne, das eben kein anderes sei, *als daß der Bau das Ideelle auspräge und veranschauliche, daß Idee und Wirklichkeit vollständig in einander verschmelzen, daß in dem äußerlichen Bau dasjenige sichtbar werde, wodurch wir Menschen unmittelbar mit dem Überirdischen, mit Gott zusammenhängen*, dahingegen vormals bei den Kunstwerken der Menschen nur die irdische Welt mit ihren Bedingungen berücksichtigt worden war“<sup>145</sup>.

Während die Idee des Christentums die Struktur des gotischen Bauwerks bestimmt, kommt das geschichtliche Moment, nach Meinung Schinkels, im Ikonographischen zum Ausdruck. In einer Denkschrift zum Projekt des Nationaldoms (1819) verwies er auf das Straßburger Münster, „wo die fränkischen Könige und die deutschen Kaiser unter Baldachinen zu Roß umhersitzen“<sup>146</sup>. Schinkel fühlte sich deshalb durch die Tradition der „altdeutschen Baukunst“ in seinem Vorhaben bestätigt, die „ganze frühere vaterländische Geschichte“ in Gestalt ihrer Herrscher, Staatsmänner, Geistlichen, Gelehrten und Künstler in großen Skulpturenzyklen am Dom zu verewigen<sup>147</sup>. Die großen gotischen Dome wären also, nach Auffassung Schinkels, nicht erst im Lauf der Zeit durch ihren historischen Erinnerungswert zu Nationaldenkmälern geworden, sondern schon von den Baumeistern des Mittelalters als solche gedacht und — im ikonographischen Bereich — gekennzeichnet. Schon Hermann Beenken hat auf das fundamentale Mißverständnis der mittelalterlichen Ikonologie hingewiesen, das Schinkels Entwurf für das Skulpturenprogramm zugrunde liegt<sup>148</sup>: Die Bilderwelt der gotischen Kathedrale erhielt ihren Sinnzusammenhang dadurch, daß sie insgesamt auf die christliche Heilsordnung bezogen war; biblische, historische und allegorische Darstellungen fügten sich gleichermaßen in dieses System. Aus diesem Grund war ein dem geplanten Nationaldom vergleichbarer Denkmalcharakter der mittelalterlichen Kathedrale fremd. Schinkels Domprojekt fehlt, trotz seines christlichen Anspruchs, das einheitlich heilsgeschichtliche Bezugssystem; historische, politische und kulturelle Wertvorstellungen haben einen quasisakralen Charakter gewonnen und treten selbständig neben den kirchlichen Bereich<sup>149</sup>.

Die Errichtung eines „gotischen“ Nationaldoms in der Gegenwart würde, so hoffte Schinkel, mit der Geisteshaltung des Mittelalters auch dessen praktisch-handwerkliche Fähigkeiten wiedererstehen lassen:

<sup>145</sup> Wolzogen, Aus Schinkels Nachlaß 3, 157—58 (Hervorhebungen vom Verf.). Die Passage entstammt Schinkels Begleitschreiben zum Entwurf des Luisenmausoleums (1810), in dem er sich zum erstenmal grundsätzlich zur Gotik äußert. Vgl. Germann, Neugotik, 83. Daß ein Verweisungscharakter von Schinkels Zeitgenossen keineswegs allein der gotischen Architektur zuerkannt wurde, beweisen schon die klassizistischen Denkmalprojekte König Ludwigs I. von Bayern (s. Kap. IV/3). Auch Schinkel selbst rückte später von dieser einseitigen Betrachtungsweise ab.

<sup>146</sup> Wolzogen, Aus Schinkels Nachlaß 3, 193.

<sup>147</sup> Ebd. In Schinkels zweiter, wohl gleichzeitiger Denkschrift findet sich eine noch ausführlichere Beschreibung des Skulpturenprogramms; s. Wolzogen, Aus Schinkels Nachlaß 3, 194.

<sup>148</sup> Beenken, Das 19. Jahrhundert, 61.

<sup>149</sup> Wie Anm. 148.



„Die alten werkmeisterlichen Tugenden unserer Vorfahren sind verschwunden, wo im schönen Verein von Liebe, Demuth und gerechtem Stolze Werke entstanden, vor denen ihre späteren Nachkommen mit Bewunderung stehen . . . Sollte nicht das vorliegende Werk einen seinem Zwecke ganz vorzüglich entsprechenden Charakter dadurch gewinnen, wenn es durch die Art seiner Entstehung jenen herrlichen Geist im Volke wieder gebären und dadurch ein lebendiges sich fortgestaltendes Monument würde?“<sup>150</sup>.

Die Ausführung eines solchen Bauwerks, die einen längeren Zeitraum in Anspruch nehmen müsse, werde eine „so wohlthätige und praktische Schule werden, daß der echte Sinn der Künstler und der Gewerke darin wiedergeboren würde“<sup>151</sup>.

Die Absicht, einen Nationaldom im „altdeutschen“ Stil zu errichten, wurde von dem Plan verdrängt, eine „echte“ mittelalterliche Kathedrale, nämlich den Kölner Dom, als „Denkmal der Befreiung“<sup>152</sup> zu vollenden. Dieser Vorgang belegt am eindringlichsten, in welchem Maß nun ein gotischer Dom als „Geschichtsdenkmal“ gelten und als Symbol des deutschen Reiches gesehen werden konnte.

Wie aber sah die Zeit diesen historischen Symbolgehalt am Bauwerk selbst manifestiert? Im Rahmen dieser Arbeit war bisher fast ausschließlich von gleichsam „freischwebenden“ historischen Assoziationen die Rede, die sich am Alter des Bauwerks und an seiner Bedeutung als Ort geschichtlicher Ereignisse entzündeten, aber weitgehend unabhängig von seiner Gestalt sein konnten. Nur die Annahme Schinkels, die Geschichte sei schon von den mittelalterlichen Baumeistern bewußt in die Ikonologie gotischer Kathedralen eingebracht worden, wurde als Beispiel für eine andere Haltung zitiert, die Historisches unmittelbar aus der Baugestalt ablesen wollte. In den frühen schriftlichen Zeugnissen zum Kölner Dombauebau wird nun ebenfalls die Bausubstanz zum Ausgangspunkt geschichtlicher Erkenntnis gemacht, doch stützen sich die Betrachtungen nicht auf die Ikonologie, sondern auf den baulichen Zustand. Vorbei war die Zeit, da der französische Bischof Bertholet in einem Anflug sentimentaler Ruinenromantik den Dom als Ruine erhalten und mit Pappeln umpflanzen wollte<sup>153</sup>. Der unvollendete Zustand der Kathedrale, der dadurch bedingte Mangel an Symmetrie und Konformität der Einzelformen, berührten den noch in der künstlerischen Tradition von Barock und Klassizismus geschulten Betrachter schmerzlich; der Mangel an Schönheit mußte umso tragischer erscheinen, als man aus den bestehenden Fragmenten und den wieder aufgefundenen Originalplänen zu erkennen glaubte, daß der Dom das vollkommenste Werk der „altdeutschen“ Baukunst hatte werden sollen<sup>154</sup>. Deshalb empfand man auch den zunehmenden Verfall des Torsos nicht mehr als malerisch, sondern als trostlos. Damit bot sich der Dom als Gleichnis der deutschen Geschichte geradezu an: die Vollkommenheit des Entwurfs, die Feinheit der Ausführung, beide aus der „besten“ Zeit der Gotik, symbolisierten die Blütezeit des Heiligen Römischen Reiches; das Bruchstückhafte und Ruinöse entsprach dem Niedergang der Nation<sup>155</sup>. Der voll-

<sup>150</sup> Erste Denkschrift, Wolzogen, Aus Schinkels Nachlaß 3, 194.

<sup>151</sup> Wie Anm. 150.

<sup>152</sup> Germann, Neugotik, 86 (Brief des Malers Lützenkirchen, 1. 8. 1814, aus dem hervorgeht, daß die Idee zum Ausbau des Kölner Doms als Nationaldenkmal von Kronprinz Ludwig v. Bayern stammte).

<sup>153</sup> Schmitz, Die Gotik, 109; lt. Knorre, Turmvollendungen, 50, wollte Bertholet den Dom abreißen lassen (1802).

<sup>154</sup> Zum erstenmal dargelegt von Sulpiz Boisserée, Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln (1823).

<sup>155</sup> Vgl. Boisserée, Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln (1842), 24.



endete Dom aber würde ein „Symbol des neuen Reiches, das wir bauen wollen“, sein <sup>156</sup>.

Daß dieser Versuch scheitern mußte <sup>157</sup>, daß das neue Reich, das er hätte symbolisieren sollen, nie zustande kam, ist in diesem Zusammenhang weniger bedeutsam als die Intention an sich. Wie das Beispiel des Regensburger Doms zeigt, wurden auch bei anderen mittelalterlichen Kathedralen Bauzustand und Symbolgehalt als voneinander abhängig empfunden <sup>158</sup>. Wenn nun ein unvollendeter und verfallender Dom als Gleichnis für einen traurigen Zustand der politischen und kirchlichen Verhältnisse gelten mußte, so kann man davon ausgehen, daß seine „würdige“ Wiederherstellung und sein eventueller Ausbau nicht nur im Namen der Kunst, sondern auch im Namen der Obrigkeit erfolgten. Dies umso mehr, als man ja durch das Bauwerk auf die Gegenwart einwirken wollte. Welch innige Verbindung dabei die verschiedenen Motive — politische Repräsentation, moralische Belehrung und wirtschaftliche Erwägungen — eingehen konnten, zeigen am anschaulichsten die Betrachtungen, die Georg Moller 1818 zur Vollendung des Kölner Doms anstellte <sup>159</sup>. Er stimmte darin mit den zitierten Äußerungen Schinkels zum Projekt des Nationaldoms in Berlin weitgehend überein, betonte aber mehr noch die praktischen und politischen Vorteile: Er erhoffte eine bessere handwerkliche und technische Ausbildung der Bauarbeiter, die Verbreitung dieser „Kunstfertigkeit“ durch das ganze Land und dadurch „erhöhten Wohlstand“ und „Förderung aller Gewerbe“ <sup>160</sup>. Außerdem mußte der Ausbau dieser Kathedrale „als das Werk einer weisen und großen Regierung den Geist derselben für Religion und Nationalruhm herrlich aussprechen und beurkunden und eine nicht zu berechnende Wirkung auf Belebung der Religiosität und des Gemeinsinnes hervorbringen“ <sup>161</sup>; die Beölkerung der erst kürzlich dem Königreich Preußen einverleibten Rheinprovinzen würde günstig gestimmt, weil das Unternehmen Tausende beschäftigen, den „Nationalgeist“ erhöhen, und zugleich „die alte herrliche so tief gesunkene Stadt /Köln/ neu beleben“ könne. Moller schloß mit dem Hinweis, daß das Werk, „das erhabenste Monument des Fürsten, welcher es vollendete“, „das herrlichste Denkmal des preußischen Herrscherhauses“ sein werde <sup>162</sup>. Daß die von Moller aufgeführten Gesichtspunkte ihre Gültigkeit auf Jahrzehnte hinaus behaupten konnten, ist schon daraus ersichtlich, daß der Ausbau des Regensburger Doms noch fast vierzig Jahre später mit den gleichen Argumenten, nunmehr auf Bayern bezogen, befürwortet wurde <sup>163</sup>.

Das Verhältnis des 19. Jahrhunderts zum architektonischen Erbe des Mittelalters ist, nach allem bisher Gesagten, bestimmt durch eine Fülle außerkünstlerischer Wertvorstellungen und moralischer Intentionen. Wie wirkte sich diese idealistische Betrachtungsweise auf die Baugestalt aus, wenn ein mittelalterlicher Dom „restau-

<sup>156</sup> Joseph v. Görres im Rheinischen Merkur, Nr. 151, 20. 11. 1814, vgl. Görres, Der Dom von Köln und das Münster von Straßburg (1842), 3.

<sup>157</sup> Beenken, Das 19. Jahrhundert, 64—65; Nipperdey, Nationalidee und Nationaldenkmal, 550—51.

<sup>158</sup> S. Kap. IV/3 dieser Arbeit.

<sup>159</sup> Bemerkungen über die aufgefundenen Originalzeichnungen des Domes zu Köln (1818).

<sup>160</sup> Moller, Bemerkungen, 21—23.

<sup>161</sup> Moller, Bemerkungen, 25.

<sup>162</sup> Moller, Bemerkungen, 25—26.

<sup>163</sup> Gutachten des Regierungspräsidenten Künsberg, 20. 1. 1856 (Konzept), in: Amberg, KdI 14291.



riert“ oder „vollendet“ wurde? Diese Frage kann im Rahmen dieser Arbeit nur an einem einzigen Beispiel erörtert werden. Nachdenklich stimmt die Aussage Schinkels:

„Das Unendliche und Ewige darzustellen, vermag die Kunst nicht geradezu. Außer Größe, Erhabenheit und Schönheit, welche über das Gemeine fortheben und in empfänglichen Gemüthern eine Ahnung des Ewigen erzeugen, ist es eigentlich der tiefe innere Zusammenhang eines Kunstwerkes, welcher hindeutet auf das nicht Darstellbare; denn dieser Zusammenhang wird selbst nicht anders klar, als indem jedes fühlende Gemüth ihn in den dargestellten Formen und Gestalten durch eigene Thätigkeit ergreift. Nur für den, der das Ewige schon in sich trägt, nicht aber für den bloß sinnlichen Menschen kann vermittelt der Kunst das Ewige und Göttliche dargestellt werden“<sup>164</sup>.

Besteht der Verweisungscharakter des mittelalterlichen Kirchengebäudes, den Schinkel, zumindest was das spezifisch Christliche betrifft, der inneren Struktur der gotischen Architektur zugeschrieben hat<sup>165</sup>, doch nur in der „eigenen Thätigkeit des fühlenden Gemüths“? Das eigentümliche Verhältnis von Kunstwerk und Betrachter hat Hermann Beenken für die Kunst des 19. Jahrhunderts dahingehend gekennzeichnet, daß sich die Idee des Baus erst im subjektiven Erleben des Betrachters erschließt, aber auch nur dann, wenn dieser schon dazu „gestimmt“ ist<sup>166</sup>. Ist demnach die Kälte, die den heutigen Betrachter in den kahlen Innenräumen so vieler im 19. Jahrhundert restaurierter Dome anweht, darauf zurückzuführen, daß auch diese nun eine entsprechende „Einstimmung“ erfordern, weil die Ideen, die sie vermitteln sollen, in der architektonischen Struktur selbst nicht enthalten sind?

## II. Die Gestalt des Regensburger Doms vor den Restaurations- und Ausbaumaßnahmen des 19. Jahrhunderts

*Vorbemerkung:* Eine Untersuchung von Restauration und Ausbau des Regensburger Doms muß von dem Bestand ausgehen, den die Initiatoren dieser Maßnahmen im frühen 19. Jahrhundert vorfanden. Dabei ist eine gesonderte Betrachtung von Außenbau und Innenraum nicht nur aus Gründen der Vereinfachung sinnvoll; denn Außen und Innen setzten sich auch in stilistischer Hinsicht voneinander ab.

Der unvollendete Außenbau zeigte deutlich ablesbar die verschiedenen Stilstufen seiner Entstehung vom 13. bis ins frühe 16. Jahrhundert. Zwar waren die Gewölbe von Langhaus und Kuppel erst im 17. Jahrhundert geschlossen worden, doch trat diese späte Bauphase nach außen hin kaum in Erscheinung. Lediglich der kleine Dachreiter über der Vierung zeigte barocke Formen, während sich die Notdächer auf den Türmen, obwohl ebenfalls erst im 17. Jahrhundert entstanden, dem mittelalterlichen Bestand anpaßten.

Ganz anders der Innenraum: seine Erscheinung wurde wesentlich mitbestimmt

<sup>164</sup> Wolzogen, Aus Schinkels Nachlaß 3, 160. Schinkel stimmt hierin überein mit Schillers Satz, daß Natur und Kunst dem Menschen „den süßesten Genuß unserer Menschheit als Idee“ verschaffen, daß sich das Interesse an ihnen aber „nur in Gemüthern zeigen“ könne, „welche für Ideen empfänglich sind“ (Über naive und sentimentalische Dichtung, 1795/96); vgl. Beenken, Das 19. Jahrhundert, 24.

<sup>165</sup> S. die schon zit. Passage, Wolzogen, Aus Schinkels Nachlaß 3, 157—58.

<sup>166</sup> Beenken, Das 19. Jahrhundert, 58—60.

durch die Barockausstattung des 17. und 18. Jahrhunderts, wobei die mit Fresken und Stuckdekorationen versehene Kuppel eine wichtige Rolle spielte. Allerdings war der Raumeindruck des Inneren nicht so ausschließlich „barock“ wie die Gestalt des Außenbaus „gotisch“. Da man — mit Ausnahme der im Mittelalter nicht fertiggestellten Kuppel und einiger Seitenkapellen — die gotische Bausubstanz nicht angetastet und sogar die mittelalterliche Farbverglasung geschont hatte, ergab sich ein Zusammenwirken unterschiedlichster Elemente und Einzelformen aus ganz verschiedenen Entstehungszeiten.

Es bestand also ein gewisser stilistischer Gegensatz zwischen Außenbau und Innenraum: außen die „reine“ Gotik, wenn auch in zeitlich verschiedenen Erscheinungsformen; innen eine Art Interpretation der gotischen Architektur durch die barocke Ausstattung. Diesen Dualismus durch Rückführung auch des Inneren in einen „rein“ gotischen Zustand zu beseitigen, war das ästhetische Ziel der Dompurifizierung unter König Ludwig I. Die in späteren Jahren folgende „Vollendung“ der Kathedrale, die sich als unmittelbare Fortsetzung des gotischen Dombaus verstand, konnte dann von einem Bestand ausgehen, der den vermeintlichen Intentionen des Mittelalters schon weitgehend entsprach.

Im folgenden soll ein genaueres Bild vom Aussehen des Regensburger Doms vor den Eingriffen des 19. Jahrhunderts gezeichnet werden.

### *1. Der unvollendete Außenbau*

Die äußere Erscheinung des Regensburger Doms vor dem Ausbau ist durch eine Fülle bildlicher Quellen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts überliefert. Als besonderer Glücksfall kann gelten, daß sich darunter auch Photographien befinden.

Die früheste Darstellung des Doms aus dieser Zeit dürfte ein heute verschollenes Gemälde von Domenico Quaglio gewesen sein, das 1814 entstand und den Bau von Südwesten zeigte<sup>1</sup>. Dieselbe Ansicht gab Quaglio 1820 mit geringen Abänderungen als Lithographie heraus (Abb. 1)<sup>2</sup>. Überhaupt sind Abbildungen der Westfassade besonders zahlreich. Als Beispiele seien nur genannt: der großformatige Stich von W. Rehlen und C. Schleich jun. von 1822<sup>3</sup>; der Stahlstich von L. Lange und C. Rauch, der als Titelblatt der 1842 erschienenen Broschüre von Joseph Rudolph Schuegraf, „Der Dom zu Regensburg, eine gedrängte Schilderung seiner Merkwürdigkeiten ...“ diente (Abb. 2); und schließlich als besonders wichtiges und zuverlässiges Dokument eine im Museum der Stadt Regensburg aufbewahrte Photographie, die um 1850 aufgenommen sein dürfte (Abb. 3). Doch auch die Ostansicht des Doms wurde mehrfach abgebildet, so auf einer Pinselzeichnung von H. Kranzberger, ebenfalls im Museum der Stadt Regensburg, die die Baugruppe von Chor und „Eselsturm“ vom ehemaligen Domfriedhof aus zeigt<sup>4</sup>. Die Genauigkeit dieser aus den zwanziger Jahren stammenden Darstellung wird bestätigt durch

<sup>1</sup> B. Trost, Domenico Quaglio (München 1973), Kat. Nr. 35 und Abb. 112.

<sup>2</sup> Trost, Quaglio, 164; ein Exemplar in der Architektursammlung der TU München.

<sup>3</sup> Ein Exemplar in der Graphischen Sammlung, München, Inv. Nr. 1939434.

<sup>4</sup> Inv. Nr. 1931/145; Vorlage für eine Lithographie, davon ein Exemplar ebenfalls im Museum der Stadt Regensburg, Inv. Nr. 1931/119. Die Ansicht stimmt weitgehend überein mit einer älteren Aquarellansicht Quaglios (1815); dazu Trost, Quaglio, Kat. Nr. 36 und Abb. 113.



eine photographische Aufnahme des Domchors, die während des Turmausbaus, im Frühjahr 1867, angefertigt wurde (Abb. 4) <sup>5</sup>.

Man ist jedoch nicht allein auf diese Quellen angewiesen, wenn man eine Vorstellung vom Aussehen des Doms vor seiner „Vollendung“ gewinnen will. Der Ausbau in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verzichtete nämlich darauf, größere Eingriffe in den mittelalterlichen Bestand vorzunehmen. Auf die Gründe wird später noch zurückzukommen sein. Vorläufig genügt es, festzuhalten, daß die Partien unterhalb der damals neu aufgesetzten Teile heute noch ein recht genaues Bild des Zustands vermitteln, den der Betrachter früherer Zeit vor Augen hatte.

Unvollendet geblieben waren die Türme, die beide über dem ersten Freigeschoß in den 1633 errichteten Notdächern endeten, und das Querschiff, das in der Dachzone nicht ganz fertiggestellt war.

Der Regensburger Dom nimmt in Bayern eine Sonderstellung ein, weil bei ihm mehr als bei jedem anderen Kirchenbau in Süddeutschland das Vorbild französischer Kathedralen wirksam geworden ist <sup>6</sup>. Doch gehen eine Reihe Besonderheiten auf die erste Planungsphase im dritten Viertel des 13. Jahrhunderts zurück, die sich noch an der deutschen Architektur der Zeit orientierte <sup>7</sup>. Der ganze Bau steht auf einem außerordentlich hohen, gestuften Fundamentsockel und wird schon dadurch aus der architektonischen Umgebung herausgehoben. Doch waren bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts nur Westfront und Chor aus größerem Abstand zu überschauen, denn an den Langseiten schloß dichte Bebauung den Dom ein. Schon deshalb scheint es verständlich, daß im 19. Jahrhundert vor allem Choransicht und Westfassade abgebildet wurden <sup>8</sup>.

Der Dom, eine dreischiffige Pfeilerbasilika mit zwei Türmen im Westen und einem über die Flucht der Seitenschiffe nicht auskragenden Querhaus im Osten, zeichnet sich durch eine ungewöhnliche Chorklösung aus: Umgang und Kapellenkranz fehlen; der fünfseitig geschlossene Hauptchor wird von zwei kürzeren Nebenchören flankiert, an die sich östlich je ein mehrgeschossiger Anbau schließt. Diese Anlage geht in den Grundzügen auf die erste Bauphase des gotischen Doms zurück. Am Außenbau tritt diese frühe Bauzeit besonders an der Südseite in Erscheinung, wo vor allem am Nebenchor und seinem Anbau, am unteren Geschoß des Querhauses und am anschließenden Joch des Seitenschiffs glatte Wandflächen dominieren, in die die Fenster eingeschnitten sind. Glatte, geschlossene Wandflächen in ähnlicher Aufrißgliederung wie am Süddchor finden sich aber ebenso an den weiter westlich gelegenen Jochen der Seitenschifffront und sogar am unteren Geschoß des Südturms, wenn auch die paarweise angeordneten Fenster durch eine zusätzliche Rundöffnung im Zwickel darüber bereichert sind. Dieses Festhalten an einmal gefundenen Grundformen über mehrere Bauphasen, wenn auch mit Veränderungen im Detail, ist charakteristisch für den Regensburger Dom und sichert dem Baukörper seine Einheitlichkeit trotz der jahrhundertelangen Bauzeit <sup>9</sup>.

<sup>5</sup> Historische Aufnahme im Bayer. Landesamt für Denkmalpflege.

<sup>6</sup> Dieser und die beiden folgenden Abschnitte stützen sich vor allem auf L. Altmann, Die Baugeschichte des gotischen Domes von der Mitte des 13. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976), bes. 100–103, sowie auf A. Hubel, Der Dom zu Regensburg (1975), 11.

<sup>7</sup> Altmann, Die Baugeschichte des gotischen Domes, 101.

<sup>8</sup> Zur Neigung des 19. Jahrhunderts, Kirchen aus der baulichen Umgebung zu isolieren, s. Kap. VIII dieser Arbeit.

<sup>9</sup> S. dazu Abb. 5 und 23 in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976).



Die altertümlicheren Formen bleiben jedoch auf das untere Geschoß des Doms, und hier wiederum auf die Südseite und den Bereich von Querschiff und Nebenchor auf der Nordseite beschränkt. Die freie Ostfront des Hauptchors und die Obergadenzone des ganzen Baus zeigen dagegen das feingliedrige Aufrißsystem der französischen Gotik. Am Chorschluß sind die Wände zwischen den Strebepfeilern fast ganz in ein Gitterwerk aus in drei Stufen übereinander aufsteigenden Maßwerkfenstern aufgelöst: zwischen den großen Fensteröffnungen in Untergeschoß und Obergaden schiebt sich als schmäleres, durchbrochenes Band das Triforium. Wimperge bekrönen die oberen Fenster und überschneiden die Maßwerk-galerie am Dachansatz. Die Obergadengliederung des Chors ist auch für das Langhaus übernommen. Unterschiedlich ist dagegen die Ausbildung des Strebewerks, das sich am Chor nur scheinbar von den Mauern löst, an den Langseiten dagegen frei über die Seitenschiffe spannt. Die vertikale Tendenz der senkrechten Gliederungselemente, vor allem der Strebepfeiler, Fialen und Wimperge, hat ihr Gegengewicht in den horizontalen Bändern der beiden Galerien über dem Seitenschiff und am Ansatz des Hauptdachs, die den Bau umziehen und „zusammenhalten“, wie überhaupt „die Ausgewogenheit von horizontalen und vertikalen Kräften“<sup>10</sup> für den Regensburger Dom charakteristisch ist.

Eine besondere Situation ist an der Nordseite gegeben. Die am Seitenschiff angebauten Kapellen, bis zum Ende der Domrestauration um 1840 noch drei an der Zahl, bedingten eine teilweise Vermauerung der Fenster. Unmittelbar ans Querhaus schließen sich auch heute noch ein zum Bischofshof gehörender Anbau (jetzt Domschatzmuseum) und der sogenannte „Eselsturm“, einziger Überrest des Vorgängerbaus aus ottonischer Zeit. Da zudem Maueransätze einer offenbar schon im Mittelalter begonnenen Ummantelung des Eselsturms vorhanden sind, die fast bis hinauf zur Dachgalerie reichen, ist die Nordfront des Querschiffs zum größten Teil verdeckt. Diese Verbauung der nördlichen Langseite des Doms und der daraus resultierende Mangel an Symmetrie zur Südseite wurden im 19. Jahrhundert als nachteilig empfunden und führte schon früh zu Plänen für eine „Freilegung“<sup>11</sup>.

Wesentlich für das weitere Schicksal des Doms waren vor allem die „nicht ausgebauten“ Teile, also die Westtürme und die Dachzone des Querhauses. Der 1644 veröffentlichte Stich von Matthäus Merian<sup>12</sup> überliefert den Zustand der Kathedrale nach der Baueinstellung im späten Mittelalter. Über der Vierung, deren Gewölbe noch nicht ausgeführt war, klaffte eine große Lücke; nach Osten zu wurde sie von einem Dachreiter begrenzt, der am Giebel des Chordachs angebracht war. Das Querschiff war nur bis zur Dachgalerie vollendet; darüber erhob sich, zumindest an der südlichen Stirnwand, der Ansatz eines Giebels. Der ganze Bereich von Querhaus und Vierung war innen wohl flach mit Brettern abgedeckt. Nach der Vollendung der barocken Vierungskuppel 1697 konnte man auch das Dach an dieser Stelle schließen. Das große Hauptdach lief nun, wenn auch mit einem kleinen Absatz vor der Vierung, ununterbrochen durch. Über dem Scheitel der Kuppel wurde ein zweigeschossiger Dachreiter auf den First gesetzt. Die Querhausflügel schloß man mit flachen Giebeldächern, die weder von unten noch in der Fernansicht

<sup>10</sup> Altmann, Die Baugeschichte des gotischen Domes, 103.

<sup>11</sup> S. die Andeutungen in einem Bericht des Regierungspräsidenten Künsberg, in: Amberg, KdI, Abgabe 49, 16372, 24. 7. 1852 (Konzept).

<sup>12</sup> Topographia Bavariae, Bl. 72. S. Abb. 24 in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976).



in Erscheinung traten, ans Hauptdach an. In dieser Gestalt blieb die Dachzone bis Ende der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts erhalten; auf Photographien aus der Zeit des Domausbau ist sie noch zu sehen (Abb. 4 und 5).

Die Westfassade, von allen Seiten des Doms am reichsten gegliedert und mit Maßwerk- und Stabwerkschmuck überzogen, hatte schon in mittelalterlicher Zeit einen offenen Platz vor sich, der es gestattete, sie aus der Distanz als Schaufront zu erleben. Auf diesen Teil des Doms mit seinen unvollendeten Türmen konzentrierte sich die Aufmerksamkeit des 19. Jahrhunderts in besonderem Maß, so daß eine eingehendere Beschreibung sinnvoll ist (Abb. 3).

Gerade weil die Türme nur bis zum ersten Freigeschoß gediehen waren, kam an der Westfassade das überall am Dom spürbare Streben nach einem Gleichgewicht von Vertikal- und Horizontalgliederung am eindruckvollsten zur Wirkung. Der durch den Typus der Zweiturmfassade vorgegebenen Dreiteilung in der Breite entsprach so die Dreigeschossigkeit in der Höhe. Insgesamt hätte man die Westfront fast einem Quadrat einbeschreiben können, das nach oben nur von den vierseitigen Pyramiden der Notdächer auf den Türmen<sup>13</sup> und dem „Eicheltürmchen“ am Giebel des Mitteltrakts überschritten worden wäre. Die Proportion der unvollendeten Fassade war also breitgelagert und fast gedrunken. Dieses ausgewogene Höhen- Breitenverhältnis konnte bei einem Fortbau der Türme in keinem Fall erhalten bleiben, da jede Verlängerung des Baukörpers nach oben eine Streckung der Gesamtproportion zur Folge haben mußte. So bedeutete die Vervollendung der Türme eine schwerwiegende Veränderung des „anschaulichen Charakters“ der Fassade vom Breitgelagerten, Ruhenden, zum „Aufstrebenden“, wobei zu beachten ist, daß auch ein Weiterbau in mittelalterlicher Zeit dieselbe Wirkung gehabt hätte. Bis zum Ausbau der Türme entsprach dem annähernd quadratischen Umriss der Westfront die straffe Binnengliederung in große, ebenfalls annähernd quadratische Felder: die drei — fast gleich breiten — senkrechten Partien von Nordturm, Mittelteil und Südturm sind durch die stark vorspringenden Turmstrebe Pfeiler deutlich voneinander abgegrenzt; ebenso klar ist die Scheidung der Geschosse durch die waagrechten Galerien über ausladenden Gesimsen. Diese Galerien sind Teile der den Dom als horizontale Bänder umziehenden Laufgänge: unten die über den Seitenschiffen verlaufende Galerie, die sich auch an der Westfassade um die Strebe Pfeiler verkröpft; oben die Galerie am Fuß des Hauptdachs, die, durch die Turmstrebe Pfeiler hindurchgeführt, an der Westseite den oberen Abschluß des zweiten Stocks markiert. Dieser sehr übersichtlichen und ausgewogenen Großgliederung steht eine verwirrende Vielfalt in den Einzelformen gegenüber. Grund dafür ist die lange Bauzeit, die in den vierziger Jahren des 14. Jahrhunderts begann und erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts endete<sup>14</sup>. Dementsprechend kontrastieren die sparsam gegliederten Mauerflächen der unteren Teile des Südturms mit dem kleinteiligen Maßwerkschmuck der späteren Fassadenpartien. Daß trotzdem im Gesamteindruck Symmetrie und Geschlossenheit gewahrt blieben, ist dem Umstand zu

<sup>13</sup> Die abweichenden Formen der Notdächer bei Matthäus Merian entsprechen wohl noch dem Zustand vor 1633; vgl. Schuegraf, Geschichte des Domes von Regensburg 1, 199, Anm. 194.

<sup>14</sup> Die z. B. bei H. Rosemann, Die zwei Entwürfe im Regensburger Domschatz (in: Münchner Jb. der bildenden Kunst, NF 1, 1924, bes. 253), vertretene Hypothese, daß der Materialwechsel von Kalkstein zu Grünsandstein die Bereicherung der Detailformen gefördert habe, weil Sandstein leichter zu bearbeiten sei, ist nach Auskunft von Dombauhüttenmeister Triebe unhaltbar; in Wirklichkeit lasse sich Kalkstein leichter bearbeiten.



verdanken, daß an einem Grundplan festgehalten und nur Abweichungen im Detail geduldet wurden. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Angleichung der beiden Turmfreigeschosse, die zeitlich fast 100 Jahre auseinanderliegen: zieht man die schon mehrfach erwähnte Photographie im Museum der Stadt Regensburg heran (Abb. 3), so erkennt man bei beiden Türmen die gleiche Stabwerkverkleidung der Mauerflächen und Fenster und paarweise angebrachte Baldachnfiguren, die die Fenster flankieren. Obwohl in den Einzelformen Abweichungen bestanden und die Ausführung unterschiedlich weit gediehen war, ist das Streben nach einer möglichst symmetrischen Turmlösung unverkennbar. Diese Tatsache hat die Planung für den Weiterbau der Türme im 19. Jahrhundert sicher beeinflußt.

Die beiden unteren Geschosse des Südturms halten sich ziemlich genau an die Aufrißgliederung der südlichen Langseite des Doms: über dem Portal im Erdgeschoß eine Fenstergruppe, bestehend aus zwei Lanzettfenstern mit sparsamer Maßwerkfüllung und einer Rundöffnung im Zwickel darüber; im zweiten Stockwerk ein großes Maßwerkfenster, hier nur aufgeblendet, mit Wimpergbekrönung, die allerdings von der oberen Galerie abgeschnitten wird. Im Gegensatz zu dieser strengen hochgotischen Formsprache zeigen die später entstandenen Teile der Westfassade reiche spätgotische Bildungen, vor allem in den üppig angebrachten Blendgliederungen. Besonders deutlich macht dies ein Vergleich des ersten und zweiten Nordturmstockwerks mit den eben besprochenen des Südturms: dabei wird einerseits wieder eine relative Angleichung in der Großgliederung offenbar, vor allem in der untersten Zone, wo jedes Nebenportal in sehr ähnlicher Weise von figurengeschmückten Blendnischen flankiert wird. Auch die Anordnung der Fenster, unten als Gruppe, oben als einzelnes Blendfenster mit Wimpergbekrönung, wahrt ein Minimum an Symmetrie. Der auffallendste Unterschied liegt in der Behandlung der Wand: am Südturm tritt sie, vor allem im Fensterbereich des Unteren Geschosses, in größeren ungegliederten Flächen in Erscheinung als am Nordturm, wo sie als Folie wirkt, die die aufgeblendeten Schmuckformen hinterlegt.

Der Mitteltrakt ist besonders durch die um 1410—30 entstandene Vorhalle des Hauptportals ausgezeichnet<sup>15</sup>, die über dreieckigem Grundriß vorspringt und sich auf einen figurengeschmückten Freipfeiler stützt. Im frühen 19. Jahrhundert war dieser Vorbau schon sehr verwittert, der Pfeiler sogar einsturzgefährdet. Die Vorhalle war der erste Teil des Außenbaus, der einer gründlichen Instandsetzung unterzogen wurde<sup>16</sup>.

Das „Rosengeschoß“ des mittleren Trakts und der darüber aufragende Giebel mit dem haubengedeckten Türmchen weisen die gleichen Detailformen auf wie die oberen Partien des Nordturms und sind wie diese im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts entstanden. Statt der wohl ursprünglich geplanten Rose<sup>17</sup> entstand ein kielbogengerahmtes Fensterpaar mit darüberstehendem kleinerem Rundfenster, vor dem ein großes Kreuz aufgerichtet ist, eigentlich eine ins Schmuckfreudige und Mehrschichtige übersetzte Abwandlung der am Südturmuntergeschoß (wie am Südseitenschiff) verwendeten Fensterlösung.

Insgesamt bot das komplexe Gebilde der mittelalterlichen Westfassade des Regensburger Doms für den Ausbau im 19. Jahrhundert mancherlei Probleme. Zwar

<sup>15</sup> Datierung nach Altmann, Die Baugeschichte des gotischen Domes, 107.

<sup>16</sup> Ab 1838; s. Zeittafel zur Restauration und Kap. IV/2 dieser Arbeit.

<sup>17</sup> S. Hubel, Der Dom zu Regensburg, 27. Der gegen Ende des 14. Jahrhunderts entstandene Zweiturmplan im Regensburger Domschatzmuseum zeigt eine Maßwerkrose.



konnte sie für die Großgliederung feste Anhaltspunkte geben, doch breitete sie eine verwirrende Fülle von Detailformen — von streng hochgotischen bis zu üppigen spätgotischen Bildungen — vor dem Betrachter aus. Die Wahlmöglichkeiten waren groß: sie betrafen Proportion, Stilstufe und Einzelformen der zu errichtenden Turmaufbauten. Im Zusammenhang mit der Planung des Domausbaus werden diese Probleme noch ausführlich zu behandeln sein. Dabei müssen auch manche Details des mittelalterlichen Bestandes noch genauer erörtert werden <sup>18</sup>.

## 2. Der barockisierte Innenraum

Die Erscheinung des Innenraums blieb vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Einsetzung der ersten von König Ludwig I. gestifteten Fenster im Frühjahr 1828 im wesentlichen unverändert. Nur die Bauschäden nahmen zu, weil die unsichere finanzielle Lage des Domkapitels und das Desinteresse der staatlichen Stellen nach der Säkularisation den Gedanken an Umbauten oder eine Erneuerung der Ausstattung nicht aufkommen ließen. Die einzige Zutat aus dieser Zeit war das Grabmal des Fürstbischofs Carl Theodor v. Dalberg, das seit 1824 in der Nähe seiner Grabstätte an einem der Mittelschiffpfeiler stand <sup>19</sup>. So bestimmten die Einbauten und Ausstattungsstücke des 17. und 18. Jahrhunderts sehr wesentlich den Eindruck des Innenraums.

Dieser, durch die Restauration zerstörte „barocke“ Raumeindruck läßt sich aus verschiedenen Quellen rekonstruieren: Das wichtigste bildliche Dokument ist ein Ölgemälde von einem unbekannten Maler des frühen 18. Jahrhunderts, heute im Domschatzmuseum, das das Innere des Doms von Westen zeigt. Hier sind, von einem stark erhöhten Standpunkt aus gesehen, auch Einzelheiten, wie die Epitaphien an den Langhauswänden, wiedergegeben <sup>20</sup>. Eine weitere Innenansicht stammt von Justus Popp und ist um oder kurz vor 1830 entstanden <sup>21</sup>. Was Popp darstellte, ist allerdings weniger der Dom in seinem tatsächlichen Aussehen als sein Idealbild in der Vorstellung des 19. Jahrhunderts. Der majestätischen Erscheinung der Architektur zuliebe ist der größte Teil der Ausstattung weggelassen. Als Beleg für die Barockausstattung ist die Ansicht deshalb von geringerem Wert <sup>22</sup>. Über die genaue Position der Altäre geben zwei Grundrisse des Doms Aufschluß: eine Zeichnung von Joseph Heckenstaller aus dem frühen 19. Jahrhundert <sup>23</sup> und ein sehr ähnlicher Plan, wohl von Friedrich Gärtner ausgeführt

<sup>18</sup> Eine sehr detaillierte Beschreibung der Westfassade bei Knorre, Turmvollendungen, 124—26.

<sup>19</sup> Wohl auf der linken Seite; entweder am nordwestlichen Vierungspfeiler oder einen Pfeiler weiter westlich; s. K. Hausberger, Die Grablagen der Bischöfe von Regensburg, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976), 380; J. Mayerhofer, Die Bischofsgrabmäler im Regensburger Dom, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976), 393.

<sup>20</sup> Vgl. V. Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms und seine Restauration unter König Ludwig I. von Bayern, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976), 231, 239. S. Abb. 44 im gleichen Bd.

<sup>21</sup> Thurn und Taxis Zentralarchiv Regensburg, Sammlg. Resch; Gouache mit nachträglichen Retuschen, vermutl. Vorlage für Popp/Bülau, Heft VIII, Bl. 3, 1839. S. Abb. 45 in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976).

<sup>22</sup> Ausführliche Besprechung im Zusammenhang mit der Domrestauration s. Kap. III/2 dieser Arbeit; vgl. Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 231, 244—45.

<sup>23</sup> Beigebunden einem Manuskript zur Domgeschichte, ergänzt durch ein weiteres Blatt



(Abb. 6) <sup>24</sup>. Gut dokumentiert sind zwei im Querhaus eingebaute Musikemporen. Sie erscheinen auf einem Stich von Adreas Geyer, um 1720, der unter der Vierung das Castrum doloris der Kaiserin Eleonora zeigt <sup>25</sup>. Der brückenartige Zugang zur südlichen Empore und die Holzverkleidung der zugehörigen Wendeltreppe sind auf einer um 1830 entstandenen Lithographie des mittelalterlichen Dombrunnens im Südquerhaus zu sehen (Abb. 7) <sup>26</sup>.

Die wichtigste schriftliche Quelle ist ein Manuskript des Dompräbendariats Joseph Cramer von 1794, das neben der Geschichte des Doms eine genaue Aufstellung der Altäre, Bilder, Chorstühle und sonstigen Ausstattungsgegenstände enthält <sup>27</sup>. Ein 1810 im Zusammenhang mit der Übergabe der Stadt Regensburg an das bayerische Königreich entstandenes Verzeichnis der im Dom befindlichen Gemälde enthält ausführliche Beschreibungen und nennt die Namen der Meister, soweit sie damals noch bekannt waren <sup>28</sup>.

Da die einzelnen Stücke der Barockausstattung bereits von Veit Loers in seinem Beitrag für die 1976 erschienene „Domfestschrift“ ausführlich behandelt wurden <sup>29</sup>, beschränken sich die folgenden Ausführungen auf eine zusammenfassende Schilderung des Raumeindrucks, der sich für den Betrachter ergab.

Dieser betrat von Westen einen sehr breit gelagerten, dreischiffigen Kirchenraum, der in den Seitenschiffen, im Chor, und teilweise auch im Querhaus von einer farbigen Dämmerung erfüllt war, die von den mittelalterlichen Glasmalereien ausging. Von der Westseite und vom Obergaden her fiel zusätzlich weißes Licht durch unbemalte Fenster ein. Zwischen das sehr kurz wirkende Langhaus und den Chor, die die dreigeschossige Aufrißgliederung der Hochwand und die Gewölbeformen im Stil der französischen Hochgotik bewahrt hatten <sup>30</sup>, schob sich als Zwischenzone die Vierung mit der 1697 vollendeten Kuppel. Diese war durch Farbigkeit und plastischen Schmuck gegenüber den weißgetünchten Gewölben in den anderen Teilen des Doms ausgezeichnet und durch die Allerheiligendarstellung auch in ikonographischer Hinsicht zum triumphalen Höhepunkt des Kirchenraums bestimmt. Die zentralisierende Tendenz, die die Überhöhung des Raums durch eine Kuppel bedeutete, mußte mit dem Einbau eines den übrigen Gewölben angeglichenen Kreuzgewölbes, wie es im Zuge der Restauration geschah, verlorengehen. Der

mit Namensangabe der Altäre; Archiv des Erzbistums München, Domkapitelsches Archiv, Ratisbonensia, Bd. 2, Nr. 1449; s. Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 231, hier zum erstenmal erwähnt.

<sup>24</sup> Gärtnersammlung, TU München, als „unbekanntes Münster“ unter „Bamberg“ eingeordnet (Inv. Nr. 1976/1269); vgl. H. Moninger, Friedrich von Gärtners Originalpläne und Studien (1882), 79, Nr. 1637; Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 231.

<sup>25</sup> Vgl. Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 232. Ein Exemplar in den Kunstsammlungen des Bistums Regensburg. S. Abb. 50 in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976).

<sup>26</sup> Von Postel und Sterzer; ein Exemplar im Museum der Stadt Regensburg (frdl. Hinweis von Dr. V. Loers).

<sup>27</sup> BZA/BDK, Alte Registratur XIV, 141 a; Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, bes. 231.

<sup>28</sup> Angefertigt von Joseph v. Goetz; HStA M, MINN 24105/I.

<sup>29</sup> Die Barockausstattung des Regensburger Doms und seine Restauration unter König Ludwig I. von Bayern, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976), 229–65.

<sup>30</sup> Vgl. Altmann, Die Baugeschichte des gotischen Domes, 103.



von Westen eintretende Betrachter erblickte zunächst nur einen Ausschnitt der Kuppel, vor allem die von weißem Akanthusstück gerahmten Evangelistendarstellungen in den Zwickeln<sup>31</sup>, während sich die „Herrlichkeit aller Auserwählten“<sup>32</sup> erst bei weiterem Fortschreiten in Richtung Chor erschloß.

Die Vierung bildete im Ganzen des Kirchenraums ein relativ selbständiges, nach drei Seiten durch optische Schranken begrenztes Raumkompartiment. Nach Osten wurde sie durch die zum Chor hinaufführenden Rotmarmorstufen und das schwarz-goldene, schmiedeeiserne Chorgitter abgeschlossen, vom Querhaus durch die Musikhöre abgeriegelt, die sich auf jeder Seite vom östlichen zum westlichen Vierungspfeiler spannten. Die Hervorhebung und Abgrenzung der Vierung bewirkte zugleich eine relative Verselbständigung der angrenzenden Raumteile. Vor allem schien dadurch der Chor, den schon die schwache Beleuchtung vom hellen Langhaus distanzierte, noch weiter entrückt<sup>33</sup>. Der nördliche und der südliche Arm des Querhauses wurden nicht nur von der Vierung, sondern auch von den Seitenschiffen abgetrennt; denn Laufgänge, die die Emporen mit den Treppenzugängen verbanden, spannten sich jeweils vom westlichen Vierungspfeiler zur Außenwand und wirkten als optische Begrenzung. Damit wurde jeder Querschiffarm dem entsprechenden Nebenchor zugeordnet. Eine weitere Differenzierung der Raumteile bewirkten die Altäre. In den beiden ersten Jochen des Langhauses standen Altäre unter den Mittelschiffsarkaden und erschwerten für den von Westen eintretenden Beschauer den Durchblick in die Seitenschiffe. Das um die Pfeiler angeordnete Gestühl tat ein übriges, Haupt- und Nebenschiffe voneinander zu scheiden. Drei ganz selbständige Annexräume bildeten schließlich die ans nördliche Seitenschiff angebauten Kapellen, die durch Portale mit Stuckrahmungen zugänglich waren.

An dieser Stelle ist anzumerken, daß ja bereits die mittelalterliche Architektur des Baus mit ihrer basilikalischen Höhenstaffelung, den Ansätzen eines Vierungsturms und der entschiedenen Trennung von Haupt- und Nebenchören diese Gliederung in verschiedenartige Raumkompartimente vorgegeben hatte. Auch die Kapellen am Nordseitenschiff stammten schon aus der Erbauungszeit. Dabei standen die einzelnen Raumteile von vornherein nicht gleichwertig nebeneinander, da sich schon von ihrer liturgischen Bedeutung her eine gewisse Rangabstufung ergab. Die Barockzeit hob diese hierarchische Ordnung noch stärker hervor, indem sie durch die Ausstattung besondere Akzente setzte. Die Nebenchöre, denen nach Hochchor und Vierung die größte Bedeutung zukam, wurden von Bischof Albert IV. durch monumentale Marmoraltdäre ausgezeichnet, die in ihren Dimensionen und ihrem repräsentativen Anspruch die anderen Altäre überboten. Das Mittelschiff wurde beherrscht vom Grabmal Kardinal Herzog Philipp Wilhelms, das dessen Bruder, Kurfürst Maximilian von Bayern, 1611/12 hatte errichten lassen<sup>34</sup>. Die Intention war hier allerdings nicht, die Bedeutung des Mittelschiffs durch einen monumentalen Akzent hervorzuheben. Vielmehr ist die Aufstellung des Denkmals an dieser zentralen Stelle des Doms Ausdruck seines herrscherlichen Anspruchs. Auf mannhohem Sockel hoch über die Scharen der Gläubigen emporgehoben, diente das Werk weniger dem Gedächtnis eines bedeutenden Kirchenfürsten als der Verherrlichung

<sup>31</sup> Vgl. den Stich von Andreas Geyer.

<sup>32</sup> Cramer, 24.

<sup>33</sup> Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 238.

<sup>34</sup> Das Monument wird Hans Krümper zugeschrieben; vgl. Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 238.



des Hauses Wittelsbach<sup>35</sup>. Der Kardinal ist knieend dargestellt, in Anbetung des vor ihm aufragenden Kreuzes. Gleichzeitig ist die Figur auf den Chor ausgerichtet und tritt somit in direkte Beziehung zum Hochaltar. Für einen im Westteil des Doms stehenden Betrachter war jedoch der Blick zum Hochaltar nicht nur durch dieses Grabmal, sondern auch durch das Chorgitter und die ebenfalls im Mitteltgang aufgestellte Statue des Kirchenpatrons, des hl. Petrus<sup>36</sup>, verstellt.

Aus all diesen Beobachtungen geht hervor, daß die Barockausstattung freie Durchsichten durch den Innenraum verhinderte. Es war unmöglich, ihn mit einem Blick bis an die Raumgrenzen zu erfassen. Vielmehr hatte sich der Barock die vom mittelalterlichen Bau vorgegebene Untergliederung in nebeneinander bestehende Teilräume zunutze gemacht und deren hierarchisch gestufte Bedeutung mit Hilfe der Ausstattung noch stärker hervorgehoben. Scheinbar widersprüchlich gibt sich aber daneben das Bestreben zu erkennen, auch die Einheit des Gesamtraums zu betonen. Eine einheitliche Raumfarbigkeit — weiße Tünchung der mit vergoldeten Sternen besetzten Gewölbe und Vergoldung der Kapitelle — umfaßte Haupt- und Nebenschiffe, Querhaus und Chorbereich. Die Trennung von Chor- und Gemeinderaum war sogar gegenüber dem mittelalterlichen Bestand gemildert, da man den Lettner abgebrochen und durch das transparente Gitter ersetzt hatte. Überdies bezog sich das Philipp Wilhelm-Grabmal über diese optische Schranke hinweg direkt auf den Hochaltar und schuf damit eine Art ideeller Verbindung zwischen Chor- und Gemeindebereich. Der „Zusammenhalt“ des Raums wurde auch dadurch gefördert, daß die Emporen und Altäre annähernd symmetrisch angebracht, bzw. aufgestellt waren. Wie auf Gärtners Grundriß (Abb. 6) und dem „Dombild“ des 18. Jahrhunderts zu erkennen, befanden sich vor den östlichen Vierungspfeilern zwei symmetrisch ausgerichtete Altäre, im Querhaus standen sich an den Außenwänden der Josephs- und der Kreuzaltar gegenüber, und auch die vier Altäre im westlichen Teil des Langhauses waren annähernd symmetrisch aufgestellt. Im Vergleich zur Ausgestaltung des Doms vor der Barockzeit war damit ein hohes Maß an Regelmäßigkeit und rationaler Durchbildung des Raums erreicht. Cramer berichtet z. B., daß vor der Aufstellung des Stephanusaltars im Nordchor 1627 drei Altäre abgebrochen wurden, die „zuvor ganz unordentlich untereinander standen“<sup>37</sup>. Bedenkt man ferner, daß von den einmal vorhandenen 34 Altären<sup>38</sup> am Ende des 18. Jahrhunderts nur noch 17 übriggeblieben waren<sup>39</sup>, dann darf man wohl die Behauptung wagen, daß das „mittelalterliche Bild“ des Doms weit unübersichtlicher und „unordentlicher“ gewesen sein

<sup>35</sup> Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 238, nennt die Aufstellung des Grabmals eine „früh-absolutistische Willensäußerung“. Das Denkmal ist im Zusammenhang mit den anderen Wittelsbachischen Grabmalprojekten dieser Zeit zu sehen, die als dynastische Monumente den Chor von St. Michael und die Frauenkirche in München beherrschen sollten, nämlich dem (nicht vollendeten) Grabmal für Herzog Wilhelm V. und dem Castrum doloris für Kaiser Ludwig den Bayern (s. Lieb/Sauermost, Münchens Kirchen, München 1973, 66–67, 87, 99).

<sup>36</sup> Lt. Cramer, 25, und Resch, Beytraege zur historisch-topographischen Beschreibung des Domes in Regensburg (Manuskript im Stadtarchiv Regensburg, Leihgabe des Bayer. Nationalmuseums, A 1966/18, M., 1838), [12], wurde die Statue 1612 im Mittelschiff aufgestellt; heute steht die Figur im südlichen Seitenschiff.

<sup>37</sup> Cramer, 29; Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 234.

<sup>38</sup> Cramer, 20. Schuegraf konnte nur noch zu 31 Altären Quellen ausfindig machen; s. Geschichte des Domes von Regensburg 1, 204; 2, 1–43.

<sup>39</sup> Cramer, 20.



muß als das, was sich den kritischen Augen des 19. Jahrhunderts darbot<sup>40</sup>. Schon aus dieser Beobachtung wird deutlich, daß das fast gänzliche Ausräumen des Innenraums im 19. Jahrhundert, in der Absicht, „die reine Urform, wie sie aus dem Geiste des sinnigen Baumeisters hervorgegangen“<sup>41</sup>, wiederherzustellen, dem wahren Geist des Mittelalters keineswegs entsprach. Nicht übersehen darf man auch die Tatsache, daß die Grundvoraussetzung für ein einheitliches Raumbild, nämlich die Fertigstellung der Bausubstanz, erst im Barock geleistet wurde. Die Einwölbung der drei westlichen Joche des Mittelschiffs 1618 hielt sich überdies an die gotische Gewölbeform und bekannte sich damit zur Konformität. Die Vierungskuppel von 1697 schloß, wenn auch in barocken Formen, die Lücke über der Vierung. Durch diesen Verzicht auf größere Eingriffe in die mittelalterliche Bausubstanz kam es im Raumbild nicht zu einer Verschmelzung von Gotik und Barock, sondern zu einem gleichberechtigten Nebeneinander der Stile<sup>42</sup>.

Bei allem Streben nach Regelmäßigkeit, rationaler Gliederung und Akzentuierung der Raumteile herrschte in den Einzelformen erstaunliche Vielfalt, weil die Einbauten, Altäre, Bilder und Epitaphien aus allen Epochen, vom Mittelalter bis zum frühen 19. Jahrhundert, stammten. Hierdurch gewann der Kirchenraum eine zusätzliche historische Dimension. Insgesamt spiegelte sich in der Vielfalt und in der zeitlichen Abfolge der Ausstattung die geschichtliche Bedeutung der Regensburger Kathedrale, und zwar nicht nur in ihrer Funktion als Bischofskirche, sondern auch als Hauptkirche der Stadt des Immerwährenden Reichstags.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß der barockisierte Innenraum des Regensburger Doms ein sehr komplexes Gebilde war, in dem sich Aufgliederung und Zusammenfassung, freies Spiel der verschiedensten Formen und strenge Symmetrie in subtiler Weise die Waage hielten.

So wenig bei dem freien Nebeneinander der Einbauten und Ausstattungsstücke aus den verschiedensten Entstehungszeiten ein „rein barockes“ Raumbild zustande kommen konnte, so wenig gab es ein einheitliches „barockes“ ikonographisches Programm. Hierin lag ein wesentlicher Unterschied etwa zu dem nach dem Brand von 1662 wiederhergestellten Passauer oder zu dem 1724 anlässlich seiner 1000-Jahrfeier umgestalteten Freisinger Dom, bei denen Raumgestalt und Ikonologie zu einer Einheit verschmolzen. Nur in der von Bischof Albert IV. von Törring gestifteten Ausstattung sind Ansätze zu einem — gegenreformatorischen — Programm zu erkennen<sup>43</sup>. So werden die beiden ehemals als Chorgestühlbekrönung dienen-

<sup>40</sup> Die Reduktion der Altäre erfolgte wohl hauptsächlich im 18. Jahrhundert. Ein Verzeichnis des 17. Jahrhunderts nennt noch 30 Altäre (Schuegraf, Geschichte des Domes von Regensburg 2, 36—37). Schuegrafs Kommentar ist typisch für die Haltung des 19. Jahrhunderts: Er lobt den frommen Sinn der Vorfahren, schränkt aber ein: „Stellen wir jedoch eine gleiche Betrachtung in Absicht auf die Aesthetik an, ja da müssen wir offen bekennen, daß eine solche Überfüllung von Altären das majestätische Gotteshaus mehr verunziert, als erhöht hatte.“ (2, 41).

<sup>41</sup> M. Diepenbrock, Der Tempelbau Gottes in der Menschheit; Rede bei der feierlichen Wiedereröffnung des Domes . . . (1839), 1.

<sup>42</sup> Allerdings war die Toleranz gegenüber den gotischen Glasmalereien, deren farbiges Licht den Raumeindruck wesentlich mitbestimmte, nicht immer gegeben. 1712 und 1791 gab es Bestrebungen, die Fenster weiß zu verglasen, um größere Helligkeit zu erreichen. 1791 scheiterte der Vorstoß nur an der Kostenfrage. S. Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 299.

<sup>43</sup> S. Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 229—30, 231—32, 234.

den Bilder, die die Schlüsselübergabe an Petrus und den Sturm auf dem See Genezareth darstellen, durch große Inschrifttafeln ergänzt, die sich in echt gegenreformatorischer Weise als Allegorien der katholischen Kirche ausweisen: „Ist mit dem einen der missionarische Eifer der Kirche angesprochen, so mit dem anderen die Metapher des durch die Stürme der Zeit segelnden Schiffes der Kirche“<sup>44</sup>. Die beiden Marmoralträe in den Nebenchören lassen sich als zu diesem Programm gehörig interpretieren; waren sie doch dem Erzmartyrer Stephanus und dem Hl. Andreas, Bruder des Petrus und „zweiterberufener“ Apostel, geweiht<sup>45</sup>. Diesem in Ansätzen vorhandenen Programm, das sich auf die katholische Kirche und in diesem Zusammenhang auch auf den Kirchenpatron, den Hl. Petrus, bezog, reihten sich einige später entstandene Teile der Ausstattung lose an; so die Allerheiligenkuppel über der Vierung, ein jedem Barockprogramm integrierbares „Versatzstück“, und die vier Bilder des Martin Speer mit Szenen aus dem Leben und den Wundertaten des Hl. Petrus. Im Hinblick auf die Restauration des 19. Jahrhunderts ist jedoch weniger von Bedeutung, daß im Ikonographischen eine gewisse Beliebigkeit waltete und daß nur einmal der Versuch zu einem zusammenfassenden Programm gemacht wurde; bedeutsam ist vielmehr, daß sich überhaupt in der Kuppel und an den Wänden — wenn auch in beschränktem Rahmen — eine Bilderwelt entfalten konnte. Die Restauration „säuberte“ die Architektur von dieser Bilderwelt und duldete sie nur noch unmittelbar an den Altären und im Bereich der Glasmalereien in den Fenstern. Das Auseinandertreten von Architektur und „abbildender“ Kunst, bzw. von Architektur und ikonographischer Aussage, das die Folge war, wird im Zusammenhang mit den Purifizierungsarbeiten noch eingehender zu beleuchten sein.

### III. Der Regensburger Dom vom Zeitalter der Säkularisation bis zur Restauration

#### 1. Der bauliche Zustand des Doms

„S. Majestät haben vernommen, daß es im Dome zu Regensburg einregne; E. E. möchten daher zur Untersuchung des Daches und Gewölbes die geeigneten Befehle erlassen . . .“, heißt es in einem Brief des geheimen Kabinettssekretärs an den Innenminister Graf Armanberg vom 22. Januar 1827<sup>1</sup>. In der Tat muß der Bau zu dieser Zeit in sehr schlechtem Zustand gewesen sein.

Wie weit der fortgeschrittene Verfall schon durch das Unterlassen dringender Reparaturarbeiten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bedingt war<sup>2</sup>, muß dahingestellt bleiben. Immerhin hatte man noch 1797 die Ziegeldachung erneuert<sup>3</sup>.

Als der letzte Fürstbischof Carl Theodor von Dalberg (1803—17) 1803 das Hochstift Regensburg und die total verschuldete Reichsstadt übernahm, war die

<sup>44</sup> Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 232; die Inschriften bei Cramer, 20.

<sup>45</sup> Vgl. Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 234.

<sup>1</sup> HStA M, MINN 44820, Brief-Sammlung Exzellenz des Ministers Grafen v. Armanberg 1826—28.

<sup>2</sup> Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 240, nimmt dies an.

<sup>3</sup> Schuegraf, Geschichte des Domes von Regensburg I, 202.



Zeit der großen Stiftungen für Ausstattung und Unterhalt der Kathedrale vorbei, obwohl das Bistum nun neuer Sitz des ehemals in Mainz residierenden Kurzerzkanzlers und Erzbischofs war und dadurch eine Sonderstellung behauptete<sup>4</sup>. Das Domkapitel blieb, wohl als einziges in Deutschland, von der Säkularisation bis zur Neuregelung der kirchlichen Verhältnisse im Amt und konnte auch weiterhin seine Präbenden beziehen<sup>5</sup>. Trotzdem schufen die politischen Ereignisse Probleme, die die Pflege des Doms als zweitrangig erscheinen ließen. 1809 wurde die Stadt im französisch-österreichischen Krieg verwüstet und geplündert. Die in der Folge erwachsene hohe Schuldenlast zwang das Domkapitel zum Verkauf einiger Waldungen<sup>6</sup>; im Jahr darauf ließ Dalberg gar einen erheblichen Teil des Kirchensilbers einschmelzen, um die Staatsfinanzen zu sanieren<sup>7</sup>. 1810 gingen Stadt und Bistum Regensburg an das Königreich Bayern über. Das Vermögen des Domkapitels wurde Staatseigentum, durfte aber weiterhin von den Domherren selbst verwaltet werden<sup>8</sup>. Doch versäumte man anscheinend, die Eigentumsverhältnisse der Kathedrale verbindlich zu regeln. Aus den Archivalien geht nicht eindeutig hervor, ob der Dom sofort zum Staatsgebäude erklärt wurde, was den Staat auch zur Übernahme der Baulast verpflichtet hätte<sup>9</sup>, oder ob man eine Teilung der Unterhaltskosten zwischen kirchlicher und staatlicher Seite vereinbart hatte<sup>10</sup>. Wie verworren die Lage war, läßt sich aus dem Sitzungsprotokoll des Domkapitels vom 13. Juni 1822 ersehen, wo es heißt, daß „in Beziehung auf die Bauhütte der Umstand zu berichtigen (sei), daß dieselbe an das Bistum übergegangen sey, obschon die Last des Dombaues noch auf dem höchsten Aerar beruht . . .“<sup>11</sup>. Erst seit 1826 wurden die Reparaturen am Dom regelmäßig auf den Bauetat des Königreichs übernommen<sup>12</sup>.

Die bayerische Regierung interessierte sich zwar sofort nach der Übernahme der Stadt für die künstlerisch wertvollen Gemälde in den Kirchen und öffentlichen Gebäuden, nicht aber für die Bauten selbst, wenn man den spärlich erhaltenen Dokumenten trauen darf<sup>13</sup>. Galeriedirektor von Manlich, dem die Kunstsammlung-

<sup>4</sup> Zu Dalberg s. G. Schwaiger, Die altbayerischen Bistümer Freising, Passau und Regensburg zwischen Säkularisation und Konkordat (1959), 5. Kap., 245–96; ders., Das Erzbistum Regensburg unter Carl Theodor v. Dalberg, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976), 209–27.

<sup>5</sup> Schwaiger, Die altbayerischen Bistümer, 248–75.

<sup>6</sup> Schwaiger, Die altbayerischen Bistümer, 261.

<sup>7</sup> A. Hubel, Die Geschichte des Regensburger Domschatzes, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976), 325–29.

<sup>8</sup> Schwaiger, Das Erzbistum Regensburg, 223.

<sup>9</sup> Lt. mündl. Mitteilung von Archivrat Dr. Seitz, Amberg, bestand noch nach dem 2. Weltkrieg Unklarheit darüber, ob der Dom Eigentum des Staats oder der Diözese sei.

<sup>10</sup> S. dazu die Korrespondenz in LBA 167, Domkirche zu Regensburg 1812–35, bes. aus den Jahren 1812–20.

<sup>11</sup> BZA/BDK, Protokolle 1821–24. Die Übergabe der Bauhütte war wohl 1821 im Zusammenhang mit dem Inkrafttreten des Bayer. Konkordats erfolgt.

<sup>12</sup> KM, Geh. Raths Acten, Domkirche in Regensburg. 1826–39, Brief des Innenministeriums an die Kreisregierung, 14. 11. 1826, betr. Übernahme von Ausgaben für Unterhalt Domkapitelscher Gebäude auf den Bauetat 1826/27; s. auch Korrespondenz in LBA 167, 1812–35 (seit 1826 wird über Reparaturen am Dom getrennte Rechnung geführt und ein eigener Unterhaltungsetat gesondert genehmigt).

<sup>13</sup> HStA M, MINN 24105/I, „Die in den öffentlichen Gebäuden in Regensburg vorhandenen Gemälde, dann die in Antrag gebrachte Errichtung einer Kunstschule daselbst betr.“



gen des Königshauses unterstanden, fertigte eine Liste der Gemälde an, die ihm für die königliche Galerie in Schleißheim geeignet schienen<sup>14</sup>. Gleichzeitig kam man aber auch in Regensburg auf die Idee, eine kleine öffentliche Gemäldesammlung einzurichten<sup>15</sup>. Bezeichnend ist an diesen Vorgängen, daß man keine Bedenken hatte, zugunsten eines Museums Ausstattungsstücke aus Kirchen zu entfernen. Voraussetzung für diese Haltung ist einerseits, daß man das Bewußtsein für die Zusammengehörigkeit von Architektur und Ausstattung verloren hatte, andererseits, daß man die Fülle der Bilder und Altäre, die sich vor allem in der Barockzeit in den Kirchen angesammelt hatten, nicht mehr als unabdingbar für den christlichen Kultus betrachtete<sup>16</sup>.

In den folgenden Jahren häufen sich die Nachrichten vom zunehmenden Verfall des Doms. Während die in der Kathedrale vorhandenen Gemälde in einem ausführlichen Verzeichnis festgehalten<sup>17</sup>, zwei davon gar von Manlich für die königlichen Sammlungen vorgeschlagen wurden<sup>18</sup>, erkannte man dem Bauwerk selbst offenbar keinen vergleichbaren Kunstwert zu. Zumindest die staatliche Baubehörde in Regensburg war von einer Begeisterung für die Gotik noch weit entfernt. Außerdem wurden Erhaltungsmaßnahmen meist durch Streitigkeiten zwischen dem Domkapitel und der königlichen Bauinspektion um die Bezahlung der Arbeiten behindert. So schickte die Kirchenverwaltung im Sommer 1812, als das schadhafte Dach des Doms repariert werden sollte, die Handwerker mit der Begründung nach Hause, daß man nicht über die nötigen finanziellen Mittel verfüge<sup>19</sup>. Vor allem in den ersten Jahren, nachdem das Bistum in bayerische Landeshoheit übergegangen war, herrschte im Schriftverkehr zwischen Domkapitel und staatlicher Baubehörde ein gereizter Ton. Hierin spiegelt sich das gespannte Verhältnis zwischen Staat und Kirche, das sich unter der Regierung Montgelas in Bayern herausgebildet hatte. Es ist deshalb schwer festzustellen, wie weit die Weigerung des Domkapitels, zum Unterhalt der Kathedrale beizutragen<sup>20</sup>, tatsächlichem Geldmangel und wie weit sie einer politischen Trotzreaktion entsprang. Fest steht nur, daß das Domkapitel erst nach dem Inkrafttreten des bayerischen Konkordats 1821 über einen Kultusfond verfügte, aus dem auch kleinere Baumaßnahmen bestritten werden konnten.

Wurde der Verfall des Doms schon durch die Untätigkeit der staatlichen und kirchlichen Stellen begünstigt, so wurde er durch mutwillige Beschädigung noch zusätzlich beschleunigt<sup>21</sup>. Bis in die zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein wurde die Mutterkirche des Bistums als Quelle für billiges Rohmaterial mißbraucht; weder ihre religiöse Bedeutung noch ihr mittlerweile von Kunstliebhabern

<sup>14</sup> HStA M, MINN 24105/I, Bericht, 21. 9. 1810.

<sup>15</sup> HStA M, MINN 24105/I, ausführliche Korrespondenz.

<sup>16</sup> Zu diesen Problemen s. Kap. IV/4 dieser Arbeit.

<sup>17</sup> Das schon mehrfach erwähnte Verzeichnis des Joseph v. Goez, HStA M, MINN 24105/I, 10. 8. 1810.

<sup>18</sup> Vgl. Anm. 14. Manlich hatte Bloemarts „Sturm auf dem See Genezareth“ und das Altarblatt des Josephsaltars von Andreas Wolff vorgeschlagen.

<sup>19</sup> LBA 167 (1812—35), Brief der Domkapitelschen „Sindicats-Kanzlei“ an die Bauinspektion Regensburg, 24. 7. 1812.

<sup>20</sup> LBA 167 (1812—35), bes. Korrespondenz aus dem Jahr 1812.

<sup>21</sup> LBA 167 (1812—35), z. B. Protokoll d. Kreisbaurats Popp, 22. 7. 1818, zur Beschädigung von Fenstern; 1824 wurden Eisenteile des Dachstuhls gestohlen (ebd., Korrespondenz aus dem gleichen Jahr).



erkannter Wert als mittelalterliches Baudenkmal konnte dies verhindern. Noch 1827 berichtete die Bauinspektion, daß „jedes Stückchen Eisen, welches nicht ganz fest ist, nach Aussage der Arbeitsleute nicht vor dem Diebstahl sicher“ sei, und daß Fenster „vielleicht bloß in der Absicht, um das farbige Glas zu erhalten“, zerstört würden<sup>22</sup>.

Infolge all dieser unglücklichen Umstände bot der Dom bis zum Beginn der Restauration 1827 ein Bild völliger Verwahrlosung. Die Schindeldächer der Seitenschiffe waren undicht, die Dachsparren zum größten Teil verfault<sup>23</sup>. Am Außenbau stürzten Steine ab; losgerissene Fensterflügel drohten herauszufallen<sup>24</sup>. Der Innenraum war völlig verstaubt<sup>25</sup>. 1822 drang Wasser auf den Musikchor im südlichen Querhausarm. Das Domkapitel befürchtete, daß die Balken abfaulen und die ganze Empore unter dem Gewicht der Orgel zusammenbrechen werde<sup>26</sup>; doch die Bauinspektion, der der Einbau sowieso „gegen die Aesthetik“ schien, konnte nichts finden und ergriff auch keine Maßnahmen<sup>27</sup>. Damit äußerte sich in Regensburg zum erstenmal jene ästhetisch begründete Ablehnung der Innenausstattung, die später zur Purifizierung des Doms führen sollte.

## 2. Zeichen einer neuen Wertschätzung: frühe Beschreibungen und bildliche Darstellungen

Während Vernachlässigung und mutwillige Zerstörungen den Verfall des Regensburger Doms beschleunigten, erregte der Bau die Aufmerksamkeit von Künstlern und Kunstliebhabern und fand schließlich als hervorragendes Denkmal „altdeutscher Baukunst“ Eingang in die Literatur.

Im Hinblick auf die spätere Restauration, die im wesentlichen auf die Initiative König Ludwigs I. hin erfolgte, ist bemerkenswert, daß sich schon seit 1814 eine Darstellung des Regensburger Doms im Besitz der königlichen Familie befand. Domenico Quaglio, der „maßgebend an der Wiederentdeckung der deutschen Gotik beteiligt“ war<sup>28</sup> und seit 1810 mit besonderer Vorliebe gotische Bauten malte<sup>29</sup>, hatte mit einem Gemälde der Südwestansicht der Kathedrale allgemeines Aufsehen erregt<sup>30</sup>. König Maximilian I. kaufte das Bild für seine Privatsammlung in Tegernsee und ermunterte den Künstler, sich besonders dieser Art von Darstellungen zu widmen<sup>31</sup>. Etwa ein Jahr später schuf Quaglio eine Aquarellansicht des Regensburger Domchors und gab schließlich 1820 die schon erwähnte große Lithographie der Südwestansicht heraus (Abb. 1), die den Bau wohl zum erstenmal einem weiteren Kreis von Interessierten bekannt machte. Christian Ludwig Stieglitz, der den Dom als erster in eine Abhandlung über die Gotik, nämlich in sein einflußreiches Buch „Von altdeutscher Baukunst“ (1820), aufnahm, scheint nur diese Ab-

<sup>22</sup> Amberg, KdI 14289, Brief der Bauinspektion an die Kreisregierung, 17. 3. 1827.

<sup>23</sup> LBA 167 (1812–35), Brief der Bauinspektion an die Finanzdirektion, Nov. 1812.

<sup>24</sup> LBA 167 (1812–35); 1819 beschwerte sich der Stadtmagistrat, daß ein Stein auf die Straße heruntergefallen sei (ebd., 19. 2. 1819).

<sup>25</sup> LBA 167 (1812–35), zit. Brief der Bauinspektion, Nov. 1812.

<sup>26</sup> LBA 167 (1812–35), Brief des Domkapitels an die Bauinspektion, 20. 6. 1822.

<sup>27</sup> LBA 167 (1832–35), Erwiderung der Bauinspektion, 21. 6. 1822.

<sup>28</sup> Trost, Quaglio, 83.

<sup>29</sup> Trost, Quaglio, 83.

<sup>30</sup> Trost, Quaglio, 42 und Kat. Nr. 35 (112), Abb. 112. Das Gemälde ist verschollen.

<sup>31</sup> Nagler, Künstlerlexikon 13, 140; vgl. Trost, Quaglio, 112.



bildung, nicht aber das Bauwerk selbst, gekannt zu haben. Mit Hinweis auf Quaglio berichtete er sehr allgemein, der Regensburger Dom beeindruckte durch seine „Größe“, die „schöne Anordnung seiner Theile“, den „Reichtum mannigfaltiger Zierrathen“ und die Vorhalle am Hauptportal<sup>32</sup>. Die Darstellung Quaglio's scheint ihm allerdings erst bekannt geworden zu sein, nachdem der Hauptteil der „Altdeutschen Baukunst“ abgeschlossen war, denn diese Angaben finden sich erst in den „Nachträgen“ am Ende des Buchs. In dem vorher entstandenen Text beweist Stieglitz dagegen krasse Unkenntnis: „Zu Regensburg erhob sich der Chor des herrlichen Doms, dessen Gründung jedoch in frühere Zeiten fällt, in der Mitte des 15. Jahrhunderts. Ihm ähnlich erscheint zu München die Kirche unserer lieben Frauen . . .“ (!)<sup>33</sup>. 1822 entstand der, ebenfalls schon erwähnte, Stich von W. Rehlen und C. Schleich jun., der die Westfassade zeigt. Er scheint recht bekannt gewesen zu sein, denn als 1828 die mittelalterlichen Fassadenrisse des Regensburger Doms gefunden und nach München geschickt wurden, hieß es in dem Begleitschreiben, daß für einen Vergleich mit dem gegenwärtigen Zustand der Fassade diese „in allen Kunsthandlungen erhältliche“ Abbildung geeignet sei<sup>34</sup>.

Karl Friedrich von Wiebeking (1762—1842) war der erste, der Messungen unternahm und einen Grundriß des Doms anfertigen ließ<sup>35</sup>. Wiebeking scheint ein einflußreicher Mann gewesen zu sein. Bis zu seiner Pensionierung 1817 leitete er das staatliche Straßen-, Brücken-, und Wasserbauwesen, arbeitete aber nebenbei als „Civilarchitekt“<sup>36</sup>. Später widmete er sich vorwiegend literarischer Tätigkeit und verfaßte u. a. eine „Theoretisch-practische Bürgerliche Baukunde“ in vier Bänden, deren Bedeutung, zumindest für Bayern, kaum zu überschätzen ist<sup>37</sup>. So dürfte es eine derart ausführliche und materialreiche Darstellung der Architekturgeschichte in Deutschland vor dem Erscheinen von Wiebekings Werk nicht gegeben haben: Ausgehend vom Altertum sind neben Deutschland, der Schweiz und den Niederlanden auch Frankreich, Großbritannien, Spanien, Portugal, Rußland, Polen, Dänemark und Schweden behandelt; Literaturangaben zur englischen und französischen Baukunst füllen viele Seiten. Vier großformatige Tafelbände enthalten in Kupfer gestochene Abbildungen der besprochenen Bauten. Zu dem ehrgeizigen Unternehmen wurde Wiebeking wohl angeregt durch Georg Möllers „Denkmäler der deutschen Baukunst“, die seit 1815 in Lieferungen erschienen und in Deutschland den ersten Versuch darstellten, eine Entwicklungsgeschichte der Architektur anhand einzelner Bauten zu schreiben<sup>38</sup>. Wiebeking verfolgte aber noch andere,

<sup>32</sup> Stieglitz, Von altdeutscher Baukunst, „Nachträge“, 224.

<sup>33</sup> Stieglitz, Von altdeutscher Baukunst, 159.

<sup>34</sup> Amberg, KdI 14288, Brief der Kreisregierung ans Innenministerium, 18. 11. 1828.

<sup>35</sup> Wiebeking, Bürgerliche Baukunde 1, 688.

<sup>36</sup> S. Allg. Dtsch. Biographie 55 (1910); Norbert Lieb, Klenze und die Künstler Ludwigs I., in: Festschr. für Max Spindler (1969), 659.

<sup>37</sup> Erschienen in München 1821—26. Bd. 1 (1821): „Wiebekings Bürgerliche Baukunde, insbesondere: Grundsätze sowie die Geschichte dieser Wissenschaft, der merkwürdigsten Baudenkmale des Alterthums und der neuen Zeit, und die Beschreibung dieser Baudenkmale“; Bd. 2 (1823): „Geschichte der Bürgerlichen Baukunde und ihre Hervorbringungen in Deutschland, Böhmen, der Schweiz und den Niederlanden . . .“; Bd. 3 (1825): „Beschreibende Geschichte der Bürgerlichen Baukunde von Frankreich . . .“ (incl. England, Spanien, Portugal, Rußland, Polen, Dänemark und Schweden); Bd. 4 (1826) behandelt technische Probleme.

<sup>38</sup> M. Fröhlich / H. G. Sperlich, Georg Möller: Baumeister der Romantik (1959), 79.



weiter gehende Ziele: Sein Werk versteht sich als Lehrbuch für Architekten, das die „unwandelbaren Grundsätze“ der bürgerlichen Baukunst vermitteln soll<sup>39</sup>. Ausgehend von dieser Aufgabe präsentiert er teils selbst entworfene Vorlagen für die verschiedenen Bauaufgaben, zum größeren Teil aber Abbildungen bestehender Bauten, die seiner Meinung nach als vorbildlich gelten können. Die „Bürgerliche Baukunde“ will zugleich Musterbuch und theoretische Anleitung sein, während Moller das Ziel seiner „Denkmäler“ viel bescheidener formuliert hat: „... aufzeichnen, was noch vorhanden ist, ehe es ganz untergeht“, „retten, was noch zu retten ist“<sup>40</sup>, die Entstehungsgeschichte der mittelalterlichen Architektur erforschen, und zwar anhand möglichst vieler Einzeldenkmäler<sup>41</sup>.

Wiebeking hatte seinen Anspruch zu hoch gesteckt. Die historischen Ableitungen wurden durch zahlreiche Fehler entwertet und schon nach dem Erscheinen des ersten Bandes heftig kritisiert<sup>42</sup>. Seine Architekturtheorie dagegen fand Beifall. Ihre Bedeutung liegt allerdings nicht darin, daß es sich hier um originelle Gedanken Wiebekings handle, im Gegenteil. Seine Ausführungen fassen lediglich altbekanntes und allgemein anerkanntes klassizistisches Gedankengut zusammen. Dies bestätigt Stieglitz in seiner sonst sehr kritischen Besprechung im „Kunstblatt“<sup>43</sup>, wo er Wiebeking zugesteht: „Die Grundsätze und Regeln zur Anordnung und Ausführung eines Bauwerks, zur zweckmäßigen Anlegung derselben, zur architektonischen Schönheit sind, obwohl bereits bekannt, doch richtig und faßlich vorgetragen“<sup>44</sup>. Zu den „guten Bemerkungen“ zählt Stieglitz u. a. die über die Ursachen des „Verfalls“ der Architektur und „die Mittel zu ihrer Erhebung“, obwohl sie „nichts neues enthalten“<sup>45</sup>.

Im Zusammenhang mit der Themenstellung dieser Arbeit ist bemerkenswert, daß der erste Band von Wiebekings „Bürgerlicher Baukunde“ (1821) die erste ausführliche Geschichte und Beschreibung der Regensburger Kathedrale enthält<sup>46</sup>, die zudem für eine Reihe späterer Schriften über den Dom vorbildlich wurde. Wichtig ist ferner, daß Wiebeking sich mit der „architektonischen Schönheit“ und mit dem „Verfall“ der Baukunst befaßt; denn „Schönheit“ findet er in hohem Maß in der „deutschen Bauart“, den „Verfall“ aber im Barock des 17. und 18. Jahrhunderts. Folglich sieht er in den barocken Ausstattungen vieler gotischer Kirchen „Verunstaltungen“, deren Entfernung dringend erforderlich sei<sup>47</sup>. Denn

„das herrliche Innere der meisten im deutschen Styl erbauten Kirchen ist mit geschmacklosen, hohen, das Chor und die Schiffe ganz verstellenden und die Beleuchtung schwächenden Altären, mit hölzernen, plump geformten Emporen, häßlichen Kirchenstühlen, Grabmonumenten, neuen Einbauten [...], worauf Orgel, oder Bögen und Emporen angebracht

<sup>39</sup> Wiebeking, Bürgerliche Baukunde 1, 18.

<sup>40</sup> Moller, Vorwort zum 1. Bd. der „Denkmäler“ (1815), 3.

<sup>41</sup> Moller, Vorwort zum 1. Bd. der „Denkmäler“, 4.

<sup>42</sup> Rez. von Stieglitz im Kunstblatt, 2. Jg. (1821), 393—95, 197—98. Er wendet sich bes. gegen Wiebekings Behauptung, die Gotik sei im 10. Jahrhundert in Niedersachsen entstanden; der Fehlschluß war dadurch entstanden, daß Wiebeking überlieferte Weihe-  
daten auf die bestehenden Bauten von Meissen, Halberstadt, etc. bezogen hatte.

<sup>43</sup> Stieglitz im Kunstblatt, 2. Jg. (1821), 393.

<sup>44</sup> Wie Anm. 43.

<sup>45</sup> Wie Anm. 43.

<sup>46</sup> Wiebeking, Bürgerliche Baukunde 1, 684—90.

<sup>47</sup> Wiebeking, Bürgerliche Baukunde 1, 13.



sind, und endlich mit weissen Übertünchungen, dem grünen und orangegelben Anstrich der Gewölberippen<sup>48</sup> — ganz verändert und verdorben worden“<sup>49</sup>.

Mit diesen Verdikt gegen die barockisierten Innenräume gotischer Kirchen und mit seiner Forderung nach Beseitigung dieser späteren Zutaten wird Wiebeking's Werk zu einer wichtigen Quelle für die zahlreichen Purifizierungen des 19. Jahrhunderts. Dabei liegt der Wert seiner Aussagen vor allem darin, daß sie das Urteil seiner Zeitgenossen getreu widerspiegeln<sup>50</sup>.

Die Bedeutung von Wiebeking's Dombeschreibung läßt sich daran ermessen, daß sie in späteren geschichtlichen Darstellungen ausführlich und zum Teil wörtlich zitiert wird. Das gilt besonders für Christian Gottlieb Gumpelzhaimers „Regensburg's Geschichte, Sagen und Merkwürdigkeiten“, deren erster Band 1830 erschien und eine lange Passage über den Dom enthält<sup>51</sup>. Auf dem Umweg über das eben zitierte Buch Gumpelzhaimers gelangte manches in die „Fragmente einer Geschichte des Domes zu Regensburg“ von Heinrich Joh. Thomas von Bösner (1833). Die letzten Beispiele für teilweise wörtliche Übernahmen aus der „Bürgerlichen Baukunde“ sind die Beschreibungen in Joseph Rudolph Schuegraf's „Dom zu Regensburg: eine gedrängte Schilderung seiner Merkwürdigkeiten . . .“ (1842)<sup>52</sup> und in Chlingensberg's „Königreich Bayern in seinen altertümlichen Schönheiten“ (1843)<sup>53</sup>, die beide erst nach der Restauration des Doms gedruckt wurden. Bis in den Schriftwechsel zur Purifizierung des Innenraums hinein lassen sich bestimmte Kernsätze Wiebeking's verfolgen<sup>54</sup>.

Ganz offensichtlich erlangte also diese erste ausführliche Beschreibung des Regensburger Doms weitreichenden Einfluß. Wie beurteilte nun Wiebeking das Bauwerk?

Zunächst fällt auf, daß er Außenbau und Innenraum unterschiedlich bewertete, wobei er den Innenraum mit Lob überhäufte, sich über den Außenbau aber zurückhaltend äußerte. An der äußeren Gestalt des Doms lobte er besonders den gestuften Unterbau, der die Kathedrale aus der baulichen Umgebung heraushob<sup>55</sup>. Dies entsprach nämlich — wenigstens in einem Punkt — der Forderung der Klassizisten, daß Kirchen nach Art der öffentlichen Gebäude der Antike „an öffentlichen und freyen Plätzen, auf Stufen oder einem Unterbau“ stehen sollten, „um von allen Seiten auf eine vorteilhafte Weise gesehen zu werden; das Gotteshaus muß über profane Gebäude erhaben liegen und davon getrennt seyn, das Gegenteil ist ungeschicklich . . .“<sup>56</sup>. Diese Forderung Wiebeking's nimmt die späteren Bestrebungen, den Dom freizustellen, vorweg<sup>57</sup>. Aus der gleichen klassizistischen Grundhaltung heraus ist die Westfassade beurteilt. Hier war Wiebeking beeindruckt von den

<sup>48</sup> Bei dem vermeintlich „barocken“ Anstrich dürfte es sich oft um die originale mittelalterliche Farbfassung gehandelt haben!

<sup>49</sup> Wiebeking, Bürgerliche Baukunde 1, 87.

<sup>50</sup> Das zentrale Problem, worin denn die Verfallserscheinungen des Barock gesehen wurden, wird in Kap. IV/6 dieser Arbeit eingehender behandelt.

<sup>51</sup> Ein wörtliches Zitat nach Wiebeking 207—08.

<sup>52</sup> Schuegraf, Dom zu Regensburg (1842), 3.

<sup>53</sup> Chlingensberg, Königreich Bayern 1 (1843), 337—40, 351—52.

<sup>54</sup> Z. B. Amberg, KdI, Abgabe 49, 16372, Regierungspräsident Schenk ans Innenministerium, 27. 12. 1833.

<sup>55</sup> Wiebeking, Bürgerliche Baukunde 1, 685.

<sup>56</sup> Wiebeking, Bürgerliche Baukunde 1, 85—86.

<sup>57</sup> Zu den Kirchenfreistellungen des 19. Jahrhunderts s. Kap. VIII dieser Arbeit.



„schönen Verhältnissen“, von der Ausgewogenheit der horizontalen und vertikalen Gliederungselemente, von der strengen Felderteilung<sup>58</sup>: durch diese einfache Gliederung finde das Auge „Ruhepunkte“<sup>59</sup>. Ganz folgerichtig äußerte er sich weniger lobend über den Reichtum der Einzelformen<sup>60</sup>. Wenn von der „Manigfaltigkeit der Ansicht“ der Langseiten des Doms die Rede ist, wird dies mit Hinweis auf die Baukonstruktion entschuldigt<sup>61</sup>. Wiebeking fühlte sich offenbar verpflichtet, dem Eindruck entgegenzuwirken, die vielgliedrige, schwer überschaubare Gestalt des Außenbaus mit ihrer Fülle an plastischem und ornamentalem Schmuck sei Ausdruck einer irrationalen Geisteshaltung. Andererseits wollte er der gotischen Architektur das spezifisch Christliche nicht absprechen. Eine zwiespältige Einschätzung der „altdeutschen Baukunst“, auch ihres ideellen Gehalts, war die Folge; dies kommt nicht nur in der Beschreibung des Regensburger Doms zum Ausdruck. So erklärte Wiebeking, die Fialenaufsätze der Strebebögen dienten der „Stabilität“, seien aber auch „symbolische Verzierung, vielleicht das Emporstreben nach höheren Regionen andeutend, und als Vergrößerung des Reichtums zu betrachten“<sup>62</sup>. An anderer Stelle forderte er dann, man solle sich bei der Beurteilung der gotischen Baukunst „vor dem Mysticismus hüten . . . , dem die Grundsätze der bürgerlichen Baukunde fremd sind, der folglich nur auf Irrwege führt, und, wenn gleich einige Nebendinge und Ornamente als Symbole betrachtet werden können, doch auch eine höhere architectonische Prüfung den Beweis gibt, wie sie fast immer zugleich Stücke der Construction sind . . .“<sup>63</sup>. Wiebeking's einseitig rationalistische Erklärung der äußeren Erscheinung der gotischen Kathedrale wird verständlich, wenn man sich vor Augen hält, daß er von dem klassizistischen Leitsatz ausging, an den Außenfronten eines Gebäudes dürfe sich „kein architectonisches Stück befinden . . . , welches nicht durch einen bestimmten Zweck bedingt wird“<sup>64</sup>. Da ein Bau — nach klassizistischer Auffassung — nur dann als „schön“ gelten durfte, wenn er dieser Regel entsprach, war Wiebeking zu seiner einseitigen Interpretation förmlich gezwungen. Andererseits war er auch von der romantischen Gotikauffassung nicht unberührt, wie sein Hinweis auf den Symbolgehalt mittelalterlicher Architektur bezeugt. So dokumentiert sich in der Widersprüchlichkeit seiner Aussagen der Gegensatz zwischen den beiden Polen der Gotikrezeption des 19. Jahrhunderts: zwischen romantischer Betonung des Symbolcharakters und klassizistischem Beharren auf rationaler Regelmäßigkeit.

Während bei Wiebeking's Beschreibung der Außenansicht des Regensburger Doms nicht zu übersehen ist, daß er deren Erscheinung zwar nicht tadeln möchte, sie aus ästhetischen Gründen aber auch nicht vorbehaltlos bewundern kann, wendet er sich mit umso größerer Begeisterung dem Innenraum zu. Denn dieser ist

„eben so einfach als fest und großartig gebauet und ohngeachtet dieser einfachen, edeln, von aller Überladung freyen, Anordnung entsteht bey jedem Schritt eine bewunderns-

<sup>58</sup> Wiebeking, *Bürgerliche Baukunde* 1, 685.

<sup>59</sup> Wiebeking, *Bürgerliche Baukunde* 1, 685; vgl. Schreiber, *Frühklassizistische Kritik an der Gotik*, bes. 61, und Kap. I/2 dieser Arbeit.

<sup>60</sup> Wiebeking, *Bürgerliche Baukunde* 1, 685; Wiebeking bemängelte hier, daß sich der Nordturm in die strenge Gliederung weniger gut einfüge als der Südturm.

<sup>61</sup> Wiebeking, *Bürgerliche Baukunde* 1, 685.

<sup>62</sup> Wie Anm. 61.

<sup>63</sup> Wiebeking, *Bürgerliche Baukunde* 1, 690.

<sup>64</sup> Wiebeking, *Bürgerliche Baukunde* 1, 45; vgl. Schreiber, *Frühklassizistische Kritik an der Gotik*, bes. 37.



würdige Mannigfaltigkeit der Durchsichten zwischen den Pfeilern, unter den hohen und sinnig angeordneten Gewölben; die Perspective ist überraschend und die gleichsam magische Beleuchtung setzt uns in diesen heiligen Räumen in ein nicht zu beschreibendes Erstaunen. Dies Alles ergreift unser Gemüth auf das Lebhafteste, wozu die große Länge von 300 Schuhen des mittlern Theiles wesentlich beyträgt [!] <sup>65</sup>. Der Beschauer kann sich unmöglich des Ausdrucks erwehren: „dies ist ein wahres Gotteshaus, Alles ist so einfach, so groß, so erhaben und das Ganze von so mächtiger und fühlbarer, nicht zu beschreibender Wirkung!“ In diese Stimmung versetzt, bleibt ihm nichts übrig, als den Allmächtigen anzubeten, welcher den Menschen mit solchen Geistesgaben überschüttete, um ein solches Monument entwerfen, und zum Theil ausführen zu können. Er muß in dieser Stimmung seine Wünsche und Büßungen darlegen und den Entschluß zum Besseren fassen.

Mögen die einflußreichen Besuchenden dieses Tempels in solche Stimmung gesetzt werden, damit sie das Einfache und Edle, damit sie die schönen Verhältnisse und das Großartige der edlen Architectur durch ihre Wirkung hier kennen lernen und wahrhaftig mit Eifer befördern, niemals aber die bloße Decoration, weder kleinliche Anlagen, noch solche die alle Fehler einer geschmacklosen und verdorbenen Bauweise an sich tragen, noch das architectonische Kleinliche und Unschickliche fördern und unterstützen; möge auch dieser Dom von einigen darin stehenden modernen Schreiner-Constructionen gereinigt werden“ <sup>66</sup>.

Schon Wiebeking forderte also eine Purifizierung des Doms. Nicht zu übersehen ist dabei, daß den Argumenten, die er für diese „Reinigung“ ins Feld führte, klassizistische Wertvorstellungen zugrundelagen.

An dieser Beschreibung des Innenraums fällt zunächst zweierlei auf: zum einen, daß Wiebeking den Bau offenbar nur flüchtig kannte, zum anderen, daß er auf die Ausstattung nicht einging, sondern nur pauschal die Entfernung der barocken Einbauten forderte. An anderer Stelle erwähnte er die beiden Musikemporen, versetzte sie aber fälschlicherweise in den Chor und äußerte sich in diesem Zusammenhang auch nicht über ihr Aussehen und ihre Daseinsberechtigung <sup>67</sup>. Im Anschluß an die Passage über die „Verunstaltung“ vieler gotischer Kirchen in der Barockzeit erwähnte Wiebeking lobend, daß der Regensburger Dom noch seinen „ursprünglichen altdeutschen Altar“ habe (!) <sup>68</sup>. Dieser Hochaltar zeichne sich dadurch aus, daß er nicht bis zu den Chorfenstern hinaufreiche, folglich auch nicht die Beleuchtung behindere und das „Großartige des Chors und der Perspective“ nicht „unterbreche“ <sup>69</sup>.

Der „Perspective“ mißt Wiebeking überhaupt große Bedeutung bei: denn durch sie werde der in den Dom eintretende Betrachter „überrascht“ und bezaubert“. Er bleibe wie gebannt stehen, „um diese herrliche Perspective länger zu genießen“. Ganz anders wäre der Eindruck — nach Auffassung Wiebekings — jedoch, „wenn in diesem Chore, wie bey unsern modernen Kirchen, und leider! bei so vielen im deutschen Baustyl angelegten, späterhin durch unwissende Decorateurs geschehen ist, ein hoher, geschmackloser, mit Schnörkeln, Giebeln und Nischen überladener Altar angebracht wäre“ <sup>70</sup>. Ferner erfahren wir, im Widerspruch zu der bereits

<sup>65</sup> Wie schon ausgeführt, ist der Regensburger Dom sehr kurz und breit proportioniert.

<sup>66</sup> Wiebeking, Bürgerliche Baukunde 1, 687.

<sup>67</sup> Wiebeking, Bürgerliche Baukunde 1, 686.

<sup>68</sup> Wiebeking, Bürgerliche Baukunde 1, 87. Bei Chlingensberg, Königreich Bayern 1, 351, wird diese Behauptung noch dahingehend abgewandelt, daß der — in Wirklichkeit zum größten Teil aus dem 18. Jahrhundert stammende — Hochaltar in seiner „Einfachheit“ dem (neugotischen) Hochaltar der Mariahilfkirche in der Au bei München gleiche!

<sup>69</sup> Wiebeking, Bürgerliche Baukunde 1, 686.

<sup>70</sup> Wie Anm. 69.



zitierten Forderung nach Entfernung der „modernen Schreiner-Constructionen“, daß das Innere des Regensburger Doms „von neuen Altären und Emporen noch ziemlich frey geblieben“ sei <sup>71</sup>.

Angesichts der krassen Fehldatierung des Hochaltars, der falschen Angaben über den Aufstellungsort der Musikemporen und der seltsamen Bemerkung über die außerordentliche Länge des Langhauses ist man versucht zu fragen, ob Wiebeking den Dom überhaupt gesehen hatte. Doch ist es unwahrscheinlich, daß er seine Beschreibung allein mit Hilfe des für ihn aufgenommenen Domgrundrisses und der von ihm in Auftrag gegebenen Messungen anfertigte. Da es aber außer dem in Regensburg befindlichen Ölgemälde aus dem frühen 18. Jahrhundert m. W. keine Gesamtansicht des Innenraums gab, die Wiebeking zumindest einen oberflächlichen Eindruck hätte vermitteln können, ist anzunehmen, daß er das Bauwerk doch selbst besichtigt hatte. Er war aber offenbar so sehr in seiner Idealvorstellung der gotischen Kathedrale befangen, daß ihm das tatsächliche Aussehen des Regensburger Doms daneben zweitrangig erschien. Eine gewisse Unkenntnis der gotischen Bauformen, wie sie auch aus anderen zeitgenössischen Schriften spricht <sup>72</sup>, dürfte mitgespielt haben; denn immerhin steckte die genaue Erforschung der mittelalterlichen Baustile noch in den Anfängen.

Daß Wiebeking die Ausstattung des Innenraums weitgehend ignorierte, ist allerdings mit einem Mangel an Wissen nicht zu erklären. Aus der Beschreibung geht vielmehr hervor, daß ihm die Ausstattung für den Raumeindruck unwesentlich oder gar störend erschien; denn seine Begeisterung entzündete sich offenbar ausschließlich an der architektonischen Gestalt. Diese erschloß sich am besten in der perspektivischen Gesamtansicht, wobei das „Einfache“, das „Großartige“ und die „schönen Verhältnisse“ umso besser zur Wirkung kamen, je weniger die Bauglieder durch Altäre, Emporen und sonstige Einbauten verdeckt wurden. Ganz folgerichtig beziehen sich die einzigen lobenden Worte, die Wiebeking für einen Altar — nämlich den Hochaltar — fand, hauptsächlich auf dessen maßvolle Dimensionen. Offenbar hatte er den Altar nur in seiner Werktagsform, d. h. mit der weißgoldenen Holzverkleidung, gesehen und wurde durch die relative Schlichtheit dieser Abdeckung dazu verleitet, ihn für gotisch zu halten <sup>73</sup>.

Was Wiebeking forderte, war absolute Überschaubarkeit des Kirchenraums. Von dieser Zielvorstellung ausgehend wäre in letzter Konsequenz die ideale Kirchenausstattung eine nicht vorhandene; denn nur dann wäre jedes Detail der Architektur erkennbar und der Blick könnte frei durch den ganzen Raum schweifen. Die bestehende Ausstattung des Regensburger Doms, die sich der Architektur nicht bedingungslos unterordnete, sondern sie gleichsam interpretierte, indem sie zusätzliche räumliche Untergliederungen schuf, mußte Wiebeking dagegen als Verfälschung des ursprünglichen Raumeindrucks erscheinen. Die Beschreibung in der „Bürgerlichen Baukunde“ reduziert das Innere des Doms letztlich auf die „reine Architektur“, auf die bloße Raumhülle, und nimmt damit bereits das radikale „Ausräumen“ vorweg.

<sup>71</sup> Wiebeking, *Bürgerliche Baukunde* 1, 87.

<sup>72</sup> Gumpelzhaimer, *Regensburgs Geschichte*, 205, hält z. B. einen Kupferstich von Melchior Küsell (1655), der den Regensburger Dom in bizarren barock-gotischen Formen vollendet zeigt, für eine Kopie nach dem mittelalterlichen Originalplan. S. dazu Kap. VI/1 dieser Arbeit.

<sup>73</sup> Wiebeking wies allerdings ausdrücklich darauf hin, daß dieser „altdeutsche“ Altar „größtentheils aus Metall gemacht“ sei (*Bürgerliche Baukunde* 1, 686).



Wiebeking verlor sich aber nicht etwa in eine nüchterne Betrachtung des architektonischen Gehäuses ohne Rücksicht auf die religiöse Bestimmung des Baus. Er fühlte sich im Gegenteil zutiefst beeindruckt, ergriffen, und gedrunken, „den Allmächtigen anzubeten“<sup>74</sup>. Diese Ergriffenheit scheint allerdings ebenso unabhängig vom ikonographischen Gehalt der Bilder und Altäre wie überhaupt von der liturgischen Funktion des Gotteshauses. Es ist eine sehr allgemeine religiöse Stimmung, hervorgerufen allein durch das Großartige und Majestätische der Architektur und durch die „gleichsam magische Beleuchtung“<sup>75</sup>. Mit diesem Hinweis auf das Dämmerlicht, das den Raum erfüllt, ist zum erstenmal die Wirkung der mittelalterlichen Glasmalereien angesprochen. Wie schon erwähnt, war noch im späten 18. Jahrhundert der Vorschlag gemacht worden, die gotische Verglasung durch weiße Scheiben zu ersetzen, um dem Dom größere Helligkeit zu geben<sup>76</sup>. Nun pries Wiebeking die „außerordentliche Wirkung“ des Chors im Glanz der durch die Morgensonne erleuchteten Fenster<sup>77</sup>. Der Leser erfährt allerdings nicht, was diese Glasmalereien darstellen; aus der Schilderung geht nicht einmal hervor, ob es sich um figürliche Darstellungen oder um einfache Ornamentfenster handelt. Auch hieraus wird deutlich, daß Wiebeking sich für ikonographische Inhalte nicht interessierte. Er bewunderte das einfallende farbige Licht in seiner allgemeinsten Bedeutung als Stimmungsträger.

Eine so vage, gefühlsmäßige Religiosität „brauchte“ die reiche Ausstattung nicht, wie sie etwa bei Barockkirchen selbstverständlich war. Da diese Religiosität weder an die Verehrung bestimmter Heiliger noch eigentlich an das Heilsgeschehen gebunden scheint, mußte ihr für die Ikonologie eines Kirchenbaus jegliches Verständnis fehlen. Wo es nur darum ging, „den Allmächtigen anzubeten“, genügte auch letztlich ein einziger Altar. Möglicherweise liegt hier ein weiterer Grund dafür, daß Wiebeking allein den Hochaltar erwähnte, die restlichen Altäre aber ignorierte — darunter die gotischen Baldachinaltäre, die eigentlich seine Bewunderung hätten finden müssen.

Daß Wiebeking den größten Teil der Ausstattung des Regensburger Doms in seiner Beschreibung übergang, erklärt sich also ebenso aus seiner klassizistischen Kunstanschauung wie aus der Art seiner Religiosität: Seine ästhetischen Prinzipien verlangten nach größtmöglicher Einfachheit und Überschaubarkeit des Kirchenraums; seine religiöse Ergriffenheit wurde allein durch das Raumerlebnis ausgelöst und bedurfte keiner Unterstützung durch die „gegenständliche“ Veranschaulichung des Göttlichen in Bildern und Altären.

Hätte Wiebeking dann den barockisierten Innenraum des Doms nicht weit schärfer kritisieren müssen? Hätte er nicht mit drastischen Worten schildern müssen, wie sehr das Bauwerk durch die Altäre, Emporen und Epitaphien „verdorben“ sei<sup>78</sup>, anstatt nur die Entfernung „einiger“ hölzerner Einbauten zu fordern und im übrigen darauf hinzuweisen, daß sich das Innere des Regensburger Doms ver-

<sup>74</sup> Wie Anm. 66.

<sup>75</sup> Wie Anm. 66.

<sup>76</sup> Vgl. Kap. II/2, Anm. 42 dieser Arbeit. Wie sehr Wiebeking andererseits selbst noch in diesem Helligkeitsfanatismus befangen war, zeigt seine Verurteilung hoher Altäre mit der Begründung, daß sie die Beleuchtung behinderten. Dagegen läßt seine Bewunderung für die mittelalterlichen Glasmalereien erkennen, daß ihn gleichzeitig die romantische Gotikauffassung beeinflusste.

<sup>77</sup> Wie Anm. 67.

<sup>78</sup> Vgl. Anm. 49.



hältnismäßig unverändert erhalten habe?<sup>79</sup> Man könnte vermuten, daß die Barockausstattung der Kathedrale, die bei aller Vielfalt im Detail ein Streben nach Vereinheitlichung und rationaler Durchbildung des Raums erkennen ließ, der künstlerischen Grundauffassung Wiebekings entgegen kam. Trotzdem bleiben viele Ungereimtheiten. Weshalb äußerte er sich z. B. nicht abfällig über die barocke Kuppel? Warum kritisierte er nicht das Grabmal Kardinal Philipp Wilhelms, obwohl es doch die „Perspective“ im Mittelschiff unterbrach? Voll Verblüffung erfährt der Leser schließlich, daß das Innere dieses „herrlichen Gebäudes . . . weit schöner und großartiger als das Innere des Straßburger Münsters“ und der meisten anderen zwischen dem 13. und dem 16. Jahrhundert gebauten Kirchen sei<sup>80</sup>, eine Behauptung, die nur mit einem übersteigerten bayerischen Patriotismus zu erklären ist.

Der Wert von Wiebekings widersprüchlicher Beschreibung liegt nicht in ihrem Quellenwert für die damalige Gesamterscheinung des Regensburger Doms. Ihre Bedeutung besteht vielmehr darin, daß sie das Bild des Innenraums im Sinne des im frühen 19. Jahrhundert gültigen Gotikideals uminterpretiert und damit das Ergebnis der späteren Purifizierung vorwegnimmt — wie schon an dieser Stelle vorausgeschickt werden darf. Daß dabei manchmal klassizistische und romantische Grundanschauungen in Widerspruch geraten, verdient im Hinblick auf die Restaurationsmaßnahmen gleichfalls Beachtung.

Eine im wahrsten Sinn des Wortes „anschauliche“ Parallele zu Wiebekings Dombeschreibung — der keine genauen Abbildungen beigegeben waren<sup>81</sup> — ist die bereits erwähnte Innenansicht von Justus Popp, die wohl 1828 entstand<sup>82</sup>. Sie zeigt den Raum in Schrägansicht, von einem Standpunkt unter dem Scheidbogen zur nördlichen Turmhalle aus. Dabei wird der Tiefenzug durch extreme perspektivische Verkürzung und Verkleinerung der entfernter liegenden Raumteile in einer Weise betont, daß die Dimensionen des Baus weit größer erscheinen als sie tatsächlich sind. In der Tat zielen alle Bildmittel darauf ab, die Wirkung der Architektur zu überwältigender Monumentalität zu steigern. In einer steilen Diagonale leitet die südliche Hochschiffwand den Blick in die Tiefe, wo der Chor nur in schwachen Umrissen erkennbar ist, — so, als erhebe er sich in großer Distanz. Auch die maßstäbliche Diskrepanz zwischen den riesenhaften Turmfreipfeilern im Vordergrund und der filigranen Gitterwand des Chorschlusses im Hintergrund täuscht eine erhebliche Längenausdehnung des Baus vor. Zudem saugt die

<sup>79</sup> Vgl. Anm. 71.

<sup>80</sup> Wiebeking, *Bürgerliche Baukunde* 1, 688.

<sup>81</sup> Wiebeking erklärte, der Grundriß und „mehrere vorläufige Messungen“ seien ihm „entwendet“ worden (*Bürgerliche Baukunde* 1, 688); nur das Titelblatt des 1. Bands der „*Bürgerlichen Baukunde*“ zeigt einen sehr kleinen Stich der Westfassade von Rehlen und Seitz; erst die französische Ausgabe des Werks enthält Grundriß, Längen- und Querschnitt und Fassadenaufriß (Bd. 5, 32–39).

<sup>82</sup> Vgl. Kap. II/2, Anm. 21 u. 22. Lt. einem Gesuch Popp (2. 9. 1830) wurden im Nov. 1828 zweiundzwanzig von ihm gefertigte Zeichnungen des Doms nach München geschickt (Amberg, KdI 14288), zu denen auch die Innenansicht gehört haben dürfte (vgl. Loers, *Die Barockausstattung des Regensburger Doms*, 231). Die Zeichnungen könnten allerdings schon einige Jahre früher entstanden sein: 1824 hatte Baurat Popp „schöne Zeichnungen seines Sohnes, eines geschickten Architekten“ von der „Domkirche“ mit der Bitte um ein Reisestipendium an König Ludwig I. geschickt (H. Schiel, *Bischof Sailer und König Ludwig I. von Bayern*, 1932, 109; Brief Sailer, 11. 12. 1824).



rhythmische Folge der sich immer enger zusammenschließenden Pfeiler, Dienste und Gewölbekappen den Betrachter förmlich ins Bild hinein. Ebenso betont ist die Höhendimension. Das Mittelschiff ist gleichsam eingespannt zwischen die im Vordergrund aufragenden Turmpfeiler mit ihren vertikalen Dienstbündeln, wie überhaupt fast durchgehend die senkrechten Gliederungselemente der Architektur hervorgehoben sind. Einzig das Gesims am Fuß des Triforiums ist als Horizontale betont, deren Funktion es ist, die Tiefenerstreckung des Raums zu erschließen. Doch ist diese einzige Horizontale so steil ins Bild gebracht, daß sie letztlich die vertikale Tendenz des Raums unterstreicht<sup>83</sup>.

Die damit erreichte Wirkung ist gänzlich verschieden vom tatsächlichen Raumeindruck des Regensburger Doms, bei dem gerade das Kurze und Breitgelagerte des Langhauses auffällt. Sie deckt sich aber mit Wiebeking's schon zitierter Aussage, daß die „große Länge“ des Baus wesentlich zu seiner „ergreifenden“ Gesamterscheinung beitrage<sup>84</sup>. Am auffallendsten stimmt Popp aber in der Behandlung der Ausstattung mit Wiebeking überein. Auf den ersten Blick fallen nämlich nur der Erasmusaltar vor dem zweiten Mittelschiffpfeiler rechts und die Petrusstatue im Mittelgang ins Auge. Alles übrige ist kaum erkennbar in den Hintergrund gedrängt, ganz weggelassen oder nachträglich ausretuschiert. Frei öffnet sich das Hochschiff vor dem Betrachter. Im dämmrigen Chorbereich ist der Hauptaltar hinter dem zart angedeuteten Gitter kaum zu erkennen. Die mittelalterliche Petrusfigur im Mittelschiff wirkt sehr klein und fast verloren; sie dient als Maßstabfigur für die Weite des menschenleeren Kirchenraums. Das Grabmonument des Kardinals Philipp Wilhelm, das die freie Durchsicht behindert hätte, ist ebensowenig zu sehen wie die Empore in der Vierung. Auch auf die beiden Altäre vor den Turmpfeilern hat Popp verzichtet. Nur im Südquerhaus, das sich im Durchblick zwischen den Pfeilern erschließt, erkennt man das große Gemälde an der Außenwand, den Zugang zur südlichen Empore und daran anschließend den mittelalterlichen Ziborienaltar des hl. Justinus; doch fallen diese Einzelheiten gegenüber der architektonischen Gestalt kaum ins Gewicht. Die dadurch bedingte absolute Dominanz der Architektur wird durch das Vorherrschen der Steinfarbigkeit im ganzen Raum noch unterstrichen.

Insgesamt ist bei Popp wie bei Wiebeking das Streben nach größtmöglicher Einheitlichkeit und Überschaubarkeit offensichtlich. Diese angestrebte Einheitlichkeit ist von der differenzierten „Einheit in der Vielheit“<sup>85</sup>, wie sie der barockisierte Innenraum in Wirklichkeit aufwies, grundverschieden. Popp's Darstellung zeigt einen auf den ersten Blick erfassbaren Kirchenraum, aus gleichartigen, nämlich gotischen, Architekturelementen in einheitlichem Material, nämlich Stein, errichtet. Die weitgehende Eliminierung der Ausstattung bewirkt also zweierlei: zum einen die Vorherrschaft der „reinen Architektur“, zum anderen die vollkommene Einheitlichkeit des Ganzen, weil alle Abweichungen in Stil, Material und Farbe ausgeschaltet sind. So ist bezeichnend, daß der einzige an gut sichtbarer Stelle im Mittelschiff wiedergegebene Altar diesem Streben nach Konformität

<sup>83</sup> Sie verläuft genau auf der Bilddiagonale von rechts oben nach links unten.

<sup>84</sup> Vgl. Anm. 65.

<sup>85</sup> Vgl. H. Wölfflin, *Kunstgeschichtliche Grundbegriffe* (7. München 1929), 199–200. Es scheint mir erlaubt, den von Wölfflin als Wesensmerkmal der Renaissance eingeführten Begriff der „Vielheit“ auf den barockisierten Innenraum des Regensburger Doms anzuwenden, bei dem eine barocke „Einheit“ wie etwa beim 1723 umgestalteten Freisinger Dom nicht gegeben war.



entgegenkommt: es handelt sich um einen steinernen gotischen Baldachinaltar, der sich mit der Architektur des Kirchengebäudes in vollkommene Übereinstimmung bringen ließ. Der Tendenz zur Vereinheitlichung muß sich auch die Kuppel unterordnen; ihr plastischer und bildlicher Schmuck ist so zurückhaltend behandelt, daß sie sich unauffällig in die Reihe der Kreuzgewölbe von Mittelschiff und Chor einordnet. So glaubt sich der Betrachter, obwohl nicht alle barocken Elemente ausgemerzt sind, doch in einen „rein“ gotischen Kirchenraum versetzt. Damit aber mündet das Streben nach Konformität letztlich in das Ideal der Stilreinheit<sup>86</sup>.

Die bisher aufgezeigten Parallelen zwischen Popp's Innenansicht und Wiebekings Beschreibung des Doms lassen sich noch weiter verfolgen: so betont auch Popp den Stimmungsgehalt des Kirchenraums mit Hilfe einer „magischen Beleuchtung“<sup>87</sup>. Das von oben einfallende Licht, das Nebeneinander von geheimnisvoll dunklen und lichtübergossenen Bereichen schafft erst jenen Eindruck des Unwirklichen und Überweltlichen, der das Gemüt eines Wiebeking „auf das Lebhafteste“<sup>88</sup> ergreift, und den Hegel als Charakteristikum der gotischen Kirche, des „ganz geschlossenen“, von der „äußeren Natur und Weltlichkeit“ losgelösten „Hauses“, beschrieben hat<sup>89</sup>.

Wie Wiebeking entwirft also auch Popp ein Idealbild des Regensburger Doms. Man könnte die Darstellung für eine Illustration der wenige Jahre früher entstandenen Beschreibung des Innenraums halten, zumal die von Wiebeking getadelten „modernen Schreiner-Constructions“ bis auf unauffällige Reste fortgelassen sind<sup>90</sup>. So ist auch in dieser Ansicht, die der tatsächlichen Entfernung der barocken Ausstattung um einige Jahre vorausging, die Purifizierung des Dominnern vorweggenommen. Trotzdem ist nicht anzunehmen, daß Popp's Deckfarbenzeichnung unter dem direkten Einfluß von Wiebekings „Bürgerlicher Baukunde“ entstand, die zwar weithin bekannt war, aber doch nur ein Gotikbild widerspiegelt, das als Allgemeingut des frühen 19. Jahrhunderts gelten kann. Popp's Idealansicht ist sehr wohl ohne das Vorbild von Wiebekings Dombeschreibung denkbar.

Das Deckfarbenblatt im Thurn und Taxis-Archiv ist anscheinend die einzige erhaltene einer Serie von 22 Darstellungen des Regensburger Doms, die Popp in den zwanziger Jahren anfertigte und für ein Stichwerk mit dem Titel „Sammlung der vorzüglichsten Denkmale der Baukunst und Bildhauerey in Bayern, nach den Kreisen des Königreiches geordnet“, bestimmte<sup>91</sup>. Da der König keinen Zuschuß zu dem aufwendigen Unternehmen gewährte<sup>92</sup>, gab Popp schließlich zusammen mit dem Architekten Theodor Bülau auf eigene Kosten „Die Architektur des Mittelalters in Regensburg“ heraus, die 1834–39 in zehn Folioheften erschien<sup>93</sup>. Darin wurden Ansichten, Schnitte und Details des Doms auf mehrere Hefte ver-

<sup>86</sup> Vgl. Kap. I/2 dieser Arbeit.

<sup>87</sup> Vgl. Anm. 66.

<sup>88</sup> Wie Anm. 66.

<sup>89</sup> Jubiläumsausgabe 13, 334; vgl. Kap. I/2 dieser Arbeit.

<sup>90</sup> Zu den nachträglichen Änderungen an Popp's Gouache s. Loers. Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 245 und Kap. IV/2 dieser Arbeit.

<sup>91</sup> Amberg, KdI 14288, Gesuch Popp's an die Kreisregierung, 2. 9. 1830; ebd., Brief des Innenministeriums an die Kreisregierung, 2. 7. 1832; Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 244–45.

<sup>92</sup> Amberg, KdI 14288, zit. Brief des Innenministeriums, 2. 7. 1832.

<sup>93</sup> Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 144–45 und Anm. 197 (Hinweis auf eine in Vorbereitung befindliche Monographie über Th. Bülau von A. K. Schmidt).

teilt<sup>94</sup>. Das Bauwerk war damit zum erstenmal in ein größeres Stichwerk aufgenommen, ein Beweis seiner neuen Anerkennung als hervorragendes Denkmal gotischer Baukunst. Allerdings fand der Regensburger Dom von Anfang an nicht die gleiche ungeteilte Bewunderung wie z. B. die Kölner Kathedrale. Ursache war die spätgotische Formensprache vor allem der Westfassade, die den Beifall der in klassizistischen Kunstanschauung verwurzelten Kritiker nicht finden konnte. So schrieb Stieglitz in seiner Besprechung des ersten Hefts der „Architektur des Mittelalters in Regensburg“<sup>95</sup>: „Der Dom zu Regensburg ist aus spätern Zeiten, zum größten Theile im 15. Jahrhundert erbaut [!]“<sup>96</sup>, wo die deutsche Kunst bereits ihrem Verfall entgegen ging. Überhäufung der Zierrathen verdeckte damals die frühere reine und einfache Form . . .“<sup>97</sup>. Trotzdem verdiene das Gebäude bekannt gemacht zu werden: „So vielfach nun auch hier das Mangelhafte sich zeigt, was die Kunst des 15. Jahrhunderts trägt, so treibt doch der Charakter der deutschen Kunst, das Romantische, deutlich hervor und erscheint hier in so mannigfachen Gestalten . . .“<sup>98</sup>. Diese zwiespältige Einschätzung des Doms, sein Ruf, nicht aus der „besten Zeit“ der Gotik zu sein, ist vielleicht der Grund dafür, daß er noch Jahrzehnte später, zur Zeit des Turmausbaus, außerhalb Bayerns ziemlich unbekannt war<sup>99</sup>.

#### IV. Die Restauration des Doms

##### 1. Zeittafel zur Restauration

- 1826 *Auftrag König Ludwigs I. für neue Glasmalereien für den Regensburger Dom* (Fenstergruppe im Mittelteil der Westwand)
- 1827 Ausführung der Westfassadenfenster durch Sigmund Frank in der neugegründeten kgl. Glasmalereianstalt in München und durch den Glasmaler v. Schwarz in Nürnberg.  
Außenbau:  
Bericht über Bauschäden an den König; daraufhin Umdeckung der Seitenschiffdächer eingeleitet.
- 1828 Einsetzung der neuen Glasmalereien in die Westfassade (dargestellt die vier Evangelisten sowie Büsten der Kirchenväter und Erzmärtyrer).  
Gleich danach Auftrag des Königs zur Erneuerung sämtlicher Fenster in der Westwand des Doms, nunmehr allein durch die kgl. Glasmalereianstalt; künstlerische Leitung Heinrich Heß, technische Leitung Sigmund Frank übertragen; Finanzierung aus der Kabinettskasse.  
Meldungen über schwere Schäden an der mittelalterlichen Verglasung.  
Außenbau:  
Umdeckung der Dächer fortgesetzt; Reparaturen an Dachstühlen und Gewölben.

<sup>94</sup> Die besprochene Innenansicht entspricht Heft VIII, Bl. 3.

<sup>95</sup> Kunstblatt, 15. Jg. (1834), 250—51.

<sup>96</sup> Vgl. Anm. 33.

<sup>97</sup> Stieglitz im Kunstblatt, 24. Jg. (1843), 250.

<sup>98</sup> Stieglitz im Kunstblatt (1843), 251.

<sup>99</sup> BZA/BDK, Beilagen zu den Protokollen des Dombauvereins, Brief von Domkapitular Jakob an die Redaktion der „Illustrierten Zeitg.“, 5. 1. 1862: Man habe versucht, in einer außerbayerischen Stadt Interesse für den Dombau zu wecken und sei gefragt worden, ob der recht unbekannte Dom denn so bedeutend sei.



*Im November Auffindung der beiden mittelalterlichen Aufrisse für die Westfassade.*

- 1829 Einsetzung fünf kleinerer ornamentierter Fenster in die Westwand (unterhalb der bereits vollendeten Glasmalereien), sowie eines dreiteiligen Glasgemäldes im Untergeschoß des Nordturms, ebenfalls nach Westen (dargestellt Verkündigung, Anbetung der Könige, Darstellung im Tempel, Büsten von Propheten und alttestamentarischen Königen).  
Außenbau:  
Weiterführung der Reparaturarbeiten.
- 1830 *Erste Pläne für eine Purifizierung des Doms*  
13.3.: Erster Kostenvoranschlag der Regensburger Bauinspektion (4978 fl) veranschlagt:  
Abbruch der beiden hölzernen Musikhöre zwischen den Vierungspfeilern und Ersetzung durch zwei symmetrisch angebrachte Emporen auf gotischen Bogenstellungen im Chor;  
Abbruch der drei Seitenkapellen am Nordseitenschiff und Vermauerung ihrer Portale in gotischem Stil.  
2.8.: „Ideenskizze“ Friedrich Gärtners für die Musikemporen vom König genehmigt.  
16.—18. 10.: *Erster Aufenthalt Ludwigs I. in Regensburg* (anlässlich der Grundsteinlegung zur Walhalla);  
daraufhin Aufforderung an die Bauinspektion, *noch weitergehende Pläne* zur Purifizierung des Doms vorzulegen, nämlich:  
Entfernung aller nicht dem Baustil des Doms entsprechenden „Neuerungen“ (mit Ausnahme der Grabmonumente);  
Abbruch der barocken Vierungskuppel und Ersatz durch ein Kreuzgewölbe;  
Entfernung aller hölzernen Einbauten und Oratorien, sowie der stukkerten Portalumrahmungen der Nordseitenschiffkapellen;  
Entfernung des hölzernen Dachs über dem (südlichen) Seitenportal.  
Fenster:  
Einsetzung eines zweiteiligen Glasgemäldes in der südlichen Turmhalle nach Westen (dargestellt Beschneidung Johannes d. T., Predigt des Täufers in der Wüste, sowie die vier Kirchenväter).  
Damit Fensterzyklus für die Westfassade abgeschlossen, doch Plan des Königs, die erste Fenstergruppe (1827/28) herauszunehmen und verbessern zu lassen.  
Außenbau:  
Abbruch zweier kleiner hölzerner „Dächer“ an der Nordseite; kleinere Reparaturarbeiten an Dächern und mittelalterlichen Fenstern (Sturmschäden); Umdeckung der Seitenschiffdächer abgeschlossen.
- 1831 Besuch Gärtners in Regensburg;  
daraufhin genaue Vermessung des Chors und der Musikemporen als Grundlage für genaue Kostenvoranschläge.  
Außenbau:  
Kleinere Reparaturarbeiten.
- 1832 Fenster:  
Zwei weitere Glasgemälde vollendet und auf der Münchner Kunstausstellung gezeigt, aber noch nicht eingesetzt:  
1. riesiges Glasbild für den Obergaden des Südquerschiffs nach Osten (dargestellt Bekehrung der Bayern (?) durch den Hl. Benno (?), sowie die Heiligen Emmeram, Wolfgang, Ludwig, Theresia);  
2. zweiteiliges Fenster für den nördlichen Nebenchor (dargestellt Szenen aus dem Leben des Hl. Stephanus).

Außenbau:  
Kleinere Reparaturen.

- 1833 28. 10.: *Eingabe des neuen Bischofs Franz Xaver Schwäbl*; Bitte um folgende Maßnahmen:

Reinigung des Doms von Staub und Spinnweben;  
Reparatur der schadhaften mittelalterlichen Fenster;  
Instandsetzung des ausgetretenen Pflasters;  
Entfernung der nicht-gotischen Einbauten und Dekorationen, wie vom König bereits „allerhöchstselbst“ befohlen.

Daraufhin weiterer Kostenvoranschlag der Bauinspektion (2456 fl); darin aufgeführt allerdings nur *eine* Purifizierungsmaßnahme: Veränderung des Musikchors.

27. 12.: *Eingabe des Regierungspräsidenten Schenk mit detaillierter Aufstellung der zur „Restauration des Innern“ erforderlichen Arbeiten:*

Entfernung der Emporen und Galerien sowie der Treppenzugänge zu den Emporen;  
Beseitigung der barocken Gemälde, der Barockaltäre unter den mittelalterlichen Altarziborien, und der Stuckfiguren an den Portalen der Nordseitenschiffkapellen;  
Entfernung des Grabmals des Fürstprimas Dalberg;  
„Wiederherstellung“ von Chor und Seitenkapellen;  
Reparatur des Pflasters;  
Anfertigung neuer im Stil angepaßter Altäre für die mittelalterlichen Altarziborien und eines Kanzelschaldeckels;  
Ersetzung der Barockkuppel durch ein Kreuzgewölbe;  
Reparatur der Fenster.

31. 12.: *Ludwig I. verbietet jegliche Restauration mit Ausnahme der dringlichsten Fensterreparaturen, bis er sich persönlich an Ort und Stelle von deren Notwendigkeit überzeugt habe*: „Schrecken ergreift Mich jedesmal, wenn Ich von Restauration ehrwürdiger Altertümer, wie die herrliche Domkirche in Regensburg, höre, da Ich so manche Verunstaltung in ähnlichen Fällen gesehen habe. Der *einzige* noch unverändert erhaltene Dom zu Regensburg ist mir zu lieb . . .“.

Außenbau:  
Kleinere Reparaturen (Galerien).

- 1834 Fenster:  
Einsetzung der 1832 auf der Münchner Kunstausstellung gezeigten Glasgemälde im Südquerhaus und im Nordchor.

- 1835 19. 6.: *Ludwig I. in Regensburg*;  
ordnet durchgreifende „Restauration“ des Doms an, übereinstimmend mit der Eingabe Schenks vom 27. 12. 1833; Friedrich Gärtner mit der Oberleitung, Bezirksingenieur Joseph Nadler mit der „Unterleitung“ betraut.

*Beginn der Purifizierung des Innenraumes unmittelbar nach der Abreise des Königs.*

Ausgeführte Arbeiten:

Ausstattung der Kapellen am Nordseitenschiff entfernt (zunächst Verzicht auf Abbruch);  
Abbruch der Musikempore samt Orgel und Treppenaufgang im Nordquerhaus, des Krönungsaltars am nordöstlichen Vierungspfeiler, des Josephsaltars (in die Karmelitenkirche übertragen) und eines kleineren Altars in der Nähe des Hauptportals;  
Entfernung der großen Ölgemälde in Chor und Querhaus (z. T. nach St. Emmeram gebracht).

Weitere Planung:

Im Bestreben, neue Einbauten grundsätzlich zu vermeiden, lassen König und



staatliche Stellen den Plan für neue Musikemporen im Chor als „störend“ fallen; Anregung des Königs, auf die Orgel ganz zu verzichten; gegenteilige Ansicht des Domkapitels. Suche nach einer befriedigenden Lösung für die Unterbringung der Kirchenmusik.

**Außenbau:**

Bereits genehmigte Gelder zur Instandsetzung von Sockel und Treppen auf Weisung Gärtners für die Purifizierung des Innern verwendet.

**1836 Fortsetzung der Purifizierung.**

**Ausgeführte Arbeiten:**

Abbruch der restlichen Barockaltäre (Stephanus- und Andreasaltar an die Karmelitenkirche, Michaelsaltar nach Winklarn/Opf. abgegeben), der Musikempore samt Treppenzugang im südlichen Querschiff (dabei wohl Zerstörung des mittelalterlichen Baldachinaltars des Hl. Justinus) und aller übrigen hölzernen Galerien; Zerlegung der gotischen Baldachinaltäre mit Ausnahme des Annenaltars im Südseitenschiff; ihre Neuversetzung in den Seitenschiffen begonnen; Entfernung der Epitaphien von Pfeilern und Langhauswänden; Versetzung des Dalbergmonuments in eine Nische am Nordquerhausportal.

Portale der Kapellen am Nordseitenschiff mit „gotischen“ Rahmungen versehen;

Ergänzung der durch die Anbringung der Epitaphien „verstümmelten“ Pfeiler begonnen;

Teile des Bodenpflasters neu verlegt.

**Weitere Planung:**

Gärtner fordert Aufstellung der Orgel hinter dem Hochaltar, um Verzicht auf neue Musikemporen zu ermöglichen. Protest des Domkapitels.

Finanzielle Schwierigkeiten wegen unzureichender Ausstattung des Domkustoderiefonds, aus dem die Purifizierung bestritten werden soll.

Aus Kostengründen Verzicht auf die vom Domkapitel geforderten neuen Altäre; König und staatliche Behörden halten die mittelalterlichen Baldachinaltäre für ausreichend.

**Außenbau:**

Kleinere Reparaturen (Galerien?), wobei ein Maurer verunglückt.

**1837 Drängen des Domkapitels auf Beschleunigung der Arbeiten und baldige Wiedereröffnung des Doms findet Unterstützung des Königs.**

Heftige Auseinandersetzung um die Finanzierung der weiteren Arbeiten zwischen Domkapitel und Baubehörden: Antrag auf Erhöhung des Domkustoderiefonds abgelehnt; Übernahme der noch anfallenden Kosten auf den Bauetat verweigert; erbitterter Protest des Domkapitels; Drohung, die Arbeit einzustellen und den Dom in unfertigem Zustand wiederzueröffnen.

18. 6.: Persönliche Intervention des Bischofs beim König. Daraufhin Befehl Ludwigs, den veranschlagten Betrag (23 003 fl) aus Haushaltseinsparungen vorzuschießen.

Meinungsverschiedenheiten auch über Art und Ausführung der weiteren Maßnahmen:

Vorschlag Bischof Schwäbls, Musikchor über dem Hauptportal (in gleicher Form wie die äußere Vorhalle) anzubringen, vom König abgelehnt.

Neuausstattung der mittelalterlichen Baldachinaltäre und Nordseitenschiffkapellen vom Domkapitel gefordert, aber als vorläufig entbehrlich verschoben.

17. 6.: Befehl des Königs, sich ab sofort auf die Maßnahmen zu beschränken, für die die Schließung des Doms Voraussetzung ist.

**Wichtigste Forderung:**

Ersetzung der „deformen Kuppel“ durch ein Kreuzgewölbe.

Daraufhin beschleunigte Fortsetzung der Arbeiten.

Ausgeführte Arbeiten:

Ergänzung der „Bogenverzierungen“ und Figurenkonsolen (durch Anbringung von Epitaphien „verstümmelt“) im Südseitschiff;  
Anbringung steinerne Brüstungen statt der entfernten hölzernen an den umlaufenden Galerien im Chorbereich; Fortsetzung der Pflasterreparaturen.

Weitere Planung:

Endgültiger Beschluß, die Orgel hinter den Hochaltar einzubauen und auf die Emporen zu verzichten; Kostenvoranschläge für neuen Schalldeckel der Kanzel und für neue Tür zum Bischofshof.

Außenbau:

Voranschläge für weitere Reparaturen (Treppen, Galerien).

1838 Fortsetzung der Purifizierung.

Ausgeführte Arbeiten:

Errichtung eines Kreuzgewölbes anstelle der barocken Vierungskuppel (unter Verwendung von Steinmaterial aus der abgebrochenen Augustinerkirche).

Begonnene Arbeiten:

Akademie der bildenden Künste in München beauftragt, von Schülern Schlotthauers sieben Altarbilder „um billige Preise“ anfertigen zu lassen (Auswahl der Themen durch Bischof Schwäbl).

Außenbau:

Instandsetzung des Vorhallenpfeilers am Hauptportal (einsturzgefährdet) auf Weisung Gärtners begonnen; Voranschlag für Sanierung des Nordturms, die aber nicht weiter verfolgt wird.

1839 Pfingsten, 19. 5.: *Feierliche Wiedereröffnung des Doms.*

Abgeschlossene Arbeiten:

Orgel hinter dem Hochaltar aufgestellt;  
Kapellen am Nordseitschiff zugemauert (zwei davon später abgebrochen);  
steinerne Brüstungen statt der entfernten hölzernen an den Galerien im Nordseitschiff angebracht;  
Kanzeldeckel und Tür zum Bischofshof vollendet;  
ein Teil der neuen Altarbilder aufgestellt.

Begonnene Arbeiten:

Beichtstühle, Tabernakel und Rückwand des Speisealtars, zwei Altäre in Nischen am Nordseitschiff (vor den zugemauerten Kapellen), steinerne Galeriebrüstungen an der Süd- und Westwand des Doms.

Geplante Arbeiten:

Hölzerne Verkleidung in gotischem Stil für den Hochaltar, dessen Entfernung Pietät und Materialwert verbieten; niedriges Gitter als Chorabschluß zum Langhaus (letzteres nie ausgeführt).

Außenbau:

Wiederholt Klagen über schlechten Erhaltungszustand;

28. 8.: Kostenvoranschlag für dringende Arbeiten von Gärtner eingereicht, „wenn an diesem herrlichen Baudenkmal nur das Nöthigste wiederhergestellt werden soll, um dasselbe vor fernere Zerstörung und seinem theilweisen gänzlichen Untergang am Äußeren zu sichern“:

Instandsetzung der Vorhalle am Hauptportal (bereits begonnen);  
Erneuerung der Wasserableitungen;  
Reparatur der mittelalterlichen Fenster;  
Umdeckung des Hauptdachs;  
Reparatur des Stufenunterbaus.

1840— Zum 1100jährigen Bistumsjubiläum 1840 Abschluß fast aller Innenarbeiten;



- 1841 zuletzt Fertigstellung der steinernen Emporenbekrönung an der Westwand (1841). Ludwig I. genehmigt Rückzahlung von 11 694 fl für Purifizierungsarbeiten ans Domkapitel; Anweisung weiterer 27 504 fl (laut Kostenvoranschlag vom 28. 8. 1839); Verzicht auf Rückzahlung der 1837 vorgeschossenen 23 003 fl.

**Außenbau:**

Arbeiten laut Kostenvoranschlag vom 28. 8. 1839;

Reparatur der mittelalterlichen Verglasung nur im Chor.

- 1843— Auf Wunsch des Königs Entfernung der beiden neuen Nischenaltäre im Nord-  
1846 seitenschiff und Ersetzung durch „einfachere“ Aufbauten.

- 1849— Absicht des abgedankten Königs Ludwig, weitere Glasmalereien zu stiften; in  
1850 seinem Auftrag Aufstellung über die noch „fehlenden“ und zu „restaurierenden“ Fenster durch Max Ainmiller, Inspektor der kgl. Glasmalereianstalt (8. 1. 1850).

- 1852 Drei von Ludwig gestiftete Fenster eingesetzt:

1. großes Glasgemälde im Obergaden des Nordquerschiffs nach Westen (dargestellt Patrona Bavariae und die Bistumsgründer Korbinian, Ratharius, Willibald, Rupert).
2. zwei kleinere Fenster im Nordchor (dargestellt Szenen aus dem Leben des Hl. Laurentius, sowie die Tugenden der Weisheit, Gerechtigkeit, Stärke, Mäßigkeit).

- 1854 Weiteres von Ludwig gestiftetes Glasgemälde vollendet; auf der Münchner Industrieausstellung gezeigt.

Anschließend Einsetzung im Obergaden des Südquerschiffs nach Westen (dargestellt Schlüsselübergabe an Petrus, sowie die vier Kirchenväter).

Gleichzeitig das erste in der kgl. Glasmalereianstalt restaurierte mittelalterliche Domfenster im Südseitenschiff eingesetzt (weitere Fensterrestaurierungen in den späteren Jahren z. Z. des Domausbaus).

**Außenbau:**

Erste Vorbereitungen zur gründlichen Instandsetzung von Westfassade und Türmen (genaue Vermessung).

- 1857 Fenstergruppe der Westfassade von 1828 herausgenommen und durch von Ludwig gestiftete „vollkommenere“ ersetzt (dargestellt die Namensheiligen der Kinder Ludwigs).

Die gründliche Restaurierung des gesamten Außenbaus erfolgt als Voraussetzung für den Domausbau vor allem 1859—70 und wird aus Staatsmitteln finanziert.

Genaue Quellenangaben folgen in den Kapiteln, die sich mit den verschiedenen Aspekten der Restauration befassen.

## *2. Motive und Schwerpunkte*

Ein unmittelbarer Anlaß für die Restauration des Regensburger Doms ist aus den Quellen nicht zu erschließen<sup>1</sup>. Die naheliegende Vermutung, daß der schlechte Bauzustand eine Instandsetzung erzwungen habe, wird bei näherem Hinsehen nur zum Teil bestätigt. Es fällt nämlich auf, daß nicht etwa Sanierungsarbeiten als erstes in Auftrag gegeben wurden, sondern neue Fenster mit aufwendigen Glasmalereien; ein fast lächerlicher Vorgang, wenn man bedenkt, daß die wertvolle mittelalterliche Verglasung der Zerstörung nahe war. Auch im weiteren Verlauf der Restauration entdeckt der heutige Betrachter seltsame Unstimmigkeiten. Es

<sup>1</sup> Vgl. Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 240.

scheint deshalb lohnend, die Schwerpunkte der im 19. Jahrhundert vorgenommenen Maßnahmen im einzelnen zu beleuchten.

Die Domrestauration wurde lange Zeit in die Jahre 1834—39 gesetzt, so z. B. von Karl Zahn in seiner Beschreibung der Kathedrale (1929)<sup>2</sup> und noch neuerdings von Oswald Hederer in seiner Monographie über Friedrich Gärtner (1976)<sup>3</sup>. Doch umfaßt der genannte Zeitraum nur den spektakulärsten Abschnitt der Restauration, keineswegs aber die Gesamtheit der damals eingeleiteten Arbeiten. 1839 heißt es in einem Bericht der Obersten Baubehörde, „nach Lage der Akten“ habe man mit den Restaurationsmaßnahmen im Jahre 1827 begonnen<sup>4</sup>. Da die Arbeiten zum Zeitpunkt der Wiedereröffnung des Doms 1839 nicht abgeschlossen, sondern erst 1841 weitgehend fertiggestellt waren, läßt sich für die tatsächliche Dauer der Restauration ein Zeitraum von etwa fünfzehn Jahren errechnen. Der Vorgang ist dabei sehr komplex und in vieler Hinsicht widersprüchlich, was sich schon aus einer Übersicht der Daten ergibt:

1826 hatte König Ludwig I. beschlossen, für den Regensburger Dom, den er noch nie mit eigenen Augen gesehen hatte<sup>5</sup>, neue gemalte Glasfenster zu stiften<sup>6</sup>. Zu diesem Zeitpunkt wußte er offenbar noch nicht, daß der Dom in seinem baulichen Bestand gefährdet war, daß am Außenbau Steine herunterstürzten, eindringendes Wasser die Gewölbe schädigte und das Pflaster im Innern so ausgetreten war, daß es eine Gefahr für die Kirchenbesucher bedeutete<sup>7</sup>. Erst im Januar 1827 erfuhr er, daß es in den Dom hineinregne und forderte einen genauen Bericht darüber an<sup>8</sup>. In der Folge wurde aber nicht etwa eine gründliche Sanierung des Bauwerks angeordnet; es wurde im Gegenteil verfügt, daß nur die allerdringendsten Reparaturen vorzunehmen seien<sup>9</sup>. Die noch im selben Jahr eingeleiteten bescheidenen Instandsetzungsarbeiten an Dächern, Gewölben und einigen äußeren Dachgalerien waren bereits Ende des Jahres 1830 im wesentlichen abgeschlossen<sup>10</sup>. Unterdessen wurden die Mittelfenster der Westfassade genau vermessen<sup>11</sup>. Mit der Ausführung

<sup>2</sup> Zahn, *Der Dom zu Regensburg* (1929), 37—38.

<sup>3</sup> Hederer, *Friedrich v. Gärtner* (1976), 211; anders Loers, *Die Barockausstattung des Regensburger Doms*, 239—56, der den Zeitraum von 1828—40 behandelt.

<sup>4</sup> KM, *Domkirche in Regensburg* (1826—39), 7. 4. 1839.

<sup>5</sup> Ludwig I. kam zum erstenmal am 18. 10. 1830, anlässlich der Grundsteinlegung zur Walhalla, nach Regensburg; *Kunstblatt*, 11. Jg. (1830), 361; Loers, *Die Barockausstattung des Regensburger Doms*, 245—46, Anm. 104.

<sup>6</sup> Ferd. Olivier, *Wiederherstellung und Erweiterung der musivischen Glasmalerei in Bayern von 1826 bis 1836*, in: *Kunstblatt*, 17. Jg. (1836), 363.

<sup>7</sup> Amberg, *KdI*, Abgabe 49, 16372, Eingabe Bischof Schwäbls, 28. 10. 1833.

<sup>8</sup> Vgl. Kap. III/1 dieser Arbeit, Anm. 1.

<sup>9</sup> Amberg, *KdI* 14289, Brief des Innenministeriums an Regierungspräsident Doernberg, 27. 1. 1827; LBA 167 (1812—35), Brief der Kreisregierung an Bauing. Windscheid, 14. 2. 1827.

<sup>10</sup> Amberg, *KdI* 14289, Brief der Kreisregierung ans Rentamt Regensburg, 12. 10. 1830; weitere Korrespondenz ebd., insbes. 27. 1. 1827, 2. 2. 1827 (mit Abschrift eines Kostenvoranschlages, 1. 2. 1827), 17. 3. 1828 (mit Kostenvoranschlag), 16. 4. 1828 (Zusage des Innenministeriums über weiteren Zuschuß von 3000 fl aus dem Hauptbau-Reservefond); KM, *Domkirche in Regensburg* (1826—39), bes. 24. 2. 1827 (zur Art der Ssch.-Bedachung, die schließlich in Eisenblech ausgeführt wurde; 9. 3. 1827 Notiz von Klenze zur Materialfrage); LBA 167 (1812—35).

<sup>11</sup> KM, *Domkirche in Regensburg* (1826—39), Antrag Gärtners an Ludwig I., 23. 1. 1827, mit eigenhändigem Signat Ludwigs, 28. 1.; Amberg, *KdI* 14289, Brief des Innenministeriums an die Kreisregierung, 31. 1. 1827.



der Scheiben für die beiden zweibahnigen Fenster und die kleine zugehörige Maßwerkrose begann man noch im Sommer 1827<sup>12</sup>; im Mai 1828 waren sie bereits eingesetzt<sup>13</sup>. In rascher Folge schlossen sich weitere Fenster an: 1829 zunächst fünf kleinere Ergänzungen zu den bereits fertiggestellten Glasmalereien in der Westwand<sup>14</sup> sowie ein Ornamentfenster für den südlichen Nebenchor<sup>15</sup>, dann ein großes dreiteiliges Glasgemälde für die nördliche Turmhalle<sup>16</sup>; 1830 ein ebenso großes, zweiteiliges Fenster für die südliche Turmhalle<sup>17</sup>; 1832 ein riesiges Glasbild für den Obergaden des Südquerhauses nach Osten<sup>18</sup>; 1834 ein weiteres Fensterpaar, diesmal für den nördlichen Nebenchor<sup>19</sup>.

Erst nachdem die Serie der großen Glasmalereien vorläufig abgeschlossen war, erfolgten ab 1835 die eigentlichen „Purifications“-Arbeiten<sup>20</sup> in dem nur notdürftig in seinem Bestand gesicherten Bau. Es gab allerdings schon seit einigen Jahren Pläne, den Dom „von den ihn so sehr verunstaltenden hölzernen Chören und Emporkirchen, vorzüglich in der Nähe des Hochaltars, zu reinigen“<sup>21</sup>. Das früheste Dokument hierfür ist ein Kostenvoranschlag der Regensburger Bauinspektion vom 13. Mai 1830<sup>22</sup>. Nach König Ludwigs erstem Besuch in Regensburg, der anlässlich der Grundsteinlegung zur Walhalla im Oktober 1830 stattfand<sup>23</sup>, erfahren wir dann von weit umfangreicheren Purifizierungsprojekten. Wohl auf Anordnung Ludwigs wurde die Bauinspektion beauftragt, für die „Entfernung aller dem Baustyle des Doms widersprechenden Neuerungen, mit Ausnahme der Monumente“, außerdem für die „Herstellung eines Kreuzgewölbes statt der mit Freskogemälden versehenen Kuppel“ und die „Entfernung der Stukkaturverunzierungen an den Kapellchen in den Seitenschiffen“ Vorkehrungen zu treffen<sup>24</sup>.

<sup>12</sup> GHAM, Nachl. Ludw. I., II A 27, Brief Gärtners an Ludwig I., 25. 7. 1827.

<sup>13</sup> Kunstblatt, 9. Jg. (1828), 155–56 (Schorn); Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 241–42. Korrespondenz in: Amberg, KdI 14289, bes. 29. 3. 1828; KM, Domkirche in Regensburg (1826–39), bes. Signat Ludwigs, 25. 3. 1828; zum Streit darum, wer die Einsetzung der Fenster zu bezahlen habe, s. KM, Domkirche in Regensburg (1826–39), „Erinnerung des quieszierten Rechtscommissärs des Innern“ Miller, 30. 1. 1829.

<sup>14</sup> Kunstblatt, 10. Jg. (1829), 193 (Schorn).

<sup>15</sup> Schuegraf, Geschichte des Domes von Regensburg 1, 229.

<sup>16</sup> Amberg, KdI 14289, Brief der Bauinspektion an die Kreisregierung, 7. 4. 1830; Kunstblatt, 10. Jg. (1829), 557–58 (Schorn); Kunstblatt, 13. Jg. (1832), 101; Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 242–43.

<sup>17</sup> Amberg, KdI 14289, Brief der Kreisregierung an die Bauinspektion, 11. 9. 1830; Kunstblatt (1832), 101; Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 243.

<sup>18</sup> Kunstblatt (1832), 102; Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 244; vgl. aber Spindler, Schenkbriefe, 254, Brief Schenks an Ludwig, 26. 6. 1834: Schenk dankt für ein neues Fenster, das sehr hoch angebracht sei, und „durch welches jetzt die Sonne auf Sailer's Grabstätte [im Süddchor] herniederleuchtet“; demnach wäre das Querhausfenster erst 1834 eingesetzt worden.

<sup>19</sup> Amberg, KdI 14290, Brief der Bauinspektion an die Kreisregierung, 12. 6. 1834; Kunstblatt (1832), 102–03.

<sup>20</sup> S. z. B. GHAM, Nachl. Ludw. I., 48/5/31, Brief des Domkapitels an die Kreisregierung (Abschrift), 13. 6. 1837, wo diese Bezeichnung verwendet wird.

<sup>21</sup> Spindler, Schenkbriefe, 137, Schenk an Ludwig I., 21. 5. 1830.

<sup>22</sup> LBA 167 (1812–35) u. KM, Domkirche in Regensburg (1826–39); bei Loers, 244, ist irrtümlich das Datum Juli 1828 angegeben.

<sup>23</sup> Vgl. Anm. 5.

<sup>24</sup> Amberg, KdI 14289, Brief der Kreisregierung an die Bauinspektion, 30. 10. 1830; Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 246–47.



Daß die Arbeiten dann so lange aufgeschoben wurden, lag wohl an der gespannten innenpolitischen Situation in Bayern. Besonders im Jahr 1831 war die Kunstpolitik des Königs von Seiten des Landtags scharfer Kritik ausgesetzt; auch Kürzungen der Mittel für die Kunstförderung mußten in Kauf genommen werden<sup>25</sup>.

Außerdem verlangte der König selbst im Dezember 1833 entgegen seinen eigenen früheren Anordnungen einen Aufschub der Purifizierung, bis er sich persönlich an Ort und Stelle von der „unvermeidlichen Nothwendigkeit“ der vorgeschlagenen Maßnahmen überzeugt habe<sup>26</sup>. Er begründete dies mit der Befürchtung, der Dom könne „verunstaltet“ werden, wie es in ähnlichen Fällen schon wiederholt geschehen sei<sup>27</sup>. Auch im darauffolgenden Jahr richtete er an den Regierungspräsidenten Schenk die dringende Aufforderung: „Daß ja! der Dom von Innen und Außen unverändert bleibe bis ich an Ort und Stelle mich werde ausgesprochen haben, das Säubern . . . ist zu fürchten, es wird gar leicht verdorben“<sup>28</sup>. Dem Einspruch des Königs war eine Eingabe des Regensburger Bischofs Franz Xaver Schwäbl vorausgegangen, in der dieser neben dringend notwendigen Reinigungs- und Reparaturarbeiten auch wieder die Entfernung der hölzernen Einbauten „und anderer im falschen Geschmacke angebrachten verunstaltenden Decorationen“, wie vom König „bereits allerhöchstselbst angeordnet“, gefordert hatte<sup>29</sup>. Ein zwei Monate später eingereichter Antrag des Regierungspräsidenten Schenk enthielt dann eine genaue Aufstellung der für die „Restauration des Innern“ nötig befundenen Maßnahmen<sup>30</sup>. Schenk ging zwar über die bescheideneren Vorstellungen Schwäbels, der z. B. keine Veränderung der barocken Kuppel gewünscht hatte, weit hinaus; seine Vorschläge stimmten jedoch im wesentlichen mit den einzelnen Punkten des Kostenvoranschlags überein, den die Bauinspektion nach Ludwigs erstem Aufenthalt in Regensburg anfertigen sollte<sup>31</sup>.

Es ist anzunehmen, daß der Protest des Königs sich nicht nur gegen die Forderungen des Bischofs richtete, dem er persönlich wohlgewogen gewesen sein soll<sup>32</sup>, sondern auch gegen die Pläne Schenks, die ihm nun plötzlich zu weit gingen. Das Zögern Ludwigs ist umso erstaunlicher, als zur gleichen Zeit die auf sein Betreiben eingeleitete radikale Purifizierung des Bamberger Doms schon weit fortgeschritten war, ohne daß er dabei zur Mäßigung gemahnt hätte<sup>33</sup>. Überdies befahl der

<sup>25</sup> M. Doeberl, Entwicklungsgeschichte Bayerns 3, 107; M. Spindler, Handbuch der Geschichte Bayerns IV/1, 155–56; Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 247.

<sup>26</sup> Amberg, KdI, Abgabe 49, 15372, Ludwig I. an Bischof Schwäbl, 31. 12. 1833 (Abschrift); Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 248.

<sup>27</sup> Wie Anm. 26.

<sup>28</sup> Spindler, Schenkbriefe, 253, 6. 7. 1834.

<sup>29</sup> Amberg, KdI, Abgabe 49, 16372, 28. 10. 1833.

<sup>30</sup> Amberg, KdI, Abgabe 49, 16372, 27. 12. 1833 (Konzept), mit eingeklebter Abschrift der Aufstellung.

<sup>31</sup> Vgl. Anm. 24. Der einzige wesentliche Unterschied ist die Forderung Schenks nach Entfernung des Dalberg-Monuments, während 1830 die Beseitigung aller nicht stilkonformen „Neuerungen“, aber unter Schonung der Grabdenkmäler, veranschlagt werden sollte.

<sup>32</sup> Lt. W. M. Hahn, Romantik und katholische Restauration: Das kirchliche und schulpolitische Wirken des Sailer-Schülers und Bischofs von Regensburg Franz X. Schwäbl . . . , Diss. (1970); Loers sieht dagegen in der gereizten Reaktion Ludwigs ein Zeichen seiner Ungeduld mit dem Bischof, an dessen Stelle er „lieber den temperamentvolleren Diepenbrock gesehen hätte“ (Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 248).

<sup>33</sup> Aus den sehr detaillierten Aufstellungen von Domkapitular M. Pfister (Der Dom zu Bamberg, 1896), geht zumindest nichts dergleichen hervor.



König dann bei einem weiteren Besuch in Regensburg am 19. Juni 1835 eine durchgreifende „Restauration“ des Doms, die sich im Endergebnis aufs genaueste mit den 1833 von Schenk beantragten Maßnahmen deckte. Was die rechthaberische Reaktion Ludwigs letztlich verursacht hat, ob persönlicher Starrsinn oder ernsthafte Befürchtungen, ist aus den erhaltenen Quellen nicht zu erschließen.

Die Purifizierungsarbeiten waren im Frühjahr 1839 so weit fortgeschritten, daß der Dom zu Pfingsten wiedereröffnet werden konnte. Erst in diesem Jahr begann man, eine gründlichere Instandsetzung des Außenbaus zu planen<sup>34</sup>; ihre Durchführung erfolgte im wesentlichen in den frühen vierziger Jahren<sup>35</sup>.

Die Restauration des Regensburger Doms setzte sich demnach aus drei verschiedenartigen Komplexen zusammen, die teils in zeitlich abgrenzbaren Phasen aufeinander folgten, teils nebeneinander herliefen:

1. Einsetzung neuer Fenster mit Glasmalereien,
2. Erhaltungsmaßnahmen zur Bewahrung der Bausubstanz,
3. „Purification“ durch Entfernen der Barockausstattung.

Die Initiative zu den beiden ersteren Maßnahmen ging nachweislich von König Ludwig I. aus<sup>36</sup>. Den ersten Anstoß zur Purifizierung dürfte dagegen Friedrich Gärtner gegeben haben, der die Einsetzung der neuen Fenster zu überwachen hatte und von daher eine weit genauere Kenntnis des Baus besaß als der König<sup>37</sup>. In den folgenden Jahren war Ludwig aber offenbar auch für die Purifizierung die treibende Kraft<sup>38</sup>.

Man muß deshalb von der Person des Königs ausgehen, wenn man die vielschichtigen Vorgänge näher erfassen will. Dabei stellt sich als erstes die Frage, auf welche Informationen er sich bei seinen Restaurationsplänen stützen konnte, bevor er sich mit eigenen Augen vom Aussehen des Bauwerks überzeugt hatte. Die historischen und ideellen Assoziationen, die sich für Ludwig mit der Regensburger Kathedrale verbanden, sollen dabei vorläufig außer Betracht bleiben<sup>39</sup>. Vor seinem ersten Besuch in Regensburg kann der König den Dom nur aus Abbildungen und der bis dahin einzigen ausführlichen Beschreibung, nämlich der von Wiebeking, gekannt haben<sup>40</sup>. Bemerkenswert ist, daß keine der ihm zunächst zugänglichen Darstellungen, weder die Ansichten Quaglios noch der Stich von Rehlen und Schleich, das Innere des Doms zeigten, obwohl sich die Aufmerksamkeit Ludwigs sofort dem Innenraum zuwandte. Hierfür war er jahrelang allein auf Wiebe-

<sup>34</sup> Amberg, KdI, Abgabe 49, 16372, Kostenvoranschlag von Bezirksing. Nadler, 7. 10. 1839.

<sup>35</sup> Korrespondenz, vor allem um die Anweisung der Gelder, in: KM, Domkirche in Regensburg (1826—39).

<sup>36</sup> Zu den Fenstern s. Amberg, KdI 14289, Bericht Gärtners, 23. 1. 1827 (Abschrift); J. N. Sepp, Ludwig Augustus . . . (1903), 488—89; Kunstblatt, 9. Jg. (1828), 155 (Schorn). Zu den Reparaturen s. Kap. III/1 dieser Arbeit, Anm. 1.

<sup>37</sup> Spindler, Schenkbriefe, 137, Brief Schenks an Ludwig I., 21. 5. 1830.

<sup>38</sup> Wie aus den zahlreichen Hinweisen hervorgeht, daß er „höchstselbst“ die Entfernung der Barockausstattung angeordnet habe; z. B. Amberg, KdI 14291, Brief des Domkapitels an die Kreisregierung, 29. 3. 1836.

<sup>39</sup> S. Kap. IV/3 dieser Arbeit.

<sup>40</sup> Die von Schuegraf, Geschichte des Domes von Regensburg 1, XVII, erwähnten „Baudenkmäler des Domes zu Regensburg, in Abbildungen und mit erläuterndem Texte“, wovon nur das 1. Heft 1829 erschien, dürfte über Regensburg hinaus kaum bekannt geworden sein.



kings Beschreibung angewiesen. Nur so ist auch erklärlich, daß er noch im Frühjahr 1828 an den späteren Bischof Sailer in Regensburg schreiben konnte, der Dom sei der einzige in Bayern, „welchen der Neuerer entweihe Hand nicht verdorben haben“<sup>41</sup>; denn Wiebeking hatte ja an einer Stelle behauptet, daß „das großartige Innere des Regensburger Doms von neuen Altären und Emporen noch ziemlich frey geblieben“ sei<sup>42</sup>. Jedenfalls wußte der König noch zu dem Zeitpunkt, als die ersten von ihm gestifteten Glasmalereien eingesetzt waren<sup>43</sup>, nichts von der Existenz einer Barockausstattung im Regensburger Dom<sup>44</sup>.

Im November 1828 wurden dann die beiden mittelalterlichen Westfassadenrisse in der Domschatzkammer gefunden<sup>45</sup>. Zusammen mit diesen beiden Plänen wurden die schon erwähnten zweiundzwanzig von Justus Popp gezeichneten Darstellungen ans Innenministerium nach München geschickt<sup>46</sup>. Darunter befand sich auch eine Innenansicht, die zunächst im „Bureau der Ministerial Bausection“ verblieb und dort von einem Praktikanten kopiert wurde<sup>47</sup>. Bei diesem Blatt handelte es sich mit einiger Sicherheit um die bereits ausführlich besprochene Deckfarbenzeichnung, die sich im Thurn und Taxis-Archiv erhalten hat<sup>48</sup>.

Die im November 1828 nach München gesandten Risse und Bauaufnahmen machten auf den König offenbar einen nachhaltigen Eindruck. Zum einen darf man hier den Ausgangspunkt für seine späteren Bemühungen um einen Ausbau des Regensburger Doms vermuten, weil es wohl die Auffindung der alten Fassadenpläne war, was Ludwig den Gedanken an eine „Vollendung“ der Kathedrale eingab<sup>49</sup>. Zum anderen lagen nun erstmals genaue Bauaufnahmen des Doms vor, die auch einen anschaulichen Eindruck des Innenraums vermittelten. Aus den erhaltenen Dokumenten ist zwar nicht zu beweisen, daß sich der König diese Darstellungen persönlich vorlegen ließ, doch muß man aus seinem so lebhaft bekundeten Interesse für das Bauwerk darauf schließen. Am meisten dürfte ihn die „stimmungsvolle“ Innenansicht interessiert haben. In diesem Zusammenhang verdient eine Besonderheit dieses Blattes noch nähere Beachtung: es ist deutlich erkennbar, daß die Barockausstattung ursprünglich ziemlich vollständig wiedergegeben war, nachträglich aber größtenteils ausretuschiert wurde. Abgedeckt sind das Philipp Wilhelm-Monument, die Musikempore zwischen den Vierungspfeilern, der Kanzeldeckel und der mittelalterliche Hieronymusaltar vor dem südlichen Turmpfeiler rechts<sup>50</sup>. Zweifellos bewirkte erst diese Überarbeitung das so auffallend „puri-

<sup>41</sup> Schiel, Bischof Sailer und Ludwig I., 130, 13. 5. 1828.

<sup>42</sup> S. Kap. III/2 dieser Arbeit, Anm. 71.

<sup>43</sup> Der Dankbrief Sailers datiert vom 1. 5. 1828 (Schiel, Bischof Sailer und Ludwig I., 129–30).

<sup>44</sup> Vgl. Kap. III/2 dieser Arbeit, Anm. 82; in diesem Zusammenhang ist noch einmal die Frage zu stellen, was die 1825 an den König geschickten Zeichnungen von Justus Popp darstellten; ob wirklich die Domkirche oder, was wahrscheinlicher ist, den „Alten Dom“, d. h. die Kapelle St. Stephan am Domkreuzgang, worauf ein undatierter Brief des alten Popp (GHAM, Nachl. Ludw. I. 89/2, 89/2/a) hindeutet, der beiliegende Zeichnungen des „Kreuzgangs zum alten Dom“ und des Altars in diesem „Dom“ erwähnt.

<sup>45</sup> Amberg, KdI 14288, Brief der Kreisregierung ans Innenministerium, 18. 11. 1828.

<sup>46</sup> S. Kap. III/2 dieser Arbeit, Anm. 91, Gesuch Poppes an die Kreisregierung, 2. 9. 1830.

<sup>47</sup> Amberg, KdI 14288, Brief des Innenministeriums an die Kreisregierung, 3. 6. 1830; Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 245.

<sup>48</sup> Vgl. Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 245.

<sup>49</sup> S. Kap. VI dieser Arbeit.

<sup>50</sup> Wie Anm. 48.



fizierte“ Erscheinungsbild des dargestellten Innenraums. Wann die Retuschen vorgenommen wurden, ist ebenso wissenswert wie unbeweisbar. Nur die Beantwortung dieser Frage könnte Aufschluß darüber geben, wann der König von der Existenz einer Barockausstattung im Regensburger Dom erfuhr. Hätte Popp selbst noch in Regensburg seine Zeichnung „bereinigt“, dann hätte der König glauben müssen, daß das Innere der Kathedrale mit der ihm vorgelegten Idealansicht übereinstimme. In diesem Fall müßte man davon ausgehen, daß er erst 1830 mit einiger Überraschung feststellte, wie viele barocke Ausstattungsstücke den Dom in Wirklichkeit „verunstalteten“. Wahrscheinlicher ist aber, daß das Deckfarbenblatt unverändert nach München kam und Ludwig einen ersten Eindruck von der barockisierten Gestalt des Innenraums vermittelte. Loers vermutet, daß erst dann, vielleicht auf Anregung Gärtners, die Übermalungen vorgenommen wurden. Wie der Vorgang auch gewesen sein mag, Loers' Annahme, „daß die Poppesche Ansicht, indem sie das barocke Bild des Dominanen teilweise purifizierte, für Ludwig ein Modell bzw. eine Entscheidungshilfe der durchzuführenden Restauration darstellte“<sup>51</sup>, kann man wohl auf jeden Fall zustimmen.

Die Frage nach den Motiven für die Domrestauration, die ja nur zum Teil in einer Purifizierung bestand, ist damit noch keineswegs beantwortet. Fest steht bisher nur, daß der König die Regensburger Kathedrale mit großzügigen Geschenken bedachte, bevor er über ihr Aussehen und ihren Erhaltungszustand hinreichend unterrichtet war. Bauliche Schäden sind als unmittelbarer Anlaß auszuschließen, denn die Stiftung neuer Glasmalereien kann nur als Verschönerungsmaßnahme, nicht aber als Beitrag zur Instandsetzung gewertet werden. Überhaupt ist festzustellen, daß der Sanierung des Baubestands bei der Restauration der geringste Stellenwert zugemessen wurde. Zwar kann man in der Anordnung, nur die allerdringendsten Reparaturen vorzunehmen, einen Versuch der Behörden sehen, dem ohnehin überlasteten Bauetat möglichst wenige zusätzliche Ausgaben aufzubürden. Doch mutet es seltsam an, daß einige Jahre später König, Kirchenverwaltung und auch die staatlichen Behörden zwar große Summen für die Purifizierung des Dominneren aufwendeten, sich bei der Instandsetzung des Außenbaus aber auf das Notdürftigste beschränkten. Außerdem wurden die Erhaltungsmaßnahmen von Anfang an sehr unsystematisch durchgeführt. So schlug die Bauinspektion 1827 vor, die Ostseiten der Türme mit einem drei Fuß hohen Drahtgeflecht zu umziehen und die Galerien am Hochschiff mit Brettern und Steinen zu sichern, damit die neuen Blechdächer der Seitenschiffe nicht gleich wieder von herunterfallenden Steinen und Dachziegeln beschädigt würden<sup>52</sup>. Trotz dieses bedrohlichen Zustands wurde eine gründliche Bausanierung in den folgenden Jahren immer wieder aufgeschoben und alle Kräfte auf die „Reinigung“ des Innenraums konzentriert.

Besonders erstaunlich ist das Vorgehen von König und Baubehörden im Hinblick auf die Glasmalereien der Fenster. Der schlechte Zustand der mittelalterlichen Verglasung mußte spätestens 1828, nachdem Gärtner wegen der Einsetzung der neuen Fenster in Regensburg geweiht hatte, auch dem König bekannt geworden sein<sup>53</sup>. Obwohl immer wieder über Sturmschäden und mutwillige Zerstörungen an den alten Glasmalereien berichtet wurde und obwohl Bischof Schwäbl 1833

<sup>51</sup> Wie Anm. 48.

<sup>52</sup> Amberg, KdI 14289, Bericht an die Kreisregierung, 16. 5. 1827.

<sup>53</sup> Gärtner hielt sich am 2. Mai in Regensburg auf: Amberg, KdI 14289, Brief der Kreisregierung ans Innenministerium, 17. 5. 1828 (Konzept).



in seiner Eingabe dringend eine gründliche Instandsetzung der Fenster forderte, wurden nur kleinere Reparaturen vorgenommen<sup>54</sup>. Am 2. Oktober 1839, also viereinhalb Monate nach der feierlichen Wiedereröffnung des Doms, beklagte sich das Domkapitel, daß die versprochene Wiederherstellung der Fenster noch immer auf sich warten lasse<sup>55</sup>. Durch Oxydierung der Bleiruten seien „ganze Felder . . . gänzlich abgelöst und aus den Fugen getreten“, so daß sie ein heftiger Windstoß in den Dom „hineinwerfen und zerschmettern“ könne<sup>56</sup>. Außerdem herrsche in der Kirche ein solcher Zug, vor allem in den Chorstühlen und am Hochaltar, daß man es bei Nord- und Ostwind nicht im Dom aushalten und zudem kaum verhindern könne, daß die Altarkerzen ausgeblasen würden. Schon jetzt, vor Beginn der kalten Jahreszeit, leide die Hälfte der Domherren an Rheumatismus. Unter diesen Umständen könne man im Winter keine Gottesdienste in der Kathedrale halten<sup>57</sup>. Die Behörden gaben als Grund für die Verzögerung der Arbeiten an, daß die finanziellen Mittel fehlten<sup>58</sup>. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Ludwig I. jedoch bereits 65 270 Gulden aus seiner Privatschatulle für die Verschönerung des Doms mit neuen Glasmalereien ausgegeben<sup>59</sup>. Auf einen Teil der neuen Fenster zu verzichten und stattdessen auch die Wiederherstellung der alten aus der Kabinettskasse zu bestreiten, kam ihm zu dieser Zeit nicht in den Sinn. Erst im Jahr 1850 wurden in eine in seinem Auftrag gefertigte Aufstellung der noch „fehlenden“ Fenster des Doms auch die „zu restaurierenden“ mit aufgenommen<sup>60</sup>.

Ähnlich widersinnig — nach heutigen Maßstäben gemessen — ging man bei der Instandsetzung des Außenbaus vor. Abgesehen von der bereits erwähnten Erneuerung der Seitenschiffdächer und einiger äußerer Galerien geschah nichts, um seinen offenbar gefahrdrohenden Zustand zu verbessern. 1835 befand Gärtner, die geplante Ausbesserung des Stufenunterbaus und der „Vortreppen“ sei nicht dringend; man solle die bereits genehmigten Mittel lieber für die vom König befohlene Entfernung der barocken Emporen, Altäre und Balustraden verwenden<sup>61</sup>. Daß man trotzdem sehr wohl wußte, wie nötig eine durchgreifende Sanierung des Außenbaus gewesen wäre, geht aus den Kostenvoranschlägen dieser Jahre hervor, die immer wieder entsprechende Maßnahmen mit aufführen<sup>62</sup>. So wurde die Umdeckung des großen Hauptdachs schon für das Finanzjahr 1828/29 angeregt<sup>63</sup>. Im gleichen Voranschlag wird erwähnt, daß vom Nordturm eine „obere Fenster-

<sup>54</sup> S. Berichte der Bauinspektion an die Kreisregierung in: Amberg, KdI 14289, bes. 6. 8. 1828, 26. 11. 1828 (die Fenster seien durch Stürme „so ausgebogen worden“, daß bei neuerlichem Sturm „der Einsturz bevorsteht“), 1. 7. 1830; Amberg, KdI 14290, 22. 4. 1831; LBA 167 (1836—40), Brief der Bauinspektion an den Stadtmagistrat, 12. 6. 1830.

<sup>55</sup> KM, Domkirche in Regensburg (1826—39).

<sup>56</sup> KM, Domkirche in Regensburg (1826—39), 2. 10. 1839; ebenso KM, Domkirche in Regensburg (1826—39), Bericht Gärtners an Ludwig I., 28. 8. 1839.

<sup>57</sup> KM, Domkirche in Regensburg (1826—39), zit. Brief des Domkapitels, 2. 10. 1839.

<sup>58</sup> Ebd.

<sup>59</sup> Errechnet aus: undat. Aufstellung der Ausgaben Ludwigs für den Dom, die insgesamt 90 730 fl 10 Kreuzer für die Fenster angibt (GHAM, Nachl. Ludw. I., 50/4/10<sup>1/2</sup>); sowie Randbemerkungen auf einem Bericht Ainmüllers an Ludwig (ebd., 8. 1. 1850), die für die ab 1850 von diesem gestifteten Fenster insgesamt 25 460 fl ergeben.

<sup>60</sup> Vgl. Anm. 59, zit. Bericht Ainmüllers, 8. 1. 1850.

<sup>61</sup> Amberg, KdI 14291, Brief der Bauinspektion an die Kreisregierung, 22. 6. 1835.

<sup>62</sup> Z. B. „Herstellung der Geländer auf den Gesimsen und Wasserinnen“, LBA 167 (1836—40), Voranschlag, Febr. 1837.

<sup>63</sup> LBA 167 (1812—35), Kostenvoranschlag „pro 1828/29“, undat.



einfassung“ heruntergefallen sei und daß der Rest abgespitzt werden müsse. Ein eigener „Überschlag über die Restauration des Hauptthurmes von Abend gegen Mitternacht“ datiert vom 20. Februar 1838<sup>64</sup>. Im Frühjahr 1839 begann man dann zumindest mit der Ausbesserung der Treppen an der Westseite und mit der Wiederherstellung des einsturzgefährdeten Vorhallenpfeilers<sup>65</sup>. Doch scheinen diese Anstrengungen wahrlich gering im Vergleich zu dem Aufwand, der bei der Purifizierung des Innenraums betrieben wurde. Dabei wurde immerhin die anscheinend intakte Barockkuppel abgebrochen und durch ein Kreuzgewölbe ersetzt. Insgesamt kostete die „Reinigung“ des Doms etwa 34 700 Gulden<sup>66</sup>. Die einzige Instandsetzungsmaßnahme, die in diesem Betrag inbegriffen war, bezog sich auf die Erneuerung des ausgetretenen Bodenpflasters.

Im Februar 1839, drei Monate vor der Wiedereröffnung des Doms, wurde der Zustand des Außenbaus folgendermaßen geschildert: Da seit ungefähr 300 Jahren keine „Hauptreparatur“ stattgefunden habe, seien vor allem die aus Grünsandstein gearbeiteten Teile stark verwittert. Vom Nordturm drohten „Pyramiden von 15 Fuß Höhe, vom Froste auseinandergesprengt“, herabzustürzen<sup>67</sup>. Erstaunlich, daß man unter diesen Umständen keine Bedenken hegte, den Bau wieder für die Kirchenbesucher zugänglich zu machen<sup>68</sup>. Daß die damals schon seit zwölf Jahren eifrig betriebene Restauration zur Verbesserung der Bausubstanz wenig beigetragen hatte, beweist auch ein Brief Bischof Schwäbls an die Kreisregierung vom 12. Juli 1839<sup>69</sup>: „Die steinernen Rinnen an der kunstreichen Wasserableitung des Hauptdaches und der Nebendächer sind in einem Zustande, der jeden längeren Verzug höchst schädlich und gefahrdrohend macht; denn das Wasser dringt bei starkem Regen stromweise durch die Gewölbe hindurch, fließt an den innern Mauern herab und auf dem Pflaster umher...“ Nur zwei Monate waren seit der feierlichen Wiedereröffnung der Kathedrale vergangen. Man wird sich erinnern, daß bereits zu Beginn der Restauration davon die Rede war, daß es in den Dom hineinregne.

Erst jetzt wandten die Verantwortlichen den Bauschäden größere Aufmerksamkeit zu. Gärtner, dessen Initiative es immerhin zu verdanken war, daß die Wiederherstellung der Vorhalle in Gang gekommen war, legte dem König am 28. August 1839 eine Übersicht der Arbeiten vor, die noch erforderlich seien, „wenn an diesem herrlichen Baudenkmale nur das Nöthigste wiederhergestellt werden soll, um dasselbe vor fernerer Zerstörung und seinem theilweisen gänzlichen Untergange am Äußern zu sichern“<sup>70</sup>. Als unbedingt nötig erachtete er die vollständige Instandsetzung von Vorhalle und Hauptportal, die Erneuerung der offenen Wasserrinnen auf dem Strebewerk, die Auswechslung eines Theils der Galerien an der Nord- und

<sup>64</sup> LBA 167 (1836—40).

<sup>65</sup> Amberg, KdI, Abgabe 49, 16372, Brief Nadlers an die Kreisregierung, 25. 2. 1839; Amberg, KdI 14291, Brief der Bauinspektion an die Kreisregierung, 22. 3. 1839.

<sup>66</sup> Davon 23 003 fl Staatszuschuß, angewiesen am 18. 12. 1837 (s. Aufstellung zur Finanzierung in: KM, Domkirche in Regensburg, 1826—39, 7. 4. 1839) und 11 694 fl 23 Kreuzer Eigenleistung der Kirchenverwaltung aus dem Domkustoderiefond (KM, 1839—63, bes. 30. 11. 1839, 28. 12. 1839).

<sup>67</sup> Amberg, KdI, Abgabe 49, 16372, Bericht und Kostenvoranschlag der Bauinspektion, 25. 2. 1839.

<sup>68</sup> Amberg, KdI, Abgabe 49, 16372, 25. 2. 1839, Bericht.

<sup>69</sup> Amberg, KdI, Abgabe 49, 16372; dass. in: KM, Domkirche in Regensburg (1826—39).

<sup>70</sup> KM (1826—39); Amberg, KdI 14291, Abschrift, 7. 10. 1839.



Westseite des Doms, die Reparatur der Fenster, die Umdeckung des Hauptchors und die Ausbesserung des gesamten Stufenunterbaus einschließlich der Außentreppe<sup>71</sup>. Der über diese Maßnahmen aufgestellte Kostenvoranschlag belief sich auf 27 504 Gulden; in diesem Betrag war allerdings die Vollaufstellung der steinernen Galerien im Innern des Doms eingeschlossen<sup>72</sup>. Der größte Teil dieser Arbeiten wurde 1840 ausgeführt und aus Staatsmitteln finanziert<sup>73</sup>.

Doch war auch damit noch keine gründliche Sanierung des Bauwerks gewährleistet, denn an die stark verwitterten Türme, besonders an den aus Grünsandstein errichteten nördlichen, wagte man sich noch immer nicht heran. 1839 verwies Bezirksingenieur Nadler, der die Restaurationsarbeiten in Regensburg leitete, in einem Bericht auf die Gefährdung des Nordturms. Er setzte aber hinzu: Da allein die Wiederherstellung des obersten Abschnitts von nur fünfzehn Fuß Höhe (ca. 4,38 m) 64 000 Gulden erfordern würde, habe er auf die Anfertigung eines Kostenvoranschlags verzichtet<sup>74</sup>. Die Instandsetzung der Türme wurde dann hinausgeschoben, bis sie als Voraussetzung für den Weiterbau unumgänglich wurde.

Interessant ist das Argument Nadlers, daß man aus Kostengründen auf die weitere Sicherung des Baus verzichten müsse. Wie schon erwähnt, hatte der König allein 65 270 Gulden für die Anfertigung der neuen Glasmalereien gestiftet; die Purifizierung hatte weitere 34 000 Gulden verschlungen. Dieser Gesamtsumme von fast 100 000 Gulden steht ein sehr viel kleinerer Betrag für Sanierungsmaßnahmen gegenüber: etwa 7000 bis 8000 Gulden für die neuen Seitenschiffdächer<sup>75</sup>, 27 504 Gulden — abzüglich eines kleineren Betrages für Ergänzungen im Innern des Doms — für weitere Reparaturen am Außenbau, dazu nicht genau festlegbare kleinere Summen für Ausbesserungsarbeiten an Dachstühlen, Gewölben und Fenstern. Fest steht, daß die insgesamt aufgewendeten Mittel ausgereicht hätten, eine wesentliche Verbesserung der Bausubstanz herbeizuführen. Gerade dies lag aber offenbar nicht in der Absicht der „Restauratoren“, für die der heute selbstverständliche Grundsatz, daß die Sicherung des Bestands allen Verschönerungsmaßnahmen vorausgehen müsse, keine Gültigkeit hatte. Ziel der Restauration war, im Gegenteil, fast ausschließlich die „Verschönerung“ des Doms, zeitweilig unter völliger Mißachtung baupraktischer Gesichtspunkte.

Was den König betrifft, könnte man dieses seltsame Vorgehen ebenso seiner Unkenntnis wie seinem „stürmischen“ Naturell zuschreiben. Er begann mit seinen Stiftungen, ohne den Dom auch nur einmal gesehen zu haben und wäre auch sicher nicht imstande gewesen, mehr als die auffälligsten Bauschäden zu erkennen. Anders Gärtner, dem man als erfahrenem Architekten eine solche Unwissenheit nicht unterstellen kann, und Nadler, der seit 1826 bei der Regensburger Bauinspektion arbeitete und mit den örtlichen Verhältnissen bestens vertraut war<sup>76</sup>.

Das einseitige Beharren auf ästhetischen Gesichtspunkten entsprang vielmehr

<sup>71</sup> Wie Anm. 70.

<sup>72</sup> Amberg, KdI, Abgabe 49, 16372, 7. 10. 1839.

<sup>73</sup> Amberg, KdI, Abgabe 49, 16372, 11. 5. 1840 (vorschußweise Anweisung der Gelder); weitere Korrespondenz in: KM, Domkirche in Regensburg (1839—63); die Kosten wurden schließlich aus „Erübrigungen der III. Finanzperiode“ gedeckt.

<sup>74</sup> Amberg, KdI, Abgabe 49, 16372, 25. 2. 1839.

<sup>75</sup> 8000 fl waren es lt. Brief Armannspers an Ludwig, KM (1826—39), 24. 7. 1827; nachweislich ausgezahlt wurden 7000 fl lt. Brief des Innenministeriums an die Kreisregierung, Amberg, KdI 14289, 15. 3. 1827; s. auch Amberg, KdI 14289, 16. 4. 1828.

<sup>76</sup> Zu Nadlers beruflichem Werdegang s. HStA M, OBB 7818, Nadler (Personalakte).



einer geistigen Haltung, die in den Kathedralen des Mittelalters bestimmte Ideen verkörpert sah. Offensichtlich konnten diese Ideen so übermächtig werden, daß sie den Blick auf den Bau selbst verstellten. Nur so konnte das Erscheinungsbild des Regensburger Doms wichtiger werden als sein baulicher Zustand. Seine Restauration spiegelt damit die mehr idealistische als realistische Gotikauffassung des 19. Jahrhunderts.

### *3. Der Regensburger Dom als Nationaldenkmal und als Symbol der kirchlichen Restauration*

Wie bereits ausgeführt, verband sich für das 19. Jahrhundert mit den gotischen Domen vor allem die Idee des Nationaldenkmals. In diesem Zusammenhang ist bedeutsam, daß König Ludwig I. unter den deutschen Fürsten derjenige gewesen sein dürfte, der am meisten von dem Drang besessen war, Nationaldenkmäler zu errichten oder vorhandene Bauten als solche einzurichten bzw. auszubauen. Schon in seiner Kronprinzenzeit beschäftigte er sich (seit 1806) mit dem Plan für ein „Pantheon“ der großen Deutschen, das er später als „Walhalla“ im Donautal bei Regensburg erbauen ließ<sup>77</sup>. Ludwig war es auch, der als erster in der Vollendung des Kölner Doms die Möglichkeit sah, ein „Denkmal der Befreiung“ zu schaffen und damit den Zusammenhang von Domausbau und Nationaldenkmal herstellte<sup>78</sup>. In seine Regierungszeit fallen dann, neben dem Bau der Walhalla (1830–41), die Grundsteinlegungen zur Befreiungshalle bei Kelheim (1842–63) und zur Ruhmeshalle in München (1843–53). Es handelt sich dabei um verschiedene Typen von Nationaldenkmälern: Walhalla und Ruhmeshalle sind „historisch-kulturelle Nationaldenkmäler“, in denen sich die „Bildungs- und Kulturnation“ in der Darstellung ihrer bedeutendsten Repräsentanten spiegeln sollte<sup>79</sup>; die Befreiungshalle bezieht sich dagegen auf ein konkretes historisches Ereignis, nämlich die Befreiung Deutschlands von der napoleonischen Herrschaft in den Freiheitskriegen 1813–15<sup>80</sup>. Der Kölner Dom schließlich sollte zur „Denkmalskirche“ werden und die Größe der deutschen Nation in der engen Verbindung von Staat und Kirche symbolisieren<sup>81</sup>.

All den in Bayern errichteten Nationaldenkmälern ist gemeinsam, daß es sich um königliche Stiftungen handelt. Der Monarch schenkte sie seinem Volk und erhoffte sich davon, der idealistischen Geisteshaltung seiner Zeit gemäß, eine moralische Rückwirkung auf die Gesinnung seiner Untertanen. „Teutscher“ und „besser als er gekommen“ sollte der Besucher aus der Walhalla treten<sup>82</sup>; der Bau sollte der „Erstarkung und Vermehrung deutschen Sinns“ förderlich sein und jeden Deutschen befähigen, zur „Verherrlichung“ des „gemeinsamen Vaterlandes“ beizutragen<sup>83</sup>. Dem gleichen Zweck diente die mahnende Inschrift auf dem marmor-

<sup>77</sup> Germann, Neugotik, 85.

<sup>78</sup> Germann, Neugotik, 86 und Anm. 246.

<sup>79</sup> Definition nach Nipperdey, Nationalidee und Nationaldenkmal, 551.

<sup>80</sup> Die Eröffnung fand am 50. Jahrestag der Leipziger Schlacht, am 18. 10. 1863 statt; s. Reclams Kunstführer, Deutschland 1, Bayern, 1970, 438–39.

<sup>81</sup> Nipperdey, Nationalidee und Nationaldenkmal, 546.

<sup>82</sup> Ludwig I. in „Walhallas Genossen“, Einleitung, Allgemeine Zeitung, 20. 10. 1842; vgl. Nipperdey, Nationalidee und Nationaldenkmal, 555.

<sup>83</sup> Wie Anm. 82.

nen Boden der Befreiungshalle: „Möchten die Deutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf nothwendig machte und wodurch sie gesiegt“.

Ludwig I. baute aber nicht nur „deutsche“ Nationaldenkmäler. Ohnehin bedeutete für ihn, wie für andere deutsche Fürsten, die vielbeschworene Idee von der Einheit Deutschlands keineswegs ein Streben nach politischer Einheit der Nation<sup>84</sup>. Im Gegensatz zu den erheblich weiter gehenden Forderungen vieler Patrioten schien ihnen diese Einheit durch den 1815 gegründeten Deutschen Bund hinreichend gewährleistet, wenn es nur gelänge, Harmonie und Eintracht unter den deutschen Fürsten und Stämmen zu erhalten und einen auf Kultur und Geschichte gegründeten Gemeinsinn zu fördern. War diese Nationalidee politisch mit dem Status quo vereinbar<sup>85</sup>, so blieb daneben Platz für ein eigenes Staatsbewußtsein der einzelnen Bundesstaaten, aus denen sich die Nation konstituierte. So war der 1814/15 geplante Nationaldom, der auf dem Leipziger Platz in Berlin errichtet werden sollte, zugleich als „Denkmal für Preußen“ gedacht<sup>86</sup>. Ähnlich verhält es sich mit den Denkmalsprojekten König Ludwigs I., aus denen immer auch ein „bayerischer Nationalismus“ spricht. Die Walhalla wurde neben dem „Denkmal der Kulturnation“ auch das „Denkmal eines mittelstaatlichen Monarchen“<sup>87</sup>; der Ausbau des Kölner Doms schien umso wünschenswerter, weil fünf bayerische Prinzen als Erzbischöfe und Kurfürsten in Köln gewirkt hatten, wodurch eine enge historische Verbindung mit Bayern gegeben war<sup>88</sup>.

Das bayerische Nationalbewußtsein, dem der König so demonstrativ Ausdruck verlieh, war jedoch mit einer Hypothek belastet. Für Ludwig, der schon als Kind eine auffallende Abneigung gegen die Franzosen gezeigt haben soll und sich mit den Jahren noch weiter in diesen Haß hineinsteigerte<sup>89</sup>, mußte es eine überaus schmerzliche Erfahrung sein, daß Bayern seine Erhebung zum Königreich ausgerechnet dem Erzfeind Napoleon verdankte. Andererseits wuchs ihm durch die Umwälzungen der napoleonischen Zeit eine große Aufgabe zu, der er sich nicht entziehen konnte<sup>90</sup>: Bayern hatte sich weit über das altbayerische Territorium hinaus vergrößert und schwäbische, fränkische und pfälzische Gebiete eingegliedert. Noch war die Verbindung der im Königreich zusammengeschlossenen Landesteile eher äußerlich. Die Verschmelzung zu einem homogenen Staatsgebilde stand noch aus; das Gefühl, gemeinsam Glieder eines „bayerischen Volkes“ zu sein, mußte den Untertanen noch vermittelt werden.

Das beste Mittel zur Förderung eines nationalen Bewußtseins schien dem König aber das „Studium der vaterländischen Geschichte“<sup>91</sup>. So kann es nicht verwundern, daß er auch das bayerische Staatsgefühl mit Hilfe von Denkmälern zu wecken trachtete, die historische Zusammenhänge „verkörperten“. Als ein Ergebnis dieses Strebens erstand, analog zur Walhalla, eine Art „Pantheon der großen Bayern“ auf der Sendlinger Höhe, dem „historischen Boden“ der Bauernschlacht von 1705. Die Vereinigung der bedeutendsten Persönlichkeiten aus allen — auch den neu

<sup>84</sup> Nipperdey, Nationalidee und Nationaldenkmal, 555.

<sup>85</sup> Wie Anm. 84.

<sup>86</sup> Beenken, Das 19. Jahrhundert, 60.

<sup>87</sup> Nipperdey, Nationalidee und Nationaldenkmal, 555.

<sup>88</sup> Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 264.

<sup>89</sup> H. Reidelbach, Ludwig I., König von Bayern und seine Kunstschöpfungen (1888), 15; M. Doeberl, Entwicklungsgeschichte Bayerns 3, 7.

<sup>90</sup> Doeberl, Entwicklungsgeschichte Bayerns 3, 3—6.

<sup>91</sup> Reidelbach, Ludwig I., 148.



hinzugekommenen — Gebieten des Landes in dieser „Ruhmeshalle“ fand ihr Sinnbild in der beherrschenden Kolossalstatue der Bavaria<sup>92</sup>. Nipperdey spricht von einer „gesamtbayerischen Aneignung der regional fränkischen, schwäbischen und reichsstädtischen Vergangenheit der Neubayerischen Gebiete“, dem „Versuch einer partikularstaatlichen Integration im Denkmal“<sup>93</sup>.

Eine andere Möglichkeit, den Untertanen die gemeinsamen Leistungen der Vergangenheit vor Augen zu führen, boten die Bauten des Mittelalters. Hier entfiel die schwierige Aufgabe, für die an sich abstrakte Vorstellungswelt historischer Zusammenhänge eine sinnlich erfassbare und unmittelbar verständliche Form zu finden; denn gerade die mittelalterlichen Dome galten bereits allgemein als steingewordene Zeugen der Geschichte. Vor diesem Hintergrund wird einmal mehr deutlich, daß das Bemühen um die Erhaltung historischer Bau-„Denkmäler“ keineswegs allein in der Erkenntnis ihres künstlerischen Werts wurzelte. In der Einleitung zu der Verordnung Ludwigs I. über die „Erhaltung der geschichtlichen und artistischen Denkmäler des Landes“ (1827)<sup>94</sup> ist die künstlerische Bedeutung dieser „Überreste früherer Jahrhunderte“ zwar ausdrücklich anerkannt; weit stärker hervorgehoben ist jedoch die Überzeugung des Königs, daß „die Erhaltung solcher Denkmale zur Bildung des Nationalgeistes, zum Studium der vaterländischen Geschichte und zur Verbreitung der Kunde derselben unter dem Volke, so wie für dessen alterprobtte Liebe für seine Dynastie und seinen heimatlichen Boden für vorzüglich wichtig“ zu erachten sei<sup>95</sup>. Historische, nationale und dynastische Motive begründeten also im wesentlichen die bayerische Denkmalpflege des 19. Jahrhunderts<sup>96</sup>.

Daß Ludwig in diesem Zusammenhang die Liebe des Volkes zu seiner Dynastie ausdrücklich erwähnte, ist nicht als rhetorische Formel zu werten; denn er fühlte sich — noch ganz im Sinne des 18. Jahrhunderts — als König von Gottes Gnaden, wollte sich aber nicht mehr allein auf den göttlichen Ursprung seiner Macht berufen: „Fest ist nur der Thron, welcher gründet auf Liebe und Vertrauen, die nicht befohlen, sondern verdient werden müssen, sollen sie währen“<sup>97</sup>. Ein absolutistisches Königtum, getragen vom Willen des Volkes, also die Vereinigung des denkbar Widersprüchlichsten, war sein Ziel. Daraus erklärt sich, warum er der Liebe seiner Untertanen zum angestammten Herrscherhaus so große Bedeutung zumah und bestrebt war, sie mit „pädagogischen“ Mitteln zu fördern. Eines dieser Mittel war die Selbstdarstellung des Königs als Kunstmäzen, als Förderer der Wissenschaft, als Schirmherr der Kirche, die in seinen zahlreichen Bauten immer eine Rolle spielte. Daß er seinen Herrschaftsanspruch vor allem historisch zu legitimieren trachtete, entsprach seinem „romantischen“ Bewußtsein.

Die großen Baudenkmäler des Mittelalters verkörperten demnach seine politischen, dynastischen und kulturellen Zielvorstellungen aufs vollkommenste: sie

<sup>92</sup> Nipperdey, Nationalidee und Nationaldenkmal, 556.

<sup>93</sup> Wie Anm. 92.

<sup>94</sup> Abgedruckt in: Kunstblatt, 10. Jg. (1829), 146—48.

<sup>95</sup> Kunstblatt, 10. Jg. (1829), 146.

<sup>96</sup> Sie begründeten nicht nur die bayerische Denkmalpflege; auch Oldendorp, Zur Geschichte der Zerstörung, Kunstblatt, 8. Jg. (1827), 319, sieht z. B. in der Erhaltung der „noch vorhandenen Denkmale alter Kunst, Kraft und Frömmigkeit“, in denen man „das Andenken an unsere Vorfahren ehren“ könne, die Möglichkeit, „mehr Sinn für National-Ehre und Würde“ im Volk zu erzeugen.

<sup>97</sup> Vgl. Doeberl, Entwicklungsgeschichte Bayerns 3, 9.



bezeugten Macht, Kunstsinn und Einigkeit der deutschen Nation in der Vergangenheit; sie konnten, wenn sie sich auf dem Boden des Königreichs Bayern befanden, gleichermaßen als Leistung des bayerischen Volkes in Anspruch genommen werden; sie ließen sich im Idealfall in direkten Zusammenhang mit dem Haus Wittelsbach bringen und als Zeugnisse für die jahrhundertealte Tradition der Dynastie heranziehen. Doch vermochten diese Bauten die Größe von König und Vaterland nur dann in würdiger Weise zu repräsentieren, wenn ihr Aussehen diesem Anspruch gerecht wurde. Wie das Beispiel des Regensburger Doms, aber auch das anderer mittelalterlicher Kathedralen wie des Bamberger Doms<sup>98</sup>, beweist, konnte nicht nur ein vernachlässigter oder baufälliger Zustand einen traurigen Zustand der staatlichen Ordnung symbolisieren, sondern oft mehr noch die ästhetische „Verunstaltung“ dieser Dome durch Ausstattungen der Barockzeit. So sind die Bemühungen des Königs um „Reinigung“ mittelalterlicher Kirchengebäude ebenso in diesem Zusammenhang zu sehen wie seine Pläne zu ihrer „Vollendung“. Sie bedeuteten eine bewußte Anknüpfung an große Traditionen, den Versuch, sich als würdigen Erben dieser Vergangenheit darzustellen<sup>99</sup>. Ein Bedürfnis, das nach seiner Auffassung auf höchst unehrenhafte Weise zustandegekommene Königreich durch Herausstellen seiner mittelalterlichen Wurzeln zu legitimieren, mag mitgespielt haben.

Der Bamberger Dom, für dessen Restauration sich der König seit 1826 einsetzte<sup>100</sup>, war eine Gründung Kaiser Heinrichs II. Für Ludwig dürfte aber nicht allein von Bedeutung gewesen sein, daß es sich hier um einen „Kaiserdom“ handelte. Heinrich II. war zugleich Herzog von Bayern gewesen und damit ein „Vorläufer“ der Wittelsbacher, wenn auch aus anderem Geschlecht. Während der Bamberger Dom demnach gleichermaßen als bayerisches wie als deutsches Nationaldenkmal in Anspruch genommen werden konnte, sollte der Speyerer Dom offenbar ein Denkmal der deutschen Einheit werden. Seine Restauration und Ausmalung gibt sich deutlich als eine Art Konkurrenzunternehmen zum Kölner Dombau auf bayerischem Boden zu erkennen<sup>101</sup>. Das besondere Interesse des bayerischen Königs für den Speyerer Dom mit seinen zahlreichen Kaisergräbern war sicher auch dadurch bedingt, daß zwei Mitglieder des Hauses Wittelsbach die deutsche Kaiserkrone getragen hatten. Daß Ludwig sich für die Restauration der ehemaligen Klosterkirche Heilsbronn bei Ansbach begeistern ließ, hat seinen Grund wohl darin, daß man hier den Stammsitz der fränkischen Hohenzollern vermutete. Einerseits war er mit diesem Herrscherhaus verwandtschaftlich verbunden, andererseits hatte gerade dieses Geschlecht dem wittelsbachischen Kaiser Ludwig dem Bayern tatkräftige Hilfe geleistet<sup>102</sup>. Derartige historische Spekulationen darf man einem König durchaus zutrauen, der schon als Kind seine Erzieher mit ungewöhnlich genauen Kenntnissen der vaterländischen Geschichte überrascht hatte<sup>103</sup>.

<sup>98</sup> Auch in Bamberg wurde die Instandsetzung des Außenbaus erst nach der Purifizierung des Innenraums in Angriff genommen; s. die Aufstellung der Arbeiten bei M. Pfister, *Der Dom zu Bamberg* (1896), 9–22.

<sup>99</sup> Vgl. Loers, *Die Barockausstattung des Regensburger Doms*, 264–65.

<sup>100</sup> Pfister, *Der Dom zu Bamberg*, 9.

<sup>101</sup> A. Verbeek, *Zur spätnazarenischen Ausmalung des Speyerer Domes*, in: *900 Jahre Speyerer Dom*, Festschrift . . . (1961), 144.

<sup>102</sup> Lt. Meyers *Konversations-Lexikon* 8 (51897), 921 (Stichw. „Hohenzollern“).

<sup>103</sup> Doeberl, *Entwicklungsgeschichte Bayerns* 3, 6.



Daß auch der Regensburger Dom als „teutsches Nationaldenkmal“ galt, steht wörtlich in einem Manuskript des „Kgl. bayerischen Rathes und Regierungs-Aßeßors“ Georg Aloys Resch aus dem Jahr 1838, benannt „Beytraege zur historisch-topographischen Beschreibung des Domes in Regensburg“<sup>104</sup>. Es gibt aber noch weitere Anhaltspunkte dafür, daß die Regensburger Kathedrale analog zum Kölner Dom als Nationaldenkmal gesehen wurde, und zwar wegen der geschichtlichen Bedeutung Regensburgs als Stadt des Immerwährenden Reichstags und Zentrum des Hl. Römischen Reiches deutscher Nation. In seiner Rede bei der Grundsteinlegung der Walhalla ging Eduard von Schenk, zu dieser Zeit noch Innenminister und bedeutendste Stütze der Kultur- und Kirchenpolitik des Königs<sup>105</sup>, auch auf die Wahl des Ortes für dieses Denkmal ein<sup>106</sup>: „Als Stätte dieser Walhalla wählte König Ludwig eine Höhe bei Donaustauf, stromabwärts von Regensburg, wo die schönste Aussicht auf Land, Strom und Gebirg die großen Erinnerungen hervorruft, welche sich an diesen Mittelpunkt Deutschlands knüpfen . . .“; und weiter heißt es: „... und aus dem nahen Regensburg, dem ersten Sitze der Bayerfürsten, wo Otto von Wittelsbach belehnt worden, erhebt sich wie ein Fels der herrliche Dom. So umgeben uns rings Bilder teutschen Fürstenthums, teutscher Kraft, Gottesfurcht und Kunst“<sup>107</sup>. Regensburg war also nicht nur Zentrum des deutschen Reiches, sondern, als der Ort, wo ein Stammvater des Hauses Wittelsbach 1180 die bayerische Herzogswürde erhalten hatte, zugleich Mittelpunkt Bayerns — zumindest aus der Sicht eines Herrscherhauses, das seine eigene Geschichte mit der seines Territoriums gleichsetzte. Die Stadt wurde damit zum Denkmal des Augenblicks, in dem die bayerische Geschichte begann.

Umso bedeutsamer mußte es dem König erscheinen, daß Regensburg einen Dom im „deutschen Nationalstil“ besaß, den einzigen in Bayern, der weitgehend dem bewunderten Kathedraltypus von Köln und Straßburg entsprach. Überdies hatten hier mehrere Wittelsbachische Fürstbischöfe regiert, im 17. und 18. Jahrhundert gar in ununterbrochener Folge fast 100 Jahre lang (1668—1763)<sup>108</sup>. Der Regensburger Dom konnte folglich in dreifacher Hinsicht als „Denkmal“ betrachtet werden: als Denkmal des Hl. Römischen Reiches deutscher Nation, als Denkmal Bayerns und als Denkmal des Hauses Wittelsbach. Das Zusammentreffen dieser vielschichtigen historischen Bedeutung mit der künstlerischen Einmaligkeit des gotischen Kathedralbaus in Bayern mußte als besonderer Glücksfall gelten.

Diese Neigung zur historischen Spekulation blieb nicht auf die Person des Königs und die höchsten Repräsentanten des Staates beschränkt. Ein Beispiel dafür ist das genannte Manuskript von Georg Aloys Resch, das auch eine Schilderung der alten und der neu gestifteten Fenster des Doms enthält<sup>109</sup>. Im mittleren unteren Chorfenster entdeckte der beflissene Chronist heraldisch rechts einen schwarzen Adler

<sup>104</sup> Stadtarchiv Regensburg, Leihgabe des Bayer. Nationalmuseums, A 1966 (M). Frdl. Hinweis v. Dr. V. Loers.

<sup>105</sup> Vgl. Spindler, Schenkbriefe (Einleitung).

<sup>106</sup> Zit. nach Kunstblatt, 11. Jg. (1830), 361.

<sup>107</sup> Mit diesen Zitaten aus Schenk ist m. E. die Ansicht Nipperdeys (Nationalidee und Nationaldenkmal, 552 und Anm. 70) widerlegt, daß „für die Wahl des Ortes . . . nicht etwa historische Gründe, etwa die Nähe Regensburgs als Sitz des Reichstags“ ausschlaggebend gewesen seien, „sondern allein die schöne Lage auf dem Berge . . .“. Die Grundsteinlegung fand am 18. 10. 1830 (Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig) statt.

<sup>108</sup> Vgl. Hausberger, Die Grablegen der Bischöfe von Regensburg, bes. 378—79.

<sup>109</sup> Wie Anm. 104.



unter einem Ornament, das er für eine Krone hielt. Daraus zog er, obwohl ihm die Inschrift auf dem gleichen Fenster nicht entgangen war, die Bischof Nikolaus von Ybbs (1313—40) als Stifter nennt, folgenden Schluß:

„... nach der unzielsetzlichen Meinung des Referenten ist dieser Adler das Wappenbild des Kaisers Ludwig des Bayern des erhabenen und erleuchteten Ahnherrn des Königes Ludwig I. von Bayern und soll als beredter Herold der Nachwelt verkünden, daß vielleicht der größte Theil jener höchst vortrefflichen Glasgemälde das unschätzbare Geschenk jenes unsterblichen Kaisers seyen ...“<sup>110</sup>.

So stehet nun der Vaterlandsfreund mit Ehrfurcht vor einem neuen heimatlichen Monumente, vor einer wertvollen Reliquie Kaisers Ludwigs des Bayern und mit Entzücken gewahrt es der Genius der Geschichte, wie nach einem halben Jahrtausend Ludwig I. Stamm- Namens- und Geistesverwandt die von Ludwig dem Bayer im Dome zu Regensburg begonnene Glasgemäldegalerie glorreich fortsetzt, wie auf diesen zauberisch malerischen Schöpfungen ihre Namen und Insignien einander entgegen glänzen und sich gegenseitig die Palme der Unsterblichkeit reichen“<sup>111</sup>.

Obwohl man wegen der blumenreichen Sprache und der völligen Unhaltbarkeit von Reschs Thesen geneigt sein mag, diese Passage nicht ernst zu nehmen, spiegelt sie doch recht anschaulich das Denken der Zeit: das oft gewaltsame Suchen nach historischen Querverbindungen, die stete Bereitschaft, neue „heimatliche Monumente“ und „Reliquien“ aufzuspüren, die Betonung dynastischer Zusammenhänge.

Die Fürsorge Ludwigs I. für den Regensburger Dom muß aber auch vor dem Hintergrund seiner Bemühungen um die kirchliche Restauration in Bayern gesehen werden<sup>112</sup>. In der Kindheit geprägt durch die Erziehung seines geistlichen Lehrers Sambuga, der sich schon früh von der Aufklärung abgewendet hatte<sup>113</sup>, später tief beeindruckt von der Persönlichkeit des Theologen Johann Michael Sailer, von dem er sich während seiner Landshuter Studienzeit Privatunterricht hatte erteilen lassen<sup>114</sup>, hielt er es für seine Pflicht, der durch die Säkularisation und die Politik der Regierung Montgelas gedemütigten Kirche wieder zu einer führenden Stellung zu verhelfen. Er sorgte dafür, daß Priesterseminare wiedereröffnet, Klöster neugegründet und der kirchliche Einfluß auf das Schulwesen verstärkt wurden. Dabei hatte der König nicht nur gegen den Widerstand der liberalen Opposition zu kämpfen; auch geistliche Würdenträger rieten zur Mäßigung. Bezeichnend ist, daß Ludwig sich auch hier mit historischen Hinweisen rechtfertigte: „... geschichtliche Erinnerung, Dankbarkeit, nach Jahrhunderten, nach Jahrtausenden ...“<sup>115</sup>. Er selbst sah sich einbezogen in die bis ins frühe Mittelalter zurückreichende Tradition der bayerischen Herrscher, die mit der kirchlichen Entwicklung in Bayern so eng verflochten war. Am eindrucksvollsten wurde dieses enge Zusammenwirken von Thron und Kirche durch die großen mittelalterlichen Dome bezeugt, besonders wenn mit ihnen, wie in Regensburg, das Wirken mehrerer wittelsbachischer Fürstbischöfe verbunden war. Besondere Bedeutung erhielt das Bistum Regensburg aber dadurch, daß hier Johann Michael Sailer, der immer noch

<sup>110</sup> Resch, *Beytraege*, [52].

<sup>111</sup> Resch, *Beytraege*, [56—57].

<sup>112</sup> S. dazu M. Spindler, *Die kirchlichen Erneuerungsbestrebungen in Bayern im 19. Jahrhundert*, in: *Historisches Jb.* (1952), 197—211.

<sup>113</sup> Doeberl, *Entwicklungsgeschichte Bayerns* 3, 4—6.

<sup>114</sup> Schiel, *Bischof Sailer und Ludwig I.*, bes. 15.

<sup>115</sup> Spindler, *Schenkbriege*, XXV (Signat Ludwigs, 13. 9. 1828).



hochverehrte Lehrer des Königs, wirkte. Sailer war 1822 auf Betreiben Ludwigs zum Koadjutor des Bischofs Johann Nepomuk von Wolf — mit dem Recht der Nachfolge — ernannt worden. 1829 wurde er, fast achtzigjährig, zum Bischof geweiht, starb aber schon nach dreijähriger Amtszeit 1832. Ludwig stand mit ihm in regem Briefwechsel, räumte ihm auch beträchtlichen Einfluß auf seine Kirchen- und Schulpolitik ein<sup>116</sup>. So verbanden sich mit der einzigen gotischen Kathedrale Bayerns für den König nicht nur vielfältige geschichtliche Assoziationen, sondern auch die Tätigkeit eines hervorragenden Geistlichen in der Gegenwart.

Alle diese Umstände waren es wohl, die in Ludwig I. den Wunsch weckten, den Regensburger Dom zu verschönern. Er ging ganz offensichtlich nicht von der sinnlich erfassbaren, historisch gewachsenen Gestalt des Bauwerks aus, sondern von abstrakten Ideen — Vaterland, Dynastie, Kirche — die er in dem gotischen Dom aufs vollkommenste symbolisiert sah. Nur so ist es zu erklären, daß er eine Kirche mit großzügigen Fensterstiftungen ehrte, die er nie mit eigenen Augen gesehen hatte, deren Außenbau ihm nur von Abbildungen, deren Inneres ihm gar nur aus einer Beschreibung bekannt war, und über deren Erhaltungszustand er nichts wußte. Dies war die Ausgangslage; erst in den folgenden Jahren führten genauere Kenntnisse des tatsächlichen Baubestands zu weiteren Maßnahmen, deren Schwerpunkt wiederum auf der „Verschönerung“, und zwar auf der Purifizierung des Innenraums, lag.

Die Zuwendung des Königs zum Regensburger Dom konnte durch die politischen Ereignisse nur bestärkt werden<sup>117</sup>. Das Festhalten des Monarchen an einer absolutistischen Auffassung des Königtums und seine restaurative Kirchen- und Schulpolitik isolierten ihn schon bald von den fortschrittlichen Kräften seiner Zeit. Sein Wunschtraum, als König von Gottes Gnaden zu regieren, aber doch getragen von der Zustimmung seiner Untertanen, denen er verfassungsmäßige Mitwirkung und freie Meinungsäußerung gestatten wollte, war zum Scheitern verurteilt. Seine Bayern benützten die bürgerlichen Freiheiten nicht, um im Sinne des Königs Wohlfürhalten zu üben. Es wurden Stimmen laut, die eine konstitutionelle Monarchie befürworteten; andere forderten gar die Einführung der Republik. Tief betroffen von der französischen Julirevolution 1830 und einem stürmischen Landtag 1831, der die Entlassung des von Ludwig hochgeschätzten Innenministers Schenk erzwang, ging er vollends zur Reaktion über. Je mehr er um seine Rechte als Monarch fürchtete, umso wichtiger schien ihm die Bedeutung der Kirche als Stütze des Throns, zumal ihm das Konkordat das Recht zur Ernennung der Bischöfe zubilligte. In Regensburg trat nach Bischof Sailer dessen ältester Schüler, Franz Xaver Schwäbl, die Nachfolge an<sup>118</sup>. Auch er konnte sich anscheinend der Wertschätzung des Königs erfreuen<sup>119</sup>, der weiterhin den Geist Sailers in der Kathedrale wirken sah.

Aber auch mit der Stadt selbst verbanden sich für Ludwig angenehme Erinnerungen, denn bei seinem Besuch im Oktober 1830, also wenige Monate nach der ihn

<sup>116</sup> Schiel, Bischof Sailer und Ludwig I.; Spindler, Handbuch der Geschichte Bayerns IV/1 (1974), Kap. VIII, 914—25.

<sup>117</sup> Zum folgenden Absatz s. bes. Spindler, Schenkbriefe (Einleitung); Hahn, Romantik und katholische Restauration, 63.

<sup>118</sup> Georg Michael Wittmann, den der König zum Nachfolger Sailers ernannt hatte, starb noch vor der Präkonisierung 1833. Bischof Schwäbl amtierte 1833—41. Zur Kirchengeschichte des Bistums Regensburg im 19. Jahrhundert s. J. Staber, Kirchengeschichte des Bistums Regensburg (1966), Kap. 7—8, bes. 164—97.

<sup>119</sup> Vgl. Kap. IV/2 dieser Arbeit, Anm. 32.



so sehr erschütternden Julirevolution in Paris, hatte ihm die Regensburger Bürgerschaft einen sehr freundlichen Empfang bereitet<sup>120</sup>. Die königstreue Gesinnung der Regensburger bewies sich auch im nächsten Jahr, als sie ihren konservativen Bürgermeister einstimmig wiederwählten<sup>121</sup>. Eduard von Schenk lobte, daß ihr „Enthusiasmus“ für die Person des Monarchen „durch das revolutionäre Geschrei mancher Abgeordneten nicht im Mindesten erschüttert“ sei<sup>122</sup>; auch gebe es keine „radikale Oppositionspartei“ in der Stadt<sup>123</sup>. Nach alldem mußte Ludwig in Regensburg geradezu eine politische Oase sehen, wo die Monarchie noch nicht umstritten und die Liebe zum Herrscherhaus noch ungebrochen war. Später verfolgte er allerdings auch hier die Entwicklung mit Mißtrauen<sup>124</sup>. Mit der Ernennung des entlassenen Innenministers Eduard von Schenk zum Regierungspräsidenten in Regensburg 1831 kam jedoch ein weiterer Verfechter der königlichen Restaurationspolitik in die oberpfälzische Hauptstadt. Schenk hatte nicht nur die Bautätigkeit Ludwigs tatkräftig unterstützt<sup>125</sup>; als Konvertit und Schüler Sailers war er auch bestens geeignet, die Kirchen- und Schulangelegenheiten ganz im Sinne des Königs zu leiten. Die enge Verbindung zwischen Ludwig und Schenk riß auch nach dessen Versetzung nach Regensburg nicht ab, wie der rege Briefwechsel bezeugt.

So war es nur natürlich, daß auch Schenk die Domrestauration mit Eifer förderte<sup>126</sup>. Die Wiederherstellung und „Verschönerung“ der Kathedrale bedeutete nun eine sichtbare Demonstration, daß das enge Bündnis von Staat und Kirche auch in der Gegenwart weiterbestehe; die Hoffnung, daß dieses Bündnis wie in früheren Jahrhunderten die Bewahrung der bestehenden Ordnung dienen und „auflösenden“, d. h. liberalen Tendenzen entgegenwirken könne, fand darin ihren Ausdruck. Der gotische Dom als Sinnbild eines von der Kirche gestützten, absolutistisch regierten Staatswesens: deutlicher läßt sich der Wandel in der Einschätzung der Gotik seit Goethes Hymnus „Von deutscher Baukunst“ nicht aufzeigen. In diesem Zusammenhang sei noch einmal darauf hingewiesen, daß Goethe die Leistung des Erwin von Steinbach gerade in der Überwindung der Zeitverhältnisse — des „eingeschränkten düstern Pfaffenschauplatzes des *medii aevi*“ — gesehen hatte<sup>127</sup>. In seinem Sinn verstanden, stünde die gotische Kathedrale im Widerspruch zu ihrer Zeit. Goethe sah sie als Werk des großen Einzelnen weit über die Enge des „finsternen Mittelalters“ hinauswachsen; ihr Schöpfer Erwin von Steinbach wurde damit zugleich Vorbild und Spiegelbild des Künstlers der Sturm- und Drangzeit, der kraft seines Genies die künstlerischen und gesellschaftlichen Fesseln sprengen wollte<sup>128</sup>. Dieses revolutionäre Gotikverständnis hat sich im 19. Jahrhundert ins Gegenteil verkehrt. Nun sah man in dem „düstern Pfaffenschauplatz“ das Ideal einer festgefühten, hierarchischen Ordnung; einer Ordnung,

<sup>120</sup> Spindler, Schenkbriege, 199, Brief Schenks, 29. 7. 1831.

<sup>121</sup> Spindler, Schenkbriege, 206, Brief Schenks, 8. 9. 1831.

<sup>122</sup> Wie Anm. 120.

<sup>123</sup> Wie Anm. 121.

<sup>124</sup> Doeberl, Entwicklungsgeschichte Bayerns 3, 118—19.

<sup>125</sup> Spindler, Schenkbriege, XL—XLI; in der Einleitung dieser Briefsammlung ist auch der Lebensweg Schenks nachgezeichnet.

<sup>126</sup> Bezeugt durch zahlreiche Eingaben und Gutachten (in der zit. Briefsammlung und in den Akten des Staatsarchivs Amberg).

<sup>127</sup> Vgl. Kap. I/3 dieser Arbeit.

<sup>128</sup> Daß Goethe sich später wieder von der Gotik abwandte, als er den Sturm und Drang überwunden hatte, ist bekannt.



die es nach Jahrhunderten des Verfalls zurückzurufen galt. Hatte die Wiederentdeckung der Gotik durch Goethe im Zeichen einer gegen die bestehende Ordnung rebellierenden Generation gestanden, so wurde sie nun zum Sinnbild der politischen und kirchlichen Restauration<sup>129</sup>. Dies galt auch für den Regensburger Dom, dieses „herrliche Denkmal altdeutscher Kunst und Frömmigkeit“<sup>130</sup>.

#### 4. Die Zurückdrängung der Ikonologie

Nach der Betrachtung der vielfältigen historischen und ideellen Assoziationen, die sich für die Zeitgenossen, besonders für König Ludwig I. von Bayern, mit dem Regensburger Dom verbanden, erhebt sich die Frage, ob und wie weit diese Assoziationen in der Erscheinung des restaurierten Doms sichtbaren Ausdruck gefunden haben. Das 18. Jahrhundert besaß noch die Möglichkeit, eine Fülle theologischer und historischer Bezüge in seinen Kirchenräumen sinnfällig zu machen, vor allem auch mit Hilfe großer Freskenzyklen. Umfangreiche ikonographische Programme wurden unter Einsatz aller Möglichkeiten von Symbol und Allegorie aus der gedanklichen Sphäre ins Bild übersetzt. Der ideelle Inhalt fand eine Form, die ihn für den Beschauer unmittelbar sinnlich erfaßbar machte. Eine derart anschauliche Vergegenwärtigung geistiger Bezüge wird man im restaurierten Regensburger Dom vergeblich suchen; sei es, daß Assoziationen wie „deutsches und bayerisches Nationaldenkmal“, „Sinnbild einer idealen Einheit von Staat und Kirche“, etc. zu sehr abstrakte Begriffe waren, um ins Bild übersetzbar zu sein, sei es, daß die Kraft fehlte, adäquate Bilder dafür zu finden.

Jeder Versuch, die Restauration des Regensburger Doms angemessen zu würdigen, stellt den Betrachter vor fast unüberwindliche Schwierigkeiten (Abb. 8). Wie soll er Maßnahmen gerecht beurteilen, deren Ergebnis sich auf den ersten Blick fast nur negativ umschreiben läßt? „Ausgeräumt“ wurde der Dom, vieles abgebrochen, zertrümmert, beseitigt. „Ersetzt“ wurde nur wenig. Der einst vielfältig untergliederte, mit Formenreichtum und Farbigkeit prunkende Kirchenraum wurde zum fast monochromen, steinfarbigem „Einheitsraum“, dessen wenige verbliebene Ausstattungsstücke an die Außenwände gerückt und so weit wie irgend möglich in die Architektur eingebunden sind<sup>131</sup>. Die Ersetzung der barocken Vierungskuppel durch ein den Gewölben von Langhaus und Chor angeglichenes Kreuzgewölbe führte nicht nur zur Vereinheitlichung des Raums, sondern auch zu seiner „Dezentralisierung“, weil es ihn seines — architektonisch wie ikonologisch gleichermaßen hervorgehobenen — Zentrums beraubte. Überdies verschwand mit dem Kuppelfresko die Himmelsdarstellung aus dem Dom; daß nun an ihrer Stelle eine Inschrift mit dem Namen des Königs von Bayern prangt<sup>132</sup>, ist nur als unfreiwillige Ironie zu deuten, als Beweis, wie vollständig das Wissen um die Bedeutung barocker Ikonologie verlorengegangen war. Für Ludwig I. erschien der Abbruch der Kuppel als Beseitigung eines Schandflecks<sup>133</sup>; sich dieser Tat auf dem Schlußstein des neu

<sup>129</sup> Den Hinweis auf diese Tatsache verdanke ich Prof. Dr. N. Huse.

<sup>130</sup> Vgl. KM, Domkirche in Regensburg (1839—63), Brief des Innenministers Abel an Ludwig I., 28. 12. 1839.

<sup>131</sup> Vgl. Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 263.

<sup>132</sup> Der Schlußstein des neuen Kreuzgewölbes trägt die Umschrift: „Ludwicus. I. Bavariae. Rex. restauravit. Anno. domini. 1838.“

<sup>133</sup> Obwohl das Domkapitel 1837 Bedenken anmeldete, weil der Abbruch der Kuppel sehr kostspielig sei und die Arbeiten noch weiter in die Länge ziehen werde (BZA/N Se-



errichteten Kreuzgewölbes zu rühmen, war daher naheliegend. Keineswegs aber wäre der König auf den Gedanken verfallen, seinen Namen bewußt anstelle eines Himmelsbildes zu setzen.

Nach der Entfernung der barocken Einbauten und Ausstattungsstücke blieb die „reine“ Architektur; die Raumgestalt wird seitdem von den Raumgrenzen her, nicht mehr von in den Raum eingestellten Gegenständen bestimmt. So erscheint der restaurierte Dom fast wie eine nachträgliche „Illustration“ der Dombeschreibung Wiebeking; auch die Verwandtschaft mit Justus Popps Innenansicht ist offensichtlich. Wie bereits an den genannten Beispielen aufgezeigt, ging es den Zeitgenossen vor allem um die freie Überschaubarkeit und die perspektivische Wirkung des Kirchenraums; beseitigt wurde alles, was „der Totalansicht der Halle hinderlich war“<sup>134</sup>. Damit aber erreichte man letztlich ein mit einem einzigen Blick erfassbares Raum-„Bild“<sup>135</sup>, während sich der barockisierte Innenraum nur im Durchschreiten in seinem ganzen Reichtum erschlossen hatte. Daß dieses „Bild“ des Kirchenraums letztlich noch ein Erbe der Raumauffassung des Spätbarocks und Rokoko ist, der Erscheinung des mittelalterlichen Doms aber in keiner Weise entspricht, ist bei Loers bereits dargelegt worden<sup>136</sup>. Ganz im Gegensatz zu einem Kirchenraum des Rokoko strahlt dieses neu geschaffene „Bild“ der Regensburger Kathedrale jedoch in seiner kahlen Nüchternheit eine merkliche Kühle aus, die den heutigen Betrachter wenig von der herzbewegenden Wirkung spüren läßt, die Wiebeking und seine Zeitgenossen so anschaulich geschildert haben. Noch weniger wird freilich auf den ersten Blick erkennbar, welche Fülle von Assoziationen und Idealvorstellungen sich für den gebildeten Bürger des 19. Jahrhunderts mit dem Bau verbanden.

Noch 100 Jahre früher hätte ein bayerischer Fürst seiner besonderen Verehrung für die Regensburger Kathedrale auf ganz andere Weise Ausdruck verliehen: er hätte sich bemüht, sie noch reicher mit festlichem Schmuck auszustatten, vielleicht weitere Altäre, Bilder und Dekorationen gestiftet oder zumindest erneuert. Die Restauration des 19. Jahrhunderts, obwohl Ausdruck größter Wertschätzung des Doms, brachte dagegen einen Verlust an Reichtum mit sich. Man nahm der Kirche die nunmehr als überflüssig empfundenen „Zierrathen“ und „schenkte“ ihr dafür, was nun als Inbegriff des Schönen galt: „Einfachheit“, „Einheit“ und „Reinheit“. Daß man glaubte, auf diese Weise die ursprüngliche Gestalt des Bauwerks wiederzugewinnen, war nur möglich, weil man eigene, klassizistische Wertvorstellungen in das Zeitalter der Gotik rückprojizierte. Dieser Vorgang ist am Beispiel Wiebeking und anderer Autoren bereits ausführlich dargelegt worden. Mit der drastischen Verringerung der Ausstattung wurden die Bildkünste im restaurierten Kirchenraum zurückgedrängt, was zwangsläufig auch eine Reduzierung des ikonographischen bewirkte. Der barockisierte Dom hatte zwar kein einheitliches ikono-

nestréy Nr. 60, Konzept eines Briefs von Bischof Schwäbl an Ludwig I., 27. 1. 1837), bestand der König auf der unverzüglichen Vorlage eines Kostenvoranschlags über die Ersetzung der „deformen Kuppel“ (LBA 167, 1836–40, Brief Gärtners an die Bauinspektion, 14. 7. 1837).

<sup>134</sup> Schuegraf, Geschichte des Domes von Regensburg 1, 205.

<sup>135</sup> Loers spricht von einem „entstofflichten, bildhaften ‚Distanzraum‘“ (Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 263) und übernimmt damit einen von J. Petsch geprägten Ausdruck (s. „Architektur und Gesellschaft: Zur Geschichte der deutschen Architektur im 19. und 20. Jahrhundert“, 1973).

<sup>136</sup> Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 258.



graphisches Programm besessen, aber doch in einer Vielzahl von „Bildwerken“ bestimmte Inhalte vermittelt. Im restaurierten Dom tritt die bildhafte Aussage dagegen zurück, wofür die Beseitigung des Himmelsbildes in der Kuppel das anschaulichste Beispiel ist. War es im barockisierten Dom eine der Aufgaben der Architektur, als „Ort“ dieser ikonographischen Aussagen zu dienen — sei es als Träger von Fresken und Stuckdekorationen, sei es als Anbringungsort beweglicher Ausstattungsstücke wie z. B. großer Gemälde — so „befreite“ die Restauration die Bauglieder von dieser dienenden Funktion. Getrennt von der nunmehr „rein“ hervortretenden Architektur erhielt die Ikonologie ihren eng begrenzten Platz im Bereich der gemalten Fenster und der Altäre.

Was aber schuf jenen „tiefen Eindruck“ auf „jedes Gemüt“ in einem Kirchenraum, von dem nach der Restauration wenig mehr als die „nackte“ architektonische Umhüllung verblieben war? Stellvertretend für viele gleichlautende Aussagen soll Eduard v. Schenk zitiert werden, der diese Wirkung der „großartigen und doch so kunstreichen Einfachheit“ zuschreibt<sup>137</sup>. Diese „Einfachheit“ wurde im Sinne der klassizistischen Doktrin gleichgesetzt mit „Erhabenheit“ und es scheint, als habe „Einfachheit“ an sich für die Zeitgenossen all die religiösen, historischen und nationalen Ideen beinhaltet, die im restaurierten Kirchenraum sinnlich so wenig faßbar werden. Damit aber konnte die Übersetzung des Ideellen ins Bild — und damit auch die Ikonologie weitgehend entbehrlich werden. Hinzu kam noch, daß man der Kunst offenbar nicht mehr zutraute, das „Unendliche und Ewige“ „geradezu“ darzustellen, wie es Schinkel formulierte, der nur im „tiefen inneren Zusammenhang“ des Kunstwerks den Hinweis auf das „nicht Darstellbare“ erkennen konnte<sup>138</sup>. Sobald man das Göttliche aber als etwas nicht Darstellbares empfand, mußte der Versuch, den Himmel „abzubilden“, den das 18. Jahrhundert noch unbedenklich unternommen hatte, als lächerlich oder gar blasphemisch erscheinen. Auch dies könnte ein Grund für Ludwig I. gewesen sein, den Abbruch der Kuppel so energisch zu betreiben<sup>139</sup>. Durch den weitgehenden Verzicht auf die Umsetzung geistiger Bezüge ins Anschaulich-„Bildliche“ stellt der restaurierte Kirchenraum an den Betrachter große Anforderungen: allein aus der „Einfachheit“ und dem „tiefen inneren Zusammenhang“ der Architektur — also letztlich aus der Verwirklichung abstrakter Schönheitsprinzipien — soll er die ganze Ideenwelt erschließen, mit der das 19. Jahrhundert die gotische Kathedrale befrachtete. Daß diese Erkenntnis nur dem Betrachter möglich war, der selbst in dieser Ideenwelt wurzelte, ist schon daraus ersichtlich, daß, wer heute den Regensburger Dom betritt, die Fülle der Assoziationen nicht mehr unmittelbar nachvollziehen kann, es sei denn, er habe sich durch das Studium literarischer Quellen vorbereitet und „eingestimmt“. Im barockisierten Dom waren dagegen nicht nur die religiös-heilsgeschichtlichen, sondern auch die historischen Bezüge in weit stärkerem Maß für den Betrachter „ablesbar“, denn schon allein die Vielfalt der aus den verschiedensten Epochen stammenden Ausstattungsstücke, besonders auch der Epitaphien, verkörperte aufs Anschaulichste die Geschichte des Bauwerks. Welch ein Widerspruch, daß gerade das „historistische“ 19. Jahrhundert durch die „Purification“ des Kirchenraums diese Spuren des Geschichtlichen weitgehend tilgte!

<sup>137</sup> Spindler, Schenkbriefe, 335, Brief an den König anlässlich der Wiedereröffnung des Doms, 5. 6. 1839.

<sup>138</sup> Vgl. Kap. I/3 dieser Arbeit.

<sup>139</sup> Die kirchliche Seite fühlte sich durch die Kuppel allerdings weit weniger gestört: vgl. Anm. 133.



Der Eindruck des „Erhabenen“, der beim Kirchenbesucher des 19. Jahrhunderts so vielfältige ideelle Assoziationen weckte, wurde wesentlich unterstützt durch das farbige Dämmerlicht, das den Raum erfüllte. Im Zusammenhang mit der Dombeschreibung Wiebekings wurde bereits darauf hingewiesen, welch entscheidende Bedeutung nunmehr der Beleuchtung zuerkannt wurde, weil sie eine geheimnisvolle, „magische“ Raumstimmung schuf, die an das Gefühl des Betrachters appellierte. Es wurde auch dargelegt, daß vor allem Sulpiz Boisserée schon früh die leuchtenden Fensterflächen als integralen Bestandteil der gotischen Kathedrale erkannt hatte<sup>140</sup>. Als Beitrag zum Stimmungsgehalt des Kirchenraums sind demnach auch die großzügigen Stiftungen des bayerischen Königs für neue Glasmalereien zu sehen, wenngleich damit nur ein Teilaspekt ihrer beabsichtigten Wirkung angesprochen ist. Es scheint jedoch zulässig, vorläufig davon abzusehen, was in diesen Glasbildern dargestellt war und allein die Auswirkung zusätzlicher farbiger Fensterflächen auf den „anschaulichen Charakter“ des Raumbilds zu betrachten. Die Ersetzung der in der Westwand, im Querhaus und im nördlichen Nebenchor vorhandenen weißen Verglasung durch Glasmalereien bedeutete zunächst einen Verlust an Helligkeit. Im Dom breitete sich ein vielfarbiges Halbdunkel aus, das die Konturen auflöste, der Architektur Schwere und Festigkeit nahm. Nach der Vollendung aller von Ludwig I. gestifteten Fenster hob sich nur noch das Mittelschiff als lichtübergossener Bereich aus der sonst vorherrschenden Dämmerung heraus<sup>141</sup>. Das durch die Glasmalereien gefilterte Licht „verklärte“ die Gestalt des Kirchenraums; erst diese Verklärung ließ „Idee und Wirklichkeit vollständig ineinander verschmelzen“, den Geist ganz zum „Sieger über die Masse oder Materie“ werden<sup>142</sup>.

Andererseits ist nicht zu übersehen, daß die Intensivierung der „magischen Beleuchtung“ eigentlich im Widerspruch zu der mit der Purifizierung angestrebten Raumwirkung steht. Während man bemüht war, die architektonische Gestalt bis an die Raumgrenzen frei überschaubar zu machen und die Bauglieder von allen Seiten bloßzulegen<sup>143</sup>, wurde der damit erreichte Eindruck von Strenge und Klarheit durch das milde farbige Licht teilweise wieder aufgehoben. Die Raumgrenzen verschwanden im Halbdunkel, die Umrisse der Pfeiler und Dienste verschwammen. Das klassizistische Gotikideal, das der Purifizierung zugrunde lag, hätte eigentlich das Gegenteil erfordert. Um der klassizistischen Vorliebe für die Linie, für den zeichnerisch scharfen Kontur zu entsprechen<sup>144</sup>, hätte man auf helle, gleichmäßige

<sup>140</sup> Mit seinem Hinweis, die Wirkung der farbigen Glasfenster vergegenwärtige das Sinnbild „des aus Edelsteinen erbauten himmlischen Jerusalems“, nahm Boisserée Forschungsergebnisse Sedlmayrs um über 100 Jahre vorweg: vgl. „Die Entstehung der Kathedrale“ (Graz<sup>2</sup> 1976), Kap. 10, 22, 36, sowie Anhang IV (bes. 26–27).

<sup>141</sup> Es gab Überlegungen, auch die Obergadenfenster mit Glasmalereien auszustatten. Ainmiller, Inspektor der kgl. Glasmalereianstalt, meinte allerdings 1850, diese müßten „sehr hell und einfach gehalten werden, um den Dom nicht allzusehr zu verdunkeln“ (GHAM, Nachl. Ludw. I., 50/4/10 1/2, Bericht an Ludwig, 8. 1. 1850, Abschrift); zu den späteren Plänen des Domkapitels s. Kap. VI/3 dieser Arbeit.

<sup>142</sup> Vgl. Kap. I/3 dieser Arbeit, S. 173, Zitat nach Schinkel.

<sup>143</sup> Vgl. Amberg, KdI 14291, Brief des Domkapitels an die Kreisregierung, 29. 3. 1836: man habe „die schönen erhabenen Säulen von den unschicklich angebrachten Monumenten gesäubert“ u. „die jede Hauptansicht hindernden hölzernen Chöre weggeschafft“.

<sup>144</sup> Vgl. Schreiber, Frühklassizistische Kritik an der Gotik, 18–31, wo die Bedeutung des Konturs für die klassizistische Architekturauffassung mitbehandelt ist.



Beleuchtung achten müssen. Es war ganz folgerichtig, daß der an der Regensburger Domrestauration beteiligte Architekt Bernhard Grueber<sup>145</sup>, der sich in seinen „Vergleichenden Sammlungen für Christliche Baukunst“ (1839/41)<sup>146</sup> als Vertreter der klassizistischen Gotikauffassung zu erkennen gab, die Glasmalerei ziemlich unumwunden ablehnte. „Man darf annehmen, daß der Gebrauch gemalter Fenster einer höhern Ausbildung der Ornamentik wie überhaupt der reinen architektonischen Formen Vieles hinderlich war“<sup>147</sup>, behauptete er und nannte als einen Grund, daß die „zerstreute, oft widerliche Beleuchtung eine Erkenntnis der Linien nicht gestatte“<sup>148</sup>. Nimmt man die Wölfflinsche Terminologie zu Hilfe, läßt sich Gruebers Aussage als Ablehnung des „malerischen“ Elements einer farbigen Beleuchtung zugunsten der „linearen“ Wirkung der Architektur interpretieren. Grueber steht damit dem Helligkeitsfanatismus des ausgehenden 18. Jahrhunderts, dem die mittelalterliche Verglasung des Regensburger Doms beinahe zum Opfer gefallen wäre, weit näher als der romantischen Vorliebe für den Stimmungswert der Glasmalerei. Weniger konsequent hatte sich Wiebeking verhalten, der trotz seiner klassizistischen Grundhaltung die Wirkung des farbigen Lichts gepriesen, die hohen Barockaltäre aber mit der Begründung verurteilt hatte, daß sie die Beleuchtung behinderten<sup>149</sup>. Die Restauration des Regensburger Doms brachte im Endergebnis die Umsetzung der widersprüchlichen Äußerungen eines Wiebeking in die reale Raumgestalt: Klassizistische Kühle wurde „erwärmt“ durch den Glanz der farbig glühenden Fenster. Erst diese Vereinigung von „edler Einfalt“ und romantisch-„magischer“ Beleuchtung schuf jedoch jene Weihestimmung, die im restaurierten Dom die Ikonologie weitgehend ersetzte.

Von der vagen, gefühlsmäßigen Religiosität, die aus einer solchen Auffassung des Kirchenraums spricht, war schon am Beispiel der Dombeschreibung Wiebeking die Rede. Es wurde ferner ausführlich dargelegt, wie sehr die religiöse Bedeutung der Kathedrale im 19. Jahrhundert von anderen ideellen Bezügen — vor allem historischer, nationaler und dynastischer Art — überlagert wurde. Eine erste Betrachtung des restaurierten Doms zeigte jedoch, wie wenig von diesen vielschichtigen Assoziationen für den Betrachter aus der neuen, „gereinigten“ Raumgestalt unmittelbar ersichtlich ist. Ikonologie ist ersetzt durch „Stimmung“; das Erfassen geistiger Bezüge hat sich von der Anschauung auf die gedankliche Ebene verlagert. Es ist letztlich eine sinnenfeindliche Haltung, die hinter der Zurückdämmung des Anschaulich-Bildlichen steht. Sie wendet sich an den Einzelnen, der „das Ewige schon in sich trägt“ und den man weit höher einschätzte als den „blos sinnlichen Menschen“<sup>150</sup>. Offensichtlich gründete sich die Wertschätzung der gotischen Kathedrale, vor allem im frühen 19. Jahrhundert, weit mehr auf das subjektive Erlebnis des Einzelnen als auf die Funktion des Gotteshauses als Ort gottesdienstlicher Handlungen. So kann es nicht überraschen, daß bei der Restauration des

<sup>145</sup> S. Nekrolog in: VHVO 40, 1886, 255—57; welche Arbeiten Grueber am Dom ausführte, ist aus den erhaltenen Archivalien nicht ersichtlich; er verfaßte nach Abschluß der Restauration eine Dombeschreibung für sein Stichwerk „Regensburg u. seine Umgebungen“ (Regensburg 1843), mit zwei Stahlstichen (Innenansicht nach Grueber in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10, Abb. 51).

<sup>146</sup> 2 Bde: Bd. 1 enthält „Verzierungen“ (1839), Bd. 2 „Die Constructionslehre“ (1841).

<sup>147</sup> Grueber, Vergleichende Sammlungen 1, 16.

<sup>148</sup> Wie Anm. 147.

<sup>149</sup> Vgl. Kap. III/2 dieser Arbeit, Anm. 76.

<sup>150</sup> Vgl. Kap. I/3, S. 177 und Anm. 164 dieser Arbeit, Zitat nach Schinkel.



Regensburger Doms ästhetische Gesichtspunkte über liturgische Notwendigkeiten die Oberhand gewannen.

Anschaulichstes Beispiel hierfür sind die jahrelangen Auseinandersetzungen um eine befriedigende Unterbringung der Kirchenmusik. Schon im ersten Kostenvoranschlag der Regensburger Bauinspektion vom März 1830 war der Abbruch der hölzernen Musikemporen zwischen den Vierungspfeilern und ihre Ersetzung durch zwei symmetrisch angebrachte Oratorien auf gotischen Bogenstellungen im Chor aufgeführt <sup>151</sup>. Noch im gleichen Jahr legte Gärtner einen ersten Entwurf vor (Abb. 9) <sup>152</sup>, der sich dem Stil der Architektur anzupassen versuchte <sup>153</sup>. Doch dann gerieten die Vorbereitungen ins Stocken. In der Erkenntnis, daß auch ein „stylgemäßer“ Musikchor ein Einbau bleibe, der einen Teil der Bauglieder im Chor verdecken, in Schenks Worten „das Presbyterium beengen und den architektonischen Anblick desselben unterbrechen und stören“ <sup>154</sup> werde, suchte man nach einer möglichst unauffälligen Lösung. Der König machte den kühnen Vorschlag, auf die Orgel ganz zu verzichten und die Kirchenmusik auf den Choralgesang zu beschränken, was die Emporen überflüssig mache <sup>155</sup>. Bischof Schwäbl wehrte sich gegen dieses Ansinnen aus praktischen Erwägungen; man brauche als Ersatz für die Orgel viele neue Sänger, die wiederum auf einem Oratorium untergebracht werden müßten <sup>156</sup>. Er schlug als Ausweg vor, die über dem Hauptportal bereits vorhandene steinerne Empore zu vergrößern und ihr die gleiche Gestalt zu geben wie der außen an das Portal angebauten Vorhalle <sup>157</sup>. Aus Kostengründen und wegen der „entstellenden“ Wirkung jeglicher größerer Einbauten wurde auch diese Lösung verworfen. Ludwig und Gärtner setzten gegen den begründeten Widerstand des Domkapitels die akustisch wie liturgisch wohl ungünstigste Lösung durch: die Orgel wurde hinter dem Hochaltar eingebaut, die Sänger auf die steinernen Galerien im Chor verteilt <sup>158</sup>. Die ästhetische Forderung, jede „Beeinträchtigung des Gebäudes“ <sup>159</sup> zu vermeiden, war damit erfüllt. Die Einwände des Bischofs, der Priester am Altar werde durch die Orgel „übertäubt“, auch mangle es an Raum und Licht <sup>160</sup>, ließ man nicht gelten. Aufschlußreich ist die Bemerkung Gärtners, die Aufstellung der Orgel hinter dem Hochaltar werde „nur“ von den Musiksachverständigen bekämpft, die ein vollständiges Orchester als unerlässlich für den Kultus betrachteten. Man solle sich jedoch auf die Orgel beschränken und diese so klein halten, daß sie für die „Begleitung der Chormusik“ gerade ausreiche <sup>161</sup>. Auch wenn man berücksichtigt, daß hinter diesen Auseinandersetzungen neben ästhetischen Gesichtspunkten auch der Kampf um eine Reform der Kirchen-

<sup>151</sup> KM, Domkirche in Regensburg (1826—39), 13. 3. 1830.

<sup>152</sup> KM, Domkirche in Regensburg (1826—39), Brief Schenks an den König, 26. 7. 1830; eine Pause des Entwurfs im HStA M, Plansammlung 18922.

<sup>153</sup> Zum Stil des Entwurfs s. Kap. IV/5 dieser Arbeit.

<sup>154</sup> Amberg, KdI, Abgabe 49, 16372, Antrag an Ludwig I., 3. 7. 1837.

<sup>155</sup> Spindler, Schenkbriefe, 265, Brief Schenks an Ludwig I., 18. 10. 1835.

<sup>156</sup> Wie Anm. 155.

<sup>157</sup> Wie Anm. 154.

<sup>158</sup> KM, Domkirche in Regensburg (1826—39), Signat Ludwigs auf Antrag Gärtners v. 30. 1. 1837.

<sup>159</sup> Wie Anm. 158, Antrag Gärtners.

<sup>160</sup> BZA/N Senestréy, Nr. 60, Brief Bischof Schwäbls an den König, 27. 1. 1837 (Konzept).

<sup>161</sup> Wie Anm. 159.



musik steht, eine Reform, die eine Reduzierung des Orchesters und eine Wiederbelebung des reinen Choralgesangs bringen sollte, also im Grunde auch eine „Purification“ bedeutete<sup>162</sup>, sind die Vorgänge aufschlußreich. Auch andere Entscheidungen deuten nämlich darauf hin, daß bei der Restauration des Regensburger Doms eine formal-ästhetische, fast ausschließlich auf die Wirkung der Architektur gerichtete Betrachtungsweise die Oberhand gewann. So sehr man bestrebt war, nach der „Reinigung“ des Innenraums alle durch die Anbringung von Altären oder Epitaphien „verstümmelten“ Architekturglieder zu ergänzen<sup>163</sup>, so wenig bemühte man sich um einen angemessenen Ersatz der beseitigten Ausstattung. Für Gärtner, aber auch für den König schien die Restauration beendet, als jedes nur irgend entbehrliche Stück aus dem Dom hinausgeräumt war. Als Bischof Schwäbl darauf aufmerksam machte, daß die sieben noch bestehenden Nebenaltäre keine Altarbilder mehr hätten, befahl der König, man solle an der Münchner Kunstakademie „durch die Schüler des Professors Schlotthauer Bilder dazu um billige Preise“ anfertigen lassen<sup>164</sup>. Nach all dem bei der Purifizierung betriebenen Aufwand mutet diese Sparsamkeit seltsam an, vor allem, wenn man die neuen Altarbilder, deren Qualität offensichtlich dem Preis entsprach<sup>165</sup>, mit den künstlerisch wie technisch hervorragenden Glasmalereien vergleicht, die der König gestiftet hatte. Es ist unverkennbar, daß man die Fenster als Teil der Architektur betrachtete, jedes bewegliche Ausstattungsstück aber — und sei es noch so unentbehrlich für den Kultus — als lästige Zutat empfand. Aufschlußreich ist ein Brief, den das Domkapitel im April 1840, etwa ein Jahr nach der Wiedereröffnung des Doms, an den König richtete<sup>166</sup>. Mit Hinweis auf die im September bevorstehende 1100-Jahrfeier des Bistums heißt es da, es seien noch bedeutende Summen erforderlich für die „innere Herstellung der ungeheuern Kirche, die durch die geschehene Purification nicht bloß des nöthigen Schmuckes, sondern auch der unentbehrlichsten Einrichtung entblößt ist ...“<sup>167</sup>. Auch wenn aus dem folgenden Satz hervorgeht, daß Kirchengesamtheit zwar durchaus vorhanden, dem Domkapitel aber nicht „stilrein“ genug war, ist ein grundsätzliches Unbehagen an der „Nacktheit“ der Kathedrale nicht zu überhören. Immerhin hatte die kirchliche Stelle schon 1836 die Anfertigung „einiger gothischer Altäre“ gefordert<sup>168</sup>, war aber

<sup>162</sup> Zu den kirchenmusikalischen Reformbestrebungen in Regensburg s. K. Hausberger, Beiträge zur Musikgeschichte der Regensburger Domkirche, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10, 431–46.

<sup>163</sup> S. z. B. Amberg, KdI 14291, Bericht der Bauinspektion an die Kreisregierung, 12. 2. 1836, nebst undatiertem Kostenvoranschlag.

<sup>164</sup> KM, Domkirche in Regensburg (1826–39), Brief des Innenministers Abel ans Ministerialreferat 4, 13. 3. 1838. Die alten Bilder wurden offenbar bei der Purifizierung entfernt, denn auf den Vorschlag Ludwigs I., die vorhandenen Altarblätter zu belassen (KM, Domkirche in Regensburg, 1826–39, Randbemerkung auf Brief Abels v. 26. 11. 1838), wurde erklärt, es seien keine da (KM, Domkirche in Regensburg, 1826–39, Brief Abels, 5. 1. 1839); vgl. Loers, die Barockausstattung des Regensburger Doms, 254.

<sup>165</sup> Nur zwei der Bilder noch im Dom: „Geburt Christi“ auf dem gleichnamigen Altar im südlichen Nebenchor (1838, von Kranzberger); „St. Rupert tauf den Herzog Theodo“ auf dem Rupertusaltar im Nordseitenschiff (1839, von Hailer); beide Gemälde sind in ihrer symmetrischen Komposition und der Ausdruckslosigkeit der Figuren ganz unbedeutende Arbeiten der nazarenischen Richtung.

<sup>166</sup> KM, Domkirche in Regensburg (1839–63), 28. 4. 1840.

<sup>167</sup> Wie Anm. 166.

<sup>168</sup> Amberg, KdI 14291, Brief an die Kreisregierung, 29. 2. 1836.



abgewiesen worden, weil die Finanzierung nicht gesichert schien und der König wie Gärtner den Abbruch der Vierungskuppel als vordringlich erachtete <sup>169</sup>.

Mangelnde Rücksichtnahme auf die Wünsche des Domkapitels und Verstöße gegen liturgische Notwendigkeiten wurden auch nach der Restauration des Bamberger Doms bemängelt; hier hatte Gärtner bei der Aufstellung und Ausstattung neuer Altäre „gegen das Rituale“ verstoßen <sup>170</sup>. Dieses Vorgehen scheint typisch für die Persönlichkeit eines Architekten, dem insgesamt die Kunst weit näher lag als die Religion <sup>171</sup>. Andererseits entsprachen seine Kirchenrestaurationen den Vorstellungen des gewiß nicht areligiösen Königs, ein weiterer Hinweis, wie weit sich auch gläubige Katholiken in dieser Zeit innerlich von traditionellen Frömmigkeitsformen entfernt und dem Gedanklichen und Gefühlsmäßigen zugewandt hatten. Die rein formal-ästhetische Auffassung des gotischen Kirchenraums, wie sie Gärtner vertrat, ist jedoch zumindest in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchaus nicht ungewöhnlich; sie bildet den im Klassizismus wurzelnden Gegenpol zu der mehr auf die geistigen Bezüge orientierten romantischen Richtung. Extremes Beispiel für eine zutiefst unkirchliche Betrachtungsweise ist die Beschreibung einer von Carl Hasenpflug gemalten Innenansicht des Halberstädter Doms, die 1828 im Schornschen „Kunstblatt“ erschien <sup>172</sup>:

„Alles was *nur der Gemeinde und des Cultus wegen* dem edeln Bauwerke in späterer Zeit angezimmert und aufgeheftet worden ist *hat der Künstler sinnig entfernt*. Man sieht weder Emporkirchen, noch Kanzel, noch Altar, noch Gestühle. Ununterbrochen schweift der Blick die Reihen der schönen, vielsäuligen, durch kein Beywerk entstellten Pfeiler entlang, welche die Kreuzgewölbe hoch hinaufheben und mit all der graziösen Leichtigkeit tragen, welche diesem wunderbaren Baustyle ausschließend eigen ist . . .“ <sup>173</sup>

Es wurde bereits mehrmals angemerkt, daß der kirchlichen Seite die Purifizierung des Regensburger Doms in einigen Punkten zu weit ging, weil liturgische Erfordernisse zu wenig beachtet wurden. Bemerkenswert ist jedoch, daß sich das Domkapitel keineswegs grundsätzlich gegen eine Reduzierung der Ausstattung wehrte, sondern eine „Reinigung“ der Kathedrale ausdrücklich wünschte. Diese Haltung läßt darauf schließen, daß man die Vielzahl der Altäre nicht mehr als unabdingbar für den katholischen Kultus betrachtete; auch im Bereich der Liturgie mußte sich demnach seit dem Barock ein Wandel vollzogen haben. Dieser Wandel, dessen Wurzeln in der Aufklärung des 18. Jahrhunderts liegen und der für die Kirche die Wende vom Barock zum „katholischen Klassizismus“ brachte, ist von Anton L. Mayer aufs Anschaulichste geschildert worden <sup>174</sup>. Nach Mayer führte

<sup>169</sup> Amberg, KdI 14291, Randbemerkung auf Brief der Kreisregierung ans Innenministerium vom 3. 9. 1836. Zum Streit um die Finanzierung der Restauration s. KM, Domkirche in Regensburg (1826–39), bes. 15. 6. 1837, 14. 5. 1837, 13. 6. 1837, 16. 7. 1837, 3. 8. 1837.

<sup>170</sup> Jaeck, Ueber die Restauration des Bamberger Doms, in: Kunstblatt, 18. Jg. (1837), 426.

<sup>171</sup> Hederer, Gärtner, 45.

<sup>172</sup> Das Innere des Doms zu Halberstadt, ein Gemälde von Carl Hasenpflug. Auszug aus einem Briefe von Dr. Wilh. Körte an Dr. Sulpiz Boisserée in München, in: Kunstblatt, 9. Jg. (1828), 373–74.

<sup>173</sup> Körte, Das Innere des Doms zu Halberstadt, 373 (Hervorhebungen vom Verf.).

<sup>174</sup> A. L. Mayer, Liturgie, Aufklärung und Klassizismus, in: Gesammelte Aufsätze, hrsg. von E. v. Severus (1971), 185–245; erstmals erschienen in: Jb. für Liturgiewissenschaft IX (1930), 67–127 (frdl. Hinweis von S. Klinkert); der Begriff „katholischer Klassizismus“ hier erstmals eingeführt.



das Eindringen eines aufklärerischen Rationalismus in die katholische Kirche dazu, daß nun von Seiten der Geistlichkeit die „edle Einfalt“ des Klassizismus als für die Einrichtung einer Kirche angemessen, Prunk und Überschwang des Barock aber als verwerflich angesehen wurden: „Es war ... der Kampf des um Begriffe sich mühenden Intellektes, dem die Abstraktion alles ist und das Bild nichts, der Kampf gegen eben dieses Bild, das den Himmel und die Seligkeit auf die Erde zaubern und reißen will ...“<sup>175</sup>. Damit hielt eine neue, ikonologie-feindliche Religiosität Einzug in die Kirchen. Das Streben nach Einfachheit erfaßte aber auch die Liturgie und richtete sich auf die Eindämmung der gerade seit dem Barock üppig wuchernden Frömmigkeitsformen, die sich um die eigentliche Liturgie rankten und nun als Auswüchse empfunden wurden. Weil man alles an die Sinne appellierende, anschauliche Beiwerk der Religionsausübung verdächtigte, dem Aberglauben Vorschub zu leisten, suchte man das Prozessions- und Wallfahrtswesen zu beschränken und bekämpfte das geistliche Volksschauspiel. Man wandte sich aber auch gegen die ausufernde Heiligenverehrung:

„Die Erfahrung zeigt weniger nicht, daß zum eckel und ärgernis vernünftiger Christen bis hiehin so viele statuen von allerlei gattung sowohl auf den altären als in der ganzen kirche ausgestellt und darunter sehr viele vager Eigennutz niedriger menschen [?] als wunderthätig ausgesetzt werden, wodurch die Anbetung des wahren gottes gestöhrt, und die einfältige vor dem trohn des allmächtigen mit ihrem vertrauen auf nebedinge geführt werden ...“<sup>176</sup>

Als Zersplitterung der Frömmigkeit, als Ablenkung vom eigentlich Wesentlichen wurde die blühende Heiligenverehrung nun empfunden. Die Ablenkung sah man noch vermehrt durch die reiche Ausstattung der Altäre, wo „Bildnisse von Bildnissen gedeckt seien“, wo „drei bis vier Abbildungen des nämlichen Heiligen denselben Altar einnehmen“, wo „einem von allen Seiten die lächerlichsten Karrikaturen in die Augen fielen“<sup>177</sup>. Es war diese Tendenz zur Zersplitterung, der man sich mit dem Streben nach Vereinfachung und Vereinheitlichung der Liturgie, aber auch des Kirchenraums entgegenstellte. Man suchte die „Konzentration der liturgischen Andacht auf den Hochaltar, auf den einen Altar, dem sich ehemals ... alles in der Kirche, der Bau und die Menschen, zugeneigt haben, und von dem allein als idealem Herzen des Raumes alles Leben und Tat empfang“<sup>178</sup>.

Sucht man nach den möglichen Auswirkungen dieses „katholischen Klassizismus“ auf die Gestalt des Kirchenraums, so stößt man auf ein Extrembeispiel, nämlich die Umwandlung der Münchner Karmelitenkirche durch den Studiendirektor Cajetan von Weiller, einen bedeutenden Vertreter der aufklärerischen Richtung. Die 1802 säkularisierte Kirche war 1810 dem kgl. Studienseminar überwiesen worden. Der „gelehrte, aber durch und durch nicht blos akirchliche, sondern ganz antikatholische“ Weiller ließ sie nun „förmlich ausräumen und in einen ‚Tempel‘ für das von ihm gepredigte ‚geläuterte Christentum‘ umwandeln“<sup>179</sup>. Entfernt wurden die Seitenaltäre, die Statuen, der Tabernakel und die Kanzel (Weiller

<sup>175</sup> Mayer, Gesammelte Aufsätze, 185.

<sup>176</sup> Aus einem Entwurf zur Verbesserung des Gottesdienstes, der dem Emser Kongress vorlag; vgl. Mayer, Gesammelte Aufsätze, 221.

<sup>177</sup> Hirtenbrief von Clemens Wenzeslaus, Kurfürst von Trier, 1783; vgl. Mayer, Gesammelte Aufsätze, 187.

<sup>178</sup> Mayer, Gesammelte Aufsätze, 232—33.

<sup>179</sup> J. M. Forster, Das gottselige München (1895), 281.



predigte von „einer Art Katheder“<sup>180</sup> aus); das Hochaltarbild wurde erneuert. Seine Predigt zur Wiedereröffnung der Kirche am 1. November 1819 leitete Weiller mit den Worten ein:

„Wir sind heute das erstmal in dieser neugestalteten Kirche versammelt. *Gereinigt von allem Außerchristlichen* steht sie nun einfach da, heiter und still, wie der Sinn dessen, dem sie gewidmet ist. Sie bietet, was jede christliche Kirche soll, EINES, DEN GÖTTLICHEN SINN UNSERS ERLÖSERS. Nur er, DER HEILAND, spricht uns hier an durch die eben so mild als gewaltig ergreifende Majestät seines Geistes . . .“<sup>181</sup>

Einziger Schmuck dieses „gereinigten“ Kirchenraums ist das neue Altarblatt des Hochaltars, das nun

„so recht seine angemessene Stelle behauptet, da der geweihte Ort nichts enthält, was den Geist davon abziehen und mit etwas beschäftigen könnte, wodurch die reine Idee von Christus verdunkelt würde“<sup>182</sup>.

Das Beispiel der Karmelitenkirche ist in verschiedener Hinsicht bemerkenswert. Es zeigt zum einen, wie ungebrochen sich der aufklärerische Eifer bis ins 19. Jahrhundert hinein halten konnte und sie zeigt zum anderen eine auffallende Verwandtschaft mit den allerdings weniger radikalen, zur Regierungszeit Ludwigs I. durchgeführten Restaurationen mittelalterlicher Kirchen, obwohl diese der „kirchlichen Restauration“ zuzurechnen sind. Man vergleiche einige Passagen aus der Festpredigt, die Domdechant Melchior Diepenbrock bei der Wiedereröffnung des purifizierten Regensburger Doms am 19. Mai 1839 hielt:

„ . . . Nicht mehr hemmen den Blick die schweren Eisengitter, die gefängnisartig das innere Heiligtum absperren; frei blickt nun das Auge auf den Hochaltar hin, ungehindert können die Gläubigen Theil nehmen an der heiligen Handlung des Priesters am Altare . . . Orgel und Musikchor, die vormals in jene hohe Halle dort bühnenartig hineingezimmert waren, sind verschwunden, und geheimnißvoll dringt hinter dem Hochaltar die Macht der Töne hervor, um alle Sinne, alle Herzen dorthin zu lenken, wo die heiligen Mysterien gefeiert werden . . .“<sup>183</sup> Reinheit und Styles und Einheit des Raumes, d. h. Entfernung aller fremdartigen Zuthaten am Gebäude, und aller Hindernisse, welche der sichtlichen Verbindung der versammelten Gläubigen unter sich und mit dem Priester und dem Altare im Wege standen, also Reinheit des Kirchenbaues und Einheit der Kirchengemeinde, das ist der lohnende Gewinn dieser vierjährigen Unterbrechung. *Reinheit* und *Einheit*, zwei auch im Geistigen höchst bedeutungsvolle Werte“<sup>184</sup>.

Gemeinsam ist die Gleichsetzung der Gestalt des Kirchenraums mit der „Qualität“ des Glaubens, der Versuch, durch die „Reinigung“ des Gotteshauses von den Auswüchsen eines „verirrten Kunstgeschmacks“<sup>185</sup> eine Entsprechung zur „Reinigung“ und Vereinheitlichung der Liturgie zu schaffen. Gemeinsam ist ferner die

<sup>180</sup> Wie Anm. 179.

<sup>181</sup> „Was ist Christenthum?“ Rede von Cajetan v. Weiller bey der feyerlichen Eröffnung der Lehrvorträge an der Studien-Anstalt zu München in der neugestalteten Studien-Kirche . . . Nebst einer Andeutung des Verhältnisses der Kunst zum Christenthume, u. einer Beschreibung des neuen Altarblattes, v. J. J. Sendtner (1819), 3 (Hervorhebung — kursiv — vom Verf.).

<sup>182</sup> Sendtner in: Weiller, Was ist Christenthum?, 32.

<sup>183</sup> Diepenbrock weicht hier erheblich vom in den vorhergehenden Jahren vom Domkapitel vertretenen Standpunkt ab!

<sup>184</sup> Diepenbrock, Der Tempelbau Gottes in der Menschheit (1839), 2—3; größere Passagen abgedruckt bei Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 256—57.

<sup>185</sup> Diepenbrock, Der Tempelbau Gottes in der Menschheit, 1.



Konzentration auf den Hochaltar, bei Diepenbrock ergänzt durch den Hinweis, daß mit der Entfernung der Chorgitter auch die „Absperrung“ der Gläubigen vom „inneren Heiligtum“ aufgehoben, die Gemeinsamkeit von Gemeinde und zelebrierendem Priester wiederhergestellt sei. Die damit angesprochene „Tendenz zum Gemeinschaftscharakter“ leitet sich nach Mayer ebenfalls von den Bestrebungen der katholischen Aufklärung her<sup>186</sup>.

Doch wie weit ist es zulässig, die „katholische Restauration“ des 19. Jahrhunderts gleichzusetzen mit der „katholischen Aufklärung“, die sie doch überwunden zu haben glaubte? Dazu ist festzustellen, daß die „katholische Restauration“ zwar die rationalistische Schärfe der aufklärerischen Bestrebungen milderte, ihre Herkunft aus eben diesen Bestrebungen aber nie verleugnen konnte<sup>187</sup>. Dies gilt auch für einen der bedeutendsten Vertreter der kirchlichen Restauration, den Regensburger Bischof Johann Michael Sailer<sup>188</sup>, und für seinen ältesten Schüler und Nachfolger, Franz Xaver Schwäbl. Zwar hatte eine gemütvollere, auf das Innige und Gefühlsmäßige gerichtete Religiosität Einzug in die Kirchen gehalten, die grundsätzliche Sehnsucht nach dem Einfach-Schlichten aber blieb und damit die Abneigung gegen den Barock. Für die kirchliche Kunst der Zeit bedeutete dies einen „gefühlsmäßig untermalten Klassizismus oder eine verstandesmäßig abgeschwächte Romantik“, wie es Mayer treffend ausdrückt<sup>189</sup>. Mit diesen Worten läßt sich auch die durch die Restauration geschaffene Raumwirkung des Regensburger Doms anschaulich beschreiben, die klassizistische Kahlheit und romantisch stimmungshaften Beleuchtung vereinte. Festzuhalten bleibt, daß die Hinwendung zu schlichteren Formen der Gottesverehrung nun gar manches der im Barock angesammelten Ausstattungsstücke entbehrlich erscheinen ließ. Damit aber kam die kirchliche Seite den radikalen, im Grunde ausschließlich ästhetisch motivierten Purifizierungsabsichten eines Gärtners entgegen, wenn man sich auch — wie im Fall des Regensburger Doms — über das Ausmaß der „Reinigung“ nicht ganz einigen konnte.

Obwohl ikonologie-feindliche Tendenzen in der Architekturauffassung, aber auch in der Religiosität des 19. Jahrhunderts zu einer Zurückdrängung der Ikonologie im restaurierten Regensburger Dom führten, wurde diese doch nicht ganz ausgeschaltet. Bruchstücke einer Bilderwelt mit heilsgeschichtlichem und historischem Bezug konnten sich in den Altarbildern, vor allem aber in den großen Flächen der neuen Fenster entfalten. Dabei ist allerdings eine gewisse Unentschiedenheit und Phantasielosigkeit nicht zu übersehen<sup>190</sup>. So erschienen allein in den in einem Zeitraum von drei Jahren angefertigten Fenstergruppen der Westwand zweimal die vier abendländischen Kirchenväter; zum dritten Mal fanden sie sich in dem 1854 im Obergaden des Südquerschiffs eingesetzten Glasgemälde. Die Darstellungen der Heilsgeschichte bezogen sich auf die gängigen Themen von Verkündigung,

<sup>186</sup> Mayer, *Gesammelte Aufsätze* (Liturgie, Aufklärung und Klassizismus), 229—35.

<sup>187</sup> Mayer, *Liturgie, Romantik und Restauration*, in: *Jb. für Liturgiewissenschaft* X (1931), 77—141; im folgenden zitiert nach: *Gesammelte Aufsätze* (1971), 246—310.

<sup>188</sup> Mayer, *Gesammelte Aufsätze* (Liturgie, Romantik und Restauration), 303.

<sup>189</sup> Mayer, *Gesammelte Aufsätze* (Liturgie, Romantik und Restauration), 289. Mayer sieht die Kunst der Restaurationszeit insgesamt als „Nazarenertum in seinem weitesten Sinn“ (*Gesammelte Werke*, 279) und sieht in diesem Zusammenhang auch die zeitgenössischen Kirchenpurifizierungen (*Gesammelte Werke*, bes. 281, Anm. 105).

<sup>190</sup> S. auch Loers, *Die Barockausstattung des Regensburger Doms*, 244.



Geburt Christi und Anbetung der Könige, sowie auf die Einsetzung des hl. Abendmahls in den Altarbildern<sup>191</sup>; als Anspielung auf den Kirchenpatron wurde in dem erwähnten Fenster des Südquerhauses die Schlüsselübergabe an Petrus dargestellt. Ein weiteres Altarblatt zeigte die Apostel Petrus und Paulus<sup>192</sup>. Ein gewisser ikonographischer Zusammenhang läßt sich zwischen den beiden Fenstergruppen in den Turmuntergeschossen nach Westen erkennen; hier sind Szenen aus der Kindheitsgeschichte Jesu Szenen aus dem Leben von Johannes d. Täufer, dem Wegbereiter und Vorläufer Christi, gegenübergestellt. Die Thematik des im Nordchor eingesetzten Fensters mit Darstellungen aus dem Leben des hl. Stephanus setzt die ältere Tradition fort: auch der große Barockaltar in diesem Nebenchor war ja dem hl. Stephanus geweiht. Das später hinzugekommene, dem Wirken des hl. Laurentius gewidmete Fenster vervollständigte das Paar der beiden Erzmärtyrer.

Weit interessanter sind jedoch die historischen Themen mancher Fenster, denn zumindest hierin finden sich anschauliche Hinweise auf die dynastischen und patriotischen Intentionen des königlichen Stifters. Auch hier bleiben allerdings Unklarheiten. Das 1832 auf der Ostseite des Südquerschiffs eingesetzte Glasgemälde, das die Predigt eines nicht näher durch Attribute gekennzeichneten Bischofs darstellte (Abb. 10), wurde schon in frühen Beschreibungen widersprüchlich bezeichnet. Einmal hieß es, es habe die „Bekehrung der Bayern durch den hl. Benno“ zum Inhalt<sup>193</sup>, andere Quellen sprechen — richtiger — von der „Bekehrung der Slaven durch den hl. Benno“<sup>194</sup>. Ob wirklich der Bischof von Meissen und Stadtpatron von München dargestellt war, dessen Wirken sich in keinen greifbaren Zusammenhang mit Regensburg bringen läßt, ist fraglich. Möglicherweise handelt es sich um eine Verwechslung der Heiligen Benno und Bonifatius; zumindest träfe eine „Bekehrung der Bayern“ auf Bonifatius besser zu. Ludwig I. hegte eine große Vorliebe für diesen „Apostel der Deutschen“, dem er die 1835 begonnene, zur Grablage des Königs bestimmte Basilika St. Bonifaz widmete. Für ein deutsches und zugleich bayerisches Nationaldenkmal, wie es der Regensburger Dom in den Augen des Königs war, wäre eine Darstellung dieses Heiligen durchaus sinnvoll gewesen, zumal die „Basilika“, zu dessen Patron ihn Ludwig bestimmte, ebenfalls ein Nationaldenkmal werden sollte:

„Mit der Bonifatiusbasilika erhielt München als ‚deutsches Rom‘ in Analogie zur römischen Basilika des Völkerapostels Paulus eine Basilika des Apostels der Deutschen und Organisators der bayerischen Kirche . . . Durch Einbeziehung auch der anderen Glaubensboten, die das Christentum in Deutschland und speziell in Bayern verbreiteten, in die Ikonographie wurde die Basilika gleichsam ein religiöses Pendant zur Walhalla, dem weltlichen Nationaldenkmal der Deutschen“<sup>195</sup>.

Der Regensburger Dom, schon seiner Lage wegen ebenfalls ein „religiöses Pendant zur Walhalla“, erhielt gleichfalls Darstellungen der in Bayern wirkenden Glaubensboten, und zwar der Bistumsgründer Korbinian, Ratharius, Willibald

<sup>191</sup> A. Niedermayer, *Künstler u. Kunstwerke der Stadt Regensburg . . .* (1857), 75. Die Themen der Altarbilder wurden von Bischof Schwäbl bestimmt; s. KM, *Domkirche in Regensburg* (1826—39), Brief der Kreisregierung an die Oberste Baubehörde, 9. 8. 1838.

<sup>192</sup> Niedermayer, *Künstler und Kunstwerke*, 76.

<sup>193</sup> Schorn, *Arbeiten der kgl. Porzellanmanufaktur in München*, in: *Kunstblatt* (1832), 102.

<sup>194</sup> Z. B. Christoph v. Schmitz, *Glasfabrikation in Bayern* (1835), 25.

<sup>195</sup> H. Habel, *Der Münchner Kirchenbau im 19. und frühen 20. Jahrhundert* (1971), 24.



und Rupert, die in einem großen Glasbild im Obergaden des Nordquerschiffs die Gestalt der Patrona Bavariae flankierten (Abb. 11)<sup>196</sup>. So ist anzunehmen, daß das 1832 eingesetzte „Bennofenster“ in Wirklichkeit dem hl. Bonifatius gewidmet war. Doch welch bezeichnendes Licht mußte die Verwechslung der beiden Heiligen auf die ikonographischen Kenntnisse und Interessen der zeitgenössischen Kritiker werfen!

Neben dem kirchenhistorischen Thema der Christianisierung Bayerns war dem bayerischen Herrscherhaus viel Raum in den neuen Glasmalereien gewidmet. So wurde das „Bennofenster“ neben den Bistumspatronen Wolfgang und Emmeram auch von den Namensheiligen des Königspaars, Ludwig und Theresia, flankiert (Abb. 10). Das große Mittelfenster in der Westwand, das 1857 anstelle des ersten, noch „unvollkommenen Versuchs“ der Glasmalerei eingesetzt wurde, stellte dann die Namensheiligen der Söhne und Töchter Ludwigs dar. Umfangreiche Inschrifttafeln innerhalb der Fenster erinnerten an den königlichen Stifter, aber auch an die ausführenden Künstler. Daß die Glasmalereien trotz ihres herrscherlichen Anspruchs im einzelnen einen durchaus beschaulichen, auf das subjektive Gemüts-erlebnis des Betrachters gerichteten Charakter zeigen, wurde schon von V. Loers dargelegt<sup>197</sup>. Um den im Grunde absolutistischen Herrschaftsanspruch des Königs angemessen ins Bild umzusetzen, fehlte es den Künstlern einer schon mehr „bürgerlich“ gesinnten Zeit an Ausdrucksmitteln.

Aus den in den neuen Glasgemälden dargestellten Themen geht hervor, daß der Glasmalerei bei der Restauration des Regensburger Doms nicht nur die Aufgabe zukam, eine „magische Beleuchtung“ im Kirchenraum zu schaffen. Ihre zweite, ebenso wichtige Funktion ergab sich daraus, daß nach der weitgehenden Verdrängung der Bildkünste aus dem Kirchenraum die großen Fensterflächen der einzige Ort waren, an dem sich eine Bilderwelt entfalten konnte. Die Glasmalereien wurden damit zum „Zufluchtsort“ einer — allerdings bruchstückhaften — Ikonologie. Daß sich diese Ersatzfunktion insgesamt als eine der Aufgaben der wiederbelebten Glasmalerei im 19. Jahrhundert begreifen läßt, kommt deutlich am Beispiel der 1831—39 auf Betreiben des Königs errichteten Mariahilfkirche in München-Au zum Ausdruck. Der karg ausgestattete, „gotische“ Hallenraum — die „reine Architektur“ *par excellence* — erhielt durch eine Serie riesiger gläserner Schauwände nicht nur ein „feierliches Dämmerlicht“, sondern auch ein umfangreiches ikonographisches Gesamtprogramm: die Glasmalereien stellten in einem zusammenhängenden Zyklus „Geburt und Mission der hl. Jungfrau“ und „ihr Verhältnis zur Sendung des Weltheilands“ dar<sup>198</sup>. Der Versuch, sämtliche Fenster eines Kirchenbaus in einem übergreifenden Gesamtprogramm inhaltlich zusammenzuschließen, ist nicht unbedingt mittelalterlich, da es sich bei den Glasmalereien gotischer Kirchen oft um Einzelstiftungen handelte, die ein jeweils in sich geschlossenes Programm erforderten. Der Zyklus in der Auer Kirche erinnert fast noch mehr an die großen Freskenzyklen in den Kirchen des Barock und Rokoko — und beweist damit erneut, wie wenig das 19. Jahrhundert trotz aller Umwälzungen seine Herkunft aus der künstlerischen Tradition seit der Renaissance verleugnen konnte<sup>199</sup>.

<sup>196</sup> Niedermayer, Künstler und Kunstwerke, 99.

<sup>197</sup> Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 244.

<sup>198</sup> Gessert, Die fünf neuen Kirchen Münchens . . . (München 1847), 27.

<sup>199</sup> Es sei nicht verschwiegen, daß sich die hier am Beispiel des Regensburger Doms aufgezeigte Zurückdrängung der Ikonologie, bzw. die Trennung von „reiner Architektur“



## 5. „Stilreinheit“

Schon kurz nach der Entfernung der Barockausstattung aus dem Regensburger Dom, noch bevor die „Wiederherstellungs“-Arbeiten richtig in Gang gekommen waren, schrieb Eduard v. Schenk an den König, die Kathedrale erscheine nun wieder in ihrer „ursprünglichen, ehrwürdigen Schönheit und Reinheit“<sup>200</sup>. Drei Jahre später, als die Restauration ihrem Ende entgegen ging, faßte Domdechant Diepenbrock die dabei verfolgten Ziele folgendermaßen zusammen:

„Was im Laufe mehrerer Jahrhunderte ein verirrter Kunstgeschmack darin verunstaltet, was unverständige Prunksucht und kleinliche Eitelkeit Entstellendes hineingebaut, sollte daraus entfernt, das oft schonungslos Verstümmelte und nachlässig Zerbrochene in ursprünglicher Gestalt wieder ergänzt, vom Anfang her unvollendet Gebliebenes möglichst vollendet, und, so weit die Mittel reichten, die reine Urform, wie sie aus dem Geiste des sinnigen Baumeisters hervorgegangen, wiederhergestellt werden“<sup>201</sup>.

Beabsichtigt war also die Rückführung des Kirchenraums in einen vermeintlichen Urzustand. Unter dieser „reinen Urform“ verstand man jedoch nicht allein die einst wirklich bestehende, historisch belegbare Raumgestalt, sondern ihre Idee „im Geiste des sinnigen Baumeisters“; eine Idee, die nun endlich verwirklicht werden sollte, nachdem ihre Durchführung „vom Anfang her unvollendet“ geblieben war. Dem Beobachter des 20. Jahrhunderts erscheint es merkwürdig, daß man diese Idee so genau zu kennen glaubte, obwohl man nicht einmal den Namen des ersten Baumeisters wußte, geschweige denn einen Entwurf von seiner Hand besaß<sup>202</sup>.

Besser zu verstehen ist das Vorgehen der Verantwortlichen, wenn man sich ins Gedächtnis zurückruft, daß zumindest hinter der Purifizierung des Doms ein klassizistisches Gotikideal stand. Man duldete die Bildkünste im Kirchenraum nur an einigen wenigen, für den Kultus unabdingbaren Ausstattungsstücken — oder dort, wo sie in unmittelbarem Zusammenhang mit der Architektur erschienen. Diese einseitige Fixierung auf das Architektonische entspricht der von Sedlmayr beschriebenen, seit dem Ende des 18. Jahrhunderts zu beobachtenden Tendenz zur „Zerspaltung der Künste“<sup>203</sup>; sie ist aber auch dadurch bedingt, daß der Bildner der Gotik lange Zeit kein mit der Architektur der Epoche vergleichbarer Kunstwert zuerkannt wurde. So schrieb Sulpiz Boisserée noch 1842:

und Bildkünsten, nicht als generelles Phänomen der Architektur des 19. Jahrhunderts behaupten läßt. Was für die Restauration des Regensburger und Bamberger Doms, auch der Klosterkirche von Heilsbronn und anderer Kirchenbauten gilt, ist z. B. nicht zutreffend für die mit großen Freskenzyklen ausgestatteten Kirchenneubauten Ludwigs I. wie die Allerheiligenhofkirche oder St. Bonifaz; es gilt auch nicht für die Restauration und Ausmalung des Speyrer Doms. Als Gemeinsamkeit *aller* dieser Bauten — der Restaurationen wie der Neubauten — ist jedoch festzuhalten, daß die „bewegliche“ Ausstattung an Altären, Bildern etc. auf ein Minimum reduziert wurde.

<sup>200</sup> Spindler, Schenkbriefe, 281, Brief vom 24. 5. 1836.

<sup>201</sup> Diepenbrock, Der Tempelbau Gottes in der Menschheit, 1.

<sup>202</sup> Erst 1847 glaubte Schuegraf den Namen des ersten Baumeisters — „Maister Ludwig“ — ergründet zu haben (Geschichte des Domes von Regensburg I, 87). Vgl. Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 261. Schuegraf's These ist nach neuem Forschungsstand unhaltbar.

<sup>203</sup> Sedlmayr, Verlust der Mitte, Kap. III (1976) 79—92.



„... es war nicht die freie Wahl von unseren alten Baumeistern, daß sie ihre Gebäude mit dürftigen und mangelhaften Kunstwerken ausschmückten, und es gehört zu den übertriebenen und sonderbaren Behauptungen unklarer Bewunderer, dieses als eine Bedingung, wohl gar als ein organisches Ergebnis der altdeutschen Baukunst aufstellen zu wollen. Die alten Baumeister wandten die Malerei und Bildhauerei in dem unentwickelten Zustande an, wie sie diese Künste fanden, und nach Verhältniß wie dieselben fortschritten oder ausarteten, finden sich auch ihre Werke in den gleichzeitigen Gebäuden ...“<sup>204</sup>.

Geht man von einer absoluten Priorität der Architektur aus, wird deutlich, weshalb man im 19. Jahrhundert so unbedenklich glaubte, die Idee des ersten Baumeisters rekonstruieren zu können: da sich diese Idee nur auf das Architektonische beziehen konnte, brauchte man nur alle beweglichen Teile der Ausstattung sowie die hölzernen Einbauten — die man schon ihres Materials wegen nicht als zur Architektur gehörig anerkannte — zu entfernen; dann mußte die „reine Urform“ übrigbleiben, zumindest, soweit sie je verwirklicht worden war. Als nächste Aufgabe ergab sich dann, wiederherzustellen, was offensichtlich einst vorhanden, aber beim Einbau von Altären, Epitaphien etc. „verstümmelt“ worden war. Schwieriger gestaltete sich die Ergänzung des schon im Mittelalter „unvollendet Gebliebenen“. Hierbei ging man anscheinend von „ganzheitlichen“ Vorstellungen aus: Man schloß aus der teilweise vorhandenen farbigen Verglasung, daß alle Fenster Glasmalereien erhalten sollten und leitete aus der Existenz einiger gotischer Galeriebrüstungen ab, daß alle Laufgänge im Dom mit derartigen Balustraden ausgestattet werden mußten. „Reinheit des Styles“ bedeutete aber auch, daß die wenigen für nötig erachteten Ausstattungsstücke sich der Formsprache der Architektur anpassen, also „gotisch“ gebildet sein sollten. Daß dieses Streben nach stilistischer Konformität und symmetrischer Geschlossenheit der Gesamterscheinung des Kirchenraums letztlich aus der künstlerischen Tradition von Renaissance und Barock erwachsen war, ist bereits angedeutet worden.

Einseitiges Interesse an der architektonischen Gestalt und die Forderung nach Stilreinheit führten im restaurierten Regensburger Dom zu einer „Architektonisierung“ der Ausstattung: Zum einen wurden die — einst zum Teil freistehenden — gotischen Ziborienaltäre an die Außenwände gerückt; die neuen Brüstungen der Laufgänge unter den Fenstern wurden den anstoßenden Maßwerkgalerien der Altäre nachgebildet und betonten damit noch deren Einbindung in die Architektur (Abb. 12)<sup>205</sup>. Zum anderen wurde bei neuen Ausstattungsstücken auf figürlichen Schmuck ganz verzichtet; so beim Kanzeldeckel, den Beichtstühlen und dem Entwurf für den nicht ausgeführten Musikchor. Dieser Tendenz zur Architektonisierung entspricht auch die Vorliebe für das Material Stein: so wünschte der König, daß die Musikemporen im Chor — entgegen der Absicht Gärtners — in Stein ausgeführt werden sollten<sup>206</sup>; ein niedriges Chorgitter sollte gleichfalls aus Stein

<sup>204</sup> Boisserée, Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln (?1842), 93—94; s. auch P. Bloch, Kölner Skulpturen des 19. Jahrhunderts, in: Wallraf-Richartz-Jb. 29 (1967), bes. 252—54.

<sup>205</sup> Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 263; dazu Abb. 12 in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976).

<sup>206</sup> Amberg, KdI 14289, Brief des Innenministeriums an die Kreisregierung, 14. 8. 1830; Erwiderung Gärtners, der die Ausführung in Holz mit der Begründung befürwortete, daß derartige Oratorien in gotischen Kirchen immer „Zugabe späterer Zeiten“ und „von Eichenholz mit zierlichem Schnitzwerk“ gefertigt seien, in: KM, Domkirche in Regensburg (1826—39), 20. 3. 1831; s. auch Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 245—46.



gefertigt werden <sup>207</sup>. Man folgte mit diesem Vorgehen einer in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gängigen Ansicht. Foerster's Allgemeine Bauzeitung schrieb z. B. 1839, die innere Einrichtung der Kirchen, aber auch aller anderen öffentlichen Gebäude dürfe nie den Eindruck erwecken, als sei sie „dem Aufstellungsorte fremd“ und „gleichsam nur zum Ansehen da“. Der „Werth“ der Ausstattungsstücke werde aber „bedeutend vermehrt, wenn man es ihrem ... Charakter ansieht, daß ihre Anbringung mit in dem ursprünglichen Plane des Architekten lag, indem sie eigentlich als nicht [!] Anderes erscheinen dürfen, als als Diener der Architektur“ <sup>208</sup>.

Betrachtet man im einzelnen, was bei der Restauration des Regensburger Doms ergänzt oder neu hinzugefügt wurde, so stellt man fest, daß die angestrebte stilistische Einheitlichkeit nicht immer erreicht worden ist.

So nahm der heute nicht mehr vorhandene Kanzeldeckel (Abb. 13) zwar in einem Maßwerkfries die gotische Formensprache auf; im Grunde handelte es sich aber um eine Replik des für die Münchner Ludwigskirche entworfenen Kanzeldeckels <sup>209</sup>, die sich zudem in ihrer kantigen Geschlossenheit und klassizistisch strengen Gliederung als typisches Produkt des „Gärtnerstils“ zu erkennen gab. Ähnlich der geplante Musikchor (Abb. 9) <sup>210</sup>: spitzbogige Arkadenöffnungen, Maßwerkfüllungen in den Zwickeln und eine Balustrade mit Fischblasenmuster stehen in deutlichem Gegensatz zu der „klassischen“ Profilierung der stark betonten Horizontalgesimse; dazu kommen die für Gärtner bezeichnenden Blatt- und Blütenkapitelle, die ebenfalls an der Ludwigskirche wiederzufinden sind. Daß es sich beim Regensburger Dom um eine gotische Kathedrale, bei der Ludwigskirche dagegen um ein Bauwerk im „Rundbogenstil“ handelt, beweist nur, wie wenig Gärtner im Grunde zwischen den mittelalterlichen Baustilen unterschied, die er alle unter klassizistischen Vorzeichen betrachtete.

Nimmt man dagegen die Entwürfe für die neuen Beichtstühle hinzu, die wahrscheinlich von dem Ingenieurpraktikanten an der Regensburger Bauinspektion, Frh. v. Reichlin, stammen <sup>211</sup>, so ergibt sich ein ganz anderes Bild (Abb. 14): die zinnenbekrönten, in einem Fall sogar asymmetrischen Aufbauten zeigen deutlich den Einfluß der englischen „castellated Gothic“, die vielen Architekten aus Stichen, manchen auch bereits von Studienreisen nach England bekannt war <sup>212</sup>. Reichlin fertigte auch den Entwurf einer neuen, „stilkonformen“ Holzverkleidung für den Hochaltar. Da die Forderung der „bei der Domrestauration beteiligten Künstler“, wohl vor allem Gärtners, den Altar „als mit dem gothischen Style ganz

<sup>207</sup> Amberg, KdI, Abgabe 49, 16372, Brief Schenks ans Innenministerium, 8. 3. 1839.

<sup>208</sup> „Ueber das Wesen und die Anwendung der verschiedenen Style in der Architektur (Nach dem Englischen des Civil Architects and Engineer Journal)“, in: Allgemeine Bauzeitung, 4. Jg. (1839), 430; s. auch Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 263.

<sup>209</sup> Vgl. Lieb/Sauermost, Münchens Kirchen, Abb. 228.

<sup>210</sup> Pause dieses Entwurfs in: HStA M, Plansammlung, Nr. 18922.

<sup>211</sup> Amberg, KdI, Abgabe 49, 16372, Brief Gärtners an Bischof Schwäbl, beiliegend einem Brief an die Kreisregierung, 12. 2. 1839; das., Brief der Kreisregierung an die Bauinspektion, 14. 2. 1839; Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 254.

<sup>212</sup> S. z. B. die zahlreichen Literaturangaben in Bd. 3 (1825) von Wiebeking's „Bürgerlicher Baukunde“, bes. 320–25. Beichtstuhlentwürfe Reichlins befinden sich in der Architektursammlung der TU München, Gärtnersammlung, Moningerkat. Nr. 1640 (sign. „Reichlin“), 1642, 1643 (die beiden letzteren von Moninger bez.: „nach den Skizzen Gärtners gefertigt“).



contrastierend“ zu verkaufen und mit dem Erlös die „vollständige Wiederherstellung des Domes“ zu finanzieren, am Widerstand Bischof Schwäbls gescheitert war<sup>213</sup>, hatte man sich auf diese äußerliche Angleichung an den Stil der Kathedrale geeinigt. Reichlins Zeichnung — vielleicht ebenfalls von der englischen Gotik beeinflusst — wurde jedoch vom Baukunstausschuß nicht angenommen<sup>214</sup>.

Anders als es die eben besprochenen Ausstattungsstücke vermochten oder vermocht hätten, fügten sich die von Gärtner entworfenen, rings um den Kirchenraum verlaufenden Maßwerkbalustraden hervorragend ins Gesamtbild. Ihre Form wurde für den Chorbereich und den treppenartig geführten Laufgang an der Südwand des Querhauses von den im Nordchor vorhandenen mittelalterlichen Galeriebrüstungen übernommen<sup>215</sup>, an den Langhauswänden den gotischen Baldachinaltären angeglichen oder frei variiert. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß man sich bemühte, auch vor die mittelalterliche Balustrade im Nordquerhaus einen „passenden“ Ziborienaltar zu plazieren: der ehemals vor dem zweiten nördlichen Mittelschiffpfeiler stehende Wolfgangsaltar kam mit seinem astwerkähnlichen Fries der phantasievollen Zusammenfügung von Fischblasen- und Paßformen in dieser Galerie noch am nächsten (Abb. 16)<sup>216</sup>.

Die neugotische Emporenbekrönung an der Westwand ist der einzige Teil der im 19. Jahrhundert angebrachten Ergänzungen, für den sich ein mögliches Vorbild finden läßt: die kronenartigen Abschlüsse der seitlichen Treppentürmchen, die aus kielbogigen, maßwerkgefüllten „Fenster“-Öffnungen zwischen fialenbesetzten Ecksäulchen bestehen, erinnern an den von Heideloff veröffentlichten „Chor im Lorenzer Pfarrhof zu Nürnberg“ (Abb. 15)<sup>217</sup>. Hätte Heideloffs Stich wirklich als Vorlage gedient, so wäre dies ein Beweis, wie frei man zu dieser Zeit noch mittelalterliche Vorbilder abzuwandeln verstand. Daß die dogmatische Neugotik noch fern war — trotz der kritischen Äußerungen eines Stieglitz zu dem größtenteils aus der „Verfallszeit“ stammenden Regensburger Dom — zeigt auch die unbedenkliche Gegenüberstellung von Kielbogen und Spitzbogen, Fischblasen und strengen Paßformen. Hier wurde das Streben nach absoluter „Stilreinheit“ durch die noch unvollkommene Kenntnis der gotischen Bauformen und ihrer zeitlichen Abfolge wohlthuend gemildert.

Vor einer genaueren Betrachtung der im Zuge der Domrestauration ergänzten Konsolfiguren an der Südwand und der großen, von König Ludwig I. gestifteten

<sup>213</sup> KM, Domkirche in Regensburg (1826—39), Brief Schwäbls an Innenminister Abel, 22. 2. 1839; Schwäbl machte geltend, daß der Altar die Stiftung eines seiner Vorgänger sei, sein Verkauf also pietätlos wäre; auch solle man ihn des hohen Materialwerts wegen behalten. S. auch Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 254—55.

<sup>214</sup> Amberg, KdI 14291, Brief des Innenministeriums an die Kreisregierung, 22. 9. 1839.

<sup>215</sup> Zumindest erscheinen diese Balustraden im Nordchor bei Popp/Bülau, Heft III (1834), Bl. 1, auf einem Querschnitt durch das Querschiff des Doms (nach Osten). Das Stichwerk ist allerdings nicht immer zuverlässig.

<sup>216</sup> Daß man den gotischen Ziborienaltären im übrigen keine allzu große Bedeutung beimaß, zeigt die mangelnde Sorgfalt, mit der man beim Abbruch dieser Altäre und anderer Ausstattungsstücke zuwege ging; immerhin wurde dabei einer der mittelalterlichen Baldachinaltäre zerstört, andere beschädigt (Grueber, Der Dom zu Regensburg (1843/44), 2; Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 251 und Anm. 135).

<sup>217</sup> Pl. 15 in „Nürnbergs Baudenkmale der Vorzeit oder Musterbuch der altdtsch. Baukunst“ (1838); die hier gezeigte Abb. ist einer undat. späteren Auflage entnommen. Vgl. Abb. 11 in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976).



Glasmalereien scheint es sinnvoll, die schon zitierte Äußerung Boisserées noch etwas weiter zu verfolgen:

„Uns, die wir die Werke aller Zeiten zum Muster, und bei einer ausgebildeten Technik die schönsten, vielgeübten Talente zu Gebot haben, liegt es ob, wenn wir Kirchen in alt-deutschem Styl fortbauen oder neu aufführen, daß wir sie mit Bildhauereien und Malereien ausstatten, *die dem Geist und dem Charakter nach dem Besten entsprechen, was unsere frommen Vorfahren in der Darstellung heiliger, ernster Gegenstände geleistet haben, in Verhältnis und Zeichnung aber alle Forderungen einer naturgemäßen Behandlung befriedigen*“<sup>218</sup>.

Eine Bildnerei, die zwar im innig-frommen Ausdruck der Figuren dem „Geist der Vorfahren“ entspricht, in Proportion und Darstellungsweise aber vom fortgeschrittenen Naturstudium Gebrauch macht: diese Forderung Boisserées ist die denkbar treffendste Definition des nazarenischen Kunstideals. Eine unterschiedliche Wertschätzung von gotischer Architektur und mittelalterlicher Bildkunst bedeutete aber auch eine Differenzierung des bei Restaurationen angestrebten Ziels der „Stilreinheit“. War man bei allem, was das Architektonische betraf, auf genaue Nachbildung gotischer Bauformen bedacht — wenn dies auch im einzelnen nicht immer gelang, so wurde Stiltreue in der Bildnerei nicht in gleichem Maße angestrebt. Erst Malerei und Plastik des 15. Jahrhunderts hatten in den Augen der Brüder Boisserée, aber auch anderer Zeitgenossen, jene ideale Verbindung von gemütvoller Ausdruck und Naturnähe erreicht, der es nachzueifern galt. Die Bildkunst der Gegenwart, so glaubte man, müsse den noch unvollkommenen „Versuchen“ des frühen und hohen Mittelalters überlegen sein, weil sie sich auf jene späteren Vorbilder stützen könne. Man trage deshalb zur „Verbesserung“ mittelalterlicher Bauten bei, wenn man sie mit Bildwerken einer „fortgeschrittenen“ Entwicklungsstufe ausstatte. Dieser Fortschrittsglaube resultierte in einer Zeitverschiebung der Vorbilder für gotische Architektur und deren Ausstattung: während man sich z. B. bei Kirchenrestaurationen und -Vollendungen mehr und mehr auf die Hochgotik des 13. und frühen 14. Jahrhunderts festlegte, orientierte man sich in der Plastik allenfalls an einem „klassizistisch verstandenen weichen Stil“<sup>219</sup>, in der Malerei an „Altdeutschen“ wie Stephan Lochner und an den Italienern und Niederländern des 15. und frühen 16. Jahrhunderts.

Es kann nach alldem nicht verwundern, daß diese nazarenische Richtung auch bei der Restauration des Regensburger Doms in Erscheinung trat. Hier sind die 1837 neugeschaffenen Konsolfiguren der Blendarkaden im Südseitenschiff zu nennen, vor allem aber die von Ludwig I. gestifteten Glasmalereien.

Die Konsolfiguren waren bis auf wenige Ausnahmen in nachmittelalterlicher Zeit abgeschlagen worden, weil sie die Anbringung von Epitaphien an der Südwand behinderten. Es scheint lohnend, eines der erhaltenen alten Figürchen mit einer der Neuschöpfungen aus dem 19. Jahrhundert zu vergleichen und dabei die Unterschiede aufzuzeigen. Hierfür bieten sich zwei nebeneinander befindliche Konsolen im fünften Seitenschiffjoch von Westen an. Die östliche stammt aus der Erbauungszeit und dürfte der zweiten Bauphase zugehören (Abb. 17)<sup>220</sup>; die westliche ist eine Ergänzung von 1837 (Abb. 18). Schon auf den ersten Blick ist erkenn-

<sup>218</sup> Wie Anm. 204; Hervorhebungen vom Verf.

<sup>219</sup> Bloch, Kölner Skulpturen, 254.

<sup>220</sup> Die Figur ist abgebildet bei Popp/Bülow, Heft VIII (1839) Bl. 4, allerdings an falscher Stelle (neben der Tür in der Außenwand des Südhors). Die Vorzeichnung zu diesem Blatt dürfte noch vor der Erneuerung der Konsolfig. entstanden sein.



bar, daß der Künstler des 19. Jahrhunderts bemüht war, die Stellung der Figur dem mittelalterlichen Gegenüber anzugleichen. Er übernahm die seitwärts gedrehte, wie unter der Last der Arkade gebeugte Haltung und richtete die Figur zudem symmetrisch auf ihr benachbartes Vorbild aus. Doch während sich bei der gotischen Tragfigur die Position der Glieder sichtlich mehr nach der Blockform des vorgegebenen Hausteinquaders richtet als nach anatomischen Notwendigkeiten, zeigt ihr jüngeres Pendant eine frei bewegte, „natürliche“ Pose. Die innere Spannung und Lebendigkeit aber, die der mittelalterliche Steinmetz gerade aus dem Kontrast zwischen gewaltsam verdrehter Körperhaltung und liebevoll lächelndem Gesichtsausdruck zu entwickeln verstand, konnte der Künstler des 19. Jahrhunderts nicht erreichen. Seine Figur ist „geglättet“ und idealisiert, der Kopf plastischer durchgeformt, das Haar weniger schematisch gebildet als bei dem mittelalterlichen Gegenstück, der Faltenwurf des Gewandes ins Fließend-Schönlinige umgedeutet. Der Gesamteindruck aber bleibt seltsam spannungs- und ausdruckslos. Nicht zu bestreiten ist dagegen die dekorative Wirkung. Ähnliches läßt sich von den meisten Konsolfiguren des 19. Jahrhunderts im Dom sagen.

Den noch vor der Purifizierung des Doms eingesetzten Glasmalereien kommt nicht nur künstlerische, sondern vor allem auch historische Bedeutung zu; handelt es sich doch um die ersten monumentalen Leistungen dieser im 19. Jahrhundert wiederbelebten Kunst. Großen Anteil an der Wiedereinführung der Glasmalerei hatte König Ludwig I., der eine eigene Glasmalereiabteilung an der Nymphenburger Porzellanmanufaktur einrichtete und durch große Aufträge finanzierte<sup>221</sup>. Die ersten, 1828 vollendeten Fenster für die Westwand des Regensburger Doms, die noch „unvollkommen“ und zu blaustichig gewesen sein sollen<sup>222</sup>, haben sich nicht erhalten<sup>223</sup>. Vorhanden sind dagegen noch die beiden nächsten, in den Turmhallen eingesetzten „Glasgemälde“<sup>224</sup>. Sie orientieren sich, wie die Bezeichnung sagt, nicht an den mittelalterlichen Glasmalereien des Regensburger Doms, sondern offensichtlich am Tafelbild. Daß auch hierbei das nazarenische Kunstideal die Grundlage bildete, beweist eine zeitgenössische Beschreibung des Südturmfensters, das Szenen aus dem Leben Johannes' des Täufers zeigt: Es handle sich hier, schrieb Ludwig Schorn, um „keine schülerhafte Nachahmung alter Werke“, sondern um

„die Einfachheit der alten Art verbunden mit der Korrektheit und Schönheit der Zeichnung und des Pinsels, die man von der jetzigen Zeit verlangen kann, so daß das Werk zwar im Einklang mit den alten [Fenstern], an Kunstverdienst aber ein ganz eigenthümliches ist“<sup>225</sup>.

<sup>221</sup> S. Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 241—44.

<sup>222</sup> Ludwig I. beschloß schon bald, sie durch „bessere“ zu ersetzen: GHAM, Nachl. Ludw. I., 89/2, Brief Gärtners, 27. 10. 1830. Schenk berichtete 1835, der Kronprinz v. Preussen habe bei einem Besuch des Doms „den blauen Ton des großen Mittelfensters . . . nicht störend“ gefunden: Spindler, Schenkbriege, 264, Brief vom 22. 8. 1835.

<sup>223</sup> Die Fenster wurden 1860 der Frauenkirche in Nürnberg geschenkt, wo sie im Michaelschörrchen eingesetzt wurden (im 2. Weltkrieg zerstört). S. Korrespondenz in: BZA/BDK, Alte Registratur II/2, Glasgemälde-Fenster; s. auch A. Essenwein, Der Bildschmuck der Liebfrauenkirche zu Nürnberg (Nürnberg 1881), 19; ein Exemplar in der Bibliothek des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg, Inv. Nr. 7977 (frdl. Hinweis von Dr. M. Brix).

<sup>224</sup> Vgl. Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 242—43 S. Abb. 52 im gleichen Bd.

<sup>225</sup> Schorn in: Kunstblatt, 13. Jg. (1832), 101; Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 243.



Betrachtet man das 1828/29 entstandene, dreiteilige Glasbild in der nördlichen Turmhalle, so erhält man einen Eindruck, wie weit die Umsetzung nazarenischer Historienmalerei in das Medium Glas ging. Der mittlere Teil des nach Kartons von Christoph Ruben und Carl Schorn gefertigten Fensters zeigt die Anbetung der Könige, darunter Prophetenbüsten in Medaillons. Die Seitenflügel sind Verkündigung und Darstellung im Tempel gewidmet. Gotische Phantasiearchitekturen umrahmen die einzelnen Szenen; in den seitlichen Fenstern enthalten sie Grisaillefigürchen von Aposteln. Auffallend ist zunächst die betont räumliche Darstellung unter Einsatz von Perspektive und landschaftlichen Hintergründen und die sorgfältige Wiedergabe von „Luft“ und Wolken. Die Komposition, vor allem des Mittelteils, mutet sehr „italienisch“ an; die von einem Brokatvorhang hinterfangene thronende Madonna geht auf venezianische Vorbilder zurück. Besonders bei den Kopftypen der weiblichen bzw. der Engelsfiguren zeigt sich eine enge Anlehnung an die italienische Renaissancemalerei um 1500, vor allem eines Raffael. Für die männlichen Gestalten scheinen dagegen niederländische Vorbilder maßgebend.

Insgesamt sind diese frühen Zeugnisse der Glasmalerei des 19. Jahrhunderts als bedeutende künstlerische Leistungen der nazarenischen Schule zu werten, sowohl was die Harmonie der Farben, als auch was die Komposition und die Feinheit der Ausführung angeht. Die später entstandenen Fenster des Regensburger Doms, von denen sich nur das in der mittleren Westwand — anstelle des ersten Versuchs von 1828 — eingesetzte erhalten hat, glichen sich zwar in der Komposition stärker an mittelalterliche Vorbilder an, erreichten aber wegen der schreienden Farbigkeit und allzugroßen Transparenz der verwendeten Hüttengläser keine vergleichbare Wirkung<sup>226</sup>.

## 6. Historische Wurzeln

Es ist in dieser Arbeit schon mehrfach versucht worden, klarzulegen, daß sich in der Gotikauffassung des 19. Jahrhunderts eine rational-„klassizistische“ und eine irrational-„romantische“ Komponente unterscheiden lassen. Es wurde auch versucht, deutlich zu machen, daß das klassizistische Moment vor allem den formalen Aspekt der Neugotik bestimmte, das romantische dagegen mehr die geistigen Grundlagen, d. h. die vielfältigen historischen, nationalen und kirchlichen Assoziationen, lieferte. An der Restauration des Regensburger Doms läßt sich — wie andere vergleichbare „Restaurationen“ und „Purificationen“ zeigen, wohl beispielhaft — nachweisen, wie eng, aber auch wie widersprüchlich die beiden Komponenten der Gotikrezeption zusammenwirken konnten. So bestimmte der Klassizismus das überschaubare, aber auch leer und kahl erscheinende Raumbild; die Romantik erschuf dagegen die Ideenwelt, mit der sich für die Zeitgenossen die Leere füllte. In der Romantik liegen aber auch die Voraussetzungen für die neue Glasmalerei, und zwar für ihre Ikonologie ebenso wie für die intensivierte „magische Beleuchtung“ des Kirchenraums.

<sup>226</sup> Die Fenster im Querhaus u. im Nordchor wurden im 2. Weltkrieg zerstört; zwei farbige Gouache-Entwürfe v. Georg Fortner für die „Schlüsselübergabe an Petrus“ im Südquerhaus und für die „Patrona Bavariae“ im Nordquerhaus im Museum der Stadt Regensburg, Inv. Nr. G 1964/37 a, b; vgl. Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 242.



Auch die Dombeschreibung Wiebekings, die, in sich widersprüchlich, aber doch überwiegend vom klassizistischen Standpunkt aus verfaßt, die Restauration des Doms vorwegnahm, ist mehrfach zitiert worden. Eine Besonderheit von Wiebeking's Aussagen zur Gotik in der „Bürgerlichen Baukunde“ liegt jedoch darin, daß er die Namen zweier Architekturtheoretiker nennt, von denen seine Auffassung des „deutschen Stylls“ sich herleitet: Laugier und Milizia<sup>227</sup>. Dadurch ergibt sich die Gelegenheit, die Grundlagen der klassizistischen Komponente des „Restaurationsfiebers“<sup>228</sup> ins 18. Jahrhundert zurückzuverfolgen.

Abbé Laugier (1713—69), Jesuitenpater und später Benediktinermönch, war Verfasser zweier für die Architekturtheorie des französischen Louis-Seize-Klassizismus sehr einflußreicher Schriften: des „Essai sur l'architecture“ (Paris 1753) und der „Observations sur l'architecture“ (Paris 1765). Es kann nicht Aufgabe dieser Arbeit sein, Laugier's Architekturauffassung in allen Einzelheiten zu analysieren, zumal dies durch Wolfgang Herrmann bereits in vorbildlicher Weise geleistet wurde<sup>229</sup>. Hier muß es genügen, Laugiers Äußerungen zur Gotik etwas näher zu beleuchten. Vorausgeschickt sei noch, daß der von Wiebeking gleichfalls genannte Francesco Milizia (1725—98), italienischer Architekturkritiker der klassizistischen Richtung, die Aussagen zur gotischen Baukunst in seinem bedeutendsten Werk „Principii di Architettura“ (Finale 1781) weitgehend von Laugier übernommen hat, so daß sich eine gesonderte Betrachtung erübrigt<sup>230</sup>.

Die genannten Schriften Laugier's und Milizia's waren in Deutschland wohlbekannt. Schon 1756 war eine deutsche Ausgabe des „Essai“ erschienen; 1758 folgte eine — allerdings sehr mangelhafte — Übersetzung der zweiten Ausgabe von 1755<sup>231</sup>. Laugier's „Observations“ lagen 1768 in deutscher Übersetzung vor<sup>232</sup>. Milizias Werk wurde 1784—87 unter dem Titel „Grundsätze der bürgerlichen Baukunst“ deutsch herausgegeben<sup>233</sup>. Eine überarbeitete Fassung dieser ersten Übertragung legte Stieglitz 1824 vor<sup>234</sup>. Zitate aus den Schriften Laugier's und Milizia's finden sich häufig in der deutschen Kunstliteratur des späteren 18. Jahrhunderts. Als ein Beispiel ist Goethe's Aufsatz „Von deutscher Baukunst“ anzuführen; denn der vielzitierte Ausfall gegen den „neufranzösischen philosophierenden Kenner“ richtet sich gegen Laugier<sup>235</sup>.

Dieser hatte sich in seinem „Essai sur l'architecture“ zum Ziel gesetzt, die Baukunst auf ein Fundament „unumstößlicher Grundsätze“ zu stellen, das zuver-

<sup>227</sup> Wiebeking, Bürgerliche Baukunde 1, 81.

<sup>228</sup> S. den gleichnamigen Aufsatz von W. Lübke (?) in der Allgemeinen Zeitung, 12. 12. 1861, abgedr. bei N. Knopp, Die Restaurierung der Münchner Frauenkirche im 19. Jahrhundert, in: Festschrift für Luitpold Dussler (1972), 428—32.

<sup>229</sup> Laugier and Eighteenth Century French Theory (1962).

<sup>230</sup> Für eine Analyse der „Principii“ s. E. M. Arntzen, A Study of Principii di Architettura Civile by Francesco Milizia, Diss. Columbia University 1970 (University Microfilms, Ann Arbor, Michigan).

<sup>231</sup> Des P. Laugier eines Jesuiten Versuch in der Baukunst. Neue Ausgabe, genau übersehen, verbessert, und mit einem Wörterbuche der darinnen befindlichen Kunstwörter . . . (Frankfurt/Leipzig 1758).

<sup>232</sup> Des Abtes Laugier neue Anmerkungen über die Baukunst . . . (Übs. von J. J. Voldkmann), Leipzig 1768.

<sup>233</sup> Übs. gleichfalls von J. J. Voldkmann.

<sup>234</sup> Grundsätze der bürgerlichen Baukunst, durchgesehen und mit Anmerkungen begleitet (Leipzig 1824).

<sup>235</sup> Zur Rezeption des „Essai“ in Deutschland s. Herrmann, Laugier, 184—90.



lässige Werturteile ermöglichen sollte<sup>236</sup>. Bisher hätten die Architekten, so Laugier, ihre Regeln nur aus dem Studium älterer Bauwerke bezogen und dabei, eben weil es ihnen an Prinzipien fehlte, neben den „Schönheiten“ auch die „Fehler“ übernommen<sup>237</sup>. Die „unumstößlichen Grundsätze“ Laugiers fußten auf der Vernunft, bzw. auf der „bloßen Natur“. Da er die Baukunst insgesamt von der Urhütte ableiten wollte, die nur aus vier Pfosten, ebensovielen Querbalken und einem darauf ruhenden Giebedach bestanden habe, erblickte er in den drei Elementen Säule, Gebälk und Giebel das „Wesentliche“ der Architektur. Andere, aufgrund klimatischer Bedingungen und anderer Notwendigkeiten eingeführte Elemente wie Wände, Fenster und Türen seien zu dulden, sollten aber möglichst zurückhaltend gestaltet werden<sup>238</sup>. Alles aber, was seine Entstehung nur der Laune und der spielerischen Phantasie verdanke, sei zu verwerfen; in den Worten der deutschen Übersetzung von 1755: „Man darf niemals nichts an einem Gebäude anbringen, davon man nicht eine gründliche Ursach angeben kann“<sup>239</sup>. Da Laugier die Säulenordnungen — zunächst im Widerspruch zu seinen Zeitgenossen — nicht als Schmuck, sondern als konstituierende Elemente der Architektur betrachtete<sup>240</sup> und sie folglich „rein“ angewendet wissen wollte, mußte ihm die Baukunst seiner eigenen Zeit, insbesondere das Rokoko, als Inbegriff aller Verstöße gegen die Gesetze der „guten“ Architektur erscheinen. Er verurteilte nicht nur jede Verbindung von Säule und Wand, also Pilaster, Wandsäulen etc., sondern auch verkröpfte Gebälke, geschwungene Gesimse, Segmentgiebel und Voluten<sup>241</sup>. Sein Ziel war, die Baukunst dahin zu bringen, daß stets „schlicht und natürlich“ verfahren und alles „Gekünstelte“ und „Gezwungene“ vermieden werde<sup>242</sup>. So warnte er, daß eine zu reichliche Verwendung von Skulpturen „Verwirrung“ stiften müsse<sup>243</sup>, wandte sich gegen Statuennischen und andere Sünden wider die „simplicité“ der guten Baukunst. Verwirrung und Unordnung, mit anderen Worten Unnatürlichkeit und Irrationalität war es, was Laugier dem Spätbarock und Rokoko vorwerfen mußte.

Welche Vorzüge aber konnte ein Klassizist und Rationalist wie Laugier in der gotischen Architektur entdecken? Die eben dargelegten Grundsätze machen deutlich, daß ihn das Vielgestaltige und der ornamentale Reichtum der Gotik eher abstoßen mußten; Laugier äußerte sich auch in diesem Sinn in einer stark an Vasari angelehnten Passage des „Essai“<sup>244</sup>. Ebenso wenig konnte freilich die gotische „Ordnung“ seine volle Zustimmung finden, weil er die runde Säule als einzig zulässige Form der Stütze betrachtete, die gotischen Pfeiler folglich ablehnen mußte<sup>245</sup>. Was Laugier trotz dieser „Fehler“ an der Gotik bewunderte, war ihre Leichtigkeit, die Weiträumigkeit und die „majestätische“ Wirkung ihrer

<sup>236</sup> Laugier, Essai; „Vorrede“ der deutschen Ausgabe (1758), [6].

<sup>237</sup> Laugier, Essai; „Vorrede“ der deutschen Ausgabe (1758), [4].

<sup>238</sup> Laugier, Essai (1755), 8—11; deutsche Ausgabe (1758), 8—11, 49.

<sup>239</sup> Laugier, Essai (1755), 34; deutsche Ausgabe (1758), 28.

<sup>240</sup> Herrmann, Laugier, 22.

<sup>241</sup> Laugier, Essai (1755), 13—28, 29—34, 35—38; deutsche Ausgabe (1758), 13—28, 29—31.

<sup>242</sup> Laugier, Essai (1755), 56; deutsche Ausgabe (1758), 47.

<sup>243</sup> Laugier, Essai (1755), 69—70; deutsche Ausgabe (1758), 58—59, im Zusammenhang mit den Säulenordnungen.

<sup>244</sup> Laugier, Essai (1755), 3—4; deutsche Ausgabe (1758), 4.

<sup>245</sup> Laugier, Observations (1765), 255; Volckmann-Übersetzung (1768), 181.



Kirchenräume. Damit verband sich naturgemäß die Wertschätzung der gotischen Baukonstruktion, die es erlaubte, solche hohen Räume mit ihren weitgespannten dünnwandigen Gewölben zu errichten<sup>246</sup>. Im Hinblick auf die Gotikauffassung eines Wiebeking und die aus ähnlichem Geist erwachsenen Kirchenrestaurationen des 19. Jahrhunderts ist bemerkenswert, daß sich die dabei beobachtete Konzentration auf den Innenraum schon bei Laugier findet<sup>247</sup>. In seinen „Observations sur l'architecture“ widmete er gar ein ganzes Kapitel der inneren Einrichtung gotischer Kirchen<sup>248</sup>. Das weit geringere Interesse Laugiers am Außenbau dieser Kirchen ist einfach zu erklären: die Außenansicht einer gotischen Kathedrale zeigte die von ihm geschmähte Unübersichtlichkeit und Formenvielfalt in weit stärkerem Maß als der Innenraum, der dem Prinzip der „simplicité“ durchaus entsprach — wenn man die Ausstattung entfernte bzw. „verschönerte“. In diesem Zusammenhang ist es aufschlußreich, die Einschätzung des gotischen Kirchenraums bei Laugier den Äußerungen Wiebeking's, aber auch den bei der Restauration des Regensburger Doms ergriffenen Maßnahmen gegenüberzustellen.

Laugier bezeichnete es als besonderen Vorzug gotischer Kirchen, daß sie — im Gegensatz zu neueren Sakralbauten wie z. B. St. Peter in Rom — größer wirkten als sie tatsächlich seien. So erwecke das Kirchenschiff durch die große Zahl eng stehender Stützen den Eindruck einer „erstaunlichen Tiefe“<sup>249</sup>; die Zusammenfassung von Wand und Gewölbe durch die Dienste lasse den Raum gleichzeitig außerordentlich hoch erscheinen — anders als bei den Kirchen des Barock, wo die Höhenentwicklung durch ausladende Gebälke unterbrochen werde<sup>250</sup>. In diesen Aussagen Laugier's liegt wahrscheinlich die Erklärung für Wiebeking's seltsamen Versuch, in den sehr breit und kurz proportionierten Regensburger Dom eine „große Länge“ hineinzusehen: die „anerkannten“ Vorzüge des gotischen Baustils durften auch in Regensburg nicht fehlen.

Noch aufschlußreicher sind jedoch die in den „Observations sur l'architecture“ enthaltenen Anweisungen Laugiers für die Ausstattung gotischer Kirchen<sup>251</sup>. Der französische Theoretiker ging auch hier von allgemeinen Grundsätzen aus, die er bereits in seinem „Essai“ dargelegt hatte. Diese Grundsätze decken sich, zumal in den Worten der deutschen Übersetzung von 1758, aufs Genaueste mit den im 19. Jahrhundert immer wieder gehörten Forderungen. Es entspreche durchaus der Bestimmung eines Gotteshauses, wenn es prächtig geschmückt sei; doch dürfe darin nichts „Überflüssiges“ oder „Unschickliches“ sein: „Es gehört in eine Kirche nichts als was schlecht, männlich, ernsthaft, nichts das die Andacht stören könne, nichts das nichts beiträgt, derselben Eifer zu unterhalten und anzufeuern“<sup>252</sup>. Nach einem Vorschlag für die angemessene Gestaltung des Hochaltars folgt dann eine vernichtende Kritik barocker Altaraufbauten, die fast wörtlich bei Wiebeking wiederzufinden ist: Laugier spricht von den „lächerlichen Einfassungen“ der Altäre,

<sup>246</sup> S. die „7. Abteilung“ der Observations, Volkmann-Übersetzung (1768), bes. 200—211; Observations (1765), 283—99.

<sup>247</sup> Vgl. Herrmann, Laugier, 189, Anm. 69.

<sup>248</sup> „De la difficulté de décorer les Eglises gothiques“, französische Ausgabe (1765), 129—51; Volkmann-Übersetzung (1768), 92—109.

<sup>249</sup> „une profondeur si frappante“, Observations (1765), 55.

<sup>250</sup> Laugier, Observations (1765), 115—116; Volkmann-Übersetzung (1768), 82—83.

<sup>251</sup> Wie Anm. 249.

<sup>252</sup> Laugier, Essai (1755), 156; deutsche Ausgabe (1758), 131.



„die von unangenehmen Säulen, Bilderblinden, Giebeln, Laub- und Blumenwerken, Statuen, hier und da gemachte Säulenfüße ohne Ordnung und ohne Riß: Einfassungen, die weit gefehlet, als daß sie mit der Baukunst der Kirche ein ganzes ausmachen sollten, die nur dazu dienen, dasselbe zu verbergen, zu unterbrechen, darinn Verwirrung und Unordnung zu erregen“ <sup>253</sup>.

Gilt das Verdikt hier der Altarbaukunst des Barock, so trifft es in dem genannten Kapitel der „Observations“ auch die „abgeschmackten Zierrathen, welche der verderbte Geschmack des 14. und 15. Jahrhunderts“ an diese Kirchen „verschwendet“ habe <sup>254</sup>. Die Ausstattung, so urteilte Laugier, habe sich dem „System“ der Architektur unterzuordnen. Die Schwierigkeiten, gotische Kirchen einzurichten, bestehe nun darin, daß für dieses Architektursystem eine Reduzierung der Wand bei gleichzeitiger Vervielfachung der „Durchbrechungen“ kennzeichnend sei:

„Diese stellen dem Auge ein wunderliches Gemische (une bizarrerie) und eine Menge von Abwechslungen (variété d'aspects) dar, wodurch es auf eine angenehme Art beschäftigt wird, und einen reizenden Anblick vor sich sieht. Wollte man dies verhindern, so benähme man den gothischen Kirchen ihre größten Vorzüge, und ihre Schönheit würde verschwinden.

Diesen Fehler beging man in den Jahrhunderten, wo noch ein ungebildeter Geschmack herrschte . . .“ <sup>255</sup>.

Man vergleiche mit dieser Passage den bei Wiebeking, aber auch bei Schenk und anderen für die Restauration des Regensburger Doms Verantwortlichen ständig wiederholten Hinweis auf die „bewunderswürdige Mannigfaltigkeit der Durchsichten“, die es durch Entfernung der Ausstattung wiederzugewinnen gelte, auf die Großartigkeit der „Perspektive“, die nicht unterbrochen werden dürfe!

Laugier schilderte dann im einzelnen die „Fehler“ der gotischen Kirchenausstattungen: ein Lettner behindere die Choransicht; im Chor selbst seien die Seiten durch „ungestaltetes Chorgestühl mit hohen Lehnen“ verstellt, der Chorschluß durch den Hochaltaraufbau verdeckt <sup>256</sup>. Nach dieser Gegenüberstellung der „Vorzüge“ der gotischen Kirchenarchitektur und der „Fehler“ ihrer Ausstattung war die Schlußfolgerung naheliegend:

„ . . . bey der Verzierung einer gothischen Kirche soll man alles, was sich thun läßt, berichtigen, und verschönern, hingegen für die alte Architektur eine gewisse Achtung hegen, und solche so viel ins Licht stellen als möglich ist“ <sup>257</sup>.

Dieses „Ins-Licht-stellen“ bedeutete aber nichts anderes als Freistellung und Sichtbarmachen der Architekturglieder. Dies galt insbesondere für die Pfeiler in Mittelschiff und Chor, hatte Laugier doch an anderer Stelle und in ähnlichem Zusammenhang geäußert, die „größte Schönheit der Säule“ beruhe darauf, „daß sie von allen Seiten frey steht“; diesem Grundprinzip müsse „folglich alles aufgeopfert werden“ <sup>258</sup>. Deshalb empfahl Laugier als ersten Schritt zur „Verschönerung“ eines gotischen Kirchenraums:

<sup>253</sup> Laugier, Essai; deutsche Ausgabe (1758), 175; Hervorhebungen vom Verf.; vgl. Essai (1755), 196.

<sup>254</sup> Laugier, Observations (1765), 130; Voldmann-Übersetzung (1768), 93.

<sup>255</sup> Voldmann-Übersetzung (1768), 92; vgl. Observations (1765), 129—30.

<sup>256</sup> Laugier, Observations (1765), 130—31; Voldmann-Übersetzung (1768), 93—94.

<sup>257</sup> Voldmann-Übersetzung (1768), 98; vgl. Observations (1765), 136.

<sup>258</sup> Laugier, Observations (1765), 125; Voldmann-Übersetzung (1768), 89.



„Schafft zuerst alles hinaus, was die reizvolle Vielfalt der Ansichten behindert und verdunkelt. Zerstört all die falschen Verzierungen, die die Wände überladen und die Öffnungen verstellen . . .“ <sup>259</sup>.

Angesichts der zahlreichen „Fehler“ gotischer Kirchengestaltungen empfand Laugier es als lobenswert, daß man endlich begonnen habe, diesem Übel abzu-  
helfen:

„ . . . man suchte in den gothischen Kirchen, anstatt der lächerlichen getändelten Zier-  
rathen, welche sie verunstalteten, andere von besserm und reinerm Geschmacke anzubrin-  
gen“ <sup>260</sup>.

Das Ergebnis dieser Bemühungen schien Laugier allerdings nicht immer glück-  
lich, was nicht verwundern kann, wenn man sein zwiespältiges Verhältnis zur  
Kunst des Spätbarock in Betracht zieht. So kritisierte er an der Umgestaltung des  
Chors von Notre-Dame in Paris (1699—1715 durch Jules Hardouin-Mansart und  
Robert de Cotte), daß man hier „in die Fehler der Künstler des 15. Jahrhunderts  
gefallen“ sei: man habe die Ausstattung zwar dem Zeitgeschmack angeglichen,  
aber nicht darauf geachtet, daß man die Architektur noch mehr verstellt, die Durch-  
sicht noch mehr behindert habe. Er rügte auch die Anbringung großer Gemälde in  
den Seitenschiffen und im Querhaus, die die Seitenschiffe dunkel und niedrig  
erscheinen ließen und die Dienste verdeckten. Die Kathedrale hätte ohne Bilder  
eine weit bessere Wirkung, wenn diese auch, „blos als Gemälde betrachtet, noch  
so viel Verdienst haben“ <sup>261</sup>.

Diese Sammlung von Zitaten möge genügen, um deutlich zu machen, wie sehr in  
den „Purificationen“ des 19. Jahrhunderts noch der gleiche Geist waltete wie in  
den Schriften des klassizistischen Theoretikers Laugier. Besonders mit der Restau-  
ration des Regensburger Doms ergeben sich auffallende Parallelen:

So ist bereits dargelegt worden, daß die „Restauration“ dieser Kathedrale  
weit mehr „Verschönerung“ als „Wiederherstellung“ war, daß die bauliche  
Sanierung sogar lange Zeit bewußt vernachlässigt wurde. Im Grunde handelte es  
sich hier um die gleiche Anpassung des Kirchenraums an den — klassizistischen —  
Zeitgeschmack, wie sie Laugier forderte. Dahinter stand in beiden Fällen eine ein-  
seitig auf die Architektur gerichtete Auffassungsweise, die sich nicht nur gegen  
eine „stylwidrige“ Ausstattung wandte, sondern gegen jede Art von Ausstattung  
überhaupt, sobald sie die Wirkung der Architektur „beeinträchtigte“. Nur so ist  
z. B. die Entfernung der großen Gemälde aus dem Regensburger Dom zu erklären,  
deren Kunstwert man durchaus anerkannte und denen man später zubilligte, daß  
sie sich in St. Emmeram „sehr gut ausnahmen“ <sup>262</sup>. Nur so erklärt sich auch der  
wenig sorgfältige Umgang mit den mittelalterlichen Ziborienaltären, die man  
zwar als „stilrein“ empfand, aber an ihren Aufstellungsorten nicht dulden konnte.

Laugier war allerdings in seinen Äußerungen „ehrlicher“: er gab zu, daß die  
Gewohnheit, Kirchen mit „Zierrathen“ zu „überladen“, nicht erst der Barock-  
zeit entstammte, sondern schon im Mittelalter gegeben war, während das 19. Jahr-  
hundert sich auf eine „ursprüngliche Einfalt und Reinheit“ der gotischen Kathe-  
drale berief, die es nie gegeben hatte.

<sup>259</sup> Übs. vom Verf.; vgl. *Observations* (1765), 137.

<sup>260</sup> Volkmann-Übersetzung (1768), 94; vgl. *Observations* (1765), 131.

<sup>261</sup> Laugier, *Observations* (1765), 132—34; Volkmann-Übersetzung (1768), 94—96.

<sup>262</sup> Schenk an Galeriedirektor Langer, 29. 10. 1835 (in StBM, Langeriana 17).



Noch eine weitere Parallele zwischen den Äußerungen Laugiers und dem Vorgehen bei der Purifizierung mittelalterlicher Kirchen im 19. Jahrhundert sei erwähnt, weil sie ein bezeichnendes Licht auf die schon im 18. Jahrhundert einsetzende moralische Verurteilung des Barock wirft: die Ablehnung der Aufstellung von Grabdenkmälern im Kirchenraum. In einem Kapitel über „Monumente zur Ehre großer Männer“ schrieb Laugier, es schicke sich nicht, Grabmäler in Kirchen zu setzen, weil der Anstand hier nur Gegenstände der Verehrung zulasse; Grabmäler dienten dagegen der Eitelkeit und beleidigten den heiligen Ort. Deshalb die Forderung:

„Möchte man doch die Kirchen von einem solchen Übelstande reinigen und nicht zulassen, daß ein Gemische von geistlichen und weltlichen Dingen den wahren Gottesdienst in ihren Mauern verunreinigte und verunehrte!“<sup>263</sup>

Man solle die an die Pfeiler „geklebten“ Gedenksteine „entweder ganz vernichten oder ihnen einen schicklichen Ort anweisen“<sup>264</sup>. Man vergleiche damit die schon mehrfach zitierte Festpredigt Melchior Diepenbrocks zur Wiedereröffnung des Regensburger Doms:

„Frei streben die gewaltigen und doch schlanken Pfeiler himmelwärts, nicht mehr verunstaltet durch geschmacklose Grabdenkmale, die die Eitelkeit gleich krüppelhaften Auswüchsen an sie hingeklebt, der es gleich galt, ob sie Gottes Haus verunstaltete, wenn nur ihr Name und Wappen über den modernden Gebeinen ihrer ehemaligen Träger prunkten“<sup>265</sup>.

Die Entfernung der Grabdenkmäler aus dem Regensburger Dom, die der „historistischen“ Haltung der Zeit eigentlich widersprach und auch schon wenige Jahre später lebhaft beklagt wurde, hat demnach neben der ästhetischen — „Reinigung“ der Architektur — auch eine moralische Wurzel. Damit aber zeigt sich erneut, wie sehr mit dem Kampf gegen den „verdorbenen Geschmack“ des Spätbarock und Rokoko auch der Zeitgeist dieser „verderbten“ Epoche getroffen werden sollte. Die Ablehnung dieses Zeitgeists gründete ebenfalls schon im 18. Jahrhundert.

Laugier's Anregungen zur „Verschönerung“ gotischer Kirchen stehen in engem Zusammenhang mit der in Frankreich besonders seit der Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzenden Welle von Neudekorationen, die die meisten der großen Kathedralen erfaßte. Eine dieser Umgestaltungen, die der Kathedrale von Amiens, hat Laugier selbst weitgehend mitbestimmt<sup>266</sup>. Der unmittelbare Einfluß der Schriften Laugiers auf Kirchenrestaurationen außerhalb Frankreichs ist m. W. noch nicht erforscht<sup>267</sup>. Mit Sicherheit ist die von Joh. Friedr. Carl Dauthe 1784—97 durchgeführte Modernisierung der Nikolaikirche in Leipzig von Laugier's „Observations“ abhängig, da die Umwandlung der Pfeiler in kannelierte Säulen, aus

<sup>263</sup> Volkmann-Übersetzung (1768), 168; vgl. Observations (1765), 237.

<sup>264</sup> Laugier, Observations (1765), 238—39; Volkmann-Übersetzung (1768), 169—70.

<sup>265</sup> Diepenbrock, Der Tempelbau Gottes in der Menschheit, 2.

<sup>266</sup> Zu den Kirchen-„Verschönerungen“ in Frankreich s. Herrmann, Laugier, Kap. VI, bes. 91—101; zu Amiens: G. Durand, Monographie de l'église Notre-Dame cathédrale d'Amiens (1901), Kap. VI, 82—102.

<sup>267</sup> Er ließe sich möglicherweise auch für die Restaurationen der Augustiner- und der Minoritenkirche in Wien (seit 1784 durch Hetzendorf) nachweisen. Vgl. H. Tietze, Wiener Gotik im XVIII. Jahrhundert, in: Kunstgeschichtliches Jb. der k. k. Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und Historischen Denkmale III (1909), bes. 175—86.



denen statt Rippen Palmzweige herauswachsen, „wörtlich“ den Anregungen des Kapitels über die „Dekoration gotischer Kirchen“ folgt<sup>268</sup>. Das Beispiel Wiebeking's zeigt jedoch, daß eine Übernahme der Ideen Laugiers nicht unbedingt auch eine Übernahme der von ihm verfochtenen formalen Details bedingte: eine Umwandlung der gotischen Pfeiler in Säulen, wie sie Laugier empfahl<sup>269</sup>, wäre im 19. Jahrhundert nicht mehr denkbar. Die „allgemeinen Grundsätze“ Laugier's lebten jedoch als Bestandteil der klassizistischen Kunsttheorie fort, bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein.

## V. Die „Vollendung“ des Regensburger Doms und ihre Voraussetzungen

### 1. Zeittafel zum Ausbau

- 1828 *Auffindung der beiden mittelalterlichen Originalrisse für die Westfassade („Zweitungplan“, Ende 14. oder 1. Hälfte 15. Jh.; „Einturmplan“, um oder nach 1400).*
- 1836 Regierungspräsident Schenk befürwortet „gotisches Geländer nebst durchbrochener Krone“ als Abschluß der Türme, da vollständiger Ausbau zu kostspielig sei und Gärtner die Tragfähigkeit der Pfeiler bezweifle (25. 8.).  
Neue Turmabschlüsse nie ausgeführt.
- 1852 König Maximilian II. fordert von Regierungspräsident Künsberg Stellungnahme zum Ausbau der Türme an.  
24. 7.: Gutachten Künsbergs  
befürwortet den Ausbau; regt Gründung eines Dombauvereins nach Kölner Vorbild an.
- 1855 September: Zivilbauingenieur *Michael Maurer* (Kreisbaubüro Regensburg) legt im Auftrag des Domkapitels gefertigtes „*Gutachten über den Ausbau des Domes zu Regensburg und die Untersuchung seines nördlichen Thurmes*“ sowie „*Protokoll, abgehalten über Untersuchung des Baugrundes am Dome zu Regensburg, am 22. Juli 1855*“ vor, das den Turmausbau für möglich erachtet.  
Provisorischer Ausbauentwurf (zur Berechnung der Belastung der Turmunterbauten erforderlich) Maurers zugleich mit dem Gutachten entstanden.  
Dompropst Zarbl legt die Unterlagen dem König persönlich vor; dieser fordert „erschöpfendes Gutachten“.
- 1856 Einsetzung einer Kommission zur Überprüfung der Ergebnisse Maurers durch die Oberste Baubehörde, bestehend aus August Voit und Georg Friedrich Ziebland, sowie *Franz Joseph Denzinger* (Zivilbauingenieur am Kreisbaubüro) als Assistent.  
Aufgabe Denzingers: Erarbeitung eines provisorischen Ausbauentwurfs als Grundlage für Berechnung der auftretenden Belastungen; Bauuntersuchungen.
- 1857 Auf Anfrage des abgedankten Königs Ludwig am 1. 10. vorläufiger Bescheid Denzingers:  
Nicht nur Turmvollendung, sondern auch Ausbau der Querschiffgiebel und Errichtung eines Vierungsturms für nötig erachtet;  
Gesamtbauzeit 15 Jahre.  
*Zeichnerischer Entwurf Denzingers (1. Denzingerentwurf)* als Vorlage für das Titelbild von Georg Jakobs Buch „*Die Kunst im Dienste der Kirche*“ (1. Aufl. Regensburg 1857).

<sup>268</sup> Herrmann, Laugier, 186—87.

<sup>269</sup> Laugier, *Observations* (1765), 137—39; Volkmann-Übersetzung (1768), 99—100.

- 1858 8. 1.: Überprüfungscommission für das Gutachten Maurers (Voit und Ziebland) legt ihr Ergebnis vor:  
 Tragfähigkeit der mittelalterlichen Turmunterbauten bestätigt; Verstärkung der Turmpfeilerfundamente im Innern des Doms sowie „Verschlauderung“ der oberen Teile als Voraussetzung für den Ausbau gefordert.  
 Daraufhin Aufforderung ans Domkapitel, Entwürfe und Vorschläge für Bauführung und Finanzierung einzureichen.  
 2. 5.: *Ignatius Senestréy zum Bischof von Regensburg geweiht* (energischer Förderer des Dombaues).  
 20. 9.: Domkapitel beantragt Gründung eines Dombauvereins unter kirchlicher Führung, der folgende Rechte erhalten soll:  
 Sammlung von Geldern; Organisation des Ausbaus; Anstellung eines Dombaumeisters für die technische Leitung der Arbeiten;  
 bekundet gleichzeitig sehr weitgehende Ausbaubabsichten:  
 Vollendung der Türme und Querhausgiebel;  
 Errichtung eines Vierungsturms;  
 Freistellung des Doms an der Nordseite (Abbruch des Eselsturms) sowie „Ausbau“ der Fenster des Nordseitenschiffs;  
 Chorgestühl und neue Altäre für den Innenraum.  
 König Ludwig kündigt Beitrag von 10 000 fl zum Turmausbau an.  
 19. 10.: *Gründung des Dombauvereins genehmigt*  
 30. 11.: Erste Sitzung eines provisorischen Vereinsausschusses.  
 8. 12.: Denzinger vom beschöflichen Ordinariat zum Dombaumeister vorgeschlagen und sein *Ausbauentwurf* (2. *Denzingerentwurf*) eingereicht.  
 15. 12.: *Maurer reicht eigenen Plan ein.*
- 1859 13. 1.: Pläne Denzingers und Maurers im Baukunstauschuß der Obersten Baubehörde behandelt;  
 Maurers Entwurf für besser befunden, doch *August Voit* mit Detailprüfung beauftragt.  
 20. 1.: *Denzinger zum Dombaumeister ernannt* (führt in dieser Eigenschaft gleichzeitig die dem Staat obliegenden Instandsetzungsarbeiten am Dom weiter); *staatliche Oberaufsicht August Voit übertragen.*  
*Voit legt für den Ausbau der Türme eigenen, doch in engster Anlehnung an Maurers Entwurf entstandenen Plan vor, der im Baukunstauschuß angenommen wird.*  
 29. 4.: *König Maximilian II. genehmigt Voits Entwurf als Grundlage für den Ausbau.*  
 14. 7.: Beginn der Sicherungsarbeiten an den Turmfundamenten; gleichzeitig Anfertigung eines Modells begonnen; (auf Betreiben Denzingers kleinere Abänderungen gegenüber Voits Entwurf).  
 Kontroverse zwischen König Ludwig und dem bischöflichen Ordinariat über den Umfang der Ausbaumaßnahmen: Ludwig wünscht Beschränkung auf Vollendung der Türme; droht, nichts weiter zu spenden.
- 1860 28. 5.: *Weihe des ersten Steins zum Hochbau der Türme* in Anwesenheit des Königs. Baubeginn am Südturm:  
 Entfernung des Notdachs; Ersetzung der verwitterten obersten Steinschichten.
- 1861 Vollendung des zum größten Teil noch mittelalterlichen ersten Freigeschoßes am Südturm.
- 1862 Oktogon des Südturms im Bau;  
 am Nordturm Restaurierung des verwitterten oberen Geschoßes begonnen.  
 Bemühungen Denzingers um möglichst selbständige Bauführung; Änderungen am genehmigten Ausbauplan Voits durchgesetzt; schließlich Konflikt zwischen Dombaumeister und staatlicher Oberaufsicht.



- 1863 21. 5.: Rücktritt Voits.  
Nachfolger wird Oberbaurat Herrmann, Referent für das katholische Kultusbauwesen; gute Zusammenarbeit mit Denzinger.  
Nach Zusicherung, daß Vollendung der Türme in weiteren sieben Jahren möglich sei, Zusage König Ludwigs für Jahresbeitrag von 20 000 fl (größter Einzelbeitrag zum Domausbau).  
Trotzdem muß der Dombauverein erstmals Kredit aufnehmen.
- 1864 10. 3.: *Tod König Maximilians II.*  
29. 6.: *Weihe des ersten Steins zum Ausbau des Nordturms.*  
Guter Fortschritt der Arbeiten.
- 1865 *Neuer Entwurf Denzingers (3. Denzingerentwurf)* mit Abweichungen von Voits Ausbauplan vor allem in der Gestaltung der Helme *wird Grundlage für den weiteren Ausbau.*  
Statuen am Oktogon des Südturms aufgestellt (private Stiftungen).  
Einnahmen des Dombauvereins zurückgegangen.
- 1866 Vollendung beider Türme bis zum Helmansatz.  
Infolge der Kriegsereignisse Gerüchte um Einstellung des Dombaues; geringfügiger Rückgang der Dombaupenden; weiterhin Aufnahme von Krediten durch den Dombauverein.
- 1867 Beide Turmhelme im Bau.  
Erste Vorbereitungen für den Ausbau des Querschiffs (Materialbeschaffung für Restaurierung der mittelalterlichen Teile des Südgiebels).  
Weiterer Rückgang der Sammeleinnahmen.  
*Aufriß der Westfront nach dem endgültigen Ausbauentwurf Denzingers auf der Pariser Weltausstellung.*
- 1868 29. 2.: *Tod König Ludwigs I.*  
Nach Erlöschen seines Jahresbeitrags finanzielle Schwierigkeiten des Dombauvereins. Gefahr einer Baustockung zunächst durch Spende König Ludwigs II. genannt.  
Weiterbau an den Turmhelmen;  
Restaurierung des südlichen Querschiffgiebels.
- 1869 11. 2.: Ernennung Denzingers zum Domaumeister in Frankfurt/M.; Arbeiten in Regensburg seitdem von dort aus geleitet.  
29. 6.: *Beide Türme im Außenbau vollendet; feierliche Weihe der Kreuzblumen.*  
7. 9.: Vortrag Denzingers vor der Generalversammlung des Dombauvereins gibt als noch erforderliche Ausbaumaßnahmen an:  
Vollendung des Querhauses;  
Umgestaltung des Eichertürmchens am Westgiebel;  
Aufstellung eines Dachreiters (statt des geplanten, aber zu schweren steinernen Vierungsturms);  
Eindeckung aller Dächer mit polychromen Schiefertafeln;  
Anbringung eines schmiedeeisernen Firstkamms am Hauptdach;  
Ergänzung der Innenausstattung.  
Wachsende Schuldenbelastung des Dombauvereins; weiterer Rückgang der Sammeleinnahmen; Dombaulotterie erwogen und verworfen.  
2. 12.: Domkapitel verfügt Beschränkung der Arbeiten auf Vollendung der inneren Turmgewölbe und des südlichen Querhausgiebels.  
Protest Denzingers, da Material für den nördlichen Querschiffgiebel bereits vorhanden; befürchtet Einstellung der Bauarbeiten. Daraufhin Vorschuß der bischöflichen Administration für den Dombauverein zugesagt.  
Zwei Alternativentwürfe Denzingers für den Nordgiebel des Querschiffs (Abbruch oder Belassung des Eselsturms).

Aufriß der Westfront nach der Pariser Weltausstellung nun auch auf der Münchner Kunstausstellung.

- 1870 Ausbau des Querschiffs in reduzierter Form: Belassung des Eselsturms (damit Verzicht auf Freistellung des Doms an der Nordseite; Vereinfachtes Projekt für einen Dachreiter aus Zink. Finanzmisere des Dombauvereins hemmt die Bauarbeiten.
- 1871 Turmausbau mit Schließung der Oktogongewölbe im wesentlichen abgeschlossen; Querschiffgiebel vollendet; oberes Geschöß des Eselsturms restauriert; Dachreiter aufgestellt.  
Gegen den Willen Denzingers Verzicht auf Umgestaltung des Eicheltürmchens; auch Neuausstattung des Innern nicht mehr finanzierbar.  
30. 10.: *Beschluß des Dombauvereins, den Ausbau einzustellen.*
- 1872 10. 7.: Denzinger übergibt Leitung der dem Staat obliegenden Unterhaltungsarbeiten ans Landbauamt Regensburg.
- 1873 Aufstellung einer in Zink getriebenen Petrusstatue am Dachfirst des Chors.  
*Dombauverein in „ruhende Aktivität“ versetzt.*

Genauere Quellenangaben finden sich in den Kapiteln, die sich mit den verschiedenen Aspekten des Ausbaus befassen.

## 2. Die gegenüber der Domrestauration veränderte Ausgangslage

Schon seit der Auffindung der mittelalterlichen Fassadenrisse 1828 dürfte König Ludwig I. den Wunsch gehegt haben, den Regensburger Dom zu „vollenden“. Doch erst 1852, vier Jahre nach der Abdankung Ludwigs, wurden vorbereitende Maßnahmen ergriffen. Der Grund für die lange Zeitspanne, die zwischen den ersten Bemühungen des Königs und der Aufnahme konkreter Vorarbeiten verstrichen war, ist nicht allein in einem abschlägigen Gutachten Gärtners zu suchen, der die Tragfähigkeit der mittelalterlichen Turmunterbauten bezweifelt hatte. Ursache war vielmehr, daß in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts zwar die ideellen Voraussetzungen für eine Dom-„Vollendung“ gegeben waren, nicht aber die materiellen, d. h. die politischen, finanziellen, künstlerischen und technischen Vorbedingungen.

So hätte ein Ausbau des Regensburger Doms in den dreißiger Jahren bereits an der Finanzierung scheitern müssen. Schon bei der Restauration waren beträchtliche Schwierigkeiten aufgetreten: Bis 1837 hatte das Domkapitel den größten Teil der Kosten für die Purifizierung aus dem ohnehin nicht reich dotierten Kultusfond der Kathedrale bestreiten müssen<sup>1</sup>. Erst als dieser „Domkustoderiefond“ so überschuldet war, daß die kirchliche Stelle mit der Einstellung der Arbeiten drohte, wurden die Fehlbeträge vom Staat übernommen<sup>2</sup>. Der König, der die neuen Glasmalereien stiftete, wäre zu weiteren Zuschüssen aus der Kabinettskasse nicht imstande gewesen. Da auch der staatliche Bauetat ständig überlastet war, hätten sich die für einen Domausbau erforderlichen Summen gar nicht aufbringen lassen. So beschränkte sich auch die Regensburger Bürgerschaft auf rhetorische

<sup>1</sup> Amberg, KdI 14291, Brief der Bauinspektion an die Kreisregierung, 22. 6. 1835, sowie weitere Korrespondenz.

<sup>2</sup> KM, Domkirche in Regensburg (1826—39 u. GHAM, Nachl. Ludwig I., 48/5/31(3, Briefe des Domkapitels, 13. 6. 1837; zur Finanzierung s. Zusammenfassg. in: KM, Domkirche in Regensburg (1826—39), 7. 4. 1839.



Forderungen nach einer „Vollendung“ ihrer Kathedrale, zumal sich die ehemalige Reichsstadt finanziell noch nicht erholt hatte.

Überdies waren Bischof und Domkapitel zu dieser Zeit noch nicht imstande, selbst die Initiative für einen Domausbau zu ergreifen. Die immer noch geschwächte Stellung der Kirche ließ das nicht zu. Wie wenig König und Baubehörden im Grunde bereit waren, der kirchlichen Seite auch nur ein Mitspracherecht einzuräumen, beweisen die Vorgänge bei der Restauration, wo die Wünsche des Bischofs bezüglich der Ausstattung oft nicht berücksichtigt wurden. Das Recht zur Sammlung freiwilliger Beiträge für den Dombau hätte man der Kirchenverwaltung wohl kaum eingeräumt; auch machte das Domkapitel nie einen derartigen Vorschlag.

Ein weiteres Hindernis war die organisatorische und technische Seite des Unternehmens. Da man noch nirgendwo in Deutschland die „Vollendung“ eines so großen mittelalterlichen Bauwerks gewagt hatte, wäre in Regensburg Pionierarbeit zu leisten gewesen; ein undurchführbares Unterfangen, wenn man nur wenige gut ausgebildete Handwerker und keinen mit den schwierigen technischen Problemen vertrauten Architekten zur Verfügung hatte. Auch war die Gotik weder in künstlerischer noch in konstruktiver Hinsicht genügend erforscht, um den Weiterbau zweier statisch bedenklicher, außerdem in Grundriß und Detailformen unterschiedlicher Türme in Angriff zu nehmen.

Etwa zwei Jahrzehnte später hatte sich die Situation grundlegend gewandelt. Augenfälligster Unterschied: In organisatorischer, finanzieller und technischer, aber auch in künstlerischer Hinsicht konnte man sich nun auf ein funktionierendes Modell berufen, nämlich den Kölner Dombau, der seit 1842 im Gang war. Hier hatte sich ein Dombauverein gebildet und als Institution bewährt; eine große Bauhütte war entstanden, die die Tradition des Steinmetzenhandwerks weiterzuführen suchte<sup>3</sup>. Die in Köln gemachten Erfahrungen, durch das „Kölner Domblatt“ ausführlich publiziert und weiten Kreisen bekannt, konnten für ähnliche Unternehmungen verwertet werden. In der Tat war man in Regensburg von Anfang an entschlossen, den Dombau nach Kölner Vorbild zu organisieren<sup>4</sup>.

Vor allem aber hatte sich die Kenntnis der gotischen Bauformen seit den Jahren der Domrestauration bedeutend vertieft. Die systematische Erforschung der Grundprinzipien dieses Baustils hatte zwar schon im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts begonnen, als Sulpiz Boisserée beschloß, durch genaues Studium des Kölner Doms „Ursprung“, „System“ und „Ordnung“ der „altdeutschen“ Baukunst zu ergründen<sup>5</sup>. Den ersten Versuch einer entwicklungsgeschichtlichen Darstellung der mittelalterlichen Architektur am Beispiel detailliert beschriebener und abgebildeter Musterbauten hatte dann Georg Moller mit seinen „Denkmälern der deutschen Baukunst“ unternommen, die seit 1815 erschienen<sup>6</sup>. Neben diesen großen Leistungen, denen sich noch Stieglitz' „Altdeutsche Baukunst“ und einige andere Werke an die Seite stellen lassen, gab es aber auch noch kunsthistorisch so mißglückte Versuche wie Wiebeking's „Bürgerliche Baukunde“. Die Jahre bis 1840 brachten

<sup>3</sup> Neueste Zusammenfassung der Kölner Baugeschichte bei Knorre, Turmvollendungen, Kap. 2, 48—84.

<sup>4</sup> S. das erste Gutachten zum Domausbau von Regierungspräsident Künsberg, 24. 7. 1852, in: Amberg, KdI, Abgabe 49, 16372 (Konzept).

<sup>5</sup> Boisserée, Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln (21842), Vorwort, VI.

<sup>6</sup> Frölich/Sperlich, Georg Moller, 79—97.



jedoch rasche Fortschritte, sowohl was die Erforschung der gotischen Einzelformen als auch, was ihre zeitliche Einordnung betraf. Nun schwoll die Flut von Publikationen über die Baukunst des Mittelalters beträchtlich an. Sie brachte einerseits eine große Zahl von Stichwerken, die den Architekten als Vorlagen dienen konnten, andererseits die ersten zusammenfassenden Darstellungen einer „Kunstgeschichte“ im eigentlichen Sinn. Den Anfang machte 1840 Friedrich Hoffstadt mit seinem „Gothischen ABC Buch“, das die „Grundregeln des gothischen Styls für Künstler und Werkleute“ darlegte, also eine Art Musterbuch sein sollte. 1844 folgte Heideloffs „Bauhütte des Mittelalters in Deutschland“, die neben einer theoretischen Abhandlung über den „Spitzbogen in der Architektur der Alten“ eine Sammlung mittelalterlicher Originaldokumente veröffentlichte, darunter Matthäus Roritzer's „Büchlein von der Fialen Gerechtigkeit“. Die großen kunstgeschichtlichen Handbücher erschienen ebenfalls in rascher Folge: 1841/42 Franz Kuglers „Handbuch der Kunstgeschichte“, ab 1843 Karl Schnaases „Geschichte der bildenen Künste“, 1852 Wilhelm Lübkes „Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst des Mittelalters“, 1855 Lübkes „Geschichte der Architektur“, im gleichen Jahr der erste Band von Kuglers „Geschichte der Baukunst“.

Die fortschreitende wissenschaftliche „Bewältigung“ der Kunststile und ihrer Einordnung in eine zeitlich festgelegte Stilgeschichte zwang auch die Architekten zu immer eingehenderem Studium der Bauformen und zu immer größerer Belesenheit. Hatte man noch die Restauration des Regensburger Doms mit der Forderung nach „Stilreinheit“ begründet, ohne daß dieses Postulat erfüllbar gewesen wäre, so verfügte man jetzt über eine Detailkenntnis, die es ermöglichte, frühgotische, hochgotische und spätgotische Formen zu unterscheiden. Aus diesem Grund konnte sich auch erst jetzt die „dogmatische“, am Formenkanon des späten 13. und frühen 14. Jahrhunderts orientierte Neugotik durchsetzen, die eigentlich schon seit Jahrzehnten von einer klassizistisch beeinflussten Kunsttheorie zur Norm erhoben war. Hinzu kam freilich die ungeheure Publizität des Kölner Dombaus. Gleichzeitig aber machte sich, noch während diese „dogmatische Neugotik“ im Kirchenbau ihren Höhepunkt erreichte, ein Wandel in der Kunstanschauung bemerkbar. Er brachte eine allmähliche Abwendung vom noch klassizistisch bestimmten Ideal des Strengen, Einfachen und Gesetzmäßigen und eine Anerkennung des „Malerischen“ in der Baukunst. 1852 versuchte Franz Kugler in seinen „Fragmenten zur Theorie der Kunst“, dieses „Malerische“ mit Begriffen wie „Bewegung“, „Spannung“ und „Schwingung“ zu umreißen; er kam gleichzeitig zu einer ersten positiven Würdigung des Rokoko als malerische Architektur schlechthin<sup>7</sup>. Diese Umorientierung architektonischer Wertvorstellungen wirkte sich auch auf den Ausbau gotischer Kirchen aus; denn sie ermöglichte erstmals eine positive Beurteilung der Spätgotik unter dem Kriterium des „Malerischen“. Damit wurden Kirchen-„Vollendungen“ in spätgotischen Formen denkbar: die schwierige Frage, wie man einen Torso aus der „schlechten Zeit“ der Gotik in „reineren“ Formen vollenden könne, ohne die stilistische Einheitlichkeit preiszugeben, konnte damit hinfällig werden. Tatsächlich mehrten sich die Stimmen, die bei der Restauration und „Vollendung“ mittelalterlicher Bauten eine unbedingte Anerkennung des alten Bestandes forderten, an die sich der Architekt einer neueren Zeit anzupassen habe<sup>8</sup>.

<sup>7</sup> Erschienen in: Deutsches Kunstblatt (1852), 345—46, 371—73, 387—88, 413.

<sup>8</sup> Z. B. L. V. (Louis Vitet?), Ueber die Reparatur, Restauration, Erhaltung und Vollendung mittelalterlicher Baudenkmäler, in: Allgemeine Bauzeitung, 17. Jg. (1852), 305—75.



Die Planungsgeschichte des Regensburger Domausbaus ist bereits durch den Antagonismus dieser beiden gegensätzlichen Strömungen gekennzeichnet: die „dogmatische“ Partei erstrebte die Annäherung der Kathedrale an einen strengen hochgotischen Stil und wollte die Türme abweichend von der spätgotischen Westfassade zu Ende bauen; die „modernere“, auf absolute Konformität von altem und neuem Bestand bedachte Partei befürwortete dagegen eine Angleichung an das „Bestehende“ in „Form“ und „baulicher Beschaffenheit“<sup>9</sup>. Bezeichnend für das Kräfteverhältnis zwischen den beiden Richtungen ist jedoch, daß sich in der Praxis das hochgotische Stilideal durchsetzte und daß der gleiche Architekt, der für eine spätgotische Lösung eingetreten war, den Dom später in enger Anlehnung an ein „dogmatisches“ Vorbild beendete. Dieser Architekt, Dombaumeister Franz Joseph Denzinger, verkörperte im übrigen aufs vollkommenste den neuen Typus des „gelehrten Architekten“, „der seine Kräfte in den Dienst der historischen Forschung stellt und seine Erfahrungen bei der Wiederherstellung [und Vollendung] alter Bauten verwendet“<sup>10</sup>. Er verfügte in der Dombauhütte über eine umfangreiche Fachbibliothek, die u. a. das „Gothische ABC Buch“ Hoffstadts, fast sämtliche Werke Heideloffs und eine Anzahl der Bücher Wilhelm Lübkes enthielt<sup>11</sup>. Die Fähigkeit, seine Vorlagen originell zu verarbeiten, war Denzinger dagegen nur in geringem Maß gegeben und er strebte sie wohl auch nicht an.

Denzinger war aber auch ein „Ingenieurarchitekt“, dem es aufgrund seiner guten Ausbildung gelang, die Türme des Doms in relativ kurzer Zeit mit den modernsten technischen Mitteln zuendezubauen. Die freistehenden Turmpfeiler im Inneren des Doms wurden stabilisiert, indem man ihre Fundamente ummantelte und mit Mauern gegen die Fundamente der Umfassungsmauern verspannte. Da sich die Pfeiler in Höhe des Triforiums ausgebaucht hatten, sicherte man sie zusätzlich durch Einziehung von Eisenankern. Dasselbe geschah in den oberen mittelalterlichen Geschossen, in denen sich zum Teil Risse gezeigt hatten<sup>12</sup>. Denzinger erwies sich nicht nur als sehr geschickt in der Konstruktion von Gerüsten (Abb. 19)<sup>13</sup>; er ließ auch Baumaschinen eigens für den Dombau anfertigen, darunter z. B. einen Rollwagen für den Materialtransport, der nicht nur auf Schienen, sondern auch auf dem Pflaster vor dem Dom bewegt werden konnte<sup>14</sup>. Bei der Ausführung der neuen Turmhelme vermied er so weit wie irgend möglich die Verwendung der „für Hausteinmauerwerk im Freien gefährlichen Eisenverbindungen“ und richtete sich deshalb bei seinem letzten Entwurf auf eine „gleichmäßige statische Verteilung der offenen und geschlossenen Stellen des Maßwerkes“ ein<sup>15</sup>. Hierbei konnte er sich bereits auf andernorts gemachte Erfahrungen berufen: 1841/42 hatte man in Wien den auffälligen Turmhelm von St. Stephan in einer Stein-Eisen-Konstruktion erneuert, wobei die Steinteile in ein Eisengerüst eingehängt wurden. Schon nach zehn Jahren waren jedoch Steine aus dem rosten-

<sup>9</sup> BZA/BDK, Dombauchriftverkehr, mehrfach überarbeitetes Konzept Denzingers, Juli 1856.

<sup>10</sup> Grisebach, Die Baukunst im 19. und 20. Jahrhundert, 23.

<sup>11</sup> BZA/BDK, Akten des Dombaumeisters (Bibliothek).

<sup>12</sup> Zu den umfangreichen Vorbereitungen u. den Sicherungsarbeiten selbst s. bes. BZA/BDK, Akten des Dombaumeisters Nr. 27, 28. Bauaufnahmen und Entwürfe zu diesen Arbeiten sind im BZA und in der Dombauhütte in Regensburg erhalten.

<sup>13</sup> Ein Konvolut von Gerüstplänen im BZA Regensburg.

<sup>14</sup> S. BZA/BDK, Akten des Dombaumeisters Nr. 11.

<sup>15</sup> BZA/BDK, Akten des Dombaumeisters Nr. 7, Registratur, 3. 8. 1867.



den Eisengerippe herausgefallen; 1859 begann man, den Turm nach traditioneller Methode ganz in Stein wiederaufzubauen<sup>16</sup>. Diese Wiener Ereignisse dürften für Denzinger maßgebend gewesen sein, zumal er sich auch sonst von Wiener Vorbildern beeinflusst zeigte.

Wie sehr sich gerade die technischen Möglichkeiten in den Jahrzehnten seit der Domrestauration weiterentwickelt hatten, beweist ein Blick auf die Vorgänge beim Bau der Mariahilfkirche in der Au bei München. Hier war 1831—39 auf Wunsch Ludwigs I. der erste neugotische Sakralbau mit Maßwerkhelm in Deutschland entstanden. Das Turmprojekt erschien zu dieser Zeit noch so kühn, daß viele den Plan des Architekten Ohlmüller für unausführbar hielten; denn „Jahrhunderte lang hatten sich Menschenhände in der schwierigen Ausführung von Gebäuden im altdeutschen Style nicht mehr versucht“<sup>17</sup>. Der erfolgreiche Abschluß der Arbeiten schien fast ein technisches Wunder.

Nur wenig mehr als zwei Jahrzehnte nach diesem ersten Versuch eines „gotischen“ Turmbaus war man in Regensburg imstande, die Domtürme zügig und problemlos zu vollenden. Voraussetzung dafür war auch die gute Organisation der Bauhütte, wofür man wieder auf das Kölner Vorbild zurückgreifen konnte. So richtete man in Regensburg ebenfalls eine Schule ein, in der den am Bau beschäftigten Steinmetzen Zeichen- und Modellierunterricht erteilt wurde. Dadurch sollte ihre Fertigkeit in der Steinbearbeitung und vor allem ihre Fähigkeit, Ornamente „charakteristisch“ durchzuformen, gefördert werden. Auch sollten die Werkleute „einen Geschmack sich aneignen“<sup>18</sup>. Tatsächlich gelang es Denzinger, in der Ausführung der neuen Bauteile eine beachtliche handwerkliche Qualität zu erreichen. Alte Photographien zeigen noch die scharfe, fast zeichnerische Präzision der Profilierung und die feingegliederte Durchbildung des Laubwerks und der heute verschwundenen Blattverzierungen in den Maßwerkfüllungen der unteren Helmfelder (Abb. 20)<sup>19</sup>. Diese Vorzüge kann man den neugotischen Turmaufbauten in ihrer heutigen Form nicht mehr in gleichem Maß zubilligen; wegen der starken Verwitterung des von Denzinger verwendeten Abbacher Grünsandsteins mußten sie vor etwa zwanzig Jahren erneuert werden, was aus Ersparnisgründen nur in vereinfachter Form geschah<sup>20</sup>.

Nicht nur die Vertiefung der architekturgeschichtlichen Kenntnisse und die Weiterentwicklung der Technik ließen die Bedingungen für einen Fortbau des Regensburger Doms in den fünfziger Jahren günstig erscheinen. Zur Zeit der Innenrestauration hatte das Domkapitel die Initiative allein dem König überlassen und sich auf die passive Entgegennahme seiner Wohltaten beschränken bzw. sich seinen Wünschen fügen müssen. Mittlerweile hatte sich das Verhältnis von Staat und Kirche — in Fortsetzung der von Ludwig I. gegen viele Widerstände eingeleiteten Entwicklung — zugunsten der katholischen Kirche gewandelt. Die kirchliche Seite hatte an Selbstbewußtsein gewonnen und es verstanden, staatliche Bevormundungen abzubauen. Schon in den dreißiger Jahren hatte in Bayern eine „neue religiös-

<sup>16</sup> Neumann, Friedrich v. Schmidt, 192—95; Knorre, Turmvollendungen, 95—97.

<sup>17</sup> Adolph v. Schaden, Geschichte der Erbauung, Vollendung, Ausschmückung und Einweihung der neuen Pfarrkirche in der Vorstadt Au . . . , in: Gedenkbuch der Vorstadt Au an den Ludwigs-Tag 1839, hrsg. von Adolph v. Schaden (München 1839), 79.

<sup>18</sup> BZA/BDK, Akten des Dombaumeisters Nr. 7, „I. Registratur“, 12. 7. 1839.

<sup>19</sup> S. auch Abb. 67 in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976).

<sup>20</sup> S. Hans Hörmann, Die Wiederherstellung der Regensburger Domturmhelme, in: Bericht des Bayer. Landesamtes für Denkmalpflege, 52—54 (1957).



kirchliche Richtung“ mit „scharfen, kämpferischen Zügen“ immer mehr an Einfluß gewonnen, die sich den Bestrebungen nach einer Liberalisierung des geistigen und politischen Lebens und dem Vordringen einer materialistischen Weltanschauung entgegenstellte<sup>21</sup>. Unterstützt wurde diese konservative Partei durch den 1837–1847 amtierenden Innenminister Carl v. Abel, der „im Katholizismus und in der Organisation der katholischen Kirche den einzig sicheren und einzig noch haltbaren Damm gegen die auflösenden Tendenzen der Zeit in Staat und Kirche“ erblickte<sup>22</sup>.

Diese Zeitströmung blieb jedoch nicht auf Bayern beschränkt. In Köln gewann die kirchlich orientierte Richtung, die die Gotik vor allem aus der „Mystik des römisch-katholischen Glaubens“ heraus interpretierte, entscheidenden Einfluß auf den Dombau, obwohl dessen offizieller Schirmherr, der protestantische König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, hier ein Symbol für den „Brudersinn verschiedener Bekenntnisse“ und den „Frieden der Confessionen“ schaffen wollte<sup>23</sup>. Der Jurist und spätere Zentrumsabgeordnete August Reichensperger vertrat die Ansicht, die Kirche müsse dem Staat bei der Erneuerung des kulturellen, geistigen und politischen Lebens vorangehen; den Anfang aber solle sie mit der Wiederbelebung einer wahrhaft kirchlichen Kunst, d. h. mit einer Anknüpfung an die Tradition der mittelalterlichen Bauhütten machen<sup>24</sup>. Auch auf dem Gebiet der Kunst sei

„ohne eine gründliche Restauration aus dem Chaos nicht herauszukommen . . . An die Spitze dieser Restauration muß aber, wie gesagt, die Kirche treten, denn um gründlich und dauernd zu sein, muß sie bei den Principien und den Ideen beginnen . . . . Nur die höchste moralische Potenz vermag dem immer gewaltsamer werdenden Herandrängen der verneinenden Geister Stand zu halten. Wie sehr es auch zu wünschen ist, daß die Kirche und der Staat in dieser Geisterschlacht nebeneinander kämpfen, jeder Theil mit den ihm eigenen Waffen, so wird Erstere doch wohl daran thun, vor der Hand nur auf sich zu zählen, *sich möglichst auf sich selbst zu stellen*. Es kann nämlich noch eine geraume Zeit währen, bevor der „christliche Staat“ aus einer — vielfach mißbrauchten — Phrase zu einer Wahrheit wird. Bis dahin möge die Kirche dem Staate die Concurrnz in allem Guten und Schönen machen . . .“<sup>25</sup>

Die Forderung nach Unabhängigkeit und Eigeninitiative der Kirche gerade auch auf künstlerischem Gebiet wurde weithin gehört. In Regensburg faßte Dompropst Zarbl den Entschluß, die von Gärtner aufgestellte Behauptung, die mittelalterlichen Unterbauten der Regensburger Domtürme seien für einen Ausbau zu schwach, durch ein Gegengutachten aus der Welt schaffen<sup>26</sup>. Als das Gutachten das gewünschte Ergebnis brachte, fiel es ihm leicht, die Unterstützung des ohnehin stark an einer „Vollendung“ des Doms interessierten Königs zu gewinnen. Das anschaulichste Zeugnis für die Gotikauffassung des Regensburger Domkapitels in diesen Jahren bietet das Handbuch „Die Kunst im Dienste der Kirche“, verfaßt von Domkapitular Georg Jakob. Es erschien, auf Anregung Zarbls, der Vorstand des Diözesankunstvereins war, 1857 anläßlich einer Versammlung der christlichen

<sup>21</sup> M. Spindler, Die kirchlichen Erneuerungsbestrebungen in Bayern im 19. Jahrhundert, in: Historisches Jb. (1952), 197–211.

<sup>22</sup> Spindler, Die kirchlichen Erneuerungsbestrebungen, 208.

<sup>23</sup> Knorre, Turmvollendungen, 53–55.

<sup>24</sup> Reichensperger, Fingerzeige auf dem Gebiet der kirchlichen Kunst (1854), bes. 15–16.

<sup>25</sup> Reichensperger, Fingerzeige, 15.

<sup>26</sup> BZA/BDK, Alte Registratur I, 1, DBV 1 b 6 β, „Circular“ v. Domkapitular Bauernfeind, 24. 12. 1860.



Kunstvereine in Regensburg, an der auch Reichensperger teilnahm. Bis zum Ende des Jahrhunderts erlebte es mehrere Auflagen. Jakob beschwor nicht nur, wie schon die Generationen vor ihm, die Einheit von Staat und Kirche im Mittelalter, „die Durchdringung aller äußeren Verhältnisse durch den inneren kirchlichen Geist“<sup>27</sup>; als Vertreter der neuscholastischen Richtung verherrlichte er die gotischen Kirchen und Dome auch als „diese vielgegliederten und so klaren Systeme einer Theologie in Stein“<sup>28</sup>. Wie Reichensperger betrachtete er die Gotik mehr als alle anderen Stile als „ausschließliches Eigenthum der katholischen Kirche nach Ursprung und Ausdruck, ein beständiges Zeugnis für die Wahrheit und den Charakter der katholischen Kirche“<sup>29</sup>. Jakob betonte, daß auch die christliche Kunst der Gegenwart wieder den Anschauungen und Vorschriften der Kirche folgen müsse<sup>30</sup> und forderte deshalb den Klerus auf, bei Restaurationen und Neubauten stärkeren Einfluß auf die Bauführung zu nehmen und nie alles dem Laien zu überlassen<sup>31</sup>. Das Vorsatzblatt von Jakob's Buch schmückte eine Ansicht des vollendeten Regensburger Doms, womit das Interesse für den Ausbau gefördert werden sollte. Zweifellos sah das Domkapitel in der Vollendung seiner Kathedrale auch eine Demonstration von Macht und Einfluß der wieder erstarkten Kirche.

Den von Jakob vertretenen Grundsätzen entsprechend war man bestrebt, den Einfluß staatlicher Behörden auf den Regensburger Dombau möglichst gering zu halten. Dies entsprach auch den persönlichen Neigungen des neuen Bischofs Senestréy, eines kämpferischen Verfechters der kirchlichen Autorität<sup>32</sup>. So sollte die Oberleitung des Baus — unter dem Protektorat des Königs — allein dem Bischof vorbehalten bleiben, während die technische Leitung einem Dombaumeister übertragen werden sollte. Eine staatliche Aufsicht wünschte man nicht; man war lediglich bereit, die Baupläne von Sachverständigen begutachten zu lassen<sup>33</sup>. In diesem Punkt fanden die Vorstellungen des Domkapitels allerdings nicht die Zustimmung der Baubehörden: „zur Überwachung einer soliden Bauführung“ wurde eine staatliche Obergabe beschlossen, weil der Staat die Instandhaltung des Doms übernommen habe und der Ausbau künstlerisch wie technisch ein schwieriges Unternehmen sei<sup>34</sup>. Im übrigen aber konnte die kirchliche Stelle nach eigenem Gutdünken verfahren.

Der nach Kölner Vorbild organisierte Dombauverein umfaßte alle Gläubigen der Diözese Regensburg. Zur Finanzierung der Domvollendung wurde von jedem Gemeindeglied ein jährlicher Beitrag von einem Pfennig erhoben, der nach dem Kirchenpatron „St. Peterspfennig“ benannt war. Das Einsammeln der Beiträge oblag den Pfarrgeistlichen. Der größte Teil der Einnahmen des Dombauvereins resultierte jedoch aus großzügigen Spenden hochstehender Gönner und Mitglieder, z. B. des Bayerischen Königshauses und der Fürsten Thurn und Taxis in Regens-

<sup>27</sup> Jakob, *Die Kunst im Dienste der Kirche* (1885), 4.

<sup>28</sup> Jakob, *Die Kunst im Dienste der Kirche*, 5.

<sup>29</sup> Jakob, *Die Kunst im Dienste der Kirche*, 44.

<sup>30</sup> Jakob, *Die Kunst im Dienste der Kirche* (1885), V—IX (Vorwort zur 1. Aufl. 1857).

<sup>31</sup> Jakob, *Die Kunst im Dienste der Kirche*, 43.

<sup>32</sup> Zur Persönlichkeit Senestréys s. Paul Mai (Hrsg.), *Ignatius v. Senestréy: Beiträge zu seiner Biographie*, Festschrift zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages (1968).

<sup>33</sup> KM, *Domkirche in Regensburg* (1855—63), Brief des Domkapitels, 20. 9. 1858.

<sup>34</sup> KM, *Domkirche in Regensburg* (1855—63), Statutenentwurf und Antrag auf Genehmigung, 2. 12. 1858; Amberg, KdI 14291, Ministerialentschließung, 3. 1. 1859.



burg. Ferner wurden Sammlungen bei den staatlichen Behörden durchgeführt. In einigen Städten Bayerns entstanden Filialvereine<sup>35</sup>. Trotz dieser Basis geriet der Dombauverein schon nach wenigen Jahren in finanzielle Schwierigkeiten. Dies war teilweise bedingt durch politische Krisen wie den Krieg von 1866; es erwies sich aber auch, daß die Begeisterung und Opferbereitschaft der Bevölkerung für den Dombau nicht so groß war wie man erhofft hatte. Die Sammeleinnahmen gingen ständig zurück<sup>36</sup>; die Autorität der Kirche reichte offensichtlich nicht aus, Zwangsbeiträge einzutreiben, und seien sie noch so gering. Wie in Köln gab es auch in Regensburg eine Opposition gegen den Dombau, die sich hier an der Kirchenpolitik von Bischof Senestréy entzündete. Dieser hatte die „Vollendung“ der Kathedrale von Anfang an zum Symbol seines Eintretens für die Anerkennung der päpstlichen Unfehlbarkeit gemacht. In einem Hirtenbrief zum Peter- und Paulstag hatte er schon 1860 einen Spendenaufruf für den Dombau mit einem Appell an die Gläubigen verquickt, dem Papst als Nachfolger des Apostelfürsten Petrus unbedingten Gehorsam zu leisten<sup>37</sup>. Da die Kirchenpolitik des Bischofs die Stadt ohnehin in zwei Lager spaltete, wurden liberale Bürger durch derartige Aufrufe eher abgehalten, ihr Scherflein beizutragen. Auch an höchster Stelle mißtraute man dem als selbstherrlich geltenden Senestréy. Als Staatsminister Zwehl 1863 vom abgedankten König Ludwig beauftragt wurde, sich über die finanzielle Lage des Dombauvereins zu informieren und festzustellen, ob der großherzige Beitrag von 140 000 Gulden in gute Hände komme, umging er den Bischof zunächst bewußt bei seinen Nachforschungen<sup>38</sup>. Der an der Domvollendung interessierte und dem Bischof wohlgewogene König Max II. starb 1864. Als auch der große Gönner Ludwig I. im Februar 1868 starb und sein Nachfolger Ludwig II. nicht bereit war, den Beitrag seines Großvaters weiter zu entrichten, war dem Dombau die finanzielle Basis weitgehend entzogen. Die feierliche Weihe der Kreuzblumen der vollendeten Türme am 29. Juni 1869 wurde von den Nachwirkungen der berühmt gewordenen „Schwandorfer Rede“ des Bischofs überschattet, in der er sich sehr freimütig über die Könige von Gottes Gnaden, die ihre Gewalt nicht mehr von Gott hätten, geäußert hatte<sup>39</sup>. König Ludwig II. lehnte — wohl im Hinblick auf diese Ereignisse — eine Teilnahme an der Feier ab<sup>40</sup>. Das an diesem Tag stattfindende glanzvolle Dombaufest, das mit bengalischer Beleuchtung des Doms und einem Fackelzug zu Ende ging<sup>41</sup>, konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich die Idee der Dom-„Vollendung“, deren Ursprung immerhin schon über ein halbes Jahrhundert zurücklag, inzwischen überlebt hatte: die Einigkeit der beiden Mächte Staat und Kirche war wieder verlorengegangen.

<sup>35</sup> S. dazu BZA/BDK, Dombauprotokolle sowie die Beilagen zu den Protokollen.

<sup>36</sup> Abzulesen u. a. an den im Oberhirtlichen Verordnungsblatt veröffentlichten Jahresberichten des Dombauvereins.

<sup>37</sup> Oberhirtl. Verordnungsblatt (1860), 123—29.

<sup>38</sup> GHA, Nachl. Ludw. I., 50/4/10 1/2, Brief Zwehls an Kabinettssekretär Hüther, 26. 10. 1863.

<sup>39</sup> P. Mai, Das Wirken Ignatius v. Senestréys als Bischof von Regensburg (1858—1906), in: Ignatius v. Senestréy, Beiträge zu seiner Biographie, 22—43.

<sup>40</sup> Amberg, KdI, Abgabe 49, 16372, Brief des Kultusministeriums an die Kreisregierung, 15. 6. 1869.

<sup>41</sup> Artikel in der „Süddeutschen Presse“, 3. 7. 1869 (BZA/BDK, „Feierlichkeiten“).



## VI. Die Planungsgeschichte der Dom- „Vollendung“<sup>1</sup>

*Vorbemerkung:* Die eigentliche Planungsgeschichte der Regensburger Dom- „Vollendung“ beginnt mit dem „Gutachten über den Ausbau des Domes zu Regensburg und die Untersuchung seines nördlichen Thurmes“, das der Zivilbauinspektor Michael Maurer im Auftrag des Domkapitels anfertigte und im September 1855 zusammen mit einem „Protokoll, abgehalten über Untersuchung des Baugrundes am Dome zu Regensburg“, dem Bischof vorlegte<sup>2</sup>. Zunächst sollte dieses Gutachten nur Klarheit darüber schaffen, ob ein Weiterbau der Türme technisch möglich sei, nachdem Friedrich Gärtner fast zwanzig Jahre früher die Tragfähigkeit der mittelalterlichen Unterbauten bezweifelt und damit allen ehrgeizigen Plänen ein vorläufiges Ende bereitet hatte<sup>3</sup>. Neben den Bauuntersuchungen erforderte dies auch die Berechnung der zusätzlichen Belastung, die ein Ausbau der Türme besonders für die freistehenden Turmpfeiler im Inneren des Doms bedeutete. Um zuverlässige Ergebnisse zu erhalten, fertigte Maurer einen Rohentwurf für die neu zu errichtenden Bauteile an<sup>4</sup>. Dieses heute nicht mehr auffindbare Projekt bildete die Grundlage für den Westfassadenentwurf, den Maurer Ende des Jahres 1858 beim König einreichte. Damit gewann das Gutachten von 1855 nicht nur in technischer, sondern auch in künstlerischer Hinsicht entscheidende Bedeutung für den späteren Ausbau. Denn obwohl Maurer nicht mit der Leitung des Dombaus beauftragt wurde, erlangte eine überarbeitete Fassung seines Plans die Zustimmung des Baukunstausschusses und wurde zur Abführung bestimmt<sup>5</sup>. Zwar erfuhr dieser Entwurf im Zuge des Turmausbaus noch eine weitere Veränderung, doch blieben Elemente der Konzeption Maurers noch in der endgültigen Fassung bewahrt.

### 1. Vorgeschichte

Eine Besonderheit beim Ausbau der Regensburger Domtürme ergab sich daraus, daß man, anders als in Köln oder Ulm, nicht auf einen mittelalterlichen Fassadenriß zurückgreifen konnte. Zwar hatten sich zwei Pläne aus der Erbauungszeit erhalten, deren Zugehörigkeit zum Dom durch Übereinstimmung einzelner Partien mit dem ausgeführten Bau gesichert ist, doch gaben sie keine Auskunft über den geplanten oberen Abschluß der Türme<sup>6</sup>.

<sup>1</sup> Dieses Kapitel folgt passagenweise wörtlich dem Aufsatz „Der Ausbau des Regensburger Doms im 19. Jahrhundert“ (vom Verf.) in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976), 267–99. Um die Zahl der Anmerkungen zu begrenzen, wird im folgenden auf Querverweise verzichtet.

<sup>2</sup> Beide veröffentlicht in: VHVO 18, 1858, 430–37.

<sup>3</sup> Spindler, Schenkbriefe, 285, Brief Schenks, 23. 8. 1836.

<sup>4</sup> „Pro memoria über die vom k. Kreisbaubeamten Maurer geleisteten Vorarbeiten, Grunduntersuchungen u. Planfertigung zum Ausbau der Regensburger Domthürme 1850–60“, undatiert, in: KM, Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg (1864–94); Korrespondenz in: BZA/BDK, Alte Registratur I, 1, DBV 1 a–i bis DbV 1 i 1–2.

<sup>5</sup> KM, Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg (1855–63), Sitzungsprotokoll, 18. 3. 1859.

<sup>6</sup> Beide im Domschatzmuseum Regensburg; s. dazu H. Rosemann, Die zwei Entwürfe im Regensburger Domschatz, in: Münchner Jb. der bildenden Kunst, NF 1 (1924), 230–62 (mit vereinfachten Nachzeichnungen der beiden Pläne); Rosemann, Entstehungszeit und Schulzusammenhänge der Regensburger Turmpläne, in: Kunstchronik 15 (1962), 259–61,



Der gegen Ende des 14. Jahrhunderts entstandene Entwurf<sup>7</sup> für eine zweitürmige Fassade zeigt nur das Achteckgeschoß: es schließt nach oben in einer Galerie, über der sich der Helm erheben sollte, doch ist dieser nicht dargestellt<sup>8</sup>. Das Oktogon zeigt verhältnismäßig kleine, vierbahnige Maßwerkfenster mit Kielbogenrahmung, die in die mit Blendmaßwerk überzogene Wand eingeschnitten sind. Die Diagonalseiten dieses Geschosses werden von den reichen Endigungen der kreuzförmigen Eckpfeiler mit ihren Fialenaufsätzen, zwischen die sich Maßwerkstreben spannen, fast völlig verdeckt. Die Höhe des gedungen proportionierten Achtecks entspricht fast genau der des zweiten und dritten Turmstockwerks.

Der jüngere Fassadenplan zeigt den in der deutschen Spätgotik beliebteren Typus der Einturmfassade<sup>9</sup>. Der Turm, ein phantastisches Gebilde, geht oberhalb dreier quadratischer Geschosse in ein doppelgeschossiges Oktogon über. Darüber erhebt sich der Helm, umgeben von hohen, außerordentlich schlanken Fialen, die von umlaufenden Galerien emporsteigen und mit den Helmrippen verstrebt sind. Der ganze Turmkörper ist aufs reichste mit Maßwerk- und Stabwerkverzierungen überzogen, oft in mehreren Schichten, so daß die Mauersubstanz fast völlig verschwindet. Dieses Turmprojekt konnte schon deshalb nicht ausgeführt werden, weil es einen gänzlichen Umbau der damals bereits in Teilen stehenden Westfassade erfordert hätte. Ebensowenig war das 19. Jahrhundert zu derartigen Veränderungen imstande.

Als die beiden Pläne 1828 in der Domschatzkammer zum Vorschein kamen, war zunächst die Begeisterung groß. Man schickte sie sofort ans Innenministerium nach München, zusammen mit einem Kupferstich Melchior Küssels von 1655, der bis dahin als Kopie eines mittelalterlichen Originalplans gegolten hatte. In ihrem Begleitschreiben bemerkte die Kreisregierung, daß diese Darstellung sich nunmehr als „mißlungener Versuch“ erwiesen habe. Einer der beiden alten Entwürfe sei bei der Errichtung der Fassade herangezogen worden, „jedoch auch dieses mit bedeutenden Abänderungen“<sup>10</sup>. Gemeint ist der Riß für eine Doppelturmfront, der schon in der Grunddisposition und in der Proportionierung Gemeinsamkeiten mit dem bestehenden Bau aufweist. So stimmen z. B. die beiden stark betonten Horizontalgalerien, von denen die untere um die Eckpfeiler verkröpft ist, die obere aber durch die Streben hindurchstößt, in ihrem Verlauf überein. Verwandt ist ferner das Motiv des Türmchens, das den Mittelgiebel bekrönt<sup>11</sup>. Die

mit revidierter Datierung; K. Zahn, Die Westfassade und das Westportal des Domes in Regensburg und ihre Beziehungen zu den zwei Entwürfen im Domschatz, in: Münchner Jb. der bildenden Kunst, NF 6 (1929), 365—401; P. Pause, Gotische Architekturzeichnungen in Deutschland, Diss. (1973), 220—22.

<sup>7</sup> Datierung nach Rosemann, Entstehungszeit und Schulzusammenhänge, 260; Pause datiert den Plan ins 2. Viertel des 15. Jahrhunderts (Gotische Architekturzeichnungen, 221). S. Abb. 53 in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976).

<sup>8</sup> Nach Rosemann, Die zwei Entwürfe im Regensburger Domschatz, 231, war ein hölzerner Helm geplant. Dem widerspricht Zahn, Die Westfassade und das Westportal des Domes in Regensburg, 401, m. E. zu Recht.

<sup>9</sup> Von Rosemann, Entstehungszeit und Schulzusammenhänge, 260—61, um 1400 angesetzt; von Pause wie der Zweiturmplan ins 2. Viertel des 15. Jahrhunderts datiert (Gotische Architekturzeichnungen, 221).

<sup>10</sup> KM, Kultusbauten, Domkirche in Regensburg (1826—39), Brief der Kreisregierung, 18. 11. 1828. Zum Stich Melchior Küssels s. Abb. 54 in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976).

<sup>11</sup> Altmann, Die Baugeschichte des gotischen Domes, 107 u. Anm. 99.



größte Annäherung zwischen diesem Plan und der ausgeführten Fassade zeigt sich in der Sockelzone: Hier wurden Details wie die durch das abschließende Kaffsims durchgeführten Spitzen des Wimpergs und der flankierenden Fialen am Nordportal wohl direkt übernommen, ebenso die Form des erst später durch den Bau der Vorhalle veränderten Hauptportals<sup>12</sup>. Daß auch der Einturmplan in einzelnen Partien eine bemerkenswerte Verwandtschaft mit dem Bestehenden aufweist, so in dem nachträglich angefügten dreieckigen Vorbau am Hauptportal und in der Dreiteilung des Fensters im ersten Nordturmgeschoß, hatte man wohl noch nicht festgestellt<sup>13</sup>.

Die Bedeutung, die man dem Fund zumaß, ist daraus ersichtlich, daß er sofort dem König gemeldet wurde<sup>14</sup>. Diese Nachricht ist es mit einiger Sicherheit gewesen, was Ludwig I. auf die Idee brachte, einen Ausbau des Regensburger Doms, den er ja bereits mit neuen Glasmalereien verschönern ließ, anzustreben. Da ihm die sehr verstaubten und zerknitterten Risse wohl nicht persönlich vorgelegt wurden, hoffte der König wahrscheinlich, daß zumindest einer der beiden Pläne als Vorlage für die Vollendung der Türme dienen könne. Zu verlockend war die Aussicht, für die Regensburger Kathedrale wie für den Kölner Dom einen Originalentwurf zu besitzen und einen Ausbau womöglich früher zustande zu bringen als die unter preussischer Hoheit stehende Stadt am Rhein. Damit hätte sich die Gelegenheit geboten, den lang ersehnten Nationaldom nun auf bayerischem Boden, als zugleich deutsches und bayerisches Nationaldenkmal entstehen zu sehen, nachdem sich dem Fortbau der Kölner Kathedrale noch immer Hindernisse in den Weg stellten. Ludwig befahl sogleich, die beiden Pläne zur „größeren Dauerhaftigkeit“ auf Pergament zu kopieren<sup>15</sup>, ging dann aber auf den Vorschlag ein, sie lithographieren zu lassen und damit einem breiteren Publikum bekannt zu machen<sup>16</sup>. Nachdem dieses Unternehmen wegen technischer Schwierigkeiten gescheitert war, kamen die Originale erst 1833 zurück nach Regensburg<sup>17</sup>, wo sie dem Kreisbaurat Nadler „zur etwaigen Benutzung bei den Restaurationsarbeiten zur Verfügung gestellt“ wurden<sup>18</sup>. Ob dieser sie tatsächlich verwendete, geht aus dem heutigen Baubestand nicht hervor. Jedenfalls blieben die Risse in Regensburg fast unbekannt<sup>19</sup>.

Karl Friedrich Wiebeking hatte jedoch 1829 in die französische Ausgabe seiner „Bürgerlichen Baukunde“ eine erste Besprechung dieser mittelalterlichen Pläne

<sup>12</sup> Wie Anm. 11.

<sup>13</sup> Zu diesem Plan s. Altmann, Die Baugeschichte des gotischen Domes, 108—09. Zur Frage, ob es sich hierbei tatsächlich um einen Entwurf oder um eine nachträglich angefertigte „Schauezeichnung“ handelt, die sich teilweise am vorhandenen Baubestand orientiert, s. bes. Zahn, Die Westfassade und das Westportal, 399, der beide Risse mit einer „Fachausstellung“ anlässlich der Regensburger Bauhüttenversammlung 1459 in Zusammenhang bringt.

<sup>14</sup> KM, Domkirche in Regensburg (1826—39), Brief des Innenministeriums, 3. 12. 1828.

<sup>15</sup> KM, Domkirche in Regensburg (1826—39), Randbemerkung auf dem genannten Brief, 3. 12. 1828.

<sup>16</sup> KM, Domkirche in Regensburg (1826—39), Brief des Innenministers Schenk, 16. 12. 1828, mit Vermerk Ludwigs: „Genehmigt“.

<sup>17</sup> KM, Domkirche in Regensburg (1826—39), ausführliche Korrespondenz (16. 12. 1828 — 27. 6. 1833).

<sup>18</sup> Amberg, KdI 14291, Gutachten Denzingers, 8. 4. 1859.

<sup>19</sup> Schuegraf, Geschichte des Domes von Regensburg 2 (1846), 178—79. Er kennt Wiebeking's Besprechung nicht.



aufgenommen und Vorschläge zum Ausbau des Doms gemacht<sup>20</sup>. Er beschränkte sich allerdings darauf, die seiner Meinung nach ursprünglich geplante Höhe der Türme zu errechnen, wobei er auf 280 bayerische Fuß, etwa 81,5 Meter, kam<sup>21</sup>. Er hätte die Türme also sehr breit und stumpf proportioniert, ganz im Gegensatz zu den später ausgeführten Aufbauten, deren Spitzen eine Höhe von 105 Metern erreichen. Wichtiger ist in diesem Zusammenhang, daß er an beiden Entwürfen kritisierte, sie seien mit Ornament überladen und stünden im Gegensatz zum „strengen Stil“<sup>22</sup> von Langhaus und Chor des bestehenden Doms: „... vom 13. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts erreichte der Geschmack in der Errichtung von Kirchen im deutschen Stil den Höhepunkt der Vollkommenheit: deshalb sind wir überzeugt, daß die beiden Projekte für Fassade und Türme der Kathedralkirche von Regensburg nicht vor der Grundsteinlegung dieses Denkmals ersonnen wurden; denn sie entsprechen mit ihrem Übermaß an Schmuckwerk weder dem Ernst und der Strenge noch der Einfachheit, die in dieser Epoche bei anderen Kirchen herrschten“<sup>23</sup>. Wiebeking datiert die beiden Pläne in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts, als die Türme in Angriff genommen wurden. In der bestehenden Fassade sei jedoch der „ursprüngliche Plan“ verwirklicht, den die Domfabrik vorgezogen habe, weil sein Dekorationssystem dem des 13. Jahrhunderts entsprochen und mit dem Innenraum und dem übrigen Außenbau des Doms harmonisiert habe<sup>24</sup>.

Wiebeking's Kritik an den spätmittelalterlichen Fassadenrissen erwächst wie seine Einschätzung des Innenraums aus dem klassizistischen Formenideal und weist deutlich auf die „dogmatische Neugotik“<sup>25</sup> der Jahrhundertmitte voraus, deren Herkunft aus eben dieser klassizistischen Wurzel nicht zu leugnen ist. Der Forderung nach Einfachheit, Strenge und Gesetzmäßigkeit konnte die Hochgotik bis etwa 1350 noch am besten entsprechen; die Spätgotik mit ihrem Formenreichtum erschien dagegen überladen und „entartet“. Dieses Verdikt mußte besonders den Einturmplan treffen, der noch bis ins 19. Jahrhundert hinein in mehr oder weniger phantastischen Kombinationen mit den bestehenden Teilen des Doms abgebildet und als Grundlage für einen Ausbau empfohlen wurde. Der Riß für eine Doppelturmfassade kam zwar, zumindest in der Proportion und in der größeren Betonung der horizontalen Gliederungselemente, dem klassizistischen Stilempfinden etwas entgegen, doch fehlten hier die Helmpyramiden. Zudem wichen beide Entwürfe so stark vom vorhandenen Baubestand ab, daß man sie keinesfalls ohne große Änderungen hätte übernehmen können.

Damit war der Absicht des Königs, den Regensburger Dom nach einem mittelalterlichen Originalplan auszubauen, gleich von mehreren Seiten ein Riegel vorgeschoben: zum einen widersprachen beide Entwürfe dem Formenideal einer „edlen Einfalt“; zum anderen zeigte der Plan, dem man vielleicht in vereinfachter Form hätte folgen können, die Türme nicht vollständig. Dazu kamen die damals unüberwindbaren technischen Probleme, die sich einer am Einturmplan orientierten Helmlösung entgegengestellt hätten.

<sup>20</sup> Wiebeking, *Architecture Civile* 5, 36—39.

<sup>21</sup> Wiebeking, *Architecture Civile* 5, 39.

<sup>22</sup> „Style sévère“, Wiebeking, *Architecture Civile* 5, 39.

<sup>23</sup> Übs. vom Verf.; vgl. Wiebeking, *Architecture Civile* 5, 38—39.

<sup>24</sup> Wie Anm. 22.

<sup>25</sup> Zur „dogmatischen Neugotik“ s. z. B. Neumann, Friedrich v. Schmidt, 120, 124, 152; Knorre, Turmvollendungen, Kap. XI, bes. 261—65.



Trotzdem blieb Ludwig bei seinem Vorsatz, den Dom zu „vollenden“. Offensichtlich kam dies auch dem Domkapitel zu Ohren; denn Bischof Schwäbl schlug im Herbst 1836 vor, das Steinmaterial der abgebrochenen Augustinerkirche für den Fortbau der Türme zu verwenden<sup>26</sup>. Doch hatte Friedrich Gärtner bereits alle Hoffnungen zunichte gemacht. In einem Brief vom August des gleichen Jahres führte Regierungspräsident Schenk die noch ausstehenden Restaurationsarbeiten im Inneren auf und forderte für den Außenbau „die Schließung der beiden Türme mit einem gotischen Geländer nebst durchbrochener Krone statt der dermaligen häßlichen Dächer, da die Ausbaueingänge der Türme nach dem ursprünglichen Plane teils wegen des ungeheuern Kostenaufwandes wohl nicht mehr zu hoffen, teils auch, — nach Gärtners Ansicht, — wegen nicht zureichender Tragkraft der Pfeiler, auf welchen die Türme ruhen, nicht ausführbar ist“<sup>27</sup>. Die von Schenk geforderten Turmabschlüsse darf man sich vielleicht ähnlich wie die Turmbekrönungen der englischen Kathedralen, etwa Lincoln oder Westminster Abbey, oder wie die der französischen vorstellen. Ob Schenk mit „der Ausbaueingänge nach dem ursprünglichen Plane“ tatsächlich den Weiterbau nach einem der mittelalterlichen Risse oder, was wahrscheinlicher ist, ganz allgemein eine Fertigstellung im gotischen Stil meinte, läßt sich nicht nachprüfen.

Doch scheint es an dieser Stelle erforderlich, auch auf den dritten „Urplan“, nämlich den schon erwähnten Kupferstich des Melchior Küsell von 1655<sup>28</sup>, etwas näher einzugehen. Dieser Stich war als dritte Tafel der „Vorstellungen unterschiedlicher Prospekte der weltberühmten freien Reichsstadt Regensburg“ erschienen und regte in der Folgezeit eine Reihe von Darstellungen des vollendeten Doms an; noch 1830 fand eine frei nach Küsell gefertigte Ansicht Eingang in Christian Gottlieb Gumpelzhaimers Werk über „Regensburgs Geschichte, Sagen und Merkwürdigkeiten“ und wurde dort als vorbildliches „Projekt“ gepriesen: „... wo dann die gothischen Verzierungen sich statt des Daches bei beiden Thürmen in wunderschöne Pyramiden geendigt, und die Kuppel des dritten Thurmes gleichfalls so elegant wäre verzieret worden, daß unser Dom wohl alle übrigen übertroffen hätte, und daß man nur wünschen muß, ihn so ausgeführt zu sehen“<sup>29</sup>. Diesen Satz übernahm drei Jahre später wörtlich Heinrich Joh. Thomas v. Bösner in seine „Fragmente einer Geschichte des Domes zu Regensburg“<sup>30</sup>.

Daß Küsells Darstellung so lange in dem Ruf stand, die Idee der mittelalterlichen Baumeister zu überliefern, wirft ein bezeichnendes Licht auf die Unkenntnis gotischer Bauformen, die sogar in Kreisen des gebildeten Bürgertums noch herrschte,

<sup>26</sup> BZA/N Senestréy Nr. 60, Brief Schwäbls, 11. 9. 1836.

<sup>27</sup> Spindler, Schenkbriefe, 285, Brief Schenks, 23. 8. 1836. Vgl. Amberg, KdI 14291, Gutachten Künsbergs, 20. 1. 1856, wo es heißt, Gärtner solle „den Gerüchten, welche ihm über angeblich früher gemachte Erfahrungen bezüglich einer unzulänglichen Tragfähigkeit des nördlichen Thurmbaus hinterbracht wurden, ohne spezielle Prüfung bereitwillig Glauben geschenkt haben und infolge seines Gutachtens soll die Frage eines Fort- und Ausbaues ... einstweilen zurückgestellt worden sein.“

<sup>28</sup> Schuegraf, Geschichte des Domes von Regensburg 2, X, berichtet, daß der Stich Küsells Besuchern des Historischen Vereins in Regensburg noch einige Jahre zuvor als „Urplan“ gezeigt worden sei. Ein Exemplar des Stiches befindet sich heute im Regensburger Domschatzmuseum.

<sup>29</sup> Gumpelzhaimer, Regensburgs Geschichte 1, 205.

<sup>30</sup> Bösner, Fragmente, 12.



als bereits große Teile von Möllers „Denkmälern der deutschen Baukunst“ vorlagen<sup>31</sup>. Denn Küsells „Plan“, eine Südwestansicht des Doms, gibt sich schon auf den ersten Blick als recht unorganische Zusammenstellung unterschiedlicher Einzelteile zu erkennen. Auf den bestehenden Torso des Baus, den er von Matthäus Merians Stich übernahm<sup>32</sup>, pfropfte der Augsburger Stecher zwei hohe Türme nach dem Vorbild des Einturmrisses und eine Vierungskuppel auf, die im Umriss barock erscheint, im Detail aber eine bizarre Mischung gotischer und barocker Formen zeigt. Küsell machte sich nicht die Mühe, die unteren und die aufgesetzten Teile des Doms unauffällig ineinander übergehen zu lassen. Auf den in Schrägansicht gegebenen Unterbau setzte er frontal die Türme, so daß unmittelbar über den südwestlichen Eckpfeiler jedes Turms ein Fenster zu stehen kommt, das zum obersten quadratischen Geschoß der mittelalterlichen Vorlage gehört und eigentlich nach Westen gerichtet sein mußte. Ähnlich unbekümmert ist Küsell mit der Vierungskuppel verfahren. Die seltsame Übertragung der Einturmlösung auf den zweitürmigen Kirchenbau geht auf eine Ansicht der vollendeten Kathedrale zurück, die das Domkapitel 1593 von dem Regensburger Waffenschmied und Kupferstecher Peter Opel anfertigen ließ und dem Fürstbischof Philipp Wilhelm überreichte, wohl in dem Wunsch, diesen zur Fortsetzung des Dombaues zu bewegen<sup>33</sup>. Diesen Stich Opels hat Küsell laut Schuegraf direkt kopiert<sup>34</sup>. Die Entstehung beider Darstellungen muß im Zusammenhang mit dem bereits besprochenen, im Zuge der Gegenreformation neu erwachten Interesse an den unvollendeten gotischen Domen gesehen werden.

Einige auf Küsell fußende jüngere Ansichten der vollendeten Kathedrale seien nur kurz erwähnt: Ein Regensburger Diözesankalender des späten 17. Jahrhunderts zeigt eine überaus seltsame Phantasiedarstellung mit zwei verschiedenen, ganz unregelmäßig aus zahllosen Bogenstellungen und Türmchen zusammengesetzten und in Zwiebelform auslaufenden Türmen (Abb. 21)<sup>35</sup>. Ein Kupferstich des 18. Jahrhunderts hält sich zwar, was die Einzelformen der Kuppel angeht, recht genau an Küsell; die Türme sind dagegen fast auf halbe Höhe gedrückt und wirken wie gebauchte, mit Verzierungen bedeckte Kegel (Abb. 22)<sup>36</sup>. Dieses Blatt war wohl die direkte Vorlage für die stark vereinfachte Abbildung bei Gumpelzhaimer.

<sup>31</sup> Bd. I u. II der „Denkmäler“ erschienen in Lieferungen 1815—31.

<sup>32</sup> S. auch Knorre, Turmvollendungen, 24, Anm. 90.

<sup>33</sup> Schuegraf, Geschichte des Domes von Regensburg 2, IX—X, wo auch die Inschrift zitiert ist: „Si Te celsa juvat fastigia visere templi summi, quae ostentat nobilis *Imbriopolis*, huc oculos converte *Tuos*, miranda videbis, struxit ut artificium, pinxit et apta manus ad Zephyrum *turres* spectant, *pars altera* ad austrum, ut notat *Opelii* picta tabella manu“; s. auch Schuegraf, Berichtigungen und Rechtfertigungen zu den beiden Bänden der Geschichte des Domes, VHVO 16, 1855, S. 239—40. — Der Stich, der weder in Regensburg, noch in der Graph. Sammlg. in München auffindbar war, ist mir nicht bekannt.

<sup>34</sup> Schuegraf, Geschichte des Domes zu Regensburg 2, X.

<sup>35</sup> Im Hintergrund sind verschiedene hochstiftische Besitzungen dargestellt. Ein Exemplar befindet sich im BZA Regensburg. Eine ziemlich übereinstimmende Ansicht, doch ohne Hintergrunddarstellung und ornamentale Rahmung, bewahrt die Graph. Sammlung, München, Inv. Nr. 226667, lt. Inventar ins 18. Jh. zu datieren. (Abb. 23).

<sup>36</sup> Ein Exemplar im Museum der Stadt Regensburg.



## 2. Neue Voraussetzungen um die Jahrhundertmitte

Als man in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts endlich den Ausbau des Doms in Angriff nehmen konnte, wäre niemand mehr auf die Idee gekommen, von Küsell inspirierte Darstellungen als „Projekte“ zu bezeichnen. Die Kenntnis der mittelalterlichen Baustile war mittlerweile so weit fortgeschritten, daß man zwischen Originalentwürfen und Konglomeraten aus Einzelteilen unterschiedlicher zeitlicher Herkunft sehr wohl unterscheiden konnte.

Entsprechend gut war nun auch die Baugeschichte des Regensburger Doms erforscht, wenn man von einigen Irrtümern im Bezug auf den Baubeginn und die späteste Bauphase absieht. Zu verdanken war dies in erster Linie dem pensionierten Oberleutnant Joseph Rudolph Schuegraf, der mit unermüdlichem Fleiß alle erreichbaren Urkunden gesammelt und schließlich 1848–49 die erste ausführliche, „größtenteils aus Original-Quellen bearbeitete“<sup>37</sup> „Geschichte des Domes von Regensburg und der dazu gehörigen Gebäude“ veröffentlicht hatte, die in zwei Bänden nicht nur den Dom selbst einschließlich der Altäre, Epitaphien und Sonnenuhren, sondern auch den Domschatz, die anschließenden Gebäude von Domkreuzgang und Bischofshof, und die Dompfarre S. Ulrich ausführlich behandelte<sup>38</sup>. Auf eine „architektonische Schilderung“ verzichtete Schuegraf allerdings, da er als mehr historiographisch als künstlerisch gebildeter Dilettant sich dieser Aufgabe nicht gewachsen fühlte<sup>39</sup>. Doch schuf seine — bis heute unentbehrliche — Zusammenstellung des dokumentarisch Überlieferten eine einigermaßen sichere Grundlage für die in den fünfziger Jahren angestellten Bauuntersuchungen. Fehlschlüssen wie z. B. der Behauptung Reschs, daß der Nordturm schon wegen seiner „äußeren kolossalen Form“ älter sein müsse als der Südturm, war damit der Boden entzogen<sup>40</sup>. Wie sehr die historischen Forschungen Schuegrafs nun durch die Detailkenntnisse der Architekten in technischer wie in formaler Hinsicht ergänzt wurden, beweisen die Ausführungen zur Baugeschichte, die Voit und Ziebland ihrem Gutachten zum Domausbau beifügten, und die auf den sehr gründlichen, 1856 von Denzinger durchgeführten Bauaufnahmen fußten. Jeder Wechsel in den Bauformen ist beobachtet; Baunähte sind ebenso berücksichtigt wie die Steinmetzzeichen<sup>41</sup>. Tatsächlich kommen die Ergebnisse dieses Gutachtens dem heutigen Wissensstand recht nahe. Wo sich Irrtümer nachweisen lassen, beruhen sie auf archivalischer Überlieferung oder auf durchaus logischen Schlüssen aus dem gegebenen Baubestand; die geradezu wissenschaftliche Genauigkeit, mit der man an die Untersuchungen heranging, wird durch diese Irrtümer eher bestätigt als verneint. So konnte die von Schuegraf übernommene Annahme, daß sich die für 1275 über-

<sup>37</sup> S. Titelblatt des ersten Bandes, 1848.

<sup>38</sup> Die beiden Teile der Dombaugeschichte erschienen als Bd. 11 und 12 der VHVO.

<sup>39</sup> Schuegraf, *Geschichte des Domes von Regensburg* 1, XVI.

<sup>40</sup> Resch, *Beytraege*, Fragment einer früheren Fassung des genannten Manuskripts (vgl. Kap. IV/3, Anm. 104) im BZA Regensburg (1829). Der Nordturm wurde, wohl weil man der Festigkeit des Materials Sandstein mißtraute, mit stärkeren Umfassungsmauern und Strebepfeilern errichtet als der aus Kalkstein erbaute Südturm.

<sup>41</sup> Eine Abschrift des Gutachtens in: BZA/BDK, Domausbau, „Dombauschriftverkehr“. Hier auch die „Instruktionen“ Denzingers für die Vorarbeiten (31. 5. 1856), mehrere undatierte Konzepte zu den einzelnen Bauaufnahmen, sowie ein mehrfach überarbeitetes Konzept Denzingers zur Projektierung der Turmaufbauten (Juli 1856). Eine Mappe mit den zum Gutachten gehörigen Bauaufnahmen Denzingers ist in der Dombauhütte erhalten.



lieferte Grundsteinlegung durch Bischof Leo den Thundorfer auf den Baubeginn des gotischen Domes beziehe, erst 1951 durch Günter Gall endgültig entkräftet werden<sup>42</sup>; daß man den Fassadengiebel trotz der eingehauenen Jahreszahlen ins 16. Jahrhundert setzen wollte, hängt sicher mit der Bekrönung des Eichelstümpfchens zusammen, die man, analog den „welschen Hauben“ der Münchner Frauenkirche, als Renaissanceform betrachtete; verständlich ist schließlich auch, daß die auffallende Angleichung der beiden Turmfreigeschosse zu dem Glauben verleitete, sie seien auch zur gleichen Zeit — Ende des 15. Jahrhunderts — entstanden<sup>43</sup>.

Das Gutachten teilt die Bauzeit des Regensburger Doms in fünf Phasen ein. Zur dritten Bauperiode (1383—1428), in die das erste Stockwerk des Nordturms, das Hauptportal und die Vorhalle sowie die mittlere „Frontmauer“ bis hinauf zur ersten Galerie fallen, heißt es, daß die architektonischen Formen von „gleicher Feinheit des Schmacks und gleicher Sorgfalt der Technik“ seien. „Dieselben stellen sich überhaupt als die reinsten im Styl am ganzen Dom dar und sind ebenso weit von dem Ernst und der Starrheit der Bauteile früherer Zeit als von der Überladung und Weichheit der späteren Perioden entfernt“<sup>44</sup>. Damit aber ist die Frage nach der Wertung des mittelalterlichen Bestands gestellt. Es fällt auf, daß Voit und Ziebland nicht etwa den im späten 13. und frühen 14. Jahrhundert errichteten Hochchor als besonders stilrein und im Detail vorbildlich lobten, sondern einen um die Wende zum 15. Jahrhundert entstandenen Teil der Westfassade, der besonders am Nordturm in dem frei vor dem Fenster hängenden „Baldachin“ und in der Verwendung von Kielbogen und rotierenden Fischblasen bereits deutliche Abweichungen vom hochgotischen Formenkanon zeigt. Man darf allerdings nicht vergessen, daß die aus der „besten“ Zeit der Gotik stammenden Partien des Regensburger Doms verhältnismäßig viel ungegliederte Mauerfläche aufweisen und daß sich ähnlich reiche Stabwerkverblendungen wie z. B. am Kölner Dom, nur an den jüngeren Teilen des Bauwerks finden. Hierin kommt die gleiche konservative Grundhaltung der Regensburger Bauhütte zum Ausdruck wie in dem Festhalten an den Grundzügen des älteren Fassadenplans. So ist es erklärlich, daß die Gutachter einer relativ späten Bauphase das höchste Lob zollten; sie kam dem hochgotischen Stilideal trotz Abweichungen im Detail am nächsten. Jedenfalls bedeutete es eine Art Vorentscheidung über die Art des zukünftigen Domausbaus, wenn in dem Gutachten eine bestimmte Bauphase als besonders bedeutend herausgegriffen wurde.

Über die Grundform der zu errichtenden Turmaufbauten scheint es nie Meinungsverschiedenheiten gegeben zu haben. Es stand von vornherein fest, daß jeder Turm ein Oktogongeschoß und einen durchbrochenen Maßwerkhelm erhalten sollte. Der Grund für die Selbstverständlichkeit, mit der man sich auf diese Lösung festlegte, ist in der hohen Wertschätzung des Turms mit Maßwerkhelm zu suchen, in dem das 19. Jahrhundert den Inbegriff der gotischen Baukunst sah, weil er das

<sup>42</sup> Der Regensburger Dom — Studien zur Planung des gotischen Domes und zur Änderung während der Bauausführung“, ungedr. Diss. (1951). Zweifel an dem überlieferten Baubeginn erstmals bei M. Hasak, Der Dom zu Regensburg, in: Die christliche Kunst XI, 1914/15, 106; zum ganzen Problemkomplex s. Altmann, Die Baugeschichte des gotischen Domes, 97—100.

<sup>43</sup> Vgl. Kap. II/1 dieser Arbeit.

<sup>44</sup> S. die schon erwähnte Abschrift des Gutachtens in BZA/BDK, „Dombauchriftverkehr“.



Hochstrebende, den Reichtum und die Leichtigkeit am vollkommensten verkörperte<sup>45</sup>. Das gleiche Einverständnis herrschte über das Vorgehen bei der Planung. Zu den Vorarbeiten, die Denzinger für das Gutachten Voits und Zieblands zu leisten hatte, gehörte auch eine Zeichnung der Westfassade „mit Darstellung der nach den gegebenen Beispielen gothischer Kirchenbauten und nach der Bauart der unvollendeten Thürme zu errichtenden Aufbauten, damit die Last derselben erhoben werden kann“<sup>46</sup>. Obwohl sich dieser Satz nur auf eine schematische Darstellung bezieht, kommt ihm doch programmatische Bedeutung zu. Er beschreibt nämlich mit einiger Anschaulichkeit das eklektische Prinzip, nach dem im 19. Jahrhundert nicht nur der Regensburger Dom, sondern auch andere gotische Kirchen ausgebaut wurden, wenn keine verwendbaren mittelalterlichen Risse vorlagen<sup>47</sup>. Man verglich die anerkannten Musterbeispiele gotischer Turmlösungen mit dem gegebenen Bestand des unvollendeten Bauwerks und wählte unter den Vorbildern das „Passende“ aus, ohne sich dabei allerdings an ein einziges Vorbild zu halten. Die Regel war, daß man den verschiedenen Mustern jeweils bestimmte Teile entnahm und diese zu einem neuen Ganzen zusammenfügte, wobei man bestrebt war, das Bestehende und das neu Hinzukommende möglichst harmonisch zu verbinden. Da man Einzelelemente verschiedener Herkunft beliebig kombinieren konnte, ergab sich eine Fülle von Variationsmöglichkeiten; die endgültige Gestalt erhielten die Ergänzungen dann, indem man sie im Detail an die Formsprache des vorhandenen Torsos anpaßte. Alle Entwürfe für den Regensburger Domausbau sind nach dieser Methode komponiert, die sich natürlich ebenso wie auf die Turmvollendung auch auf die Vervollständigung anderer Bauteile anwenden ließ.

### 3. Das Ausbauprogramm

Vor einer genaueren Behandlung der einzelnen Planungsstufen und ihrer formalen Entwicklung ist noch ein Blick auf den Umfang des Bauprogramms erforderlich. Ob Ludwig I. in den dreißiger Jahren beabsichtigte, nach den Türmen auch noch das Querhaus auszubauen, läßt sich nicht mehr feststellen. Umso besser dokumentiert ist seine Haltung in den Jahren, die die Wiederaufnahme der Bautätigkeit am Dom brachten. Mit aller Entschiedenheit vertrat der abgedankte König die Ansicht, daß man vor Fertigstellung der Türme keine weiteren Baumaßnahmen in Angriff nehmen dürfe<sup>48</sup>. Die Gründe dafür waren mehr pragmatischer als künstlerischer Art. Ludwig fürchtete, daß sich der Dombauverein zu viel vornehmen und eines Tages zur Einstellung der Arbeiten gezwungen sein könnte, weil die finanziellen Mittel nicht ausreichten<sup>49</sup>. Da er sehnlich wünschte, die Vollendung der Türme als Abschluß des großen Werkes, das er selbst mit der Restauration des Inneren begonnen hatte, noch zu erleben, war ihm an einem raschen Baufortschritt ohne hemmende Zersplitterung der Kräfte gelegen.

<sup>45</sup> Z. B. Stieglitz, Von altdeutscher Baukunst, 102—03; s. Knorre, Turmvollendungen, Kap. X/1, 247—50 (zur Wertschätzung des Turms mit Maßwerkhelm).

<sup>46</sup> Instruktion Denzingers v. 31. 5. 1856, in: BZA/BDK, „Dombauchriftverkehr“.

<sup>47</sup> S. die zahlreichen Beispiele bei Knorre!

<sup>48</sup> GHAM, Nachlaß Ludw. I., 50/4/10 1/2, Brief Ludwigs an Dompropst Zarbl, 26. 2. 1859 (Konzept); s. auch Knorre, Turmvollendungen, 121.

<sup>49</sup> Wie Anm. 48.



Die Pläne des Domkapitels gingen indessen sehr viel weiter und wurden nicht nur von kirchlichen Kreisen unterstützt. Schon Gumpelzhaimer hatte, als er den vermeintlichen Originalplan Melchior Küssels für einen Ausbau empfahl, den Vierungsturm mit einbezogen. 1856 nannte Regierungspräsident Künsberg in seiner Stellungnahme zum Domausbau folgende Aufgaben: Vollendung der Türme, des südlichen Querschiffgiebels und der Nordseite sowie Freistellung des ganzen Gebäudes<sup>50</sup>. Als das Domkapitel 1858 aufgefordert wurde, sich zu den verschiedenen Aspekten des geplanten Unternehmens zu äußern<sup>51</sup>, legte es ein Bauprogramm vor, das nicht nur den Außenbau, sondern auch den Innenraum umfaßte und den Charakter des Doms noch grundlegender verändert hätte als die von Künsberg vorgeschlagenen Maßnahmen<sup>52</sup>.

Was das Äußere der Kathedrale betraf, stimmten die Vorstellungen des Domkapitels mit denen Künsbergs überein: offensichtlich setzten beide Seiten „Vollendung“ gleich mit Symmetrie, d. h. mit einer nach allen Seiten gleichartigen und gleich sorgfältigen Durchbildung des Bauwerks. Folglich sah man nicht nur in den fehlenden Turmabschlüssen und Querhausgiebeln den Ausdruck des Unfertigen, sondern auch in der unregelmäßigen Gestaltung der Nordseite. Hier war wegen des Eselsturms die Querschiffassade nicht voll entwickelt, die Fenster wegen der mittelalterlichen Kapellenanbauten zur Hälfte vermauert. Das Domkapitel bemängelte außerdem, daß der „Unter- und Hochbau an Reichthum und Vollendung der Formen gegen die Ausführung der Südseite um Vieles zurück“ stehe<sup>53</sup>. In ihrem Komplettierungsdrang forderte die kirchliche Stelle neben dem Ausbau der Türme, des Querhauses und des Vierungsturms nicht nur die Angleichung der Nordflanke an die Südfront des Doms, sondern auch die Ergänzung der „großen Zahl von plastischen Arbeiten zu Zier und Schmuck des Bauwerkes“<sup>54</sup>, auf deren Fehlen man aus den leeren Konsolen, vor allem an der Westfassade, schloß.

Der Wunsch nach einer rundum „vollendeten“ Gestalt der Kathedrale wäre sinnlos gewesen, hätte man nicht gleichzeitig erstrebt, sie von allen Seiten sichtbar zu machen. So verbanden sich zwangsläufig Ausbau- und Freistellungsabsicht. Die Nordseite sei durch die Anbauten und angrenzenden Gebäude „verunstaltet und eingeengt“ und „seiner vollen Ansicht beraubt“, schrieb das Domkapitel<sup>55</sup>; sie müßten deshalb abgebrochen werden. Als besonders störend empfand man den Eselsturm; doch auch die südwestlich vom Dome stehende, nicht einmal unmittelbar anstoßende Stiftskirche St. Johann sollte der Allansichtigkeit der Kathedrale geopfert werden<sup>56</sup>. Mit diesen radikalen Ausbauabsichten befand man sich im Einklang mit den Idealvorstellungen, die den gleichzeitigen Kirchenbauten der dog-

<sup>50</sup> Amberg, KdI 14291, 20. 1. 1856 (Konzept).

<sup>51</sup> KM, Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg (1855—63), Antrag von Innenminister Zwehl an Max II., 20. 2. 1858 (Genehmigt am 6. 5. 1858).

<sup>52</sup> KM, Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg (1855—63), Schreiben des Domkapitels zum Ausbau in künstlerischer, organisatorischer und finanzieller Hinsicht, 20. 9. 1858.

<sup>53</sup> KM, Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg (1855—63), 20. 9. 1858.

<sup>54</sup> Wie Anm. 53.

<sup>55</sup> Wie Anm. 53.

<sup>56</sup> Zur Freistellungsproblematik s. Kap. VIII dieser Arbeit.



matischen Neugotik, etwa der Wiener Votivkirche, zugrundelagen<sup>57</sup>. Doch darf der religiös-symbolische Aspekt nicht übersehen werden: der Dom sollte auch im Hochbau die Grundrißform des Kreuzes zum Ausdruck bringen, „so daß auch im Äußeren die Kirche als Christi, des Gekreuzigten, Opferstätte erscheine“<sup>58</sup>.

Über Künsberg hinausgehend, bekundete das Domkapitel aber auch seine Entschlossenheit, mit der Vollendung des Außenbaus eine Neuausstattung des Inneren zu verbinden. Es „fehlten“ noch Altäre und das Chorgestühl, heißt es in dem zitierten Schreiben<sup>59</sup>. Damit aber wagte man es, offen die Vollkommenheit der in den dreißiger Jahren durchgeführten Purifizierung anzuzweifeln, die die Zahl der Altäre radikal vermindert und die Anschaffung neuer Ausstattungsstücke wo irgend möglich vermieden hatte. Ein Konflikt mit König Ludwig, der ja die Restauration des Doms eingeleitet hatte und von der Richtigkeit der damals getroffenen Maßnahmen noch immer überzeugt war, war unvermeidlich und blieb auch nicht aus<sup>60</sup>. Wie bereits ausgeführt, hatten sich in der Purifizierung des Inneren zwei an sich ungleiche Strömungen vereinigt: zum einen das nur-ästhetische, einseitig auf die Wirkung der „reinen Architektur“ gerichtete, aus dem Klassizismus erwachsene Bestreben, einen möglichst überschaubaren „gotischen“ Raum zu gewinnen, wobei auf religiös-liturgische Erfordernisse wenig Rücksicht genommen wurde; zum anderen der „katholische Klassizismus“ (Anton L. Mayer), im Gefolge der Aufklärung aus der Abkehr von spätbarocken Frömmigkeitsformen entstanden und in der Liturgie wie in der Ausstattung der Kirchen um Vereinfachung und Konzentration auf das Wesentliche bemüht. Wenn nun das Domkapitel eine Bereicherung der Ausstattung forderte, war dies auch Ausdruck eines religiösen Sinneswandels: die kirchliche Restauration war dabei, die aufklärerischen Tendenzen zu überwinden und suchte den Anschluß an ältere, auch barocke Frömmigkeitsformen<sup>61</sup>. Mit dem Aufschwung der Heiligen- und Reliquienverehrung ging anscheinend das Bedürfnis nach einer größeren Zahl von Altären einher. Offenbar vertraute man nun auch wieder auf die Macht des „Sinnlichen“ und verschmähte es nicht mehr, die Gläubigen durch ein gewisses Maß an Prachtentfaltung zu beeindrucken, während der purifizierte Innenraum den Einzelnen nur durch das farbige Dämmerlicht der Fenster in andächtige „Stimmung“ versetzen wollte. Doch darf man nicht vergessen, daß es schon in den dreißiger Jahren zu Reibereien zwischen staatlichen und kirchlichen Behörden gekommen war, weil dem Domkapitel das Ausräumen, bzw. der Verzicht auf „stilgerechten“ Ersatz der Ausstattung zu weit ging<sup>62</sup>. An dem Plan, mit der Vollendung des Äußeren auch die des Inneren zu verbinden, hielten Bischof und Dombaumeister fest, bis die finanzielle Misere des Dombauvereins eine Reduzierung des Bauprogramms erzwang. Noch 1869 zählte Denzinger auf der Generalversammlung des Dombauvereins folgende Maßnahmen

<sup>57</sup> S. z. B. Neumann, Friedrich v. Schmidt, 71, 84. Zur Votivkirche s. Wibiral/Mikula, Heinrich v. Ferstel, 3–38.

<sup>58</sup> Jakob, Die Kunst im Dienste der Kirche (1885), 10; vgl. Bericht Denzingers für Ludwig I., in: Amberg, KdI, Abgabe 49, 16372, 1. 10. 1857.

<sup>59</sup> Wie Anm. 53.

<sup>60</sup> GHAM, Nachl. Ludwig I., 50/4/10 1/2, Brief Ludwigs an Dompropst Zarbl (Konzept), 26. 2. 1859, wo es heißt, er wünsche keinerlei Veränderung des Innenraums, der „vollkommen zweckmäßig“ sei.

<sup>61</sup> S. dazu Mayer, Die Stellung der Liturgie von der Zeit der Romantik bis zur Jahrhundertwende, in: Gesammelte Aufsätze (1971), bes. 356–75.

<sup>62</sup> Vgl. Kap. IV/4 dieser Arbeit.



auf: „Herstellung der noch fehlenden Glasmalereien“, d. h. Ersetzung der weiß verglasten Obergadenfenster im Mittelschiff, Auswechslung des Kanzelschaldeckels gegen einen „dem Styl der Kirche mehr entsprechenden“, Anschaffung von „würdigen Chorstühlen“ und „entsprechenden Kirchenstühlen“, Angleichung der neuen Seitenaltäre an die gotischen Baldachinaltäre, Höherlegung des Hauptaltars bzw. Tieferlegung der Orgel. All dies sei nötig, um eine „harmonische Gesamtwirkung“ zu erzielen<sup>63</sup>. Damit aber wird die ästhetische Seite der Absage an die Ergebnisse der Purifizierung deutlich: der Innenraum konnte den mit den Kenntnissen der gotischen Formensprache gewachsenen Anforderungen an die „Stilreinheit“ nicht mehr entsprechen. Das galt für das — damals wohl aus Geldmangel beibehaltene — barocke Gestühl in Chor und Mittelschiff ebenso wie für den Kanzeldeckel Gärtners. In dem Streben nach Vervollständigung der Ausstattung waltete im übrigen der gleiche Komplettierungsdrang, den wir bereits beim Programm für den Außenbau feststellen konnten<sup>64</sup>. Die Umgestaltung des Inneren kam jedoch nicht zustande<sup>65</sup>.

#### 4. Die erste Planungsphase

Wie aus dem Bauprogramm hervorgeht, erstrebte man ein allseits symmetrisch durchgebildetes „Denkmal“, was auch eine symmetrische Turmlösung erforderte. Man bewegte sich damit ganz in den Bahnen der dogmatischen Neugotik. Andererseits sollten Altes und neu zu Errichtendes in möglichst harmonische Übereinstimmung gebracht werden. Beim Regensburger Dom war es problematisch, diese beiden Ziele zu vereinbaren, besonders was die Westfassade betraf. Sie zeigte ja bei allem Ebenmaß in der Großgliederung zwei im Charakter ganz verschiedene Turmunterbauten. Andererseits waren die beiden Turmfreigeschosse merklich ineinander angeglichen, so daß der Gedanke nahelag, schon die Baumeister des Mittelalters hätten die Türme symmetrisch geplant<sup>66</sup>. Strenge Anpassung an die bestehende Westfassade hätte erfordert, entweder einen „älteren“, sparsamer gegliederten Südturm und einen „jüngeren“, reich mit „spätgotischem“ Maßwerkschmuck überzogenen Nordturm oder zwei „spätgotische“, nicht ganz symmetrische Turmabschlüsse zu errichten.

Damit aber ist das Kernproblem der Domvollendung angesprochen, nämlich die Frage nach dem „Stil“. Voit und Ziehl hatten in ihrem Gutachten einen kleinen Teil des Doms als besonders „stilrein“ bezeichnet und damit, zumindest indirekt, als Vorbild für den Ausbau empfohlen. Die Anknüpfung an eine bestimmte, nicht den jüngsten Teilen des Doms zugehörige Stilstufe bedeutete aber den Verzicht auf historische Logik, weil die Türme nach oben zu immer „älter“ werden mußten. Wollte man dagegen unbedingte Übereinstimmung mit der gotischen Bausubstanz erreichen, war eine derartige Auswahl unzulässig.

Es bestanden also zwei gegensätzliche Möglichkeiten: man konnte entweder versuchen, den Dom durch seine Vollendung einem bestimmten Stilideal anzunähern, oder aber das Bestehende anerkennen und sich beim Weiterbau getreu

<sup>63</sup> BZA/BDK, Akten des Dombaumeisters Nr. 2, Konzept. Die Versammlung fand am 7. 9. 1869 statt.

<sup>64</sup> Es fällt auf, daß nun von einer Vermehrung der Altäre nicht mehr die Rede ist. Handelt es sich bereits um ein aus Geldmangel reduziertes Programm?

<sup>65</sup> Das Chorgestühl wurde 1894 nach Entwürfen von Domvikar Georg Dengler erneuert.

<sup>66</sup> S. Zahn, Die Westfassade und das Westportal, 104.



darán halten. Zwischen diesen beiden Extremen war eine ganze Skala von Kompromißlösungen denkbar. In diesem Zusammenhang ist erwähnenswert, daß beide Türme in den oberen Steinschichten verwittert waren und einer Erneuerung bedurften, bevor an einen Weiterbau zu denken war. Dies galt besonders für den Nordturm. Damit bot sich die Gelegenheit, die verwitterten Bauteile der angestrebten Turmlösung entsprechend in veränderter Form zu „restaurieren“, um den Übergang in die neuen Turmaufbauten zu erleichtern. Insbesondere dachte man dabei an eine noch stärkere Angleichung der mittelalterlichen Freigeschosse <sup>67</sup>.

Schon aus dem Bauprogramm des Domkapitels ist ersichtlich, daß die kirchliche Behörde dem dogmatisch-hochgotischen Stilideal zuneigte. Überdies hatte Domkapitular Georg Jakob in seinem Buch die Spätgotik als „ausartend“ bezeichnet <sup>68</sup> und die Stilstufe des 13. Jahrhunderts zur Nachahmung bei neuen Kirchenbauten empfohlen <sup>69</sup>. Wie sehr die Ähnlichkeit mit dem Kölner Dom zum alleinigen Kriterium für die Vollkommenheit eines gotischen Kirchenbaus geworden war, beweist Jakobs kurze Beschreibung der Regensburger Kathedrale. Auf die einleitende Bemerkung, der Dom zeige „die drei Perioden des gothischen Styles in klaren Zügen ausgeprägt“, folgt die nicht ganz zutreffende Lobpreisung: „er reiht sich unmittelbar an den Kölnerbau und steht ihm würdig zur Seite in der wunderbar harmonischen Disposition der horizontalen und vertikalen Richtung im Mittelschiffe“ <sup>70</sup>. Da nun der Außenbau dem Kölner Idealbild noch weniger entsprach, war die Versuchung groß, diesen Mangel im Zuge der Domvollendung zu beheben. Tatsächlich lehnte sich der im Dezember 1858 vom Domkapitel eingereichte Ausbauentwurf Denzingers bis ins Detail an Boisserées 1842 veröffentlichte Ansicht des Kölner Doms in seiner Vollendung an <sup>71</sup> (Abb. 24).

Denzinger selbst hatte sich noch 1856 in seinem Beitrag zum Gutachten Voits und Zieblands als Anhänger der entgegengesetzten, „moderner“ Richtung zu erkennen gegeben: Die Vollendung des Regensburger Doms sei „keine freie künstlerische Aufgabe“, kein „Neubau, bei welchem die Fantasie des Künstlers ungezwungen und frei schaffen kann“. Maßgebend sei vielmehr das „Bestehende“ nach „Form“ und „baulicher Beschaffenheit“. Der Baumeister „suche die Gegensätze in der architektonischen Behandlung der Façade auszugleichen. Seine individuellen Ansichten unterwerfe er jenen der alten Meister, die er zu erforschen und in sich aufzunehmen verpflichtet ist, das sei im Gesetz“ <sup>72</sup>. Denzinger befürwortete also unbedingte Anerkennung des mittelalterlichen Bestands, hielt aber kleinere Modifizierungen für erlaubt. Obwohl er die verschiedenen Stilstufen als gleichwertig ansah, glaubte er auf eine Anforderung nicht verzichten zu können, nämlich die der Symmetrie <sup>73</sup>. In diesem Punkt blieb die Gemeinsamkeit mit der dogmatischen Neugotik gewahrt. Denzingers zeichnerischer Entwurf aus dem Jahr

<sup>67</sup> GHAM, Nachlaß Ludwig I., 50/4/10 <sup>1</sup>/<sub>2</sub>, Brief Dompropst Zarbls an Ludwig, 17. 2. 1859.

<sup>68</sup> Die Kunst im Dienste der Kirche (1885), 29.

<sup>69</sup> Jakob, Die Kunst im Dienste der Kirche (1885), 44.

<sup>70</sup> Jakob, Die Kunst im Dienste der Kirche (1885), 38.

<sup>71</sup> Titelkupfer der „Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln“, 1842, von Gerhardt und Poppel. Die Entwürfe Denzingers sind in der Regensburger Dombauhütte erhalten.

<sup>72</sup> BZA/BDK, Dombauchriftverkehr, mehrfach überarbeitetes Konzept Denzingers, Juli 1856.

<sup>73</sup> S. Amberg, Regierung KdI, Abgabe 49, 16372, Bericht Denzingers, 1. 10. 1857.



1857 steht aber trotz des deutlich erkennbaren Strebens nach Symmetrie in denkbar schärfstem Gegensatz zu seinem eigenen, später im Auftrag des Bischofs gefertigten Plan: er paßt sich nicht nur in der Proportion an die bestehende Westfassade an, sondern auch in der Übernahme der spätgotischen Bauformen.

Die Planung des Regensburger Turmausbaus schwankte also zwischen den beiden Polen von größtmöglicher Idealisierung und größtmöglicher Angleichung an den mittelalterlichen Bestand.

Das Problem der Symmetrie, das sich unabhängig von der Stilfrage stellte, spielte ebenfalls eine entscheidende Rolle. Während Maurer und Denzinger darin übereinstimmten, daß man zwar beide Türme in den Grundformen gleich, im Detail aber unterschiedlich bilden müsse<sup>74</sup>, um einen unmerklichen Übergang zwischen alten und neuen Bauteilen zu erreichen, bestand König Ludwig auf absoluter Gleichartigkeit<sup>75</sup>. Auch ein ausführlicher Brief des Dompropsts Zarbl<sup>76</sup>, in dem auf die unsymmetrischen Fassaden gerade der großen gotischen Dome hingewiesen wurde, und eine Erklärung Denzingers, daß kleine Abweichungen im Gesamteindruck nicht zur Geltung kämen<sup>77</sup>, fruchteten nichts. Wohl auf Betreiben Ludwigs wurde von August Voit ein vollkommen symmetrischer Turmentwurf angefertigt (Abb. 25)<sup>78</sup>, den der Baukunstsausschuß zur Ausführung bestimmte<sup>79</sup>. Wie bei der Restauration des Doms gab sich Ludwig I. auch beim Ausbau nicht mit der Rolle des Geldgebers zufrieden, sondern machte seinen Einfluß ebenso in künstlerischer Hinsicht geltend.

Der früheste erhaltene Ausbauentwurf für den Regensburger Dom ist die 1857 entstandene Südwestansicht Denzingers, die als Vorlage für das Titelbild von Jakobs „Die Kunst im Dienste der Kirche“ diente<sup>80</sup>. Die Darstellung ist ungewöhnlich in ihrer Verwendung spätgotischer Formen; sie weicht damit von der um die Jahrhundertmitte herrschenden Richtung der doktrinären Neugotik ab und weist auf die gegen Ende des Jahrhunderts zahlreicher werdenden „spätgotischen“ Turmvollendungen voraus<sup>81</sup>. Sie stand folglich im Widerspruch zur Auffassung des Domkapitels, was in der Bemerkung Jakobs zum Ausdruck kommt, daß diese „Idee“ „keineswegs einen besonderen Anspruch auf etwaige künftige Berücksichtigung“ erhebe, was das Detail angehe<sup>82</sup>. Möglicherweise kam es aus diesem Grund nie zur Ausarbeitung detaillierter Pläne.

<sup>74</sup> BZA/BDK, Alte Registratur I, 1, DBV 3 a 3, Konzept Denzingers, 15. 2. 1859; ebd., DBV 1 b 8 f, Eingabe Maurers, 3. 3. 1860.

<sup>75</sup> Vgl. Anm. 67.

<sup>76</sup> Wie Anm. 67; andere Interpretation des Briefs bei Knorre, Turmvollendungen, 119.

<sup>77</sup> BZA/BDK, Alte Registratur I, 1, DBV 3 a 3, 15. 2. 1859 (Konzept). Die Erklärung wurde dem Brief Zarbls beigelegt.

<sup>78</sup> Lt. Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 329, 25. 11. 1869.

<sup>79</sup> KM, Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg (1855—63), Sitzungsprotokoll, 18. 3. 1859.

<sup>80</sup> Es erschien nur in der 1. Auflage 1857. Zum Entwurf s. Abb. 57 in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976).

<sup>81</sup> S. Knorre, Turmvollendungen, 267—68. Eine der seltenen „spätgotischen“ Turmvollendungen dieser Zeit an der Würzburger Marienkapelle (1854—57), s. Knorre, Turmvollendungen, 106—15. Knorre deutet an anderer Stelle an, daß es für mehrere Turmvollendungen Vorentwürfe in spätgotischen Formen gab, die jedoch — wie in Regensburg — bei der Ausführung nicht herangezogen wurden (S. 263); ein Zeichen, daß sich diese Richtung erst langsam durchsetzte.

<sup>82</sup> Jakob, Die Kunst im Dienste der Kirche, Vorwort zur 1. Auflage (1885), VIII.



Die Zeichnung stellt nur den oberen Teil des Doms dar, wie er sich über den Dächern erhoben hätte. Vom mittelalterlichen Bau sind deshalb nur die beiden ersten Turmfreigeschosse zu sehen. Wie auf alten Abbildungen, z. B. der Photographie im Museum der Stadt Regensburg (Abb. 3)<sup>83</sup>, zu erkennen, war an beiden Türmen die Stabwerkverkleidung dieses Geschosses nur bis zur Höhe des Fenster-schlusses ausgeführt; am Nordturm fehlten zusätzlich Maßwerk und Stabwerk-vergitterung des Fensters. Dafür spannten sich hier in Höhe des Fensterbogens Maßwerkverzierungen in Form sich überschneidender Kielbogen zwischen die der Wand vorgeblendeten Stäbe. Der gravierendste Unterschied zwischen beiden Türmen bestand darin, daß das Fenster des Südturms niedriger war als sein Pendant auf der Nordseite. In seinem Bestreben, beide Aufbauten in der architektonischen Substanz gleich und nur im Detail verschieden zu gestalten, beabsichtigte Denzinger, diese mittelalterlichen Geschosse durch Angleichung der Fenstergrößen symmetrisch zu machen. Der Entwurf sieht auch die Ergänzung der Stabwerkverkleidung vor, die oberhalb der Fenster in sich überschneidenden Maßwerkformen endet. Am Nordturm ist das Ornament sehr reich, am Südturm dagegen einfacher gebildet.

Als einziger der an der Planung beteiligten Architekten griff Denzinger auf den gotischen Zweiturmplan zurück. Zu dieser Zeit noch eifrigster Verfechter der absoluten Konformität zwischen alten und neu zu errichtenden Bauteilen, wollte er vom bestehenden Unterbau die breite Proportionierung und klare Abgrenzung der Geschosse übernehmen; in dieser Absicht fand er sich durch den mittelalterlichen Fassadenriß bestätigt<sup>84</sup>. So übernahm er von diesem Plan das Oktogon, vereinfachte allerdings und veränderte die Detailformen ins Spätgotische. Über einem Sockel mit Maßwerkblenden, der ungefähr ein Drittel der Oktogonhöhe einnimmt, öffnen sich zweibahnige Fenster mit krabbenbesetzten Kielbogenrahmungen. Zwischen den Fensterbogen bleiben bei Denzinger kahle Wandzwickel stehen. Auch die kreuzförmige Endigung der Eckstreben ist von der Vorlage abgeleitet. Für die Maßwerkhelme mußte Denzinger nach anderen Vorbildern suchen. Er fand sie vor allem in Freiburg und Eßlingen. Auf der Zeichnung setzen sich die Helme deutlich vom Achteck ab, da weder Fensterwimperge noch Fialenaufsätze der Eckpfeiler die auskragende Galerie an ihrem Fuß überschneiden. Sie erheben sich über der vollen Grundfläche des Oktogons, hierin dem Freiburger Helm vergleichbar, wirken aber durch ihre geringe Höhenentwicklung stumpf<sup>85</sup>. Die Helm-seiten sind jeweils in zwei untere, annähernd quadratische Felder und eine lange

<sup>83</sup> S. auch Popp/Bülow, Die Architektur des Mittelalters in Regensburg, Heft 8 (1839), Bl. 1.

<sup>84</sup> BZA/BDK, Dombauchriftverkehr, undat. Konzept Denzingers (Vorbereitung für das Voit/Ziebland-Gutachten): sein provisorisches Projekt stimme „zufällig mit dem alten Plan in der Stockwerkshöhe überein“; s. auch ebd., das schon mehrfach erwähnte Konzept Denzingers, Juli 1856. Bei anderer Gelegenheit begründet er die Verwendung des mittelalterlichen Zweiturmrissses u. a. damit, daß dieser mit Teilen der ausgeführten Fassade übereinstimme (Amberg, KdI, Abgabe 49, 16372, 1. 10. 1857, Bericht für König Ludwig).

<sup>85</sup> Bei den Vorarbeiten für das Voit/Ziebland-Gutachten hatte Denzinger das Höhenverhältnis von Oktogon und Helm durch Vergleich der Lösungen von Köln, Freiburg, Ulm, Straßburg und Eßlingen zu ermitteln versucht. Er entschied sich für das Verhältnis 1 : 2, einen Mittelweg zwischen Freiburg (2 : 3) und Köln (1 : 2,5); S. BZA/BDK, Dombauchriftverkehr, Konzept vom Juli 1856.



Bahn ohne horizontale Unterteilungen gegliedert. Ihr Maßwerk zeigt malerische spätgotische Formen, besonders reich am Nordturm. Das unterste Feld des südlichen Helms mit seinem rund gefaßten Fischblasenmuster ist von der Eßlinger Frauenkirche übernommen; das kleinteilige Maßwerknetz der oberen offenen Helmbahn geht wohl auf Freiburger Anregungen zurück. Das Eicheltürmchen ist mit einem durchbrochenen Maßwerkhelm statt der Haube versehen.

Der Entwurf sieht auch einen großen achteckigen Vierungsturm vor<sup>86</sup>, der aber im Unterschied zu den Westtürmen nur hochgotische Formen aufweist; dadurch sollte wohl die Konformität mit den älteren Ostteilen des Doms gewahrt werden. Seine Form ist deutlich abgeleitet von dem Vierungsturm, den Boisserée für den Kölner Dom entworfen hatte (Abb. 24)<sup>87</sup>: Ein quadratischer Unterbau mit Stabwerkverblendung erhebt sich bis knapp über die Firstlinie der Dächer und endet in einer Plattform mit Balustrade und Eckfialen. Darauf sitzt der achteckige Turmkörper mit wimpergbekrönten Fenstern. Anders als bei Boisserée sollte er keinen durchbrochenen, sondern einen geschlossenen Spitzhelm mit krabbenbesetzten Kanten erhalten. In Angleichung an die Haupttürme (und im Unterschied zu Boisserée) öffnen sich die Fenster erst oberhalb eines massiven Sockels. Auf der Zeichnung ist die — im mittelalterlichen Bau angelegte — Stabwerkverkleidung des südlichen Querhausgiebels nicht deutlich zu erkennen. Es scheint aber, daß Denzinger sich auch hier an Boisserées Projekt für Köln anlehnte.

Ein Jahr später fertigte Denzinger im Auftrag des Bischofs seinen zweiten Entwurf (Abb. 26) und folgte nun gehorsam dem Ansinnen der kirchlichen Stelle, aus dem Regensburger Dom eine zweite Kölner Kathedrale zu machen. In absoluter Umkehrung der stilistischen Entwicklung gipfeln hier die Türme in der Kölner Helmlösung aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Allerdings ist auch in diesem Projekt das Bestreben nicht zu verkennen, Bestehendes und neu zu Errichtendes möglichst nahtlos zu verklammern. Denzinger übernahm die Höhe des zweiten Turmstockwerks als verbindlich für die Freigeschosse und hob die breite Proportionierung wie am mittelalterlichen Unterbau durch betonte Horizontalgliederungen und deutliches Absetzen der Geschosse hervor. Auch die Helme sind breiter und stumpfer gebildet als ihr Kölner Vorbild. Außerdem verfährt dieses Projekt sehr rücksichtsvoll mit dem alten Bestand. So ist beim dritten Turmgeschoß auf die Angleichung der Fenster verzichtet, und am Nordturm ist das sich überkreuzende Maßwerk, das das Stabwerk in Höhe des Fensterbogens zusammenbindet, beibehalten<sup>88</sup>. Sogar die Haube des Eicheltürmchens ließ Denzinger unverändert. Die Oktogone hat er diesmal, weniger deutlich modifiziert als bei seinem ersten zeichnerischen Entwurf, vom mittelalterlichen Zweiturmriß übernommen, besonders die komplizierten kreuzförmigen Endigungen der Eckstreben, die in schlanken Fialen auslaufen und die Diagonalseiten größtenteils verdecken.

<sup>86</sup> Die Ansätze dieses Vierungsturms waren beim Abbruch der Barockkuppel 1838 zum Vorschein gekommen: s. Schuegraf, Berichtigungen und Rechtfertigungen zu den beiden Bänden der Geschichte des Domes, VHVO 16, 1855, 236, mit Zeichnung. Bei der Vorbereitung des Gutachtens sollte Denzinger auch klären, ob die Information Schuegrafs zutreffend sei: s. BZA/BDK, Dombauchriftverkehr, Punkt 9 der Instruktionen, 31. 5. 1856.

<sup>87</sup> Wie Anm. 71.

<sup>88</sup> S. Anm. 83. Eine genaue Aufnahme dieses Maßwerkornaments ist in der Dombauhütte erhalten.



Ein besonderes Hindernis für den symmetrischen Ausbau der Westfassade waren die unterschiedlichen Ausmaße der Türme: Der aus Sandstein gebaute Nordturm war über eine größeren Grundfläche und mit stärkeren Strebepfeilern errichtet als der Südturm. So mußten beim Übergang ins Achteck auch die Dimensionen der Turmkörper einander angeglichen werden. Denzinger erreichte eine allmähliche Überführung mit Hilfe der seitlichen Treppentürmchen. Abweichend vom mittelalterlichen Plan und seinem eigenen früheren Entwurf vermied er diesmal eine harte Abgrenzung von Oktogon und Helm. Er vergrößerte die Fensteröffnungen und bekrönte sie mit Wimpergen, die die Galerie am Helmansatz überschneiden. Damit ist gleichzeitig eine Annäherung an die für die Helme vorbildliche Kölner Lösung geschaffen. Diesem Vorbild entsprechend sind die Seiten der Helme durch Quersporen in mehrere annähernd quadratische Felder mit kreisförmig angeordneten Maßwerkfüllungen und zwei obere, langgestreckte Bahnen mit großen spitzbogigen Öffnungen unterteilt. Teilweise ist das Maßwerk, wie im untersten Feld des südlichen Helms, exakt kopiert, meistens aber geringfügig abgewandelt. Zwar sind beide Türme in den Einzelformen verschieden gestaltet, doch sollen die Abweichungen nicht auffallen. Sie beziehen sich „aber auch nur auf Profilierung, Laub- und Maßwerk und überhaupt auf Kleinformen, die im Gesamt-Eindruck verschwinden müssen und auch verschwinden“<sup>89</sup>; denn: „eine Verschiedenheit sollte nur da erscheinen, wo sich eine solche wegen der Ungleichheit der Unterbauten gar nicht vermeiden läßt“<sup>90</sup>.

Den unteren Teil des Vierungsturms gestaltete Denzinger diesmal nach dem Vorbild der Oppenheimer Katharinenkirche<sup>91</sup>, wozu ihn vielleicht die Kritik Franz Kuglers an Boisserées Entwurf veranlaßt hatte (Abb. 24)<sup>92</sup>. Er ließ nun den quadratischen Unterbau schon in halber Dachhöhe ins Achteck übergehen und schloß die überstehenden Ecken des Quadrats mit Zeltdächern. Hierin wie in der Verstärkung der Oktogonkanten folgte er ganz dem Oppenheimer Muster. Über dem massiven, mit Stabwerk verblendeten Sockel setzte er in Firsthöhe den eigentlichen, durchfensterten Turmkörper auf, der wie der Maßwerkhelm wieder von Boisserée abgeleitet ist. Grund für die Abänderung war sicher die Überlegung, daß ein bis zum Dachfirst viereckiger Turm zu schwer wirken müsse<sup>93</sup>. Doch auch die neue Lösung für den Vierungsturm erscheint wenig glücklich. Seine riesigen Ausmaße und die gedrungene Proportion geben ihm gegenüber den Haupttürmen ein unverhältnismäßiges Gewicht; das Querhaus scheint gar völlig erdrückt zu werden. Hier rächte sich Denzingers Versuch, für andere Kirchen entwickelte Lösungen einfach auf Regensburg zu übertragen: Das Regensburger Vierungsquadrat ist im Verhältnis zur Grundfläche der Türme sehr groß; dagegen ist es z. B. in Köln wegen der Mehrschiffigkeit des Querhauses im Verhältnis weit kleiner.

<sup>89</sup> BZA/BDK, Alte Registratur I, 1, DBV 3 a 3, Erklärung Denzingers, 15. 2. 1859 (Konzept); vgl. Anm. 77.

<sup>90</sup> Wie Anm. 89.

<sup>91</sup> Die Aussage in dem Aufsatz „Der Ausbau des Regensburger Doms im 19. Jahrhundert“ in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976), 228, sei hiermit korrigiert.

<sup>92</sup> Kugler, Kleine Schriften 2 (1854), 390—92; zum erstenmal erschienen in: Kunstblatt, 23. Jg. (1842), Nr. 89 ff.

<sup>93</sup> Hauptargument Kuglers gegen Boisserées Entwurf; von Kugler auch der Rat, dem Oppenheimer Beispiel zu folgen: Kleine Schriften 2, 392. Der Vierungsturm der Katharinenkirche war abgebildet bei Moller, Denkmäler 1 (1821), Taf. 33.



Für die Querschiffgiebel sah Denzinger wieder eine Stabwerkvergitterung vor. Dahinter zeichnete er jedoch eine Maßwerkrose in die Giebelwand ein; die Anregung dazu dürfte der bei Kallenbach abgebildete Querhausgiebel von Magdeburg gegeben haben <sup>94</sup>.

Dieser zweite Entwurf Denzingers, der zwar eine beachtliche Kenntnis der gotischen Baudenkmäler bzw. der darüber erschienenen Literatur beweist, auf historische Folgerichtigkeit jedoch zugunsten einer Rückführung in die Hochgotik verzichtet, wurde vom Baukunstausschuß mit der Begründung abgewiesen, er „entspreche schon in der Hauptform und in den Verhältnissen dem bestehenden Theile nicht“ <sup>95</sup>. Es mißfiel also ganz allgemein die breite Proportionierung. Besser bewertet wurde der gleichzeitig eingereichte Konkurrenzplan Michael Maurers, wo im Gegensatz zu Denzinger der Versuch gemacht war, das „Emporstreben“ der Türme durch zunehmende Höhensteigerung der Geschosse, einen sehr schmalen, steilen Helm, und eine fast ausschließlich die Vertikale betonende Detailbehandlung zu veranschaulichen <sup>96</sup>. Der Baukunstausschuß verhalf damit auch in Regensburg der bei den meisten neugotischen Turmvollendungen zu beobachtenden Tendenz zur Vertikalisierung zum Durchbruch <sup>97</sup>.

Von Maurers Entwurf hat sich nur eine stellenweise bis zur Unkenntlichkeit verblaßte Photographie erhalten (Abb. 27) <sup>98</sup>. Umso aufschlußreicher ist Maurers Erklärung: „Um dem großen Werke die höchste gothisch-architektonische und katholisch-liturgische Weihe zu geben, hat der ... Unterzeichnete zwar beide Thürme in ihren Hauptdimensionen gleich, doch jeden derselben im Style seiner Zeit, in Maßwerk und Ornamentik verschieden, den einen mit dem Symbol des Kreuzes, den anderen mit jenem der Dreieinigkeit, durchgebildet“ <sup>99</sup>. Demnach orientierte sich Maurer an der in Regensburg vor allem durch Georg Jakob vertretenen Richtung, die im Kirchenbau auf die christliche Symbolik besonderen Wert legte. Allerdings sind die symbolischen Bezüge anhand der Photographie nur schwer nachzuvollziehen. Anscheinend drückten sie sich in Form und Anordnung des Maßwerks aus, so am Südturm in der kreuzförmigen Füllung des Oktogonfensters und in den sich kreuzenden horizontalen und vertikalen Unterteilungen des Helms. Am Nordturm erschien das Symbol der Dreieinigkeit in der Dreipaßfüllung des Achteckfensters und in der Verwendung der Dreizahl bei den Helmöffnungen.

<sup>94</sup> „Atlas zur Geschichte der deutsch-mittelalterlichen Baukunst“ (1847), Taf. XXXVII.

<sup>95</sup> KM, Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg (1855—63), Sitzungsprotokoll, 18. 3. 1859. Prof. Gottgetreu, Mitglied des Baukunstausschusses, erklärte dagegen später, Denzingers Entwurf sei „sehr geistreich erfunden“ gewesen, aber als „zu kostspielig erachtet“ worden (in einem Vortrag in der Versammlg. des Münchner Architekten- und Ingenieurvereins, 23. 3. 1871; frdl. Mitt. von Dr. H. J. Kotzur). In den zit. Protokollen des Baukunstausschusses findet sich kein entsprechender Hinweis.

<sup>96</sup> KM, Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg (1855—63), Sitzungsprotokoll, 18. 3. 1859.

<sup>97</sup> Vgl. Knorre, Turmvollendungen, 246.

<sup>98</sup> Museum der Stadt Regensburg. Die beiden von Maurer eingereichten Planzeichnungen kamen 1875 ins „Plankonservatorium“ der OBB, wo sie vermutlich im 2. Weltkrieg verbrannten. S. KM, Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg (1864—94), Gutachten der Oberbauräte Herrmann und Leimbach, 12. 5. 1875.

<sup>99</sup> BZA/BDK, Alte Registratur I, 1, DBV 1 b 8 ß, Eingabe Maurers, 3. 3. 1860.



Anders als Denzinger war Maurer entschlossen, zwei in der Stilstufe verschiedene Türme, also einen „jüngeren“ und einen „älteren“, zu errichten. Sein Plan zeigt aber — wie die beiden Entwürfe Denzingers — zwei in der architektonischen Substanz ganz gleichartige Aufbauten; die stilistische Abweichung beschränkt sich auf die dekorative Einzelform, z. B. auf die sparsame Applizierung von Kielbogen an den oberen Geschossen des Nordturms. Gleichheit der Turmkörper also, bei geringer Variation im Detail.

Die Versuchung ist groß, diese Gemeinsamkeit der sonst gar nicht ähnlichen Entwürfe Denzingers und Maurers als Beweis für den oft erhobenen Vorwurf anzuführen, das 19. Jahrhundert „verkleide“ unverändert bleibende Grundformen wahlweise mit beliebigem Ornament<sup>100</sup>. Man muß dann allerdings betonen, daß im Fall des Regensburger Doms nicht die Unfähigkeit dahinter steht, Grund- und Kleinformen als Einheit zu erkennen, sondern die übermächtige Forderung eines architektonischen Ideals: das Streben nach Symmetrie — Erbe der baukünstlerischen Entwicklung seit der Renaissance — triumphiert über den Wunsch nach Konformität und historischer Glaubwürdigkeit. Ein Plan mit zwei wirklich ungleichen Türmen, und sei er noch so stilrein, wäre als Verstoß gegen unumstößliche Gesetze der Architektur betrachtet worden<sup>101</sup>. Die gleiche idealistische Grundhaltung bewirkte die versuchte Rückführung des Doms in die Hochgotik bei Denzinger. Weil das Kölner Vorbild mit kirchlichen und ästhetischen Idealvorstellungen verbunden war, nahm man die Diskrepanz zwischen spätgotischem Bestand und „hochgotischem“ Neubau bewußt in Kauf.

Maurer streckte die mittelalterlichen Turmfreigeschosse in der Höhe und glich die Fenstergrößen einander an. Das die Fronten einheitlich überziehende Stabwerk ließ er unter dem abschließenden Sims in Maßwerkformen enden, die am Nordturm kielbögig, am Südturm als einfache Spitzbogen gebildet sind<sup>102</sup>. Den Übergang ins Oktogon bewältigte er am Nordturm mit Hilfe einer „Kanzel“<sup>103</sup>, die den besonders massiven nordwestlichen Strebpfeiler oben abschneidet, und erlaubte sich damit die einzige augenfällige Asymmetrie im architektonischen Aufbau. Die Oktogone sind, wenn auch in reduzierter Höhe, bis in einzelne Maßwerkdetails vom Freiburger Münsterurm übernommen, allerdings am Nordturm durch kielbögige Wimperge abgewandelt. Die stark eingerückten, überaus steilen Helme erheben sich über einer Maßwerk Galerie und werden durch horizontale Sprossen in hohe Felder unterteilt. Die Betonung durchlaufender senkrechter Pfosten in den

<sup>100</sup> Als Beispiel sei angeführt H. Sedlmayr, *Verlust der Mitte* (1976), 17: „Dieses Auseinanderklaffen von Grundform und Kleinform, die man als bloße Dekoration auffaßt, wird nun Schicksal der europäischen Kunst überhaupt.“

<sup>101</sup> Die beginnende Opposition gegen diese Haltung vertritt F. A. v. Lützow (*Meisterwerke der Kirchenbaukunst*, 21871): „Besonders zu beklagen ist, daß er [Denzinger] den Gedanken einer noch weiter gehenden Verschiedenartigkeit der Thürme dem gleichmacherischen Wesen der modernen Baugesinnung zum Opfer bringen mußte“ (S. 297). Es gibt allerdings keine Anzeichen dafür, daß Denzingers spätere, auch im Detail symmetrische Planung der Turmhelme unter dem Druck der Baubehörde zustande kam, wie die weiteren Ausführungen Lützows andeuten (S. 297).

<sup>102</sup> Der sehr ähnliche Abschluß des Geschoßes in Denzingers zweitem Entwurf soll von Maurer übernommen sein: KM, Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg (1864—1894), Gutachten von Herrmann und Leimbach, 12. 5. 1875.

<sup>103</sup> KM, Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg (1855—63), Eingabe Maurers an Max II., 15. 12. 1858.



Helmbahnen und der Wechsel reihenweise angeordneter großer Öffnungen mit kleinteiligen Maßwerkformen erinnern an die Entwürfe Ulrichs von Ensingen und vor allem Matthäus Böblers für den Ulmer Münsterurm<sup>104</sup>. Bezeichnend ist aber, daß Maurer nicht das Einschwingen des Helms und die Unterbrechung der Vertikalen durch umlaufende Galerien oder Wimpergkränze übernimmt. Das starke Einrücken der Helme gegenüber der Grundfläche des Achtecks und die gerade Führung der Helme verweisen auf den Kölner Domplan. Maurer hat also verschiedene mittelalterliche Vorbilder in sein Projekt eingebracht, die zeitlich um mehr als 150 Jahre auseinanderliegen. Die Turmaufbauten sollten demnach über den mittelalterlichen Geschossen aus dem späten 14. und dem späten 15. Jahrhundert nach einem Vorbild des späten 13. Jahrhunderts beginnen und sich nach oben in Helmen einer jüngeren Stilstufe fortsetzen, wobei sich jedoch der Umriss der Helme wieder an einem hochgotischen Vorbild orientiert. Daß sich trotz der Stil-mischung ein harmonischer Gesamteindruck ergibt, weit mehr als bei Denzingers zweitem Entwurf, ist als besondere Leistung Maurers zu werten.

Der Baukunstauschuß sprach sich zunächst für den Entwurf Maurers aus<sup>105</sup>, bestimmte aber dann den wohl im Auftrag König Ludwigs ausgearbeiteten Plan August Voits (Abb. 25) zur Ausführung<sup>106</sup>. An Maurers Entwurf wurde nun bemängelt, daß er „Außerachtlassung constructiver Rücksichten“ zeige und „auch sonst manche Mängel in Beziehung auf das künstlerische Detail an sich“ trage<sup>107</sup>. Das Projekt Voits lehnte sich jedoch aufs engste an den so kritisierten Plan an und war nur von allen Abweichungen im Detail gereinigt. Seine eigene Leistung beschränkte sich darauf, die Öffnungen des Helmmaßwerks noch weiter zu vergrößern; außerdem bewerkstelligte er den Übergang des nordwestlichen Eckpfeilers in die kleineren Dimensionen des Oktogons am Nordturm nicht mit Hilfe einer Plattform, sondern durch kräftige Fialenendigungen. Das Eicheltürmchen sollte einen steilen Spitzhelm erhalten<sup>108</sup>.

Mit der Annahme von Voits Umarbeitung des Maurer-Entwurfs hatte zunächst eine mehr „spätgotische“ Planung die Oberhand gewonnen, die sich aber bewußt von der „Überladung und Weichheit“ fernhielt, die man den Regensburger Bau-perioden nach 1428 vorwarf<sup>109</sup>. Das bedeutete einen Kompromiß zwischen gänzlicher Anpassung an die bestehende Westfassade und einer gewaltsamen Annäherung an ein hochgotisches Stilideal, wie es Denzinger versucht hatte.

Manche Einzelheiten des genehmigten Projekts änderte man jedoch schon beim

<sup>104</sup> Beide abgebildet bei R. Wortmann, *Das Ulmer Münster* (1972), 15. Böblers Riß war bekannt durch die Abb. bei Moller, *Denkmäler* 1 (1821), Taf. LVII; s. auch Wiebe-king, *Bürgerliche Baukunde* 1 (1821), Taf. II (Abb. 28). Knorre, *Turmvollendungen*, 127, sieht die Ähnlichkeit des an Maurer orientierten Entwurfs von Voit mit dem Böbinger-Riß.

<sup>105</sup> KM, Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg (1864–94), Brief Zieblands an Maurer, 15. 1. 1859.

<sup>106</sup> KM, Domkirche in Regensburg (1855–63), Sitzungsprotokoll, 18. 3. 1859; Maurer behauptete, Bischof Senestréy habe die Anfertigung des neuen Plans veranlaßt (KM, Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg 1864–94, undat. „Pro Memoria . . .“). Dies ist jedoch unwahrscheinlich, weil Senestréy ja den Denzinger-Entwurf eingereicht hatte.

<sup>107</sup> KM, Domkirche in Regensburg (1855–63), Sitzungsprotokoll, 18. 3. 1859.

<sup>108</sup> Bei Maurer ist die Umgestaltung des Eicheltürmchens nicht genau erkennbar. Die Entwürfe Maurers und Voits beschränkten sich auf den Turmausbau; nur das Domkapitel ließ die Vollendung des ganzen Doms projektieren.

<sup>109</sup> Vgl. Kap. VI/2 dieser Arbeit, Anm. 44.



Bau des Fassadenmodells, das im Februar 1860 im Regensburger Rathaussaal ausgestellt wurde<sup>110</sup>. So wurde z. B. die vom Freiburger Vorbild übernommene horizontale Unterteilung der Oktogonfenster als „der Architektur der übrigen Fenster fremdartige Form erkannt“ und beseitigt<sup>111</sup>. Außerdem wurde die Überleitung der Strebe Pfeiler ins Oktogongeschoß nach Denzingers Entwurf durch die seitlichen Treppentürmchen kaschiert<sup>112</sup>.

### 5. Die zweite Planungsphase

Nach dem Rücktritt Voits von der Oberleitung des Dombaues (1863) fühlte sich Denzinger nicht mehr an dessen Ausbauplan gebunden. Bei der Ausführung der Oktogone hielt er sich jedoch noch ziemlich genau an das Modell und gestaltete nur Maßwerkdetails am Nord- und Südturm geringfügig verschieden. Dagegen plante er die Helme ganz neu und griff dabei wieder auf das hochgotische Stilideal zurück. Er formte nun beide Helme im Detail ganz gleich, verzichtete aber darauf, ein mittelalterliches Vorbild genau zu kopieren. „Der Helm der Thürme . . . , um dessen Herstellung es sich jetzt noch handelt, ist von mir nach einem . . . nicht nach bestehenden Bauwerken ergänzten, sondern ziemlich selbständig erdachten und durchgeführten System projektiert“, schrieb Denzinger 1867<sup>113</sup>.

Zunächst hatte er noch einmal mit einer „spätgotischen“ Lösung experimentiert, wie ein skizzenhafter Entwurf zeigt (Abb. 29). Er unterteilte dabei die Helmbahn in hohe Felder, die er mit engmaschigem, an den Außenkanten oft angeschnittenem Maßwerk füllte. Dabei sind auch Fischblasenmuster verwendet. Im ganzen erinnert die Zeichnung an den Helm von Ohlmüllers Mariahilfkirche in München-Au<sup>114</sup>. Noch ein weiterer, von der endgültigen Ausführung stark abweichender Aufriß einer Helmbahn hat sich erhalten (Abb. 30), bei dem die annähernd quadratischen Felder nur mit rund gefaßten Paßformen besetzt sind. Die schließlich beim Ausbau verwendete Fassung ist offensichtlich von der Wiener Votivkirche angeregt<sup>115</sup>. Denzinger weilte 1863 in Wien, um die Arbeiten an verschiedenen Bauten, besonders an der Votivkirche und am Turm von St. Stephan zu studieren<sup>116</sup>. Im nächsten Jahr kehrte er dahin zurück, um der deutschen Architektenversammlung beizuwohnen<sup>117</sup>. Im Rahmen dieser Veranstaltung fand unter

<sup>110</sup> Gebaut von Bildhauer Blank; heute im Regensburger Domschatzmuseum.

<sup>111</sup> BZA/BDK, Akten des Dombaumeisters Nr. 7, Verhältnisse zur staatlichen Oberaufsicht, „III. Registratur“, 7. 12. 1859.

<sup>112</sup> Alle Änderungen gingen auf Vorschläge Denzingers zurück: BZA/BDK, Internationale Kunstausstellung . . . 1867 und 1869 . . . , Denzinger ans Künstlerkomitee für die Pariser Weltausstellung (Konzept), 21. 5. 1867.

<sup>113</sup> BZA/BDK, Internationale Kunstausstellung, Denzinger ans Künstlerkomitee für die Pariser Weltausstellung, 21. 5. 1867.

<sup>114</sup> Aufriß der Mariahilfkirche abgebildet bei Germann, Neugotik, Taf. 53; die Ähnlichkeit mit Denzingers Entwurf erstmals erwähnt bei Knorre, Turmvollendungen, 128; die beiden erwähnten Helmentwürfe Denzingers im BZA.

<sup>115</sup> Erstmals erwähnt bei Knorre, Turmvollendungen, 264. Zur Votivkirche s. Wibiral/Mikula, Heinrich v. Ferstel, 3—38. Der mit Veränderungen ausgeführte Entwurf Ferstels in: Allgemeine Bauzeitung, 23. Jg. (1857), Bl. 165.

<sup>116</sup> BZA/BDK, Akten des Dombaumeisters Nr. 2, Dienstliche Verhältnisse, Gesuch Denzingers, 28. 8. 1863.

<sup>117</sup> BZA/BDK, Akten des Dombaumeisters Nr. 2, undat. Konzept Denzingers: er sollte dort im Auftrag Bischof Senestréys „möglichst für bekanntwerden der am Ausbau unsrer Domthürme geschehenen Arbeiten wirken“.



anderem eine Besichtigung der Votivkirche unter Leitung des Architekten Ferstl statt; eine Ausstellung im Polytechnikum zeigte Pläne dieser Kirche und des Stephansturms<sup>118</sup>. Ein Vergleich mit den ausgeführten Türmen der Votivkirche (Abb. 31) macht deutlich, daß Denzingers Entwurf für die Regensburger Helme doch nicht so selbständig war, wie er selber behauptete. Der Entschluß, den Helmen im Gegensatz zu seinen eigenen früheren Projekten einen schmalen, steilen Umriss zu geben, wie ihn Maurer und Voit geplant hatten, muß nicht Wiener Einflüssen zuzuschreiben sein. Doch legt die überaus steile Proportion, die Denzinger seiner zeichnerischen „Idee zum Ausbau des Domes zu Regensburg“ 1865 gab, und die weder mit den mittelalterlichen Teilen noch mit den damals bereits ausgeführten Partien des Neubaus in Einklang steht, den Verdacht nahe, daß sich hier die Bewunderung für die sehr schlanken, nadelspitzen Türme der Votivkirche niedergeschlagen hat. Jedenfalls erweist sich die Gestaltung der Helme, die Denzinger nun in eine größere Zahl fast gleich hoher Felder einteilt und aus engmaschigem Maßwerk aufbaut, für das er ausschließlich Drei- und Vierpaßformen verwendet, als Anlehnung an die Wiener Lösung. Die Übereinstimmungen gehen bis ins Detail: das dritte Feld der Regensburger Helme ist eine ziemlich genaue Nachahmung des zweiten Helmfeldes in Wien (Abb. 31, 32).

Denzinger verwertete aber auch Anregungen von den mittelalterlichen Teilen der Regensburger Westfassade. So findet sich z. B. der rundgefaßte Vierpaß mit einem Kreis im Zentrum und einbeschriebenen offenen Dreipässen, der das zweite Feld der Helme füllt, in ähnlicher Form am zweiten Geschoß des Nordturms im Blendmaßwerk des Fensters. Trotzdem ist die Behauptung, die Detailformen der Helme paßten sich den „älteren Domtheilen in stylistischer und ästhetischer Beziehung“ an<sup>119</sup>, nur mit Einschränkungen berechtigt, denn Denzinger schied ja reichere, spätgotische Formen bewußt aus. So setzte sich im endgültigen Entwurf für den Regensburger Domausbau doch das Stilideal der dogmatischen Neugotik durch, obwohl gerade Denzinger anfangs absolute Konformität mit dem alten Baubestand gefordert hatte<sup>120</sup>.

In den sechziger Jahren mußte das Ausbauprogramm teils aus bautechnischen, teils aus finanziellen Gründen stark reduziert werden. Hatte Denzingers zeichnerischer Entwurf von 1865 noch einen massiven Vierungsturm gezeigt<sup>121</sup>, so sah man sich bald darauf gezwungen, wegen des geringeren Gewichts nur einen Dachreiter aufzusetzen, da man Risse in einem Vierungspfeiler entdeckt hatte<sup>122</sup>. Denzinger plante zunächst ein Türmchen nach Art des Amienser Dachreiters<sup>123</sup> mit einem von Engelsfiguren umstandenen Oktogon und hoher, von Fialen eingeschlossener Dachpyramide (Abb. 33). Die Höhe sollte der eines gleichseitigen Dreiecks über dem Querschiffirst entsprechen, das „Grundquadrat“ die halbe Seitenlänge

<sup>118</sup> Notizblatt der Allgemeinen Bauzeitung, Bd. V (1864), 381—99.

<sup>119</sup> BZA/BDK, Akten des Domaumeisters Nr. 7, Registratur vom 3. 8. 1867.

<sup>120</sup> Vorarbeiten für die endgültige Fassung im BZA.

<sup>121</sup> S. Abb. 58 in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976). Merkwürdigerweise ist die Form von seinem allerersten zeichnerischen Entwurf (1857) übernommen; abweichend nur die in den Helm eingeschnittenen runden Öffnungen.

<sup>122</sup> BZA/BDK, Akten des Domaumeisters Nr. 2, Vortrag Denzingers vor der Generalversammlung des DBV, 14. 5. 1868.

<sup>123</sup> BZA/BDK, Akten des Domaumeisters Nr. 2, undat. Manuskript Denzingers und Gewichtsrechnungen, z. B. 15. 2. 1868. S. auch Abb. 59 in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976).



des Vierungsquadrats aufweisen<sup>124</sup>. Dieses immer noch aufwendige Projekt mußte 1870 aus Geldmangel weiter vereinfacht werden. Nun entschied man sich für einen in Zink getriebenen Dachreiter nach Kölner Vorbild<sup>125</sup> von weit geringeren Ausmaßen (Abb. 35).

Auch der Ausbau des Querhauses erfolgte in reduzierter Form. Einerseits wegen der schlechten Finanzlage des Dombauevereins, andererseits, weil von „maßgebender Seite“ Einspruch erhoben wurde, verzichtete man auf den Abbruch des Eselsturms und begnügte sich damit, die auffälligen oberen Teile zu erneuern<sup>126</sup>. Dabei wurden die vermauerten Schallfenster wieder geöffnet und der gewölbte Gang im Inneren bis zur Dachgalerie hochgeführt<sup>127</sup>. Denzinger hatte 1870 zwei Alternativprojekte für die nördliche Querschiffassade eingereicht, die beide genehmigt wurden<sup>128</sup>. Das eine sah den Abbruch des Eselsturms und den Durchbruch eines großen Fensters — in gleicher Form wie das des Südgiebels — vor; nur ein kleines Treppentürmchen an der Seite sollte stehen bleiben (Abb. 36). Das andere ging von der Belassung des Turms aus, doch sollte in der Stirnwand des Querhauses ein Entlastungsbogen eingezogen werden, um die Möglichkeit für einen zukünftigen Fensterdurchbruch zu schaffen (Abb. 37)<sup>129</sup>. Dieser letztere Entwurf wurde 1870/71 ausgeführt. Übrigens hatte sich Denzinger entschlossen, die Querschiffgiebel doch nicht ganz symmetrisch auszubauen: im Süden war die frei vor die Wand gespannte Stabwerkvergitterung weitgehend vom mittelalterlichen Bestand vorgegeben<sup>130</sup>; auf der Nordseite wurde der Giebel mit Blendmaßwerk überzogen, das sich an den Kölner Giebeln orientierte.

In der Reduzierung des Bauprogramms spiegelt sich nicht nur die Finanzmisere des Dombauevereins; es äußert sich vielmehr eine wachsende Toleranz gegenüber alten Bauteilen, auch solchen, die den stilistischen Idealforderungen nicht entsprachen. Diese Entwicklung verhinderte auch den Umbau des Eicheltürmchens. Denzinger forderte noch 1869, es „durch sorgfältigere und reichere dem Westgiebel entsprechende Detailbehandlung“ mit dem „Übrigen in Einklang“ zu bringen (Abb. 34)<sup>131</sup>. Das Ordinariat aber verzichtete auf diesen Eingriff: es herrsche „bei der höhern Geistlichkeit so wie unter Archäologen und Kunstkennern darüber große Meinungsverschiedenheit, ob überhaupt dieses, als Wahrzeichen des Domes dienende Thürmchen in einer anderen Gestalt umgebaut werden soll ...“<sup>132</sup>. Damit kündigt sich eine neue Haltung gegenüber dem historisch „Gewachsenen“ an, die in der Folgezeit den dogmatischen Kirchenvollendungen den Boden entziehen sollte.

<sup>124</sup> BZA/BDK, Akten des Dombaumeisters Nr. 2, Vortrag Denzingers vor der Generalversammlung des DBV, 7. 9. 1869.

<sup>125</sup> BZA/BDK, Akten des Dombaumeisters Nr. 2, Brief Denzingers an Bischof Senestréy, 6. 10. 1870, und Baubericht Denzingers für 1871, 9. 11. 1871; Knorre, Turmvollendungen, 130.

<sup>126</sup> Denzinger, Der sogenannte Eselsturm, VHVO 28 (1872) 220.

<sup>127</sup> Wie Anm. 126.

<sup>128</sup> Amberg, KdI 14292, 17. 5. 1870.

<sup>129</sup> Amberg, KdI 14292, 23. 5. 1870.

<sup>130</sup> Vgl. BZA/BDK, Akten des Dombaumeisters Nr. 2, Bericht Denzingers vor der Generalversammlg. des DBV, 7. 9. 1869; mehrere Bauaufnahmen und Entwurfszeichnungen im BZA.

<sup>131</sup> Im gleichen Bericht, 7. 9. 1869; Entwurf in der Dombauhütte.

<sup>132</sup> KM, Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg (1864—94), Bericht Herrmanns, 3. 9. 1871.



## VII. Die für Restauration und Ausbau des Regensburger Doms maßgebenden Architekten

### 1. Die Architekten der Restauration

Initiator der Regensburger Domrestauration war König Ludwig I., sein Auftrag für die großen Glasmalereien bestimmte auch die Konzeption wesentlich mit. Entscheidend ist die Erscheinung der restaurierten Kathedrale aber von Friedrich Gärtner (1792—1847) geprägt worden<sup>1</sup>. Schon auf die von seinem Schwager Heinrich Heß geleitete Ausführung der neuen Fenster hätte er als Direktor der königlichen Glasmalereianstalt bedeutenden Einfluß nehmen können<sup>2</sup>. Es muß jedoch dahingestellt bleiben, ob er es wirklich tat, da ihn dieser Kunstzweig zunächst wenig interessiert zu haben scheint; immerhin hatte er noch 1826 die Einstellung der Glasmalerei befürwortet<sup>3</sup>. Auf jeden Fall erhielt Gärtner aber durch seine Aufgabe, Anfertigung und Einsetzung der Fenster zu überwachen, Gelegenheit, den Dom eingehend kennenzulernen, und zwar noch vor seinem königlichen Auftraggeber; man kann deshalb mit einiger Sicherheit ihm den Anstoß zur Purifizierung des Innenraums zuschreiben. Von nun an bestimmte Gärtner den Fortgang der Arbeiten. Mit der Oberleitung der Restauration betraut, lieferte er Entwurfsskizzen für neue Ausstattungsgegenstände und für die steinernen Brüstungen der den Dom im Inneren umziehenden Laufgänge. Gärtner war es auch, der dafür sorgte, daß sich alle Anstrengungen zunächst auf den Innenraum konzentrierten<sup>4</sup>.

Wie ausführlich dargelegt, ging die Konzeption der Restauration vom klassizistischen Architekturideal aus und war auf die „Wiedergewinnung“ einer ganz unmittelterlichen „Einfalt“ und Überschaubarkeit gerichtet. Andererseits zeigen die Entwürfe für die später nicht ausgeführte Musikempore, für Kanzeldeckel und Beichtstühle keine stilistische Einheitlichkeit. Neben den von der englischen „castellated Gothic“ beeinflussten Beichtstuhlentwürfen<sup>5</sup> stehen die für den „Gärtnerstil“ typischen Formen des Kanzeldeckels. Wie wenig Gärtner im Grunde zwischen Gotik und „Rundbogenstil“ unterschied, weil er beide Stile auf der gemeinsamen Basis der klassizistischen Grundwerte von Klarheit, Einfachheit und Gesetzmäßigkeit betrachtete, beweist die Zeichnung der Musikempore, die Spitzbogen und Fischblasenmuster, Kapitelle, die denen der Münchner Ludwigskirche aufs engste verwandt sind und „klassisch“ profilierte Gesimse in einem streng regelmäßigen Aufbau vereint.

Klassizismus, Rundbogenstil und englische Gotik: anhand dieser Phänomene

<sup>1</sup> Hederer, Friedrich v. Gärtner, 246, erwähnt die Beteiligung Gottfried Sempers an einer Bauaufnahme des Regensburger Doms, die die „Grundlage für die spätere Restaurierung“ gebildet habe. In den Archivalien zur Regensburger Domrestauration ist der Name Semper nicht erwähnt.

<sup>2</sup> Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms, 241, möchte ihm die ornamentalen Teile der ersten, 1827/28 entstandenen Fenster in der Westfront zuschreiben.

<sup>3</sup> F. H. Hofmann, Geschichte der Bayerischen Porzellanmanufaktur Nymphenburg 1 (Leipzig 1923), 180.

<sup>4</sup> Vgl. Kap. IV/2 dieser Arbeit.

<sup>5</sup> Es ist nicht mit Sicherheit festzustellen, ob den Beichtstuhlentwürfen wirklich Skizzen Gärtners zugrunde lagen oder ob es sich um eigenständige Erfindungen des Ingenieurpraktikanten Reichlin handelt. Vgl. Kap. IV/5 dieser Arbeit, Anm. 212—13.



lassen sich auch die Stationen von Gärtners künstlerischem Werdegang verfolgen<sup>6</sup>. Ausgebildet bei Lehrern der klassizistischen Richtung — neben seinem Vater Andreas Gärtner waren es Karl von Fischer in München, Weinbrenner in Karlsruhe, Percier und Fontaine in Paris — begab er sich 1815 auf eine Studienreise nach Italien, in deren Verlauf er vielleicht schon der mittelalterlichen Baukunst des Landes besondere Aufmerksamkeit schenkte. Formen des italienischen Mittelalters und der Frührenaissance waren es jedenfalls, die später dem Stil Gärtners das Gepräge gaben, als er — nunmehr im Auftrag Ludwigs I. — die Bauten im nördlichen Teil der Ludwigstraße errichtete. Zunächst aber trat Gärtner nach kurzem Zwischenaufenthalt in München 1819 eine weitere Studienreise an, diesmal nach England. Er fand in London eine Anstellung bei dem Architekten Hullmandel und beabsichtigte sogar eine Zeitlang, ganz in England zu bleiben. In dieser Zeit lernte er offenbar auch die englische Gotik schätzen, nachdem er schon in früheren Jahren — während seines Aufenthalts in Frankreich (1812—14) — die großen Kathedralen gezeichnet<sup>7</sup> und auf dem Weg nach England die gotische Baukunst der Niederlande studiert hatte<sup>8</sup>. Der Einfluß der englischen Gotik auf Gärtner fand nicht zuletzt Ausdruck in der Gestaltung des Wittelsbacher Palasts (1843—50), der allerdings eine Verbindung von englischer und venezianischer Gotik zeigte<sup>9</sup>.

Gärtner baute — den Wünschen des Königs entsprechend — in verschiedenen Stilrichtungen, doch letztlich immer nach den gleichen — klassizistischen — Normen. Man könnte den Satz auch umkehren: gerade weil Gärtner in allen Stilen die gleichen klassizistischen Grundwerte verkörpert sah, konnte er dem Verlangen Ludwigs und des Kronprinzen Maximilian folgen und Bauten nach ganz verschiedenen Vorbildern errichten. Seine Möglichkeiten reichten dabei von der „römischen“ Architektur des Pompejanischen Hauses in Aschaffenburg (1841—46) oder des Münchner Siegestors (1843—50) über die „florentinischen“ Formen der Feldherrnhalle (1840—44) bis zur Gotik.

Daß eine klassizistische Grundhaltung auch in den Kirchenrestaurationen Gärtners, z. B. in Altstadt (1826), Bamberg<sup>10</sup>, Regensburg und Heilsbronn (1845 ff.)<sup>11</sup> sichtbar wird, kann nach alledem nicht verwundern. Es wäre allerdings eine Fehleinschätzung, wollte man das Vorgehen bei diesen Restaurationen allein der künstlerischen Persönlichkeit Gärtners zuschreiben. Das „Ausräumen“ mittelalterlicher Kirchenräume ist ein typisches Phänomen des 19. Jahrhunderts und nicht an die Individualität einzelner Architekten gebunden<sup>12</sup>.

<sup>6</sup> Für den folgenden Abschnitt wurden verwendet: Allgemeine Deutsche Biographie 8 (1878), 380—81; Thieme-Becker, Künstlerlexikon 13 (1920), 41—43; K. Eggert, Friedrich v. Gärtner (1963); Hederer, Friedrich v. Gärtner (1976).

<sup>7</sup> Grundrisse v. Reims, Beauvais, Amiens in der Architektursammlg. der TU München, Gärtnersammlg. Nr. 86—88 (vgl. Hederer, Friedrich v. Gärtner, 18).

<sup>8</sup> Hederer, Friedrich v. Gärtner, 38.

<sup>9</sup> Vgl. H. Rose, Der Maximiliansstil, in: Doeberl, Entwicklungsgeschichte Bayerns 3, 333—34.

<sup>10</sup> Begonnen 1828 unter Leitung des Malers Friedrich Karl Rupprecht; Gärtner leitete die Restauration 1835—38 (Abschluß der Innenarbeiten 1837).

<sup>11</sup> Datierung nach M. F. Fischer, Die Restaurierungspläne Friedrich v. Gärtners für die ehemalige Klosterkirche Heilsbronn, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege (1966), H. 1, 64, Anm. 8.

<sup>12</sup> Vgl. W. Lübke (?), Das Restaurationsfieber (in der Sonntagsbeilage zu Nr. 356 der Allgemeinen Zeitung, 22.12.1861), abgedruckt bei: N. Knopp, Die Restaurierung der Münchner Frauenkirche (in: Festschrift für Luitpold Dussler, 1972), 428—32.



Die Beaufsichtigung der Restaurationsarbeiten am Regensburger Dom war dem „Bezirksingenieur“ an der dortigen Bauinspektion, Joseph Nadler, anvertraut<sup>13</sup>. Über seine Persönlichkeit und seine künstlerischen Fähigkeiten läßt sich nur wenig in Erfahrung bringen. Er war seit 1826 an der Regensburger Bauinspektion tätig, zunächst als „Ingenieur II. Klasse“, bis er 1832 befördert wurde. Geboren am 1. 8. 1789 in Binswangen als Sohn eines markgräfllich burgauischen Zollbeamten, war er 1817 in den Staatsdienst eingetreten und hatte vor seiner Versetzung nach Regensburg in Speyer, Gernersheim und Dillingen als „Bauconducteur“, bzw. als „Inspections-Ingenieur“ gedient. Seine ausgezeichneten Leistungen und seine Einsatzbereitschaft wurden wiederholt gelobt. Für seine Zuverlässigkeit spricht auch, daß ihm die Leitung beim Bau der Walhalla und der Befreiungshalle übertragen wurde. Die erhaltenen Quellen vermitteln den Eindruck, daß Nadler ein tüchtiger Baubeamter mit beachtlichen praktischen Fähigkeiten war. Über eigene Entwürfe und ausgeführte Bauten ist jedoch nichts bekannt. Auch gibt es keine Hinweise darauf, daß Nadler die Konzeption der Domrestauration beeinflusst hätte; seine Tätigkeit dürfte sich auf die Überwachung der Arbeiten beschränkt haben. 1840 wurde er zum Regierungs- und Kreisbaurat ernannt; 1859 trat er in den Ruhestand.

## 2. Die Architekten des Domausbaus

Am Ausbau des Regensburger Doms waren drei Architekten beteiligt. Der berühmteste war August Voit, Erbauer des Münchner Glaspalastes (1854); weniger bekannt, doch zu seinen Lebzeiten ebenfalls hoch angesehen und als Gutachter in technischen Fragen wie als hervorragender Kenner der gotischen Architektur und Schöpfer eigener Kirchenbauten geschätzt, war Franz Joseph Denzinger; gänzlich unbekannt schließlich, und wegen mangelhafter Leistungen im praktischen Bau-fach als einer der schwächsten Baubeamten abqualifiziert, war Michael Maurer. Fragt man jedoch nach der Bedeutung jedes einzelnen für die endgültige Gestalt der Regensburger Kathedrale, dann kehrt sich die Reihenfolge um. Maurer schuf mit seinem 1855 vorgelegten Gutachten nicht nur die Grundlage für die spätere Turmvollendung; sein Fassadenentwurf bestimmte auch die Form der neu errichteten Aufbauten, zumindest was Proportion und Umriss der Türme betrifft. Da es sich bei dem „genehmigten Plan“ von August Voit nur um eine im Detail überarbeitete Fassung von Maurers Projekt handelte, ergibt sich die seltsame Situation, daß ein allseits als unfähig bekannter Regensburger „Civilbauinspektor“ künstlerisch einen grundlegenden Beitrag zum Ausbau des Regensburger Doms leistete. Den Ruhm für das gelungene Unternehmen heimste jedoch später allein Denzinger ein, der damit seinen Ruf als Architekt begründete. Denzingers Verdienst lag allerdings, mehr als im künstlerischen Bereich, in der staunenswerten Bewältigung der organisatorischen und technischen Probleme bei gleichzeitiger größter Sparsamkeit — obwohl er den offiziellen Ausbauplan teilweise entscheidend veränderte, das Querhaus nach eigenen Entwürfen vollendete und den Eselsturm restaurierte. Voits Wirken für den Regensburger Dom ist dagegen am Bauwerk selbst nicht abzulesen. Allenfalls kann man es seinem Einfluß zuschreiben, daß die Türme entgegen der ursprünglichen Absicht Maurers und Denzingers fast ganz symmetrisch vollendet wurden; doch ist es möglich, daß er damit mehr den Wünschen des abgedankten Königs Ludwig Geltung verschaffte als seiner eigenen künstlerischen Überzeugung.

<sup>13</sup> Der folgende Abschnitt nach: Personalakte, HStA M, OBB 7818.



Es war die persönliche Tragik Maurers, daß sein allgemein als hervorragend anerkannter Entwurf von einem Berühmteren als eigene Leistung ausgegeben und zudem einem jüngeren Rivalen zur Ausführung anvertraut wurde. Doch kann die Ernennung Denzingers zum Dombaumeister nicht allein Folge von Intrigen gewesen sein. Wie aus den erhaltenen Personalakten<sup>14</sup> hervorgeht, stand Maurer infolge ungenügender Ausbildung und einer sehr einseitigen künstlerischen Begabung den technischen Problemen der Baupraxis hilflos gegenüber. Daß die Oberste Baubehörde ihm unter diesen Umständen ein so schwieriges und umfangreiches Projekt, das neben eingehenden Kenntnissen der Statik auch große Geschicklichkeit in der Konstruktion von Gerüsten und im Umgang mit Maschinen erforderte, nicht anvertrauen wollte, ist nur verständlich.

Michael Maurer (1796—1860) gehörte der gleichen Generation an wie Friedrich Gärtner. Geboren in Eichstätt, als Sohn des „fürstbischöflichen Landbaumeisters“ Jordan Maurer<sup>15</sup>, erhielt er zunächst eine rein handwerkliche Ausbildung als Maurer und Zimmermann. Nach zweijähriger praktischer Tätigkeit im Landbaubüro des Baron von Reichersberg trat Maurer im April 1813 in die Münchner Kunstakademie ein<sup>16</sup>, unternahm 1815 eine „Kunstreise“ nach Oberitalien und verließ im Mai 1816 die Münchner Akademie mit sehr gutem Zeugnis<sup>17</sup>. Während dieser Jahre wurde Maurer anscheinend von Karl von Fischer bei der Ausführung einiger Bauten eingesetzt<sup>18</sup>. Dann begab Maurer sich nach Wien, studierte dort kurze Zeit unter Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg an der Akademie und arbeitete bei dem Hofarchitekten Johann Aman, der in dieser Zeit u. a. mit den klassizistischen Veränderungen des Schlosses Schönbrunn beschäftigt war<sup>19</sup>. Maurers Behauptung, er habe Pläne „zu einem neuen Burgbau“ für Aman ausgearbeitet, die öffentlich ausgestellt und auch von Kronprinz Ludwig von Bayern besichtigt worden seien<sup>20</sup>, bezieht sich möglicherweise auf das Schönbrunner Projekt. Aman lobte Maurers „geschmackvolle Reinzeichnungen der ihm vorgelegten Entwürfe“<sup>21</sup>, und sprach damit zum erstenmal dessen Fähigkeiten als hervorragender Zeichner an, die auch später von seinen Vorgesetzten anerkannt wurden. Für Aman führte Maurer Arbeiten auf den Gütern der Grafen Lichtenstein und Sickingen aus; Sickingen verschaffte ihm als Anerkennung für seine guten Leistungen eine Anstellung bei Eugen Beauharnais, Herzog von Leuchtenberg, im neugeschaffenen Fürstentum Eichstätt<sup>22</sup>. Nach einer kurzen Ungarnreise, die er vor allem zur Besichtigung des großen Theaters in Pest unternahm<sup>23</sup>, kehrte Maurer in die Heimat zurück. Die Jahre 1818—1822 verbrachte er als „provisorischer Architekt“ des Hauses Leuchtenberg in Eichstätt. Dabei wurde

<sup>14</sup> HStA M, OBB 5744; ebd., OBB 7811. Die Angaben über die Lebensgeschichte Maurers im folgenden Abschnitt sind diesen Akten entnommen.

<sup>15</sup> Eine Ansicht des ehem. Spitaltors in Eichstätt von Jordan Maurer (vor 1816) abgeb. in: KD von Bayern, Mittelfranken 1, Stadt Eichstätt (1924), bearb. von F. Mader, Fig. 373.

<sup>16</sup> HStA M, OBB 5744, „Michael Maurer, Aspirant, 1825“, Lebenslauf Maurers, 13. 5. 1825.

<sup>17</sup> HStA M, OBB 7811; „Maurer Michael . . .“, Zeugnis der Akademie, 22. 5. 1816.

<sup>18</sup> HStA M, OBB 7811, Gesuch Maurers, 20. 11. 1832.

<sup>19</sup> Reclams Kunstführer, Österreich 1 (1974), 576.

<sup>20</sup> Wie Anm. 16.

<sup>21</sup> HStA M, OBB 7811, Zeugnis Amans, 26. 7. 1829.

<sup>22</sup> Wie Anm. 21.

<sup>23</sup> Wie Anm. 16.



der Herzog auf seine Begabung aufmerksam und gewährte ihm ein Stipendium für eine längere Studienreise, die ihn durch die Niederlande nach Frankreich, vor allem nach Paris, dann nach England, wo er sich in London aufhielt, und zuletzt nach Italien führte<sup>24</sup>. Als im Herbst 1822 der Bauinspektor der „Regierungs, Justiz und Domainen Kanzley“ des Hauses Leuchtenberg starb, erklärte sich der Herzog bereit, die Stelle für Maurer freizuhalten und bis zu seiner Rückkehr durch seinen Vater Jordan verwalten zu lassen<sup>25</sup>. Im Februar 1824 begab sich Maurer nach München, um dem Gönner persönlich die Ergebnisse seiner Studien vorzulegen; dieser aber war noch vor seiner Ankunft gestorben<sup>26</sup>.

Mit dem Tod des Herzogs war der Aufstieg Maurers beendet. Ohne hinreichende Grundkenntnisse — er besaß keine höhere Schulbildung — sah er sich genötigt, die Prüfung für den höheren Staatsbaudienst abzulegen, um die ihm versprochene Stelle definitiv antreten zu können<sup>27</sup>. Vorerst versah er sein Amt als „provisorischer herzoglich Leuchtenbergischer Bauinspektor“; 1832 wurde er dann aufgefordert, das Examen nachzuholen<sup>28</sup>. Das Prüfungsergebnis spiegelt den mangelhaften Kenntnisstand Maurers: In den mathematischen und baugeschichtlichen Fächern versagte er ganz; gute Leistungen konnte er nur in Konstruktionslehre, bei der Ausarbeitung eines Kostenvoranschlags und in einem „Programm aus der Prachtbaukunst“ erzielen<sup>29</sup>.

Wenige Monate später, im Dezember 1832, ging das Fürstentum Eichstätt an das bayerische Königreich über. Da Maurer sich nicht für den Staatsdienst qualifiziert hatte, wurde er von den Baubehörden nicht übernommen. Jahrelang kämpfte er um „Reaktivierung“ und legte Zeugnisse vor, die ihm großen Fleiß und besondere Fähigkeiten als „vorzüglicher Zeichner“ bescheinigten<sup>30</sup>. In Eichstätt hatte sich Maurer durch eine vielseitige Tätigkeit Ansehen erworben. „Neue Thurm- und Kirchenbauten“, „Monumente“, „Meubles“, „Heiz- und Kochapparate“, Dekorationen, Brücken, Stadttorbauten und Ehrenpforten sollen nach seinen Entwürfen ausgeführt worden sein<sup>31</sup>. Die unter seiner Leitung getätigten Baumaßnahmen scheinen allerdings meist Renovierungen oder kleinere, unbedeutende Arbeiten gewesen zu sein. Als einziger Neubau wird das 1832 entstandene Hüttenamtsgebäude in Obereichstätt genannt, das Sparsamkeit mit „guten Formen und Ebenmaß“ vereint haben soll<sup>32</sup>. Im Gebiet des Leuchtenbergischen Herrschaftsgerichts errichtete er ferner eine steinerne Brücke über den Birkthalbach, sowie einen Kirchturm in dem kleinen Ort Irlahüll<sup>33</sup>. Mehr Gelegenheit, seine Erfindungsgabe und seinen Sinn für dekorative Wirkungen unter Beweis zu stellen, bot sich ihm bei Entwürfen, die zur Ausführung im Kunsthandwerk bestimmt waren. Dies zeigt

<sup>24</sup> HStA M, OBB 5744, Lebenslauf Maurers, 13. 5. 1825; s. auch HStA M, OBB 7811, Zeugnis des Leuchtenbergischen Hofmarschalls, 9. 4. 1825.

<sup>25</sup> HStA M, OBB 5744, Lebenslauf Maurers, 13. 5. 1825.

<sup>26</sup> Wie Anm. 25.

<sup>27</sup> Wie Anm. 25; s. auch OBB 7811, Gesuch Maurers, 6. 2. 1832.

<sup>28</sup> HStA M, OBB 7811, Gesuch Maurers, 6. 2. 1832.

<sup>29</sup> HStA M, OBB 7811, undat. Prüfungstabelle.

<sup>30</sup> HStA M, OBB 7811, Brief des Finanzministeriums, 13. 1. 1833, mit Auszug aus der Qualifikationsliste.

<sup>31</sup> Wie Anm. 30.

<sup>32</sup> HStA M, OBB 7811, Zeugnis der Hzgl. Leuchtenbergischen Administration, 5. 1. 1833.

<sup>33</sup> HStA M, OBB 7811, Zeugnis des Hzgl. Leuchtenbergischen Herrschaftsgerichts, 23. 11. 1832.



eine im Kirchenschatz der ehemaligen Dominikanerkirche St. Peter erhaltene silberne Monstranz, die 1834 nach Zeichnung von Maurer gefertigt wurde und gotische Detailformen mit einem klassizistisch strengen Aufbau vereint <sup>34</sup>.

Nach Ablegung einer Spezialprüfung erhielt Maurer schließlich die Erlaubnis, die Stelle eines Zivilbauinspektors für Oberbayern in Vertretung Georg Friedrich Zieblands zu verwalten, der für den Bau von St. Bonifaz beurlaubt war <sup>35</sup>. 1840 wurde Maurer als Nachfolger Ohlmüllers in den Baukunstausschuß berufen <sup>36</sup>. Beide Aufgaben erfüllte er zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten Klenze und Gärtner <sup>37</sup>. Er leitete die „bauliche Herstellung“ der Salvatorkirche, fertigte Pläne für eine neue Veterinärschule in München, für ein neues Hauptzollamtsgebäude bei Mittenwald und ein Forstamt in Partenkirchen <sup>38</sup>. Man bescheinigte ihm, daß er „im Civil-Baufache und namentlich als Architekt ausgezeichnet“ sei <sup>39</sup>. Wegen seiner immer noch geringen Kenntnisse in den Ingenieurwissenschaften gelang es ihm aber zunächst nicht, die Stelle eines Bezirksingenieurs zu erhalten, die vor allem Erfahrung im Straßen-, Brücken- und Wasserbau erfordert hätte <sup>40</sup>. Erst 1843 wurde Maurer nach dreijähriger Probezeit in Weiden, während der er die Restauration der Kirchen in Chammünster und Nabburg eingeleitet hatte, endgültig in den Staatsdienst übernommen <sup>41</sup>. Zwei Jahre später wurde er zum Bezirksingenieur in Bamberg ernannt, zeigte sich aber seinen Aufgaben nicht gewachsen <sup>42</sup>. Die oberfränkische Kreisregierung befürwortete schließlich seine Versetzung nach Regensburg, weil Maurer „am Zeichnungstische für architektonische Entwürfe vorzüglich für Aufgaben der ästhetischen Baukunst /: an welchem Tische er auch am liebsten verweilt /: mehr an seinem Platze . . . [sei] als in den ausgedehnten Umgebungen des äußeren Baudienstes besonders im Straßen- und Wasserbau und den Normen der Bauverwaltung . . .“. Er sei deshalb für die Stelle eines Zivilbauinspektors besser geeignet <sup>43</sup>.

Im September 1848 übernahm Maurer sein neues Amt in Regensburg <sup>44</sup>. Seine dienstlichen Leistungen ließen jedoch auch hier zu wünschen übrig; nach wenigen Jahren sah er sich als einer der „schwächsten Civilbau-Inspektoren“ abqualifi-

<sup>34</sup> Kunstdenkmäler von Mittelfranken 1, 299 u. Fig. 225; ausführender Goldschmied war Jakob Schmadl.

<sup>35</sup> HStA M, OBB 7811, undat. Registraturnote.

<sup>36</sup> HStA M, OBB 7811, Brief des Innenministeriums, 1. 1. 1840.

<sup>37</sup> HStA M, OBB 7811, Gesuch Maurers, 28. 4. 1839.

<sup>38</sup> HStA M, OBB 7811, Gesuch Maurers, 13. 12. 1840.

<sup>39</sup> HStA M, OBB 7811, Antrag von Innenminister Abel an König Ludwig, 23. 11. 1840.

<sup>40</sup> GHAM, Nachl. Ludw. I., 89/2, Briefe von Friedrich Gärtner 1826–46, Brief Gärtners, 6. 8. 1840.

<sup>41</sup> HStA M, OBB 7811, Brief der oberpfälzischen Kreisregierung ans Innenministerium, 30. 8. 1843.

<sup>42</sup> HStA M, OBB 7811, Brief der Obersten Baubehörde an die Oberfränkische Kreisregierung, 4. 1. 1846: Maurer sei auf sein Beförderungsgesuch zu erwidern, daß er den „dienstlichen Anforderungen besser als bisher“ nachkommen und sich vor allem im Brücken- und Wasserbau „die nöthigen Kenntnisse“ aneignen solle.

<sup>43</sup> HStA M, OBB 7811, Gutachten des Regierungs- und Kreisbaurats Krafft, 8. 6. 1848.

<sup>44</sup> S. Korrespondenz in: HStA M, OBB 7811. Maurers Witwe gab in einem undat. „Pro Memoria über die vom kgl. Kreisbaubeamten Maurer geleisteten Vorarbeiten, Grunduntersuchungen und Planfertigung zum Ausbau der Regensburger Domthürme 1850–60“ (KM, Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg, 1864–94) versehentlich das Jahr 1850 als Zeitpunkt der Versetzung an.



ziert<sup>45</sup>. Dieses Versagen versuchte Maurer offenbar wettzumachen, indem er sich zunehmend um außerdienstliche Anerkennung als Architekt bemühte. Er beteiligte sich am Wettbewerb für einen Musikpavillon in Karlsbad und erhielt den ersten Preis. König Maximilian II., der die Konkurrenzpläne besichtigte, sprach ihm bei dieser Gelegenheit persönlich seine Anerkennung aus<sup>46</sup>. Kurze Zeit später trat der Regensburger Dompropst Zarbl mit dem ehrenvollen Auftrag an ihn heran, durch ein technisches Gutachten Gärtners Behauptung aus der Welt zu schaffen, die mittelalterlichen Unterbauten der Regensburger Domtürme seien für einen Ausbau zu schwach<sup>47</sup>. Da sich das Ergebnis dieses Gutachtens nicht vorhersehen ließ und Zarbl und Bischof Riedel einen für die Turmvollendung ungünstigen Befund lieber geheimhalten wollten, einigte man sich darauf, daß Maurer zunächst nicht im offiziellen Auftrag des Domkapitels, sondern „privat“ tätig werden sollte. Aus dem gleichen Grund wurde keine Honorarvereinbarung getroffen<sup>48</sup>. Dieses inoffizielle Abkommen war umso leichter zu erzielen, als Maurer während seiner Münchner Dienstjahre Zarbl offenbar persönlich kennengelernt hatte und ihm vertraute<sup>49</sup>. Als Maurer nach dreijähriger Vorbereitungszeit im September 1855 das Gutachten überreichte, hatte er auch einen vorläufigen Entwurf für die neuen Turmaufbauten ausgearbeitet, um seinen Berechnungen genauere Daten zugrundelegen zu können<sup>50</sup>. Er hoffte nun, gestützt auf das Vertrauen Zarbls und das Wohlwollen des Bischofs, daß man ihm das Amt des Domaumeisters übertragen werde, zumal sein Gutachten und die beigelegten provisorischen Ausbaupläne auch das Interesse des Königs erregt hatten<sup>51</sup>. Doch noch bevor er die endgültigen Pläne für die Westfassade ganz vollendet hatte, starb Bischof Riedel<sup>52</sup>. Dessen Nachfolger Ignatius Senestréy war offenbar entschlossen, ungeachtet der bereits eingeleiteten Maßnahmen die Vorbereitungen zum Domausbau noch einmal von vorn zu beginnen. Maurer legte, nach eigener Aussage, seine Entwürfe dem neuen Bischof persönlich vor; dieser „schien aber hievon keine Notiz nehmen zu wollen“<sup>53</sup>. Senestréy erklärte später, er habe Maurer keinen Auftrag erteilt und die Pläne auch nicht gesehen; er habe nur Denzinger zur Projektierung der Türme aufgefordert<sup>54</sup>. Schließlich wandte sich Maurer mit einem Gesuch direkt an König Maximilian II., überreichte ihm seinen Entwurf für die Westfassade und bat um den Auftrag zur Planung des Vierungsturms<sup>55</sup>. Der König übermittelte die Pläne dem Baukunstausschuß, der sie am 13. Januar 1859 zusammen mit dem Entwurf Denzingers

<sup>45</sup> HStA M, OBB 7811, „geh. Bemerkung“ (10. 2. 1855) auf Gesuch Maurers, 5. 2. 1855.

<sup>46</sup> HStA M, OBB 7811, Gesuch Maurers, 11. 10. 1852; KM, Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg (1855—63), Gesuch Maurers an Kg. Maximilian II., 15. 12. 1858. Ob das Projekt zur Ausführung kam, ist mir nicht bekannt.

<sup>47</sup> BZA/BDK, Alte Registratur I, 1, DBV 1 b 6 f, Zirkular v. Domkapitular Bauernfeind, 24. 12. 1860.

<sup>48</sup> BZA/BDK, Alte Registratur I, 1, DBV 1 c 2, „Auszug aus dem eigenhändigen Pro Memoria des kgl. Kreisbaubeamten Maurer . . .“ (undat.).

<sup>49</sup> Lt. „Pro Memoria“ der Witwe Maurers (S. Anm. 44).

<sup>50</sup> BZA/BDK, Alte Registratur I, 1, DBV 1 b 8 f, Eingabe Maurers, 3. 3. 1860.

<sup>51</sup> BZA/BDK, Alte Registratur I, 1, DBV 1 c 1—4, Schreiben der Witwe Maurers, 23. 1. 1861.

<sup>52</sup> Wie Anm. 51.

<sup>53</sup> Wie Anm. 48.

<sup>54</sup> BZA/BDK, Alte Registratur I, 1, DBV 1 b 1—8, „Nota“ Bischof Senestréys, 14. 12. 1860.

<sup>55</sup> KM, Domkirche in Regensburg (1855—63), 15. 12. 1858.



behandelte und sich zunächst für das Projekt Maurers aussprach<sup>56</sup>. Auch der abgedankte König Ludwig soll von Maurers Plan begeistert gewesen sein und geäußert haben: „Mir aus der Seele geschaffen“<sup>57</sup>. Hier liegt vielleicht der Schlüssel zu dem so auffallend unselbständigen Entwurf Voits; denn es ist möglich, daß Ludwig zwar auf einer symmetrischen Turmlösung bestand<sup>58</sup>, Voit aber andererseits anwies, so wenig wie möglich an dem Projekt Maurers zu ändern. Wie weit neben den Wünschen Ludwigs und dem Wissen der Obersten Baubehörde um die mangelnden bautechnischen Fähigkeiten Maurers schließlich auch persönliche Intrigen zur Ablehnung seines Entwurfs führten, muß dahingestellt bleiben<sup>59</sup>. Fest steht, daß Voit die Urheberchaft des vom Baukunstausschuß genehmigten Entwurfs ausschließlich für sich in Anspruch nahm und daß Denzinger nicht einmal nach dem Tod Maurers bereit war, zuzugeben, daß der Rivale für seine Vorarbeiten ein großzügiges Honorar verdient hätte<sup>60</sup>.

Der Ausbau der Regensburger Domtürme war das einzige bedeutende Projekt Maurers, das — wenn auch stark verändert — zur Ausführung kam. Umso bitterer mußte es für ihn sein, daß sein Name offiziell nie im Zusammenhang mit diesem Werk genannt wurde. Überdies hatte das Domkapitel zwei „Techniker“, die Maurer bei der Ausarbeitung seines Gutachtens zugezogen hatte, eine finanzielle Anerkennung zuteil werden lassen<sup>61</sup>, während er selbst vergeblich um ein Honorar kämpfte. In Abwesenheit von Dompropst Zarbl erklärten die Domherren später, sie hätten von dem Auftrag an Maurer nichts gewußt<sup>62</sup>. Als dieser im November 1860 starb, soll in Regensburg eine „außerordentliche Theilnahme aller Stände“ sichtbar geworden und die „wahrscheinliche Veranlassung“ seines plötzlichen Todes „allgemein berührt“ worden sein<sup>63</sup>. Erst 15 Jahre später war die Oberste Baubehörde bereit, die Bedeutung von Maurers Entwurf für den Ausbau des Regensburger Doms auch offiziell anzuerkennen. Auf ein Gutachten der Oberbau-räte Herrmann und Leimbach hin, in dem es heißt, daß sowohl das Voitsche wie das schließlich von Denzinger ausgeführte Projekt „auf den Erhebungen und dem Entwurf des Maurer basirten“, weshalb man „mit voller Berechtigung“ sagen könne, „daß Maurer die Idee zum Ausbau der Thürme in ihrer dermaligen Gestaltung gegeben hat“, wurden seine Pläne von den Nachkommen erworben und dem „Plankonservatorium“ der Obersten Baubehörde einverleibt<sup>64</sup>.

Maurers um 25 Jahre jüngerer Rivale Franz Josef Denzinger (1821—94) hatte im Wettstreit um die Stelle des Regensburger Dombaumeisters von vornherein eine bessere Ausgangsposition<sup>65</sup>. Sohn eines aus Würzburg stammenden, bis zur bel-

<sup>56</sup> KM, Domkirche in Regensburg (1864—94), Brief Zieblands an Maurer, 15. 1. 1859.

<sup>57</sup> „Pro Memoria“ der Witwe Maurers (S. Anm. 44).

<sup>58</sup> Vgl. Kap. VI/4, dieser Arbeit.

<sup>59</sup> BZA/BDK, Alte Registratur I, 1, DBV 1 b 3, Brief der Witwe Maurers, 22. 12. 1860.

<sup>60</sup> Nach dem Tod Maurers machte seine Witwe Ansprüche auf das Honorar geltend. Denzinger schlug dem Bischof vor, von ihr eine genaue Aufstellung und detaillierte Rechnung über die Arbeiten zu verlangen und erst nach deren Prüfung ein Honorar auszu-zahlen. (BZA/BDK, Alte Registratur I, 1, DBV 1 b 4, „Nota“ Bischof Senestréys, 23. 12. 1860).

<sup>61</sup> Wie Anm. 51.

<sup>62</sup> Wie Anm. 47.

<sup>63</sup> „Pro Memoria“ der Witwe Maurers (s. Anm. 44).

<sup>64</sup> KM, Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg (1864—94), 12. 5. 1875.

<sup>65</sup> Die folgenden Angaben zum Leben und Werk Denzingers nach: Allgemeine Deutsche



gischen Revolution in Lüttich lehrenden Universitätsprofessors, hatte er von Kindheit auf eine vielseitige Bildung genossen. Auf Wunsch seines Vaters hatte er an der Universität Würzburg das philosophische Pensum absolviert, bevor er sich nach München begab, um dort das Studium der Architektur aufzunehmen. Die Jahre 1841—43 widmete er an der neu errichteten polytechnischen Schule den Ingenieurwissenschaften; seine baukünstlerische Ausbildung erhielt er 1843—44 an der Kunstakademie unter Gärtner und Voit.

Denzingers ungewöhnliche Begabung zeigte sich bald und sicherte ihm einen raschen Aufstieg. Nach Zwischenstationen in Donauwörth, Augsburg, Würzburg, Reichenhall und München erhielt er schon 1854 die Stelle eines Zivilbauingenieurs in Regensburg<sup>66</sup>. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er bereits das Solbad und die Saline in Kissingen errichtet (1850—51) und die Pfarrkirche in Burghausen nach dem Einsturz der Gewölbe wiederhergestellt (1852—54)<sup>67</sup>. Das chemische Laboratorium der Universität Erlangen war, nach seinen Entwürfen, im Bau. Mit seinem Amtsantritt in Regensburg übernahm Denzinger die Leitung der Vorarbeiten für die nun immer dringlicher werdende äußere Instandsetzung des Doms<sup>68</sup>. Die dabei erworbene gründliche Kenntnis des Baus machte ihn für die 1856 zur Überprüfung des Maurer-Gutachtens eingesetzte Kommission zum unentbehrlichen Mitarbeiter. Denzingers Vertrautheit mit den gotischen Bauformen rührte allerdings nicht nur von seiner Tätigkeit am Regensburger Dom her. 1855 hatte er ein Staatsstipendium erhalten, das ihm erlaubte, eine viermonatige Studienreise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Belgien zu unternehmen und dabei die bedeutendsten Bauwerke des Mittelalters zu besichtigen. Die Folge war eine Hinwendung zu den mittelalterlichen Baustilen, vor allem zur Gotik, auf die er bei den meisten der später von ihm errichteten Bauten zurückgriff.

Die Vorarbeiten für das Gutachten, das Voit und Ziebland zum Ausbau des Regensburger Doms abzugeben hatten, wurden zum größten Teil von Denzinger geleistet, der sich dieser Aufgabe mit sichtlicher Begeisterung entledigte. Die Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit, die er bei der Erfüllung dieses schwierigen Auftrags bewies, machte ihn zwangsläufig zum aussichtsreichsten Anwärter auf die Stelle des Dombaumeisters. Auch war es nur natürlich, daß er danach strebte, den mit soviel Mühe und Zeitaufwand gefertigten Rohentwurf zum Turmausbau ganz auszuarbeiten und in die Tat umzusetzen.

Zum Dombaumeister ernannt, bemühte sich Denzinger zunächst um ein gutes Verhältnis zu Voit, der mit der staatlichen Oberaufsicht betraut war. In einem Brief an seinen ehemaligen Lehrer äußerte er seine „Freude über die Wendung . . . , welche diese Angelegenheit genommen“ und versicherte ihn „der treuesten Anhänglichkeit und ehrerbietigsten Ergebenheit“<sup>69</sup>. Doch kam es nicht zu der angestrebten freundschaftlichen Zusammenarbeit. Kurz nach der Amtsübernahme Den-

Biographie 47 (1903); Thieme-Becker, Künstlerlexikon 9 (1913); Personalakten im HStA M (MInn 40216).

<sup>66</sup> Vom Antritt der ihm zugewiesenen entsprechenden Stelle in Bamberg wurde Denzinger entbunden (lt. Qualifikationstabellen in HStA M, MInn 40216).

<sup>67</sup> Wie weit Denzinger auch an der Restauration des Inneren beteiligt war, ist nicht ganz klar. Einem Leserbrief an die Landshuter Zeitung (?) v. 7. 4. 1859 zufolge wäre Denzinger auch der Schöpfer des originellen, als große Schauwand gebildeten neugotischen Hochaltars dieser Kirche (Abschrift von Denzinger in: BZA/BDK, Dombauchschriftverkehr).

<sup>68</sup> Amberg, Regierung KdI 14291, Brief Denzingers an die Kreisregierung, 20. 12. 1854.

<sup>69</sup> BZA/BDK, Dombauchschriftverkehr, 19. 2. 1859.



zingers, im März 1859, fand die entscheidende Sitzung des Baukunstausschusses statt, in der sein eigener Plan endgültig abgelehnt, der von Voit überarbeitete Entwurf Maurers aber zur Ausführung bestimmt wurde<sup>70</sup>. Überdies gelangte ein Bericht in die Presse, in dem es hieß, Denzingers Projekt sei „in den gothischen Detailformen nicht verstanden und in der Massenbehandlung unruhig“; Voit habe dagegen in seinem Entwurf „mit verständigem und geschmackvollem Anschluß an das Vorhandene, ohne die Stylosigkeiten desselben zu theilen, ein schönes, organisches, und wirkungsvolles Werk geschaffen“<sup>71</sup>. Denzinger fühlte sich durch diesen Artikel, der in mehreren Zeitungen erschien<sup>72</sup>, in seinem Ruf als Dombaumeister geschädigt und war außerdem erbost, daß Voit darin die alleinige Urhebererschaft an dem genehmigten Ausbauentwurf zugesprochen wurde. Er bezichtigte den Baukunstauschuß der Indiskretion und forderte Voit auf, gegen die Intrigen vorzugehen<sup>73</sup>. Dieser lehnte es aber ab, öffentlich für Denzinger einzutreten, bevor sein Projekt auch die Zustimmung des Königs erhalten habe und begründete sein Zögern mit den Machenschaften eines weiteren Rivalen, der „wahrscheinlich einen vierten Plan“ anfertige und dafür „wohl die Genehmigung erlangen“ könne<sup>74</sup>. Der namentlich nicht genannte Widersacher war offenbar Georg Friedrich Ziebland, der zusammen mit Voit das Gutachten zum Domausbau erstellt hatte. Ob er tatsächlich den Ehrgeiz hatte, sich in die Planung des Domausbaus einzuschalten, bleibt unklar. Fest steht nur, daß Ziebland nach der ersten Sitzung des Baukunstausschusses Maurer mitgeteilt hatte, die Anwesenden hätten sich einstimmig für seinen Entwurf ausgesprochen<sup>75</sup>. Gegenüber Dritten soll er aber „in unwürdigster Weise über Maurer losgezogen“ sein<sup>76</sup> und später versucht haben, Denzinger und Voit gegeneinander auszuspielen<sup>77</sup>.

Tatsächlich blieb das Verhältnis zwischen den beiden Architekten gespannt. Denzinger, der von dem genehmigten Ausbauentwurf wenig hielt, war von Anfang an bestrebt, so viel wie möglich von seiner eigenen Planung in die Bauführung einzubringen und konnte schon bei der Anfertigung des Modells erste Änderungen durchsetzen. Darüber hinaus bemühte er sich, auch in technischen und organisatorischen Fragen selbständig zu verfahren. Hierin wurde er von Bischof Senestréy und dem Dombaueverein unterstützt, die eine staatliche Oberaufsicht ohnehin für überflüssig hielten. Verärgert über den Ehrgeiz seines ehemaligen Schülers, der sich seiner Kontrolle zu entziehen trachtete<sup>78</sup>, beschuldigte Voit Denzinger schließlich einer unübersichtlichen Rechnungsführung und warf ihm vor, seine Anweisungen

<sup>70</sup> KM, Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg (1855–63), Sitzungsprotokoll, 18. 3. 1859.

<sup>71</sup> Frankfurter Postzeitung, Nr. 155, 1. 4. 1859.

<sup>72</sup> Wiener Zeitung, 28. 3. 1859; Landshuter Zeitung (nach Angabe Denzingers in: BZA/BDK, Dombaushriftverkehr, 10. 4. 1859).

<sup>73</sup> BZA/BDK, Dombaushriftverkehr, Brief Denzingers an Voit, 10. 4. 1859.

<sup>74</sup> BZA/BDK, Dombaushriftverkehr, Brief Voits an Denzinger, 12. 4. 1859.

<sup>75</sup> Der Brief Zieblands vom 15. 1. 1859 in: KM, Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg (1864–94). Die Richtigkeit der Mitteilung Zieblands wurde von Rudolf Gottgetreu, gleichfalls Mitglied des Baukunstausschusses, bestätigt (BZA/BDK, Alte Registratur I, 1, DbV 1 e 4, Brief Gottgetreus, 11. 5. 1861).

<sup>76</sup> BZA/BDK, Dombaushriftverkehr, Brief Denzingers, 10. 4. 1859.

<sup>77</sup> Wie Anm. 74.

<sup>78</sup> HStA M, Minn 40216, Gutachten Voits über die Leistungen Denzingers, 10. 3. 1864.



bewußt zu mißachten<sup>79</sup>. Da dieser die Vorwürfe bezüglich der Rechnungsführung entkräften konnte und der Dombaueverein sich hinter ihn stellte, trat Voit schließlich von seinem Amt zurück<sup>80</sup>.

Die Querelen waren damit aber nicht beendet. Als 1867 ein Fassadenaufriß des Regensburger Doms mit den von Denzinger neu geplanten Turmhelmen auf der Pariser Weltausstellung gezeigt werden sollte, erhob Voit Einspruch gegen die Beschriftung: „... der gegenwärtige Plan ist von Dombaumeister Denzinger“<sup>81</sup>. Dem Verlangen Voits, selbst als Urheber des Entwurfs genannt zu werden, trat Denzinger mit dem Hinweis entgegen, daß es sich bei dem Plan Voits nur um die „Umarbeitung“ des Maurer-Projekts gehandelt habe. Er erläuterte ausführlich die Unterschiede zwischen dem 1859 genehmigten Ausbauentwurf und dem ausgeführten Bau<sup>82</sup> und beharrte darauf, daß schon der Übergang ins Achteck nach seinen Vorstellungen bewerkstelligt worden sei, was ein Vergleich des 1859/60 angefertigten Fassadenmodells mit Voits Plan beweisen könne. Der Wiener Dombaumeister Friedrich Schmidt, eine „anerkannte Autorität im Fache der gothischen Baukunst“, habe die Pläne gesehen und ihm, Denzinger, recht gegeben<sup>83</sup>. Während dieser Streit schnell durch einen Vergleich beigelegt wurde, zog ein ähnlicher Konflikt zwei Jahre später weitere Kreise. Im Herbst 1869 zeigte Voit auf der Münchner Kunstausstellung neben anderen Arbeiten auch eine Photographie des Regensburger Dommodells. Denzinger protestierte und erreichte eine Entscheidung des Ausstellungskomitees, die ihm das Recht einräumte, zumindest als Mitautor genannt zu werden. Voit zog die Photographie daraufhin zurück<sup>84</sup>. Der Streit fand Eingang in die „Allgemeine Zeitung“, wo eindringlich auf das Verdienst Maurers und Voits hingewiesen wurde<sup>85</sup>, und in die Deutsche Bauzeitung, wo man für Denzinger eintrat<sup>86</sup>. So eifersüchtig war Denzinger auf seine Anerkennung als alleiniger Schöpfer der Regensburger Domvollendung bedacht, daß er nach dem Tod Voits auf die Abfassung des Nekrologs in der Zeitschrift des Bayerischen Architekten- und Ingenieurvereins Einfluß nahm, in der Sorge, Voits Bedeutung für den Domausbau könnte übertrieben werden<sup>87</sup>. Aus heutiger Sicht ist dieser erbitterte Streit um die Urheberschaft einer Turmvollendung nur schwer verständlich. Er ist jedoch ein Indiz dafür, welch große Bedeutung man dieser Bauaufgabe im 19. Jahrhundert zuschrieb.

Denzinger erwies sich in allen seinen Entwürfen für den Ausbau des Regensburger Doms als Musterbeispiel des „gelehrten Architekten“, der seine Kräfte in

<sup>79</sup> KM, Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg (1855—63), Eingabe Voits, 22. 11. 1862.

<sup>80</sup> KM, Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg (1855—63), Rücktrittsgesuch Voits, 21. 5. 1863. Stellungnahmen Denzingers, des Domkapitels und des Dombauevereins in: Amberg, KdI 14292, 18. 1. 1863, 17. 2. 1863, 4. 2. 1863.

<sup>81</sup> BZA/BDK, Internationale Kunstausstellung in Paris 1867 und 1869 in München, Brief des Künstlerkomitees an Denzinger, 20. 5. 1867; ebd., Notiz Denzingers auf Konzept vom 21. 5. 1867.

<sup>82</sup> BZA/BDK, Internationale Kunstausstellung, Antwort Denzingers an das Künstlerkomitee, 21. 5. 1867 (Konzept).

<sup>83</sup> Wie Anm. 82.

<sup>84</sup> BZA/BDK, Internationale Kunstausstellung, Notiz Denzingers, 4. 10. 1869.

<sup>85</sup> Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 329, 25. 11. 1869.

<sup>86</sup> Deutsche Bauzeitung, 3. Jg. (1869), 634.

<sup>87</sup> S. Korrespondenz in BZA/BDK, Internationale Kunstausstellung . . . (1870).



den Dienst der historischen Forschung stellt und seine Phantasie gegenüber der Fülle der in seinem Gedächtnis gespeicherten Vorbilder zurücktreten läßt<sup>88</sup>. Diesen neuen Architektentypus hat August Grisebach als wesentlich für die Entwicklung der Denkmalpflege im 19. Jahrhundert geschildert<sup>89</sup>.

So lag z. B. der Gegensatz zwischen Maurer und Denzinger auch darin, daß Denzinger dieses neue Leitbild des Architekten verkörperte, während Maurer, nur handwerklich geschult und bei der Prüfung für den Staatsbaudienst mit einem „Aufsatz aus der Geschichte der Architektur“ vollkommen überfordert<sup>90</sup>, hierfür keinerlei Voraussetzungen besaß. Der Unterschied zwischen den beiden Künstlerpersönlichkeiten wird bei einem Vergleich ihrer 1858 vorgelegten Ausbauentwürfe deutlich. Maurer, der auf seinen frühen Studienreisen mit einiger Sicherheit auch gotische Bauwerke besichtigt und für sein Turmprojekt ein intensives Studium mittelalterlicher Vorbilder betrieben hatte<sup>91</sup>, war zu einer viel freieren und originelleren Verarbeitung dieser Vorbilder imstande als Denzinger, vielleicht gerade deshalb, weil er über ein nicht annähernd gleiches architekturtheoretisches und baugeschichtliches Wissen verfügte. So vereinte er zeitlich weit Auseinanderliegendes zu einem harmonischen Gesamteindruck und wagte es auch, z. B. bei der Gestaltung der Helme, seine mittelalterlichen Vorlagen frei abzuwandeln. Denzinger, der bei seinem ersten zeichnerischen Entwurf noch eine allzu „wörtliche“ Übernahme seiner Vorbilder vermieden hatte, zumindest was die Türme betraf, beschränkte sich nun auf die Kompilierung gotischer „Versatzstücke“, deren Herkunft trotz geringfügiger Veränderungen im Detail genau identifizierbar ist. Obwohl Denzinger danach strebte, die Erscheinung des Regensburger Doms soweit wie irgend möglich der Kölner Kathedrale anzugleichen, bleibt der Gesamteindruck heterogen, besonders, was den Bereich von Querhaus und Vierungsturm betrifft. Zwar zeigen die später nach Denzingers Entwürfen ausgeführten Helme der Regensburger Domtürme eine größere Selbständigkeit gegenüber ihrem — nunmehr zeitgenössischen — Vorbild, doch bezeugt die Planung von Querhaus und Dachreiter, daß Denzinger weiterhin um möglichst enge Anlehnung an bewährte Muster bemüht war.

Man würde Denzingers Leistung aber nicht gerecht, wollte man ihn an seinen bedeutendsten Zeitgenossen, etwa Gottfried Semper, messen und als „dogmatisch“ und unschöpferisch abqualifizieren. Festzuhalten ist vielmehr, daß sich seit dem Beginn des Kölner Dombaues 1841 die Kirchen- bzw. Turmvollendung als eigenständige Bauaufgabe herausgebildet hatte, zu deren Realisierung eine Auslese hochspezialisierter Architekten benötigt wurde. Das neue Spezialgebiet zeichnete sich dadurch aus, daß die Bewältigung der technischen Probleme gegenüber der eigentlich künstlerischen Aufgabe des Entwerfens ein ganz neues Gewicht erhielt. Gefordert war also nicht nur der „gelehrte Architekt“, der sich dem vorhandenen Torso möglichst nahtlos anzupassen verstand, sondern auch der „Ingenieurarchitekt“, dem es gelang, Projekte in wenigen Jahren oder Jahrzehnten zu verwirklichen, die in früherer Zeit das Werk vieler Generationen gewesen wären. Denzinger war, wie sein in Köln tätiger Kollege Richard Voigtel (1829—1902)<sup>92</sup>, ein

<sup>88</sup> Grisebach, *Die Baukunst im 19. und 20. Jahrhundert*, 23.

<sup>89</sup> Wie Anm. 88.

<sup>90</sup> HStA M, OBB 7811, undat. Prüfungstabelle.

<sup>91</sup> BZA/BDK, Alte Registratur I, 1, DBV 1 b 2, Eingabe der Witwe Maurers, 3. 12. 1860.

<sup>92</sup> Zu Voigtel: Thieme-Becker, *Künstlerlexikon* 34 (1926); Zum 50. Todestag des Dom-



solcher Ingenieurarchitekt. Ganz folgerichtig gründete sich sein Ansehen zu einem erheblichen Teil auf die zahlreichen technischen Gutachten über den Ausbau und die Sicherung mittelalterlicher Kirchenbauten, die er im Auftrag von Dombaumeistern und Stadtmagistraten im In- und Ausland erstellte. Diese Gutachter-tätigkeit und die Leitung von Restaurations- und Ausbauarbeiten nahmen im Schaffen Denzingers den breitesten Raum ein. Die Errichtung von Neubauten nach eigenem Entwurf trat dagegen zurück. Auch hieraus ist ersichtlich, daß sich Denzinger mehr durch technisches Können und hervorragende Kenntnis der gotischen Bauformen auszeichnete als durch gestalterische Selbständigkeit.

Als Hauptleistung Denzingers gilt der Ausbau des Regensburger Doms. Er erwarb sich dadurch so hohes Ansehen, daß ihm im April 1869 das Amt des Dombaumeisters in Frankfurt übertragen wurde. Dort war der aus dem 13. und 14. Jahrhundert stammende Dom St. Bartholomäus mit seinem im 15. Jahrhundert nach Plänen Madern Gertheners errichteten Turm im August 1867 durch Brand schwer beschädigt worden<sup>93</sup>. Im April 1868 waren Denzinger, der Wiener Dombaumeister Friedrich Schmidt (1825—91)<sup>94</sup> und der Kölner Dombaumeister Voigtel aufgefordert worden, ein Gutachten über die Wiederherstellung des Kirchenbaus und die Ergänzung des im Mittelalter nicht vollendeten Turms vorzulegen<sup>95</sup>. Es spricht für die Fähigkeiten Denzingers, daß ihm der Frankfurter Stadtmagistrat gegenüber seinen berühmteren Kollegen den Vorzug gab. Bis 1878 erhöhte Denzinger das Langhaus des Doms und glich es damit den übrigen Bauteilen — Turmhalle, Querhaus und Chor — an. Außerdem setzte er dem Turm das noch fehlende, die Haube bekronende Türmchen auf<sup>96</sup> und nahm Veränderungen am Kreuzgang vor.

Nach Abschluß der Arbeiten in Frankfurt meldete sich Denzinger, der seit der Übernahme der Dombaumeisterstelle in Regensburg von seinen Beamtenpflichten beurlaubt war, 1879 zum Wiedereintritt in den Staatsdienst<sup>97</sup>. In der Zwischenzeit hatte er zahlreiche Gutachten gefertigt, so über die Konstruktion des Strebewerks am Ulmer Münster (1864), die Beseitigung eines Stützpfilers am Ostchor des Mainzer Doms (1866/67), die Restauration des Würzburger Doms (1869), die Errichtung eines steinernen Turmhelms für die Kirche in Bremerhaven (1869), den Ausbau des Vierungsturms der Oppenheimer Katharinenkirche (1872), die neue Vierungskuppel des Straßburger Münsters (1873), die Restauration und den Ausbau der Kathedrale in Metz (1873), um nur die wichtigsten zu nennen. Von den nach Entwürfen Denzingers errichteten Neubauten waren zwei noch während seines Aufenthalts in Regensburg entstanden: die Kirche in Kemnath in der Oberpfalz in romanischem Stil (1863—64) und die katholische Kirche in Hof im Voigtland. In seiner Frankfurter Zeit schuf Denzinger das städtische Archivgebäude hinter dem Dom (1874—78) und die protestantische Dreikönigskirche in Frankfurt-Sachsenhausen (1875—80), beide in den spätgotischen Formen des 15. Jahrhunderts. Damit hatte Denzinger nach seinem dogmatischen Beharren auf einem hochgoti-

baumeisters Richard Voigtel, in: *Kölner Domblatt* (1952), 133—34; H. Rode, *Der Werdegang des Dombaumeisters Richard Voigtel*, in: *Kölner Domblatt* (1963), 157—58.

<sup>93</sup> Knorre, *Turmvollendungen*, 326; *Baudenkmäler in Frankfurt am Main*, bearb. von C. Wolff und R. Jung 1 (1896), 56—64.

<sup>94</sup> Zu Schmidt s. Neumann, Friedrich v. Schmidt (1952).

<sup>95</sup> HStA M, MInn 40216, Gesuch Denzingers, 24. 11. 1868.

<sup>96</sup> Knorre, *Turmvollendungen*, 326.

<sup>97</sup> HStA M, MInn 40216, 12. 12. 1879.



schen Ausbau des Regensburger Doms wieder zur Spätgotik zurückgefunden, der er bei seinem ersten zeichnerischen Entwurf für die Regensburger Domtürme den Vorzug gegeben hatte. Neben seinen großen Aufträgen war Denzinger mit der Erhöhung des Kirchturms von St. Valentin in Kiedrich (1870–72)<sup>98</sup> und der Wiederherstellung der durch Brand beschädigten Weißfrauenkirche in Frankfurt (1875) beschäftigt. Er restaurierte die bedeutenden gotischen Kirchen St. Martin in Amberg (1870–78), St. Georg in Nördlingen (1878–85) und St. Peter und Alexander in Aschaffenburg (1878–81).

Nach seiner Rückkehr in den bayerischen Staatsdienst wirkte Denzinger bis 1885 als Kreisbaurat in Bayreuth und errichtete in dieser Zeit die Kirche in dem Dorf Hetzlas bei Erlangen. Aus den Jahren 1882 und 1886 haben sich Doppelturmprojekte für die Obere Pfarrkirche in Bamberg erhalten<sup>99</sup>. 1885 wurde Denzinger zum Nachfolger seines ehemaligen Vorgesetzten Oberbaurat Herrmann in München ernannt<sup>100</sup>. Nach seiner Pensionierung 1891 arbeitete er noch an Entwürfen für die Kirchen in Würzburg-Großbühl in gotischen und für Würzburg-Sanderau in romanischen Formen. Sein hohes Ansehen fand Ausdruck in zahlreichen Ehrungen und Ordensverleihungen. Denzinger starb 1894 in Nürnberg.

Weit vielseitiger in seinem Schaffen als Denzinger war sein Lehrer und späterer Rivale August Voit (1801–70)<sup>101</sup>. Geboren in Wassertrüdingen in Mittelfranken als Sohn eines Baumeisters, hatte er in Landshut und Würzburg ein Universitätsstudium absolviert, bevor er 1822 nach München übersiedelte, um sich an der Kunstakademie zum Architekten auszubilden. Stark beeinflusst von seinem Lehrer Gärtner wandte sich Voit besonders dem Rundbogenstil zu. Auf einer Italienreise 1823–1824 untersuchte er neben den antiken Überresten auch zahlreiche Bauwerke des Mittelalters. Nach Probejahren in Augsburg und Amberg wurde Voit 1832 zum Zivilbauinspektor in Speyer ernannt. Bevor er auf Wunsch König Ludwigs I. als Vertreter Gärtners an die Münchner Akademie berufen wurde, entstanden zahlreiche Kirchenbauten, Synagogen und Rathäuser in der Pfalz. In München errichtete Voit das Gebäude der kgl. Glasmalereianstalt an der Luisenstraße (1844–47); 1846–53 folgte der Bau der neuen Pinakothek, bei dem er zugunsten der großen Freskenzyklen, die die Außenwand schmückten, auf architektonische Gliederung weitgehend verzichtete. Nach dem Tod Gärtners 1847 wurde Voit zum Oberbaurat und Vorstand der Obersten Baubehörde ernannt. Sein Wirken beschränkte sich aber nicht auf den Bereich der Architektur. 1849 gründete er den „Verein zur Ausbildung der Gewerke“, den späteren Münchner Kunstgewerbeverein, dem er mehrere Jahre als Vorstand diente. In dieser Zeit richtete er eine Zeichenschule ein, die später als Kunstgewerbeschule zur Staatsanstalt erhoben wurde. Als früher Anhänger einer neuen Ingenieurbaukunst in Glas und Eisen erwies sich Voit mit der Errichtung des Münchner Glaspalasts, der für die Industrieausstellung 1854 entstand und von Paxtons Londoner Kristallpalast beeinflusst war. Nur Voits Ver-

<sup>98</sup> Knorre, Turmvollendungen, 131.

<sup>99</sup> Wie Anm. 98.

<sup>100</sup> HStA M, Minn 40216, kgl. Signat, 15. 6. 1885.

<sup>101</sup> Die Angaben zu Voits Leben und Werk nach: Nekrolog in: Zeitschrift des Kunstgewerbevereins zu München, 21. Jg. (1871), 9–12; Allgemeine Deutsche Biographie 40 (1896); Thieme-Becker, Künstlerlexikon 34 (1926; Hederer, Friedrich v. Gärtner (1976), 149–50. Eine ausführliche Biographie mit Werkkatalog bringt H.-J. Kotzur, Forschungen zum Leben und Werk des Architekten August v. Voit, Diss. Heidelberg 1977.



trauen in das Material Eisen konnte ihn auch veranlassen, bei der Umarbeitung des Maurer-Entwurfs für die Regensburger Domtürme das weitmaschige Helmmaßwerk beizubehalten und die Öffnungen sogar noch zu vergrößern. Die Ausführung dieses Plans wäre ohne ein tragendes Eisengerüst kaum denkbar gewesen. Das Wissen um die Korrosionsanfälligkeit derartiger Armierungen war es wohl unter anderem, was Denzinger später zu der häßlichen Bemerkung herausforderte, Voits Projekt sei gar nicht durchführbar gewesen<sup>102</sup>.

Voit befaßte sich aber auch mit dem für das 19. Jahrhundert zentralen architekturtheoretischen Problem: mit der Stilfrage. Als Kronprinz Maximilian in den vierziger Jahren damit begann, nach Möglichkeiten für die Schaffung eines neuen Baustils zu suchen, wandte er sich auch an Voit. Dieser legte schließlich seine Auffassung in einem ausführlichen Memorandum dar<sup>103</sup>. Obwohl mit der Errichtung eines so „modernen“ Gebäudes wie dem Glaspalast beschäftigt, sprach sich Voit für ein Zurückgreifen auf die Baukunst früherer Jahrhunderte aus und bemerkte, es müsse dem Architekten der Gegenwart erlaubt sein, auch Elemente verschiedener Stile zu kombinieren. In seinen grundsätzlichen Ausführungen verwickelte sich Voit in einen für das 19. Jahrhundert typischen Widerspruch: Er verlangte einerseits eine vom Zweck bestimmte Architektur ohne unnützes Beiwerk, deren Konstruktion sich nach den Eigenschaften des Materials und deren Form sich wiederum nach der Konstruktion richten solle; andererseits warf er der Baukunst der „jüngst vergangenen Zeit“ Vernachlässigung des Ornaments vor und forderte „gleiche Rechte“ für alle Kunstgattungen, weil dies die Architektur „bereichern“ und „emporheben“ könne<sup>104</sup>. Es war demnach nur folgerichtig, daß Voit im gleichen Jahr, in dem der Glaspalast entstand, mit der Planung des Schlosses Feldafing begann, bei dem er eine Verbindung romanischer und aus der Renaissance abgeleiteter Grundformen anstrebte.

Voits Beschäftigung mit mittelalterlichen Bauten beschränkte sich nicht auf seine Beteiligung an der Planung der Regensburger Domtürme. 1852–54 leitete er die Restauration der Nürnberger Burg, für die er die gesamte Inneneinrichtung entwarf. 1853 übernahm er die Restauration der Klosterkirche Heilsbrunn, die im wesentlichen nach den von Gärtner erstellten Plänen erfolgte<sup>105</sup>. Schon früher hatte er im Auftrag des Kronprinzen Maximilian Entwürfe zur Restauration der Reichsfeste Trifels und der Maxburg in der Pfalz ausgearbeitet. 1845 begann er mit der Herausgabe des Bildatlas zu Franz Kuglers „Handbuch der Kunstgeschichte“, führte dieses Werk aber nicht zu Ende.

Als Vorstand der Obersten Baubehörde hatte Voit lange Zeit die Aufsicht über sämtliche Staatsbauten zu führen. 1863 kam es, sicher auch wegen der Arbeitsüberlastung des über Sechzigjährigen, zu einer Neuorganisation. Das Unterrichts- und Kultusbauwesen wurde aufgeteilt: Für den Bereich der katholischen Kirche wurde Oberbaurat Herrmann zuständig; Voit blieb für den protestantischen Bereich verantwortlich<sup>106</sup>. Mit dieser Neuregelung wurde auch Voits Ablösung in Regens-

<sup>102</sup> BZA/BDK, Internationale Kunstausstellung, Konzept einer Gegendarstellung Denzingers zu dem genannten Artikel in der Allgemeinen Zeitung (vgl. Anm. 85), undat.

<sup>103</sup> Lt. Nekrolog in der Zeitschrift des Kunstgewerbevereins auf 1854 zu datieren; die folgende Zusammenfassung nach undat. Manuskript in: GHAM, Nachl. Max II., 78/2/113.

<sup>104</sup> GHAM, Nachl. Max II., 78/2/113.

<sup>105</sup> Fischer, Die Restaurierungspläne Friedrich v. Gärtners, 64.

<sup>106</sup> Lt. KM, Kultusbauten Nr. 42, Domkirche in Regensburg (1855–63), Antrag des Innenministers Zwehl an Kg. Maximilian II., 29. 5. 1863.

burg offiziell begründet <sup>107</sup>. Sein in Anlehnung an Maurers Entwurf geschaffener Ausbauplan für den Regensburger Dom fand später an anderer Stelle, wenn auch in reduzierter Form, Verwendung; nämlich bei der Errichtung des Turmhelms der protestantischen Kirche in Ludwigshafen, die seit 1858 im Bau war, aber erst 1879 durch Voits Sohn vollendet wurde <sup>108</sup>.

Was Voit von Denzinger unterschied, war vor allem seine Vielseitigkeit. Er stellte seine Fähigkeiten in den verschiedensten Fächern der Baukunst unter Beweis, errichtete Kirchen, Gerichtsgebäude, Gefängnisse und Gewächshäuser und leistete Entscheidendes bei der Bewältigung ganz neuer Bauaufgaben, wie sie das Museum und das Ausstellungsgebäude darstellten <sup>109</sup>. In seinem Schaffen wie in seiner bereits zitierten theoretischen Abhandlung vereinte er zwei gegensätzliche, aber für die Architektur des 19. Jahrhunderts gleichermaßen bedeutsame Strömungen: er war einerseits Vorkämpfer einer funktionalen, mit neuen Materialien und Techniken experimentierenden Ingenieurbaukunst, suchte aber andererseits nach einer Vereinigung der verschiedenen Kunstgattungen in einem architektonischen Gesamtkunstwerk. Nimmt man seine Bemühungen um die Ausbildung des Kunstgewerbes hinzu, so wird offenkundig, daß ein Projekt wie der Ausbau des Regensburger Doms in diesem umfangreichen Lebenswerk nie eine so zentrale Rolle hätte spielen können wie im Schaffen Denzingers. Voit war kein Spezialist, weder auf technischem noch auf künstlerischem Gebiet. Beschränkte sich Denzinger mit wenigen Ausnahmen auf den gotischen Stil, so wählte Voit trotz seiner Neigung zum Rundbogenstil sehr viel freier unter den verschiedenen Bauformen und verstand es dabei auch, neuartige Lösungen zu finden.

Von den drei am Ausbau des Regensburger Doms beteiligten Architekten war Voit zweifellos der bedeutendste. Denzinger aber besaß gerade die Eigenschaften, die seit der Jahrhundertmitte zunehmend als Voraussetzung für die erfolgreiche Durchführung von Restauration und Vollendung mittelalterlicher Bauten galten, nämlich „mehr Kenntnisse als Genie, mehr Beharrlichkeit als Fülle des Geistes, mehr Gewissenhaftigkeit als Enthusiasmus“ <sup>110</sup>.

<sup>107</sup> Wie Anm. 106.

<sup>108</sup> Knorre, Turmvollendungen, 127.

<sup>109</sup> Zu den neuen Bauaufgaben des 19. Jahrhunderts s. Sedlmayr, Verlust der Mitte (1976), 15–59.

<sup>110</sup> L. Vitet (?), Über Reparatur, Restauration, Erhaltung und Vollendung mittelalterlicher Baudenkmäler, in: Allgemeine Bauzeitung, 17. Jg. (1852), 308; vgl. auch Anm. 88.



# VIII. Schlußbetrachtung: Restauration und „Vollendung“ des Regensburger Doms als Beispiel für die Pflege mittelalterlicher Kirchenbauten im 19. Jahrhundert

Wie der Vergleich mit anderen restaurierten oder „vollendeten“ Kirchen zeigt, kann der Regensburger Dom als Musterbeispiel für „denkmalpflegerisches“ Vorgehen im 19. Jahrhundert gelten<sup>1</sup>. So ist bei den Restaurationen — zumindest bis zur Mitte des Jahrhunderts, aber oft auch noch in späterer Zeit — generell ein „Ausräumen“ zu beobachten, das die Ausstattung auf ein Minimum reduziert; bei den „Vollendungen“ wurde eine allseitig gleich durchgebildete, symmetrisch geschlossene Gesamterscheinung angestrebt.

Wie diese zusammenfassenden Bemerkungen zeigen, ist die Pflege mittelalterlicher Kirchenbauten im 19. Jahrhundert nicht in erster Linie auf die Bewahrung des historischen Bestands gerichtet, obwohl es an Erlassen zur „Erhaltung der geschichtlichen und artistischen Denkmäler des Landes“<sup>2</sup> nicht fehlte<sup>3</sup>. Es wurde, im Gegenteil, die historische Dimension oft zerstört, weil Grabmonumente und Ausstattungstücke aus den verschiedensten Epochen — manchmal auch aus der Erbauungszeit — den Purifizierungswünschen zum Opfer fielen. Die Sanierung der Bausubstanz erfolgte, wie sich zumindest an den Beispielen von Regensburg und Bamberg nachweisen läßt, nicht vorrangig als Voraussetzung für alles weitere Vorgehen, sondern erst nach umfangreichen Verschönerungsmaßnahmen im Innenraum. Auch war sie oft mit Ergänzungen oder Umwandlungen verbunden. Die „Vollendung“ einer Kirche, vor allem, wenn es sich wie in Regensburg um einen Weiterbau in hochgotischen, vom spätmittelalterlichen Bestand abweichenden Formen handelte, leugnete vollends das geschichtlich „Gewachsene“. Dieses Vorgehen verweist auf ein weiteres Charakteristikum für das Verhältnis des 19. Jahrhunderts zu historischen Bauwerken:

Die Denkmalpflege dieser Zeit ist „idealistisch“. Das mittelalterliche Bauwerk galt als Denkmal einer „besseren“ Vergangenheit, in die ästhetische, politische und religiöse Idealvorstellungen rückprojiziert wurden. Nur diese eine, als für die Gegenwart vorbildlich empfundene Epoche sollte das Denkmal verkörpern, nicht aber jene späteren Zeiten, in denen ein „verdorbener Geschmack“ mit „Sittenverderbnis“ einhergegangen war. Die Spiegelung historischer Abläufe in der Gestalt eines Bauwerks konnte das 19. Jahrhundert so lange nicht objektiv würdigen, wie jede Betrachtung der Geschichte zugleich mit moralischen Wertungen verbunden war. Überdies wurde Denkmalpflege nicht nur als museale Konservie-

<sup>1</sup> Man vergleiche die Beispiele Bamberg (Pfister, *Der Dom zu Bamberg*, 1896), Heilsbrunn (Fischer, *Die Restaurierungspläne Friedrich v. Gärtners*, 1966), die zahlreichen von Urs Boeck zusammengefaßten Restaurationen Heideloffs (Karl Alexander Heideloff, in: *Mitt. des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg* 48, 1958, 314—90) und die Restauration der Münchner Frauenkirche (Knopp, *Die Restaurierung der Münchner Frauenkirche*, 1972); zu den Kirchenvollendungen s. Knorre, *Turmvollendungen* (1974).

<sup>2</sup> Titel der von Ludwig I. 1826 erlassenen Verordnung (abgedruckt in: *Kunstblatt*, 10. Jg. 1829, 146—48).

<sup>3</sup> Vgl. P. O. Rave, *Die Anfänge preussischer Kunstpflege am Rhein*, in: *Wallraf-Richartz-Jb.* 9 (1936), 181—204; Götz, *Die Entwicklung der Denkmalpflege* 1, Kap. X, 208—16; Knorre, *Turmvollendungen*, Kap. III, 211—18.



rung einer großen Vergangenheit verstanden, sondern als in die Zukunft wirkender erster Schritt zu ihrer Wiederbelebung. Von diesem moralischen Postulat aus gesehen ist es nur folgerichtig, daß man dem Volk nicht „Geschichte an sich“ vor Augen stellen wollte, sondern Geschichte nur, soweit sie „vorbildlich“ war.

Auch was die ästhetische Erscheinung historischer Baudenkmäler betrifft, ging das 19. Jahrhundert von Idealvorstellungen aus, wobei man sich nicht scheute, den ursprünglichen Bestand zugunsten eines „Idealbildes“ zu verändern. „Stilreinheit“ war das Motto, unter dem man daran ging, die mittelalterlichen Kirchenbauten von den „geschmacklosen Zutaten“ späterer Zeit zu „säubern“; „stilrein“ sollten sie auch am Außenbau „vollendet“ werden. Aus heutiger Sicht erweisen sich die Purifizierungen als klassizistische Uminterpretationen des gotischen Kirchenraums zugunsten einer „reinen“ Architektur, oft nur gemildert durch die „romantische“ Lichtwirkung neuer Glasmalereien. Von dieser neuen Wertschätzung des durch die Beleuchtung intensivierten Stimmungswerts abgesehen, stellten sich diese „Säuberungen“ in die Tradition der „Verschönerung“ gotischer Kirchen, wie sie unter dem Diktat einer rationalistischen Kunsttheorie um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Frankreich entstanden war. Eine Stiltreue der Einzelformen im Sinne absoluter Konformität, etwa bei im „passenden Stil“ neu angefertigten Ausstattungsstücken, war bis in die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein schwer erreichbar; erst dann begünstigten die Fortschritte einer wissenschaftlich betriebenen Stilgeschichte das Streben nach historischer „Richtigkeit“. Dies bedeutete aber keineswegs die Anerkennung aller Stilstufen, z. B. der Gotik, als gleichwertig. Man benützte die neuen Detailkenntnisse, um in dem vermeintlich „reinsten“ Stil, nämlich dem am Kölner Dom verwirklichten Formenkanon der Hochgotik, zu bauen. Die nach dem Beginn des Kölner Dombaues zahlreich einsetzenden Kirchen-, vor allem Turm-„Vollendungen“ beweisen, wie wenig „Stilreinheit“ eine Übereinstimmung der Einzelformen in den alten und neu errichteten Bauteilen bedeuten mußte; bis weit in die zweite Hälfte des Jahrhunderts hinein meinte „Stilreinheit“ oft die Rückführung eines von der Spätgotik geprägten Kirchenbaus in den „reinen“ Stil der Hochgotik. Der beherrschende Einfluß des Kölner Vorbilds ist nicht nur auf die ideelle Bedeutung des Nationaldenkmals, sondern auch auf die Wertschätzung einer Stilstufe, die den klassizistischen Postulaten von Strenge und Gesetzmäßigkeit entgegenkam, zurückzuführen. So siegte auch um die Jahrhundertmitte noch das Stilideal über das Streben nach historischer Treue.

Im ersten Kapitel dieser Arbeit wurde dargelegt, daß die Pflege mittelalterlicher Bauten im 19. Jahrhundert nicht voraussetzungslos und aus dem „Nichts“ entstanden ist, sondern daß ihre Wurzeln weit zurückreichen. Dies gilt für ihre ideellen wie für ihre formal-ästhetischen Voraussetzungen. Die Leistung des 19. Jahrhunderts besteht darin, einheitliche Wertmaßstäbe und die organisatorischen Voraussetzungen für die Erhaltung historischer Baudenkmäler geschaffen zu haben<sup>4</sup>. Im einzelnen sind oft gerade die Bestrebungen, die als „typisch“ für das 19. Jahrhundert gelten, nur als logische Fortentwicklung der neuzeitlichen, also von der Renaissance ausgehenden Kunsttradition zu verstehen. Dies gilt für den Wunsch

<sup>4</sup> Götz, Denkmalpflege 1, 210; zur Organisation s. Knorre, Turmvollendungen, 211–18; A. Gebeßler, Zur Geschichte der Denkmalpflege: Denkmalbegriff — Organisation — Aufgaben — Probleme, in: Eine Zukunft für unsere Vergangenheit, Katalog der Wanderausstellung zum europäischen Denkmalschutzjahr (1975), bes. 157–58.



nach „Vollendung“ torsohafter Bauwerke zu einer symmetrischen, allseits gleichartig durchgebildeten Gesamtgestalt; dies gilt ebenso für das aus der gleichen Wurzel erwachsene Streben nach „Freistellung“ der Kirchen, das auch beim Regensburger Dom schließlich zu einer Freilegung der Südseite führte<sup>5</sup>. Im Grunde gingen derartige Forderungen auf die schon von Alberti aufgestellte Regel zurück:

„Eine Kirche soll nicht nur in erhöhter Lage und von allen Seiten frei sichtbar inmitten eines schönen Platzes stehen, sondern auch durch einen hohen Unterbau aus dem Alltagsleben, das sie umgibt, herausgehoben sein“<sup>6</sup>.

Von der klassizistischen Kunsttheorie des 18. Jahrhunderts wieder aufgegriffen, z. B. von dem schon mehrfach zitierten Laugier<sup>7</sup>, wird dieses Postulat zu einem feststehenden Topos des 19. Jahrhunderts<sup>8</sup>.

Wie sehr die Restaurationen und „Vollendungen“ mittelalterlicher Bauten im 19. Jahrhundert den — erstmals von Alois Riegl brillant formulierten<sup>9</sup> — Überzeugungen der „modernen“ Denkmalpflege des 20. Jahrhunderts widersprechen, ist oft dargestellt worden. Die Ursache für den meist willkürlichen Umgang mit den Überresten einer „großen Vergangenheit“ ist letztlich im Vorherrschen einer idealistischen Geisteshaltung zu suchen, die unserer Zeit fremd geworden ist.

<sup>5</sup> S. Deutsche Bauzeitung 26 (1892), 503; Amberg, KdI, Abgabe 49, 9520, 31. 8. 1892; Knorre, Turmvollendungen, 218.

<sup>6</sup> L. B. Alberti, Zehn Bücher über die Baukunst, übers. von Max Theuer (1912), 16 (Buch VII, Kap. 3).

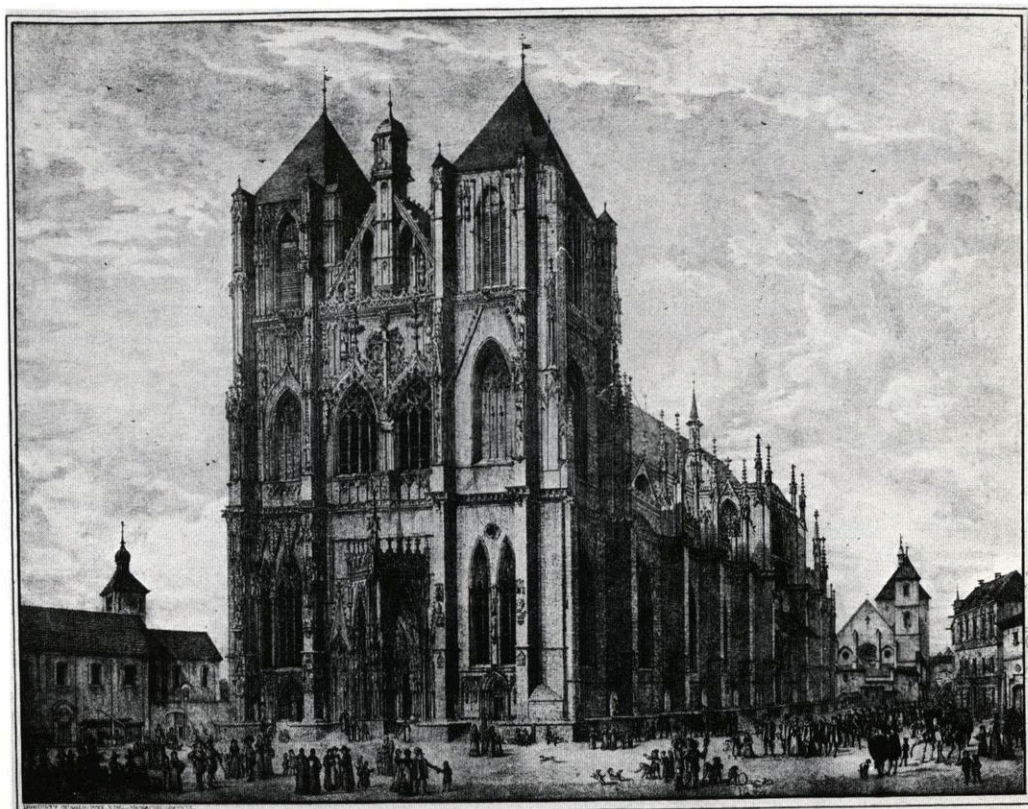
<sup>7</sup> Laugier, Observations (1765), 156.

<sup>8</sup> S. die schon zit. Passage bei Wiebeking, Bürgerliche Baukunde 1, 85—86; zur Freistellung der Kirchen im 19. Jahrhundert allgemein s. Neumann, Friedrich v. Schmidt, 88—90.

<sup>9</sup> Riegl, Der moderne Denkmalkultus: sein Wesen und seine Entstehung (1903), in: Gesammelte Aufsätze (1929), 144—93.

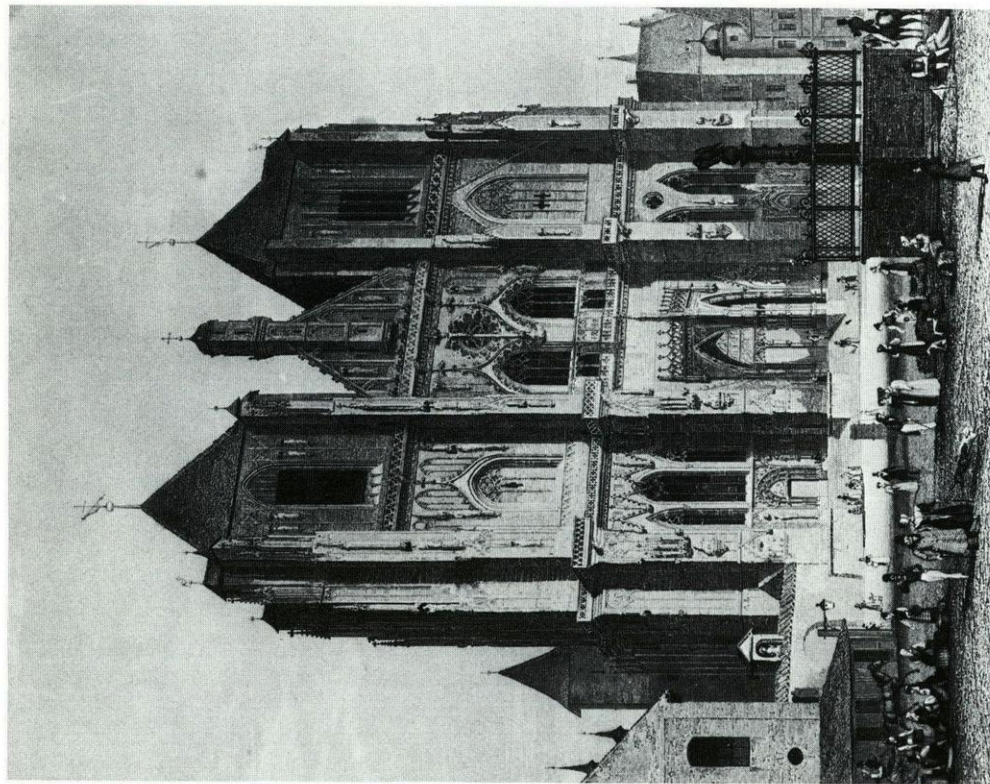
Die „Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg“ sind das wissenschaftliche Publikationsorgan des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte e. V. (8400 Regensburg, St. Petersweg 11). Sie erscheinen jährlich und werden herausgegeben von Dr. Georg Schwaiger, o. Professor für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit an der Universität München, und Dr. Paul Mai, Direktor der Bischöflichen Archive, Bibliotheken und Museen in Regensburg.



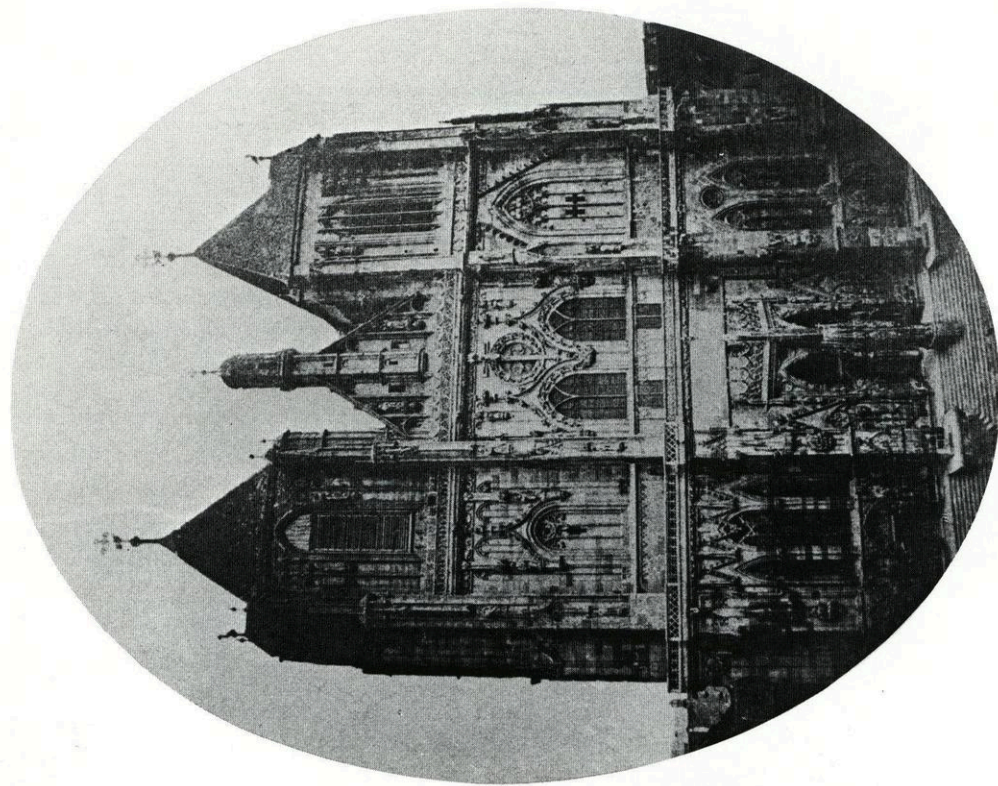


1. Südwestansicht des Doms vor der „Vollendung“. Lithographie von Domenico Quaglio, 1820.



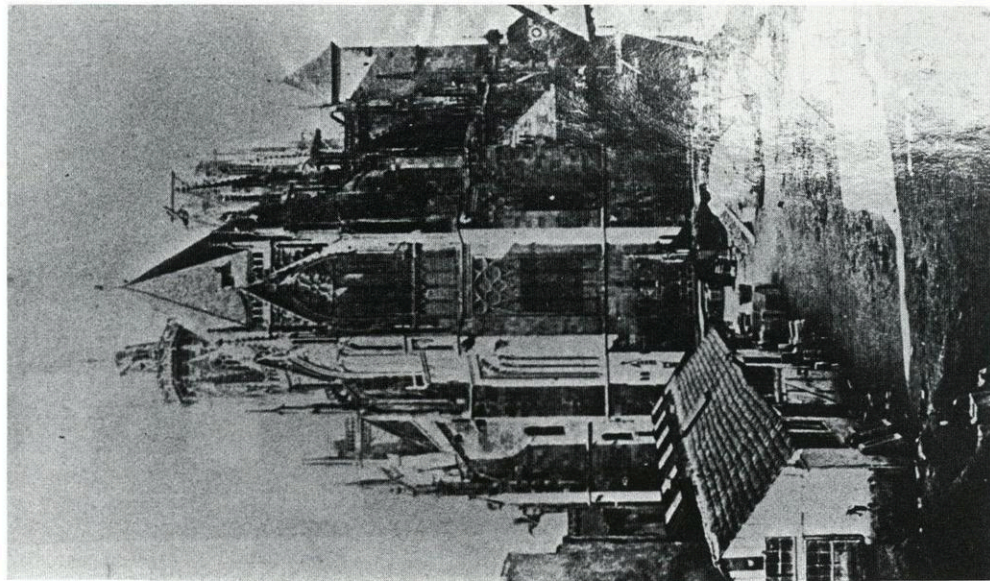


2. Die Westfassade vor dem Ausbau der Türme. Stahlstich von L. Lange und C. Rauch, um 1842.

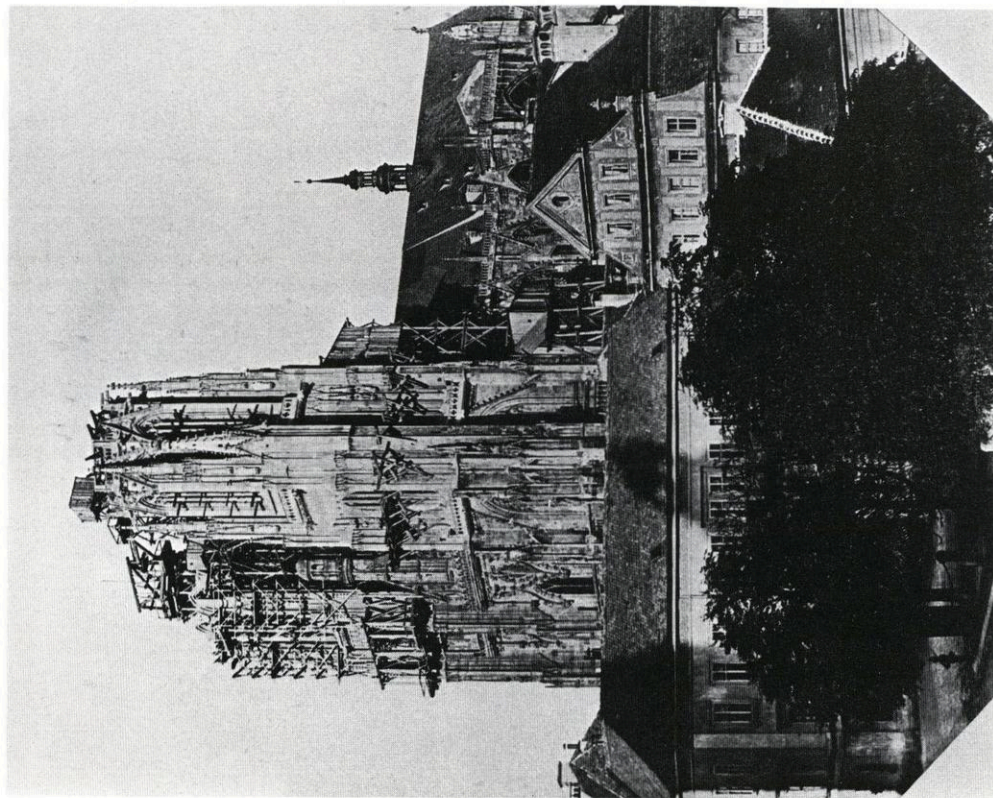


3. Die Westfassade des Doms vor dem Turmbau. Historische Aufnahme, um 1850.



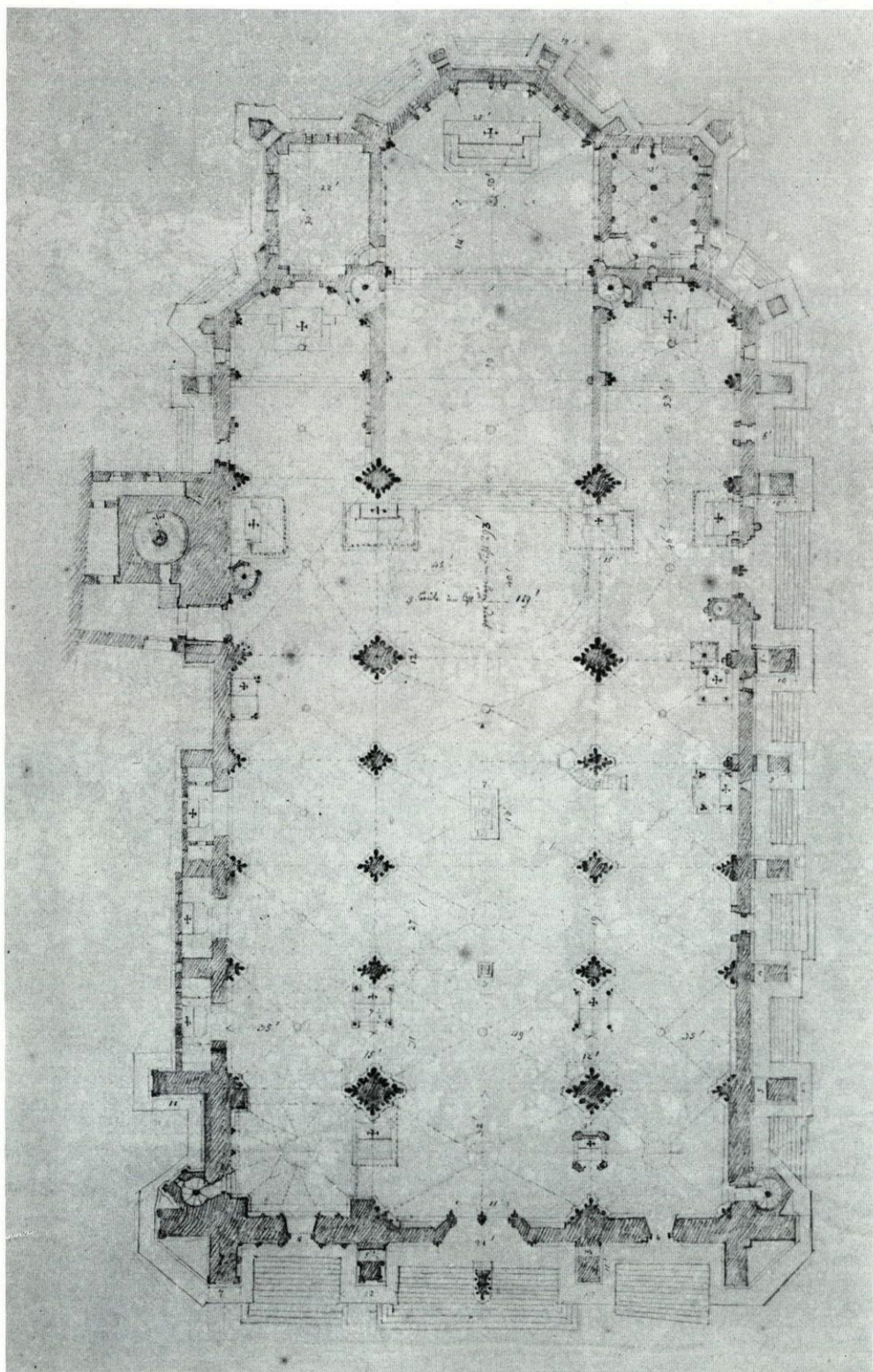


4. Ostansicht des Doms zur Zeit des Turmausbaus.  
Historische Aufnahme, Frühjahr 1867.



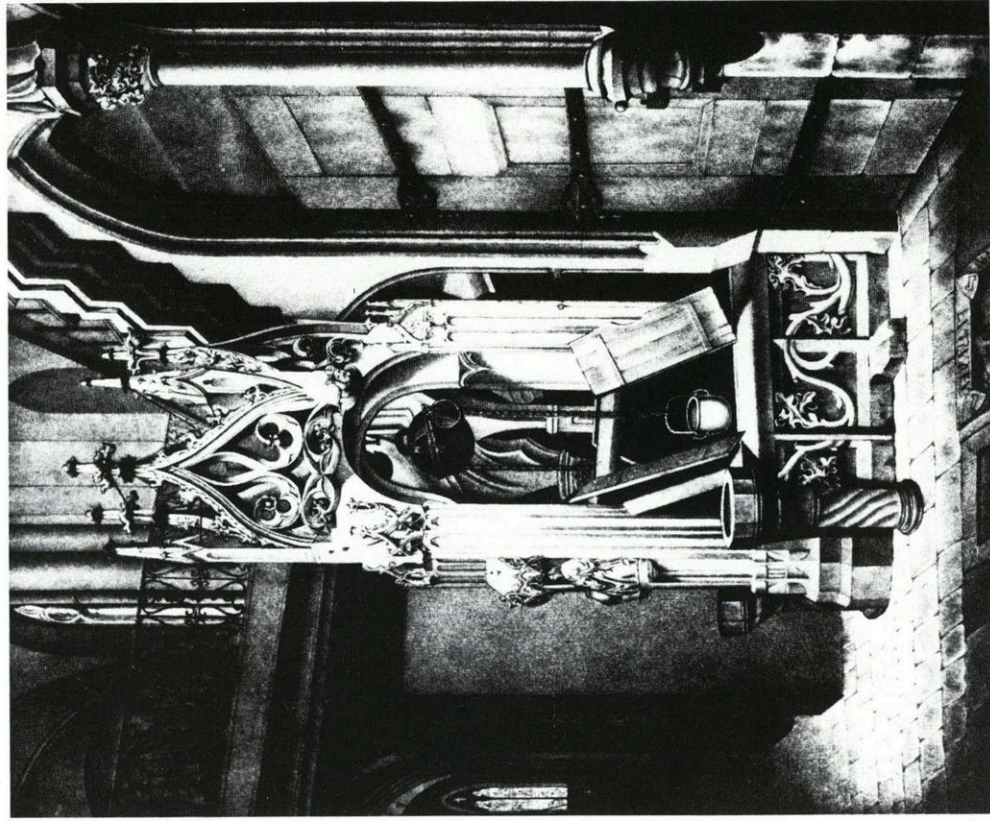
5. Südwestansicht während des Turmausbaus, noch mit barockem Dachreiter.  
Historische Aufnahme, 1866.



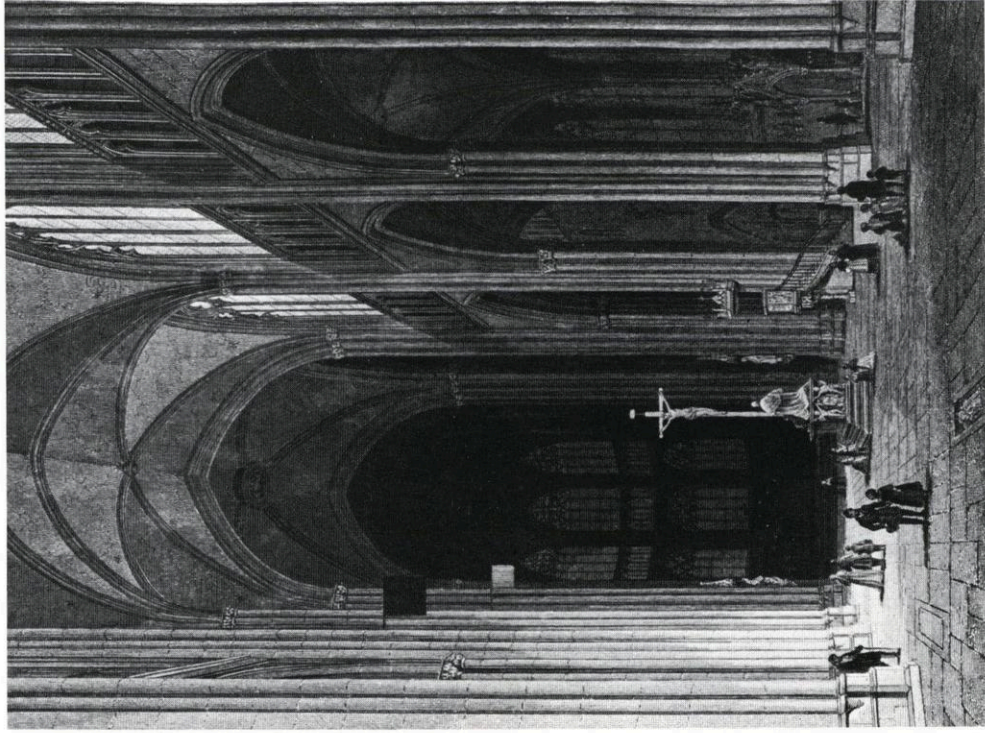


6. Domgrundriß mit Angabe der Altäre. Zustand vor der Restauration.  
Zeichnung v. Friedrich Gärtner (?), um 1830.





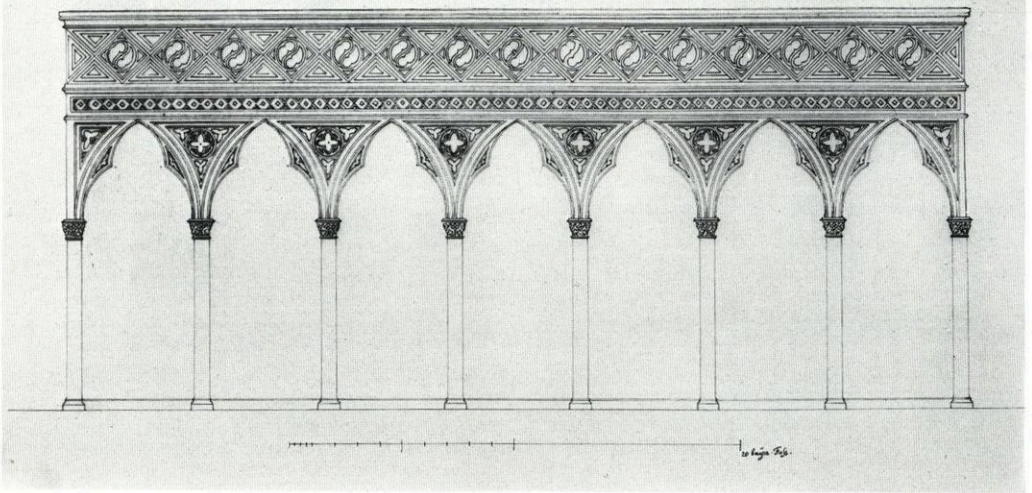
7. Dombrunnen im Südquerhaus, mit Zugang zur südlichen Empore und Treppenschacht. Lithographie v. Postel und Sterzer, um 1830.



8. Innenansicht des restaurierten Doms. Stahlstich v. Gerhardt u. Poppel, um 1840.



Oratorium für den Dom in Regensburg.

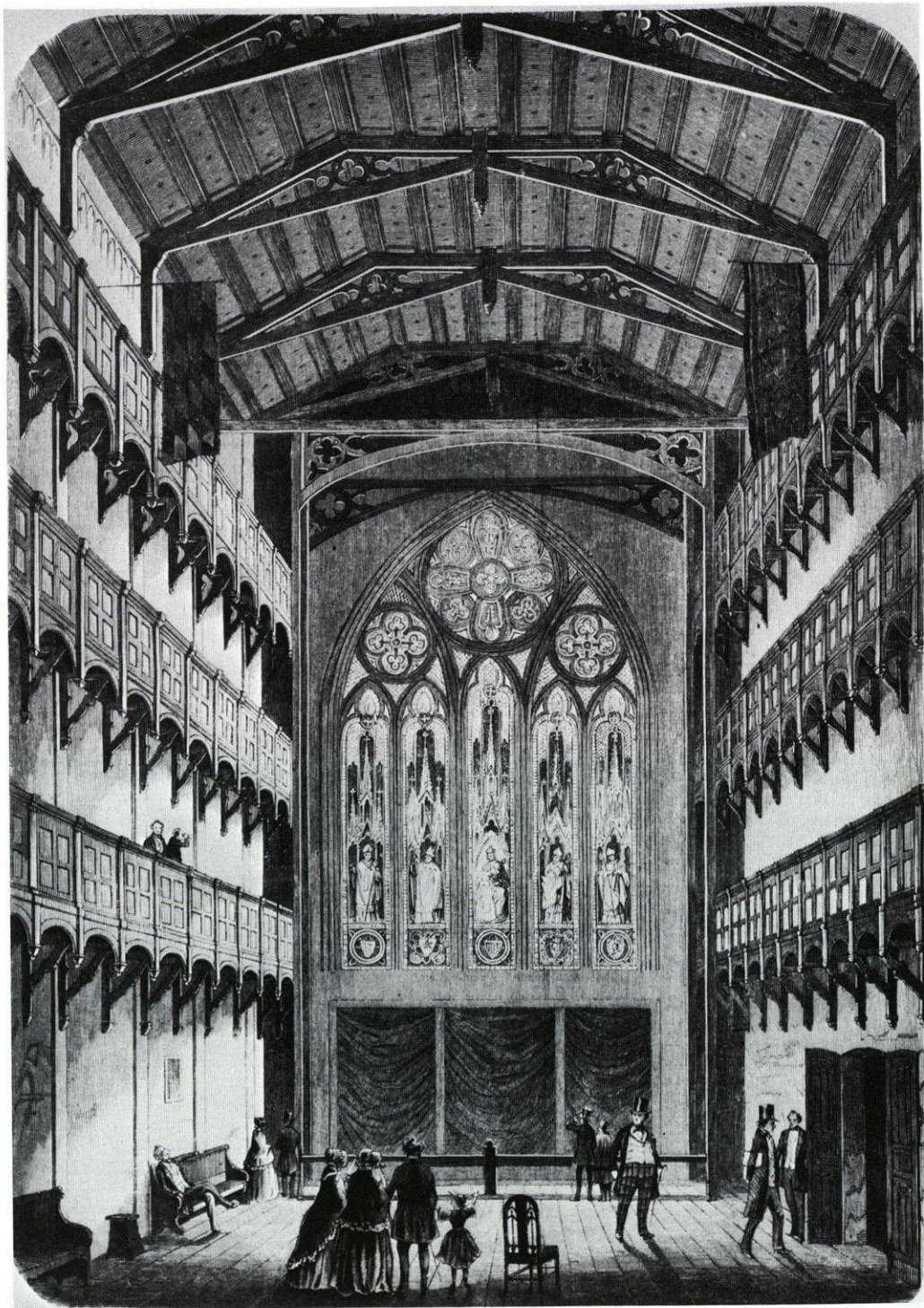


9. Entwurf eines Musikchors für den Regensburger Dom.  
Pause einer Entwurfszeichnung v. Friedrich Gärtner, 1830.



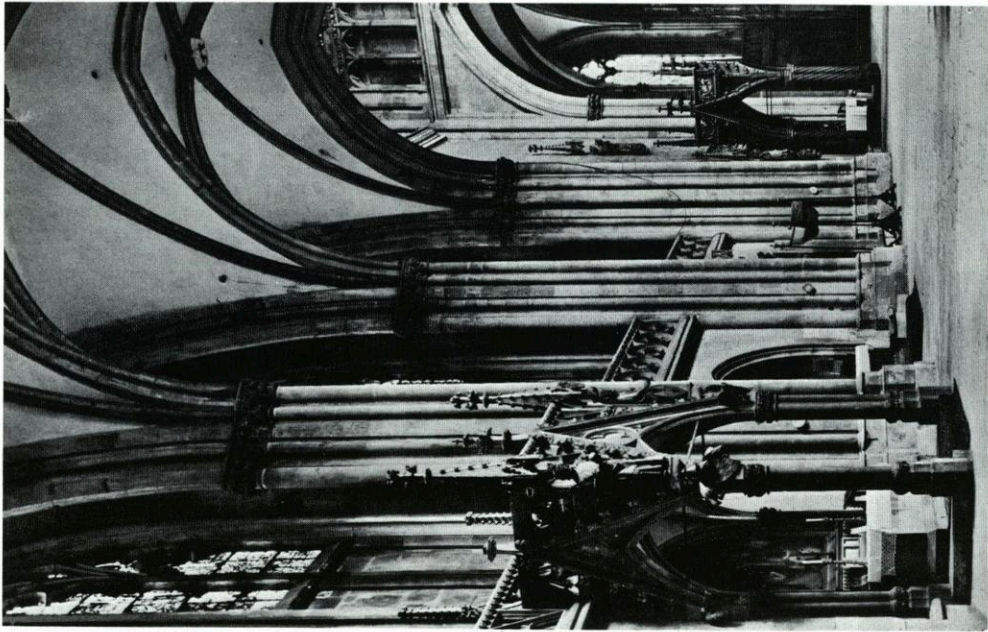
10. Das „Bennofenster“ im Südquerhaus. Zeichnung v. H. Kranzberger, um 1835/40.



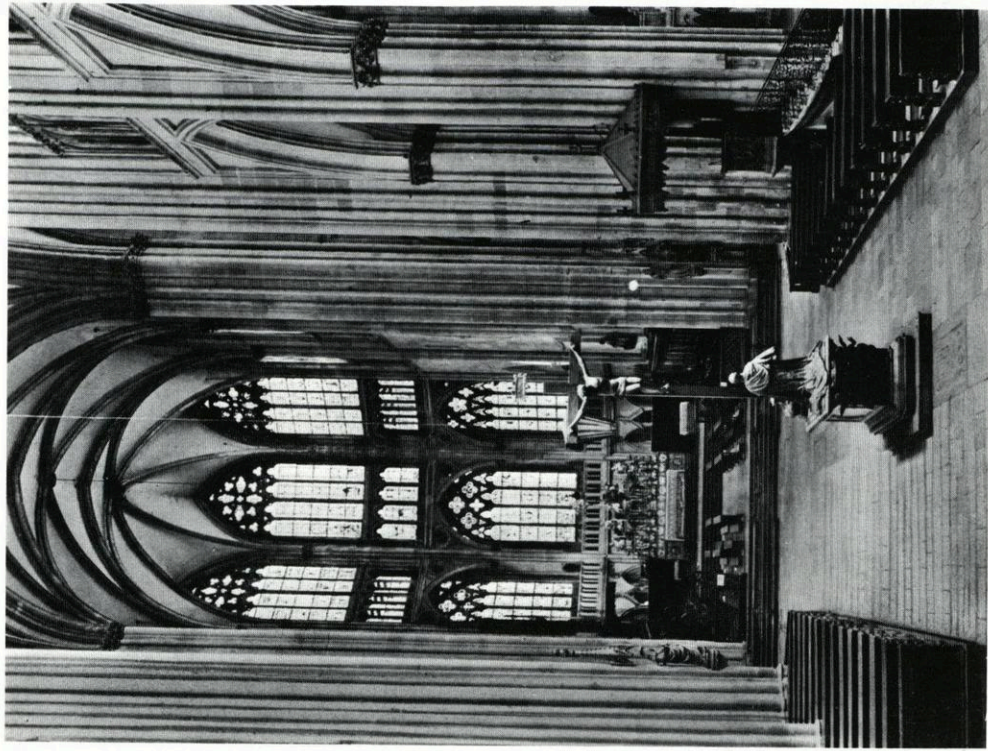


11. Fenster der Patrona Bavariae, aufgestellt im Ausstellungssaal des neuen Glasmalereigebäudes in München (1852 im Nordquerhaus des Doms eingesetzt).  
Holzschnitt in der „Illustrierten Zeitung“, 1852.



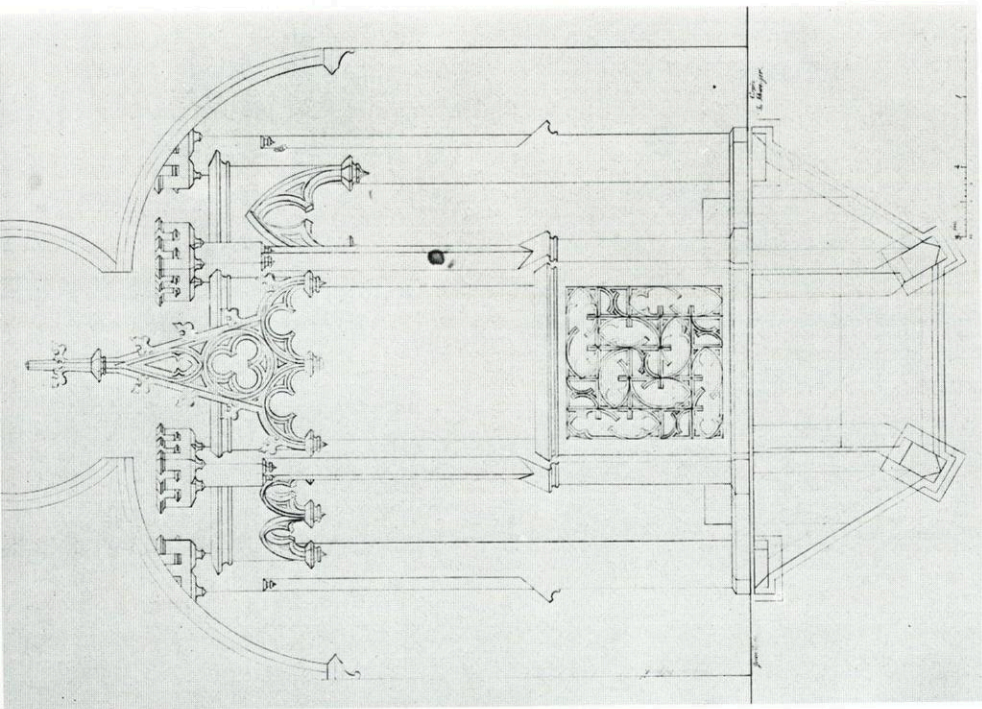


12. Nordseitenschiff des Doms mit mittelalterlichen Baldachinaltären und neugotischen Galeriebrüstungen an der Außen-

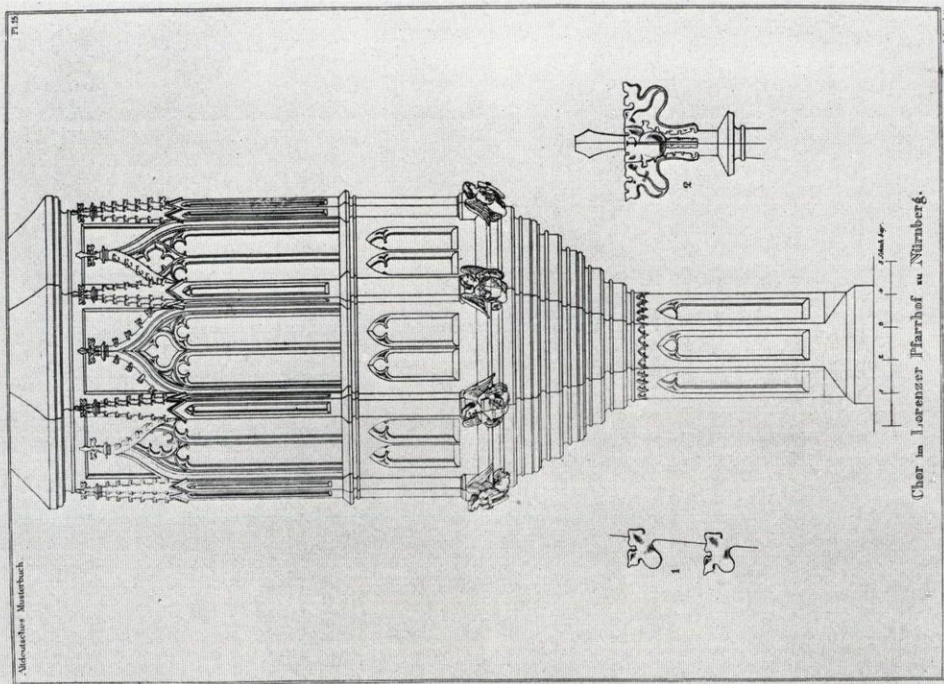


13. Mittelschiff des restaurierten Doms. Kanzel mit „gotischem“ Schalldeckel nach Entwurf Gärtners.



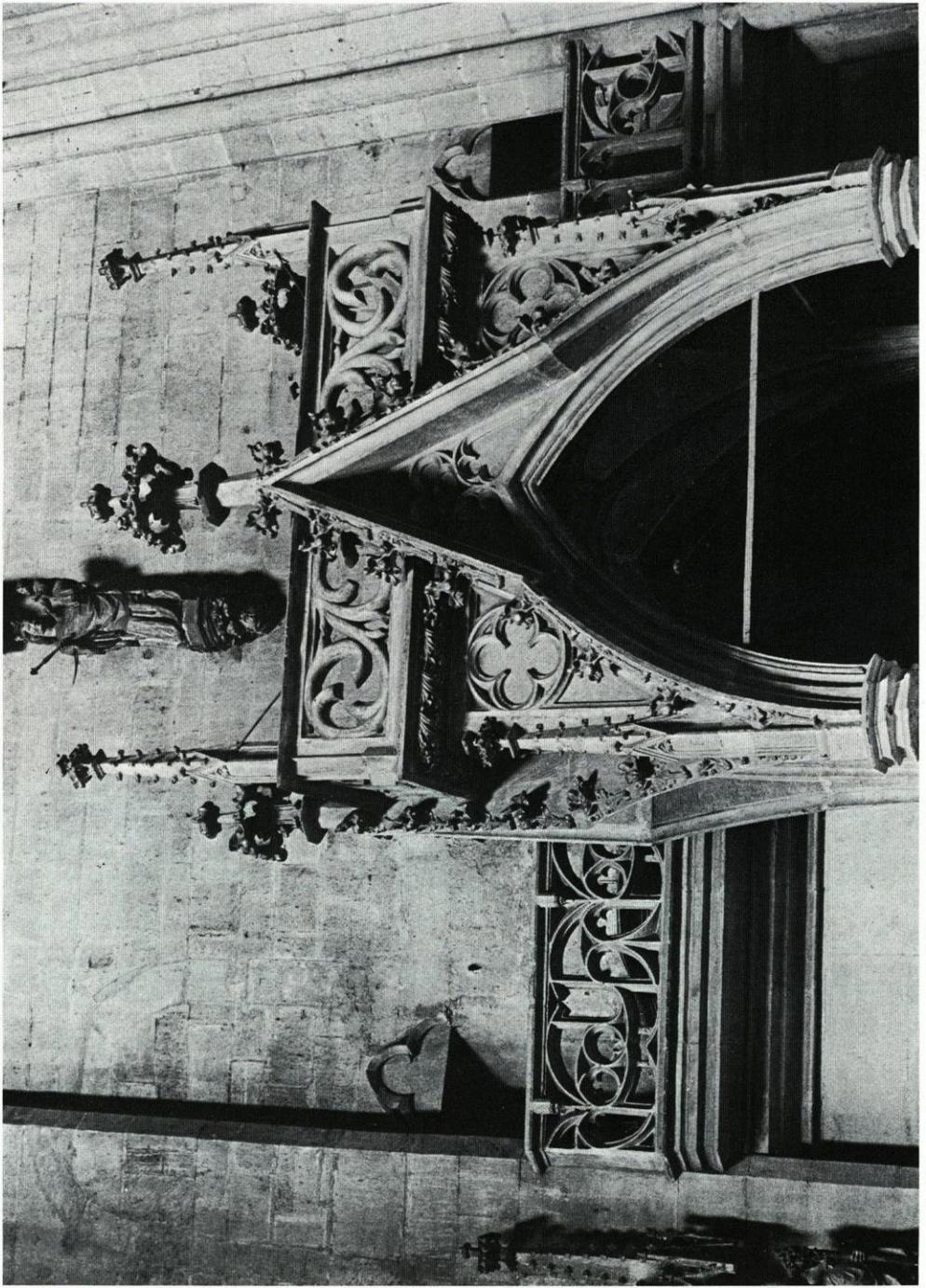


14. Entwurf für einen neugotischen Beichtstuhl.  
Pause eines Entwurfs von Frhr. v. Reichlin, 1839.



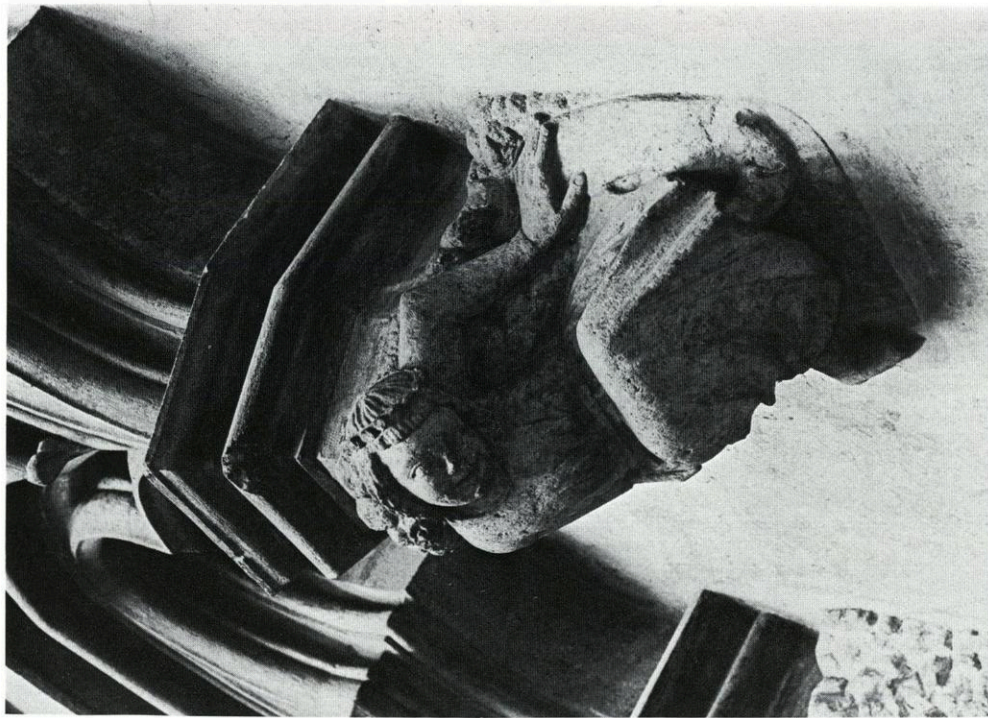
15. Chor im Lorenz Pfarrhof in Nürnberg. Kupferstich v. C. Görgel  
nach Heideloff (?), um 1838.





16. Gotischer Baldachintar vor der mittelalterlichen Galerie an der Nordwand des Querhauses.



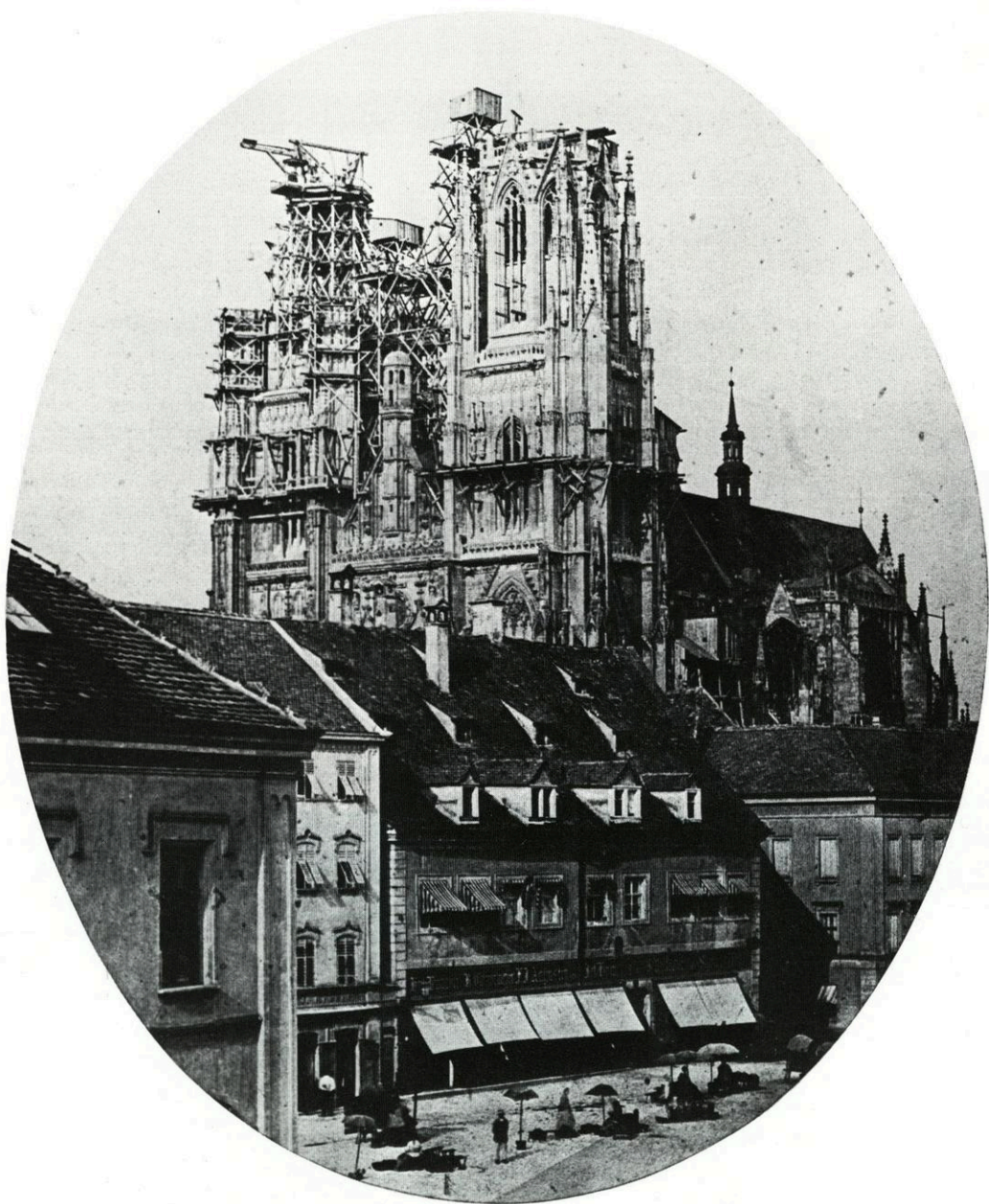


17. Konsolfigur an der Südwand des Regensburger Doms.  
Original aus der Erbauungszeit.



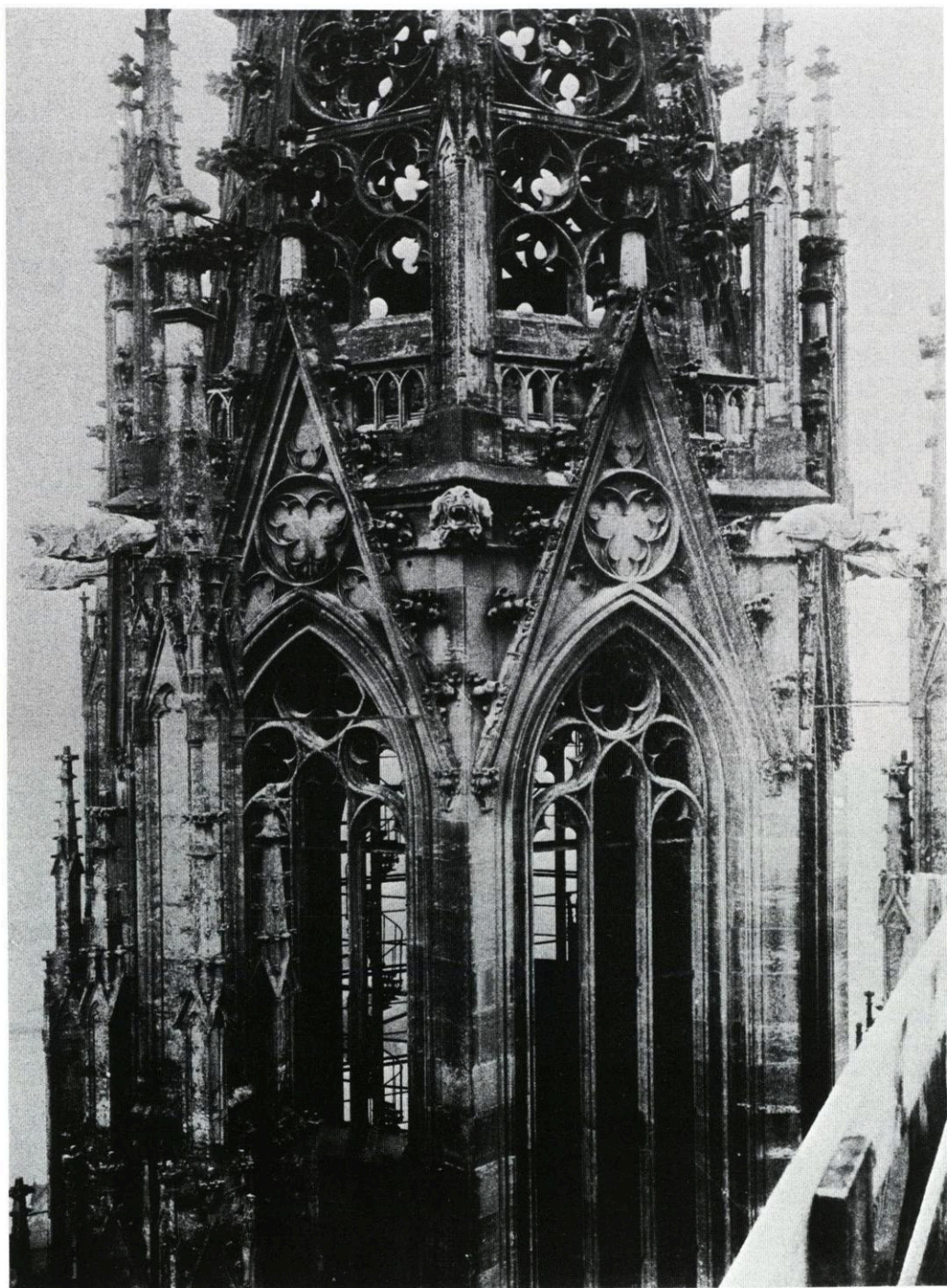
18. Konsolfigur an der Südwand des Regensburger Doms.  
Ergänzung von 1837.





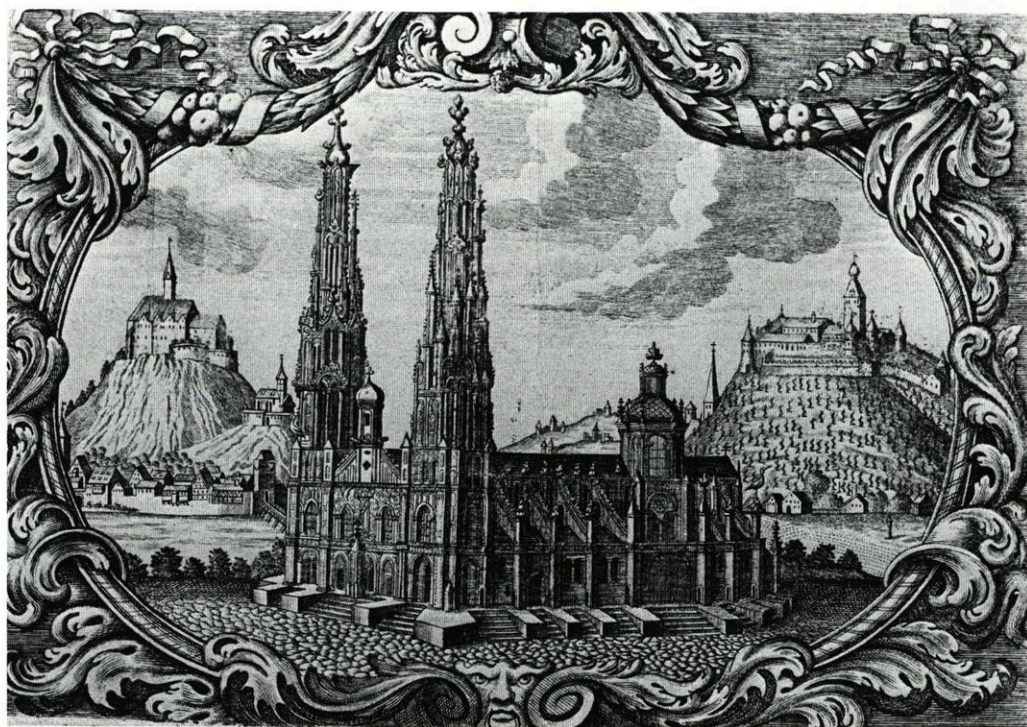
19. Der Regensburger Dom während des Turmausbaus 1865/66.  
Historische Aufnahme.



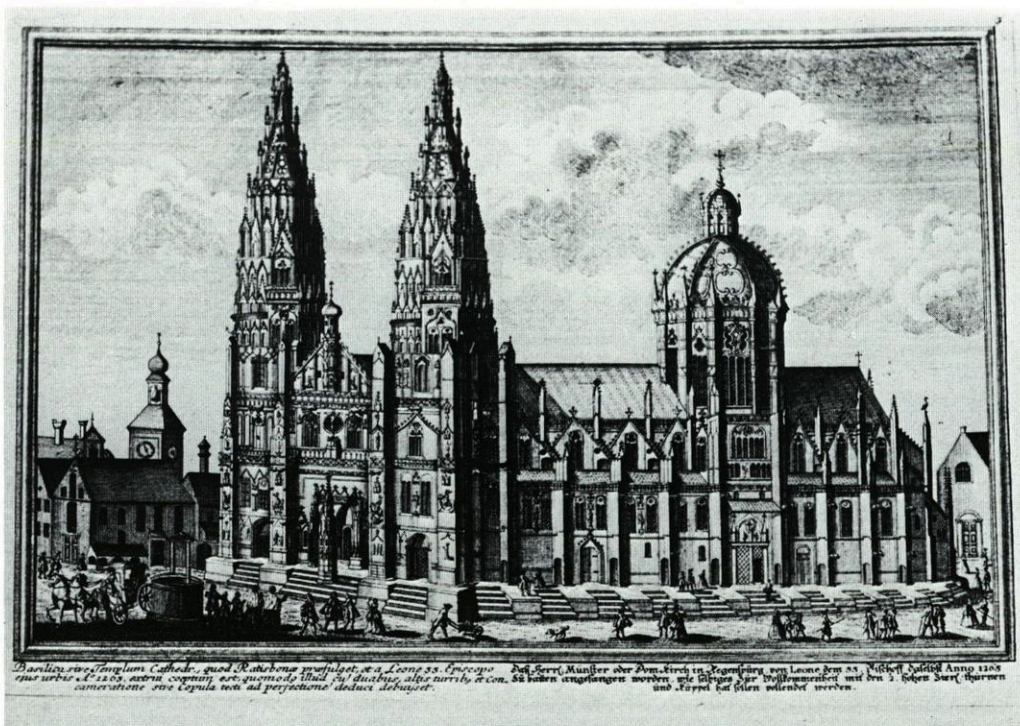


20. Oktagon und Helmansatz im späten 19. Jahrhundert. Historische Aufnahme.





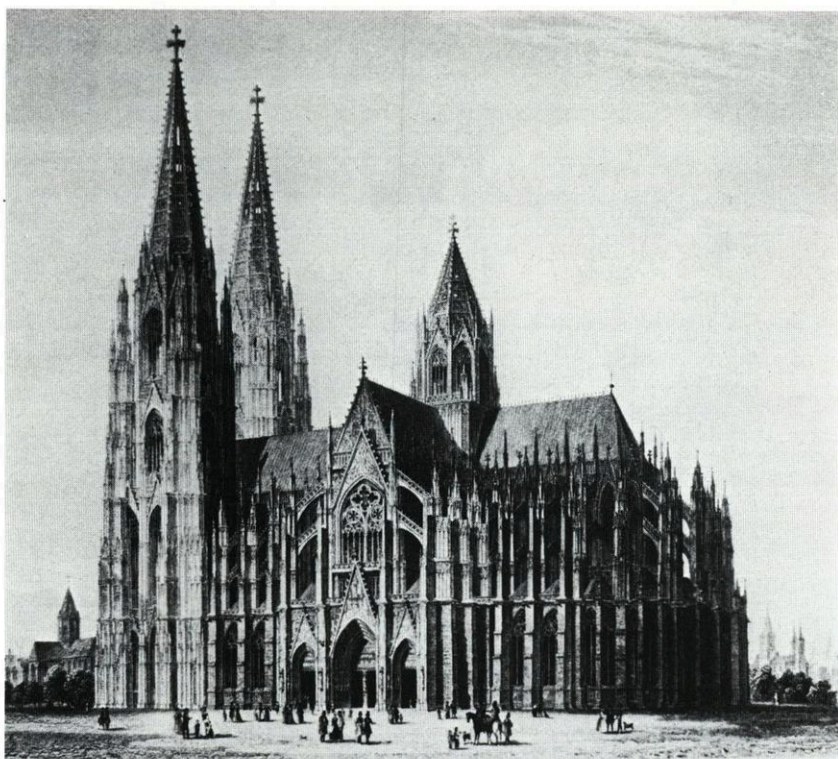
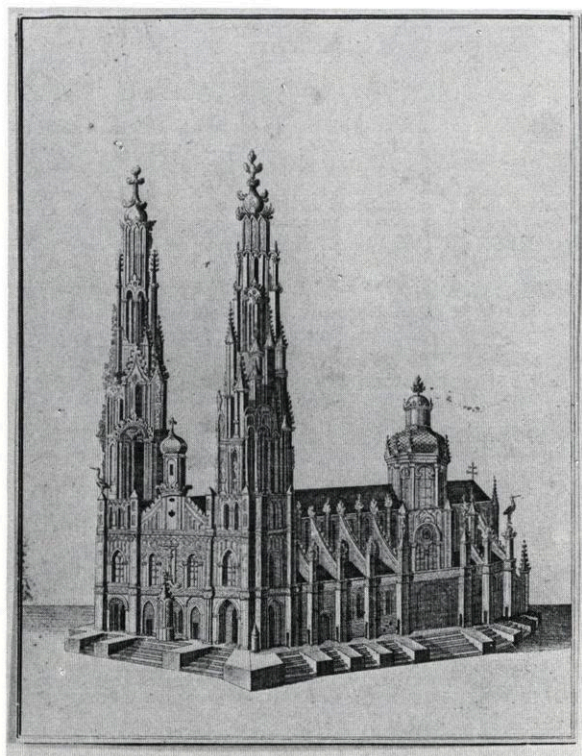
21. Phantastischer Vollendungsplan in einem Regensburger Diözesankalender des späten 17. Jahrhunderts. Kupferstich.



22. „Vollendungsplan“ nach Melchior Küsell. Kupferstich, Regensburg (?), 18. Jahrhundert.

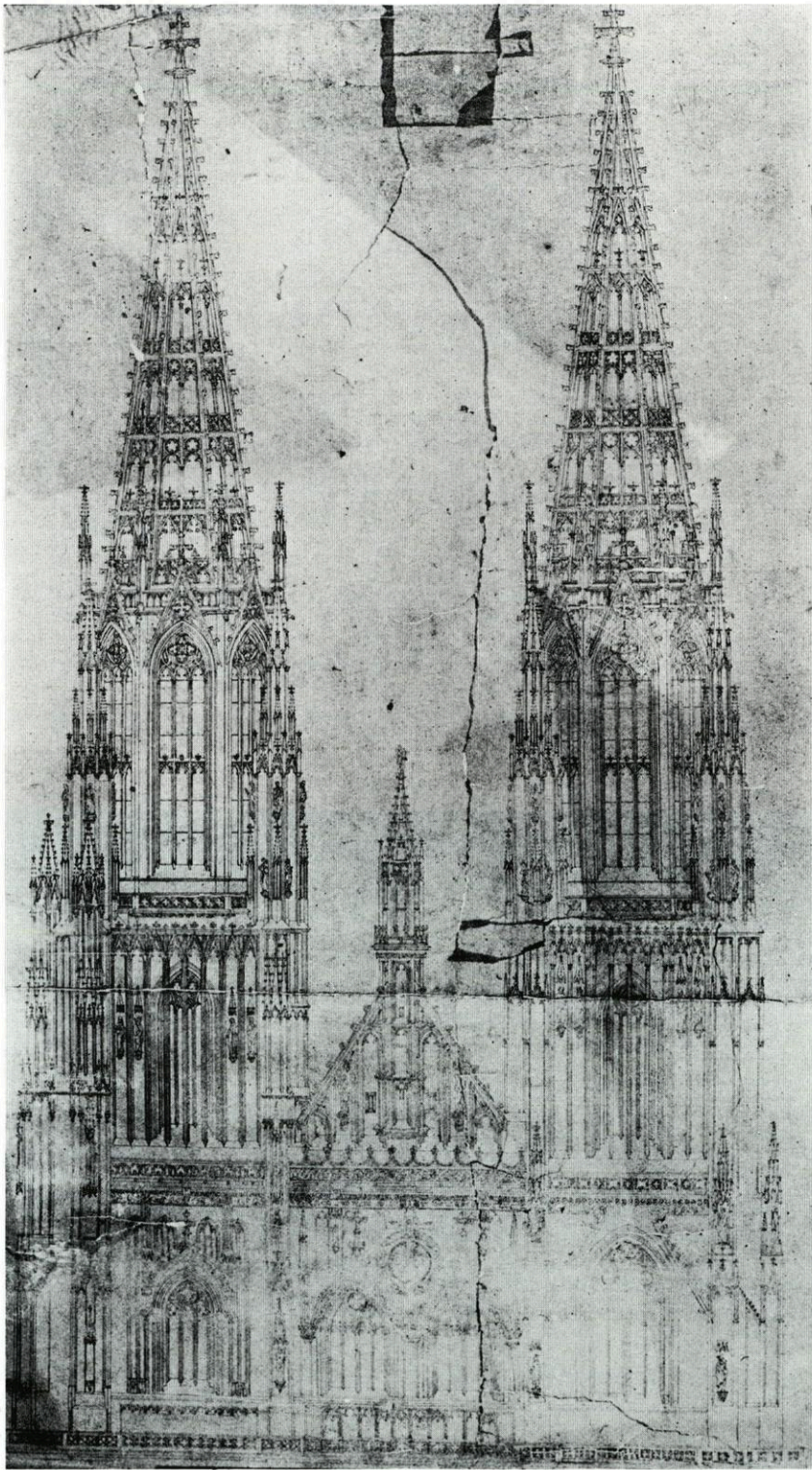


23. Phantastischer Vollendungsplan.  
Stahlstich, 18. Jahrhundert.



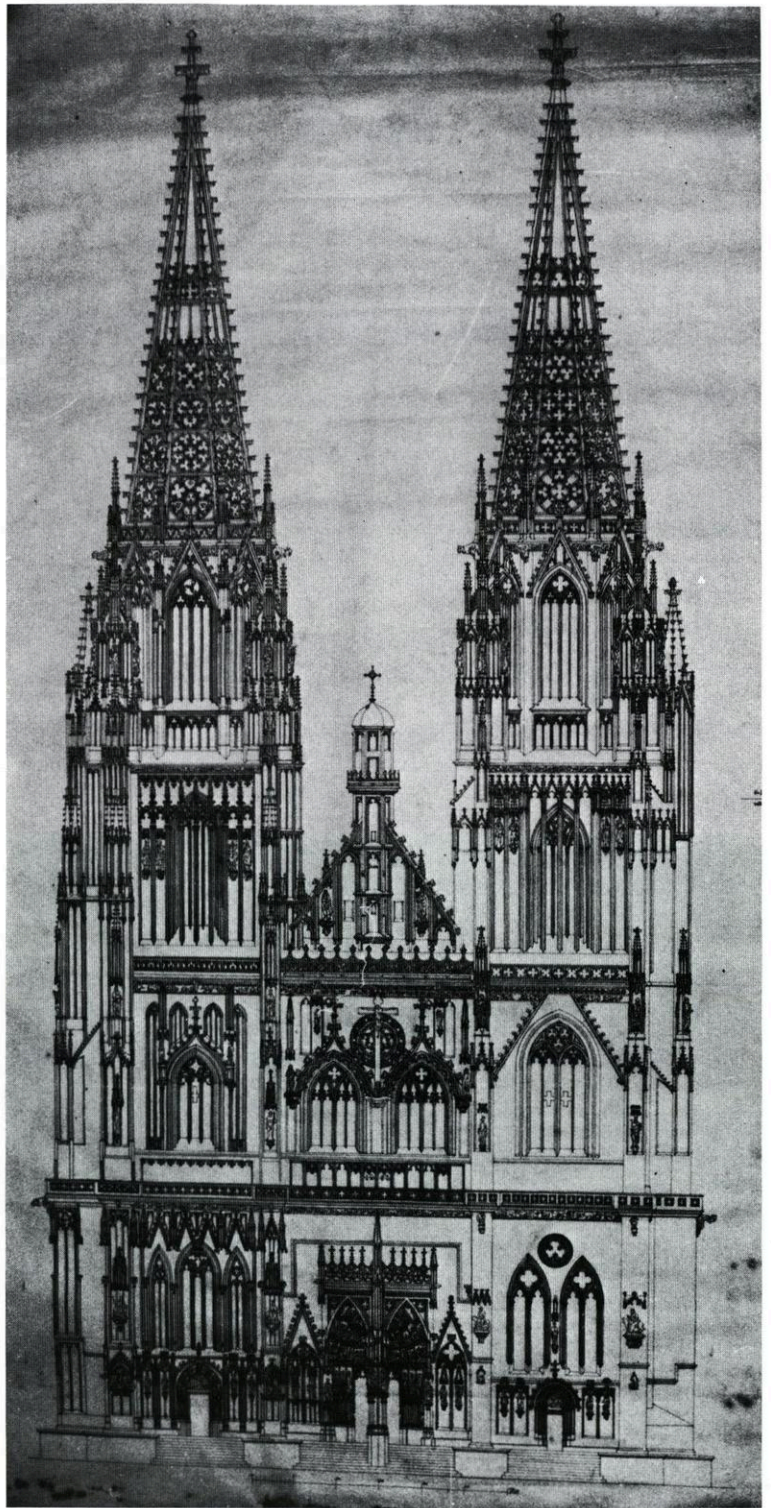
24. Der Kölner Dom in seiner Vollendung. Kupferstich von Gerhardt und Poppel.  
Nach Boisserée, 1842.





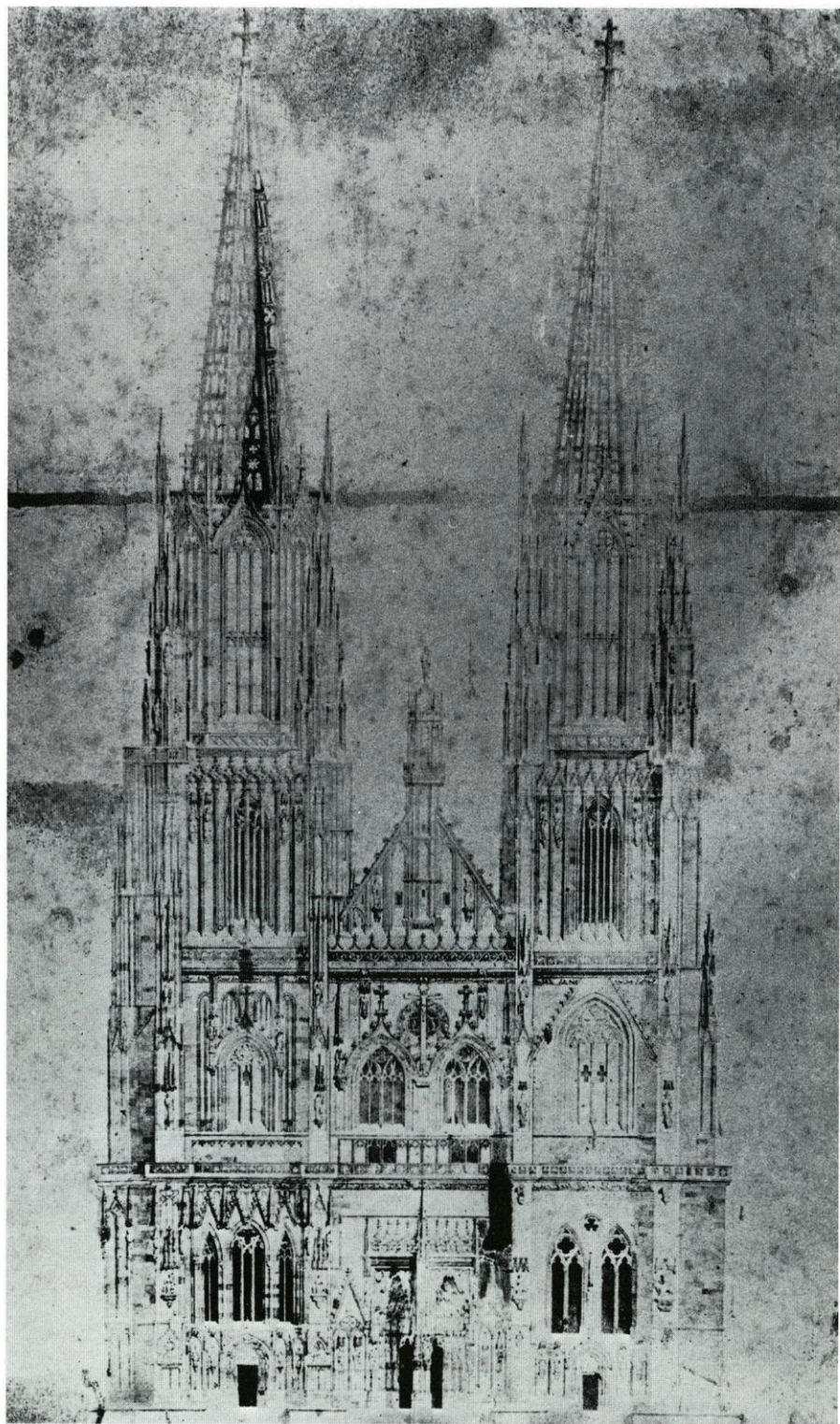
25. Genehmigter Ausbauplan von August Voit, 1859.





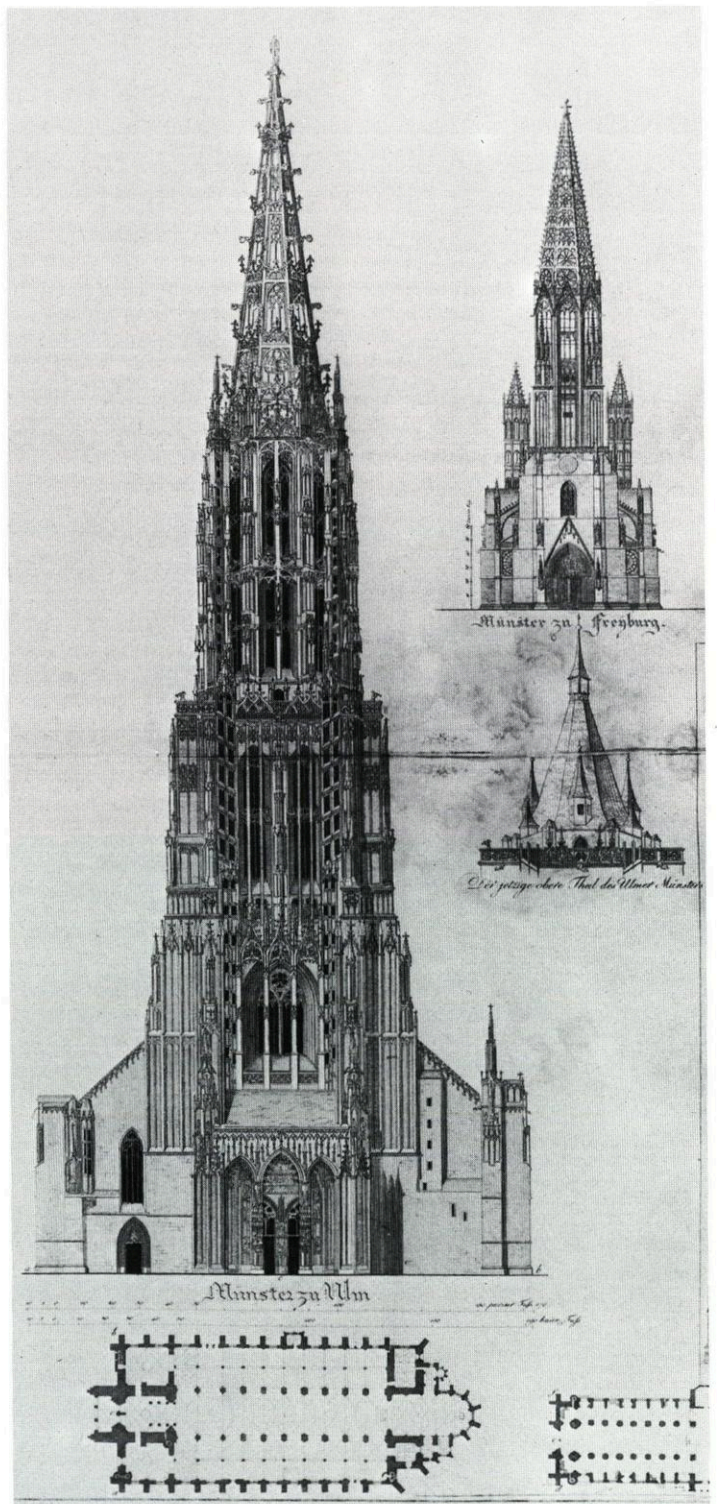
26. Konkurrenzentwurf Denzingers für den Domausbau, 1858.



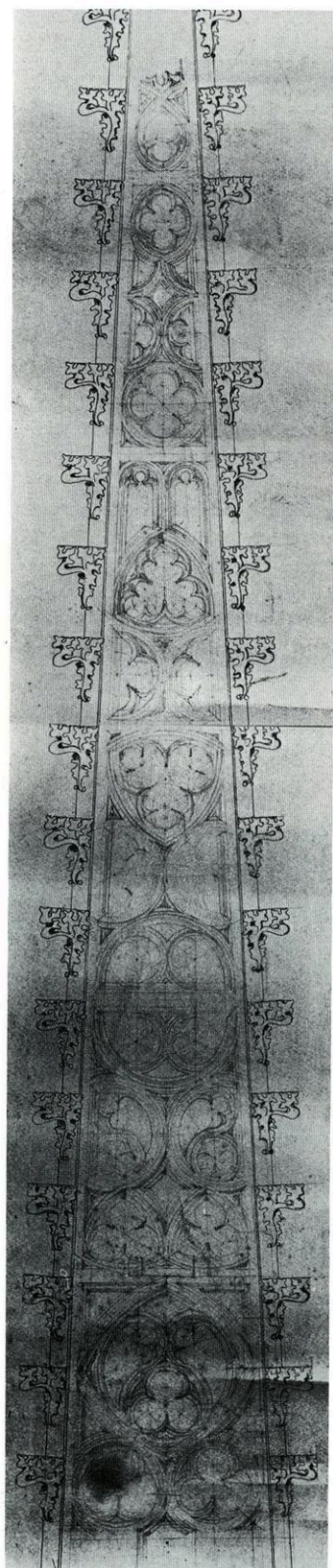


27. Konkurrenzentwurf Michael Maurers für den Domausbau, 1858.  
Historische Photographie.

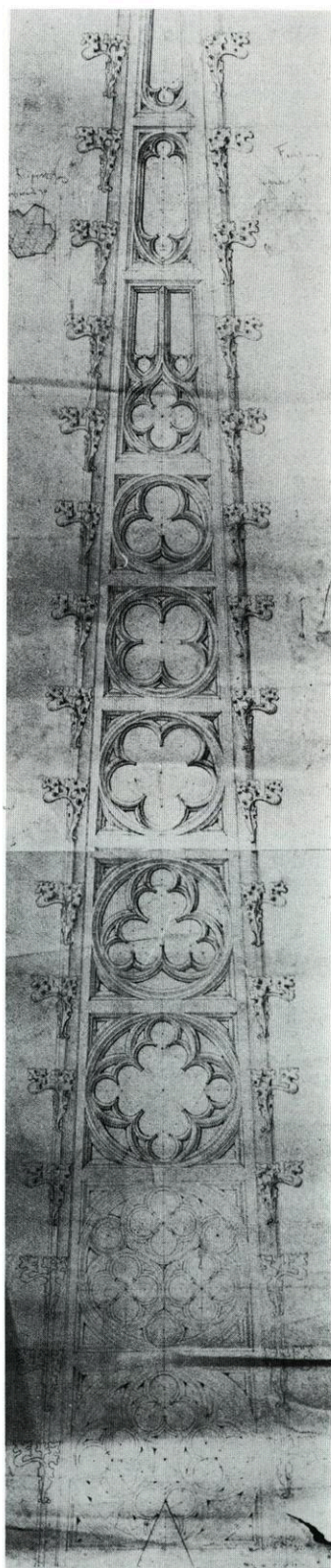




28. Das Ulmer Münster nach dem mittelalterlichen Plan Matthäus Böblingers. Kupferstich in „Wiebeking's Bürgerlicher Bau-Kunde“, Bd. I, (1821), Taf. II.



29. Entwurf für eine Helmbahn  
von F. J. Denzinger, 1863 (?).



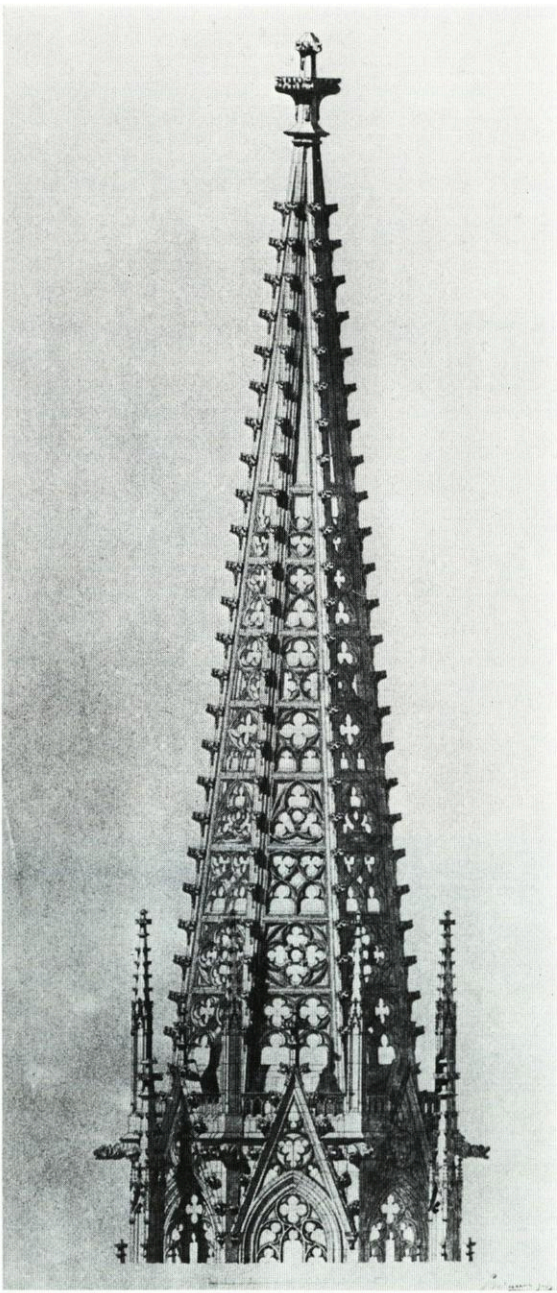
30. Entwurf für eine Helmbahn  
von F. J. Denzinger, 1863 (?).



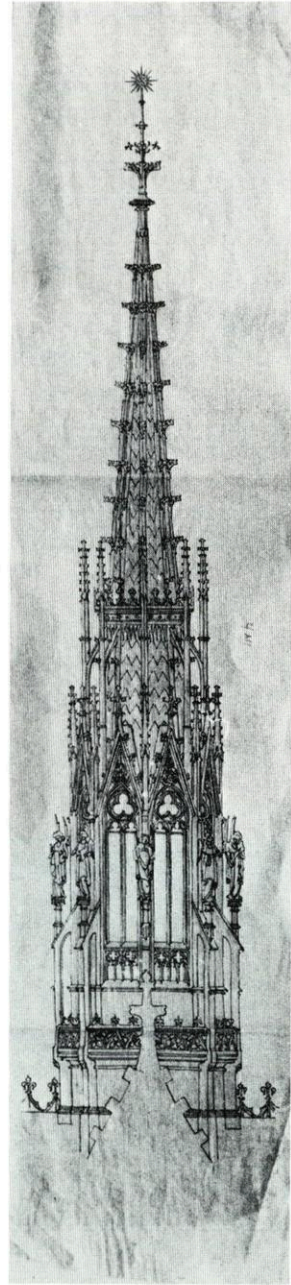


31. Die Türme der Votivkirche.





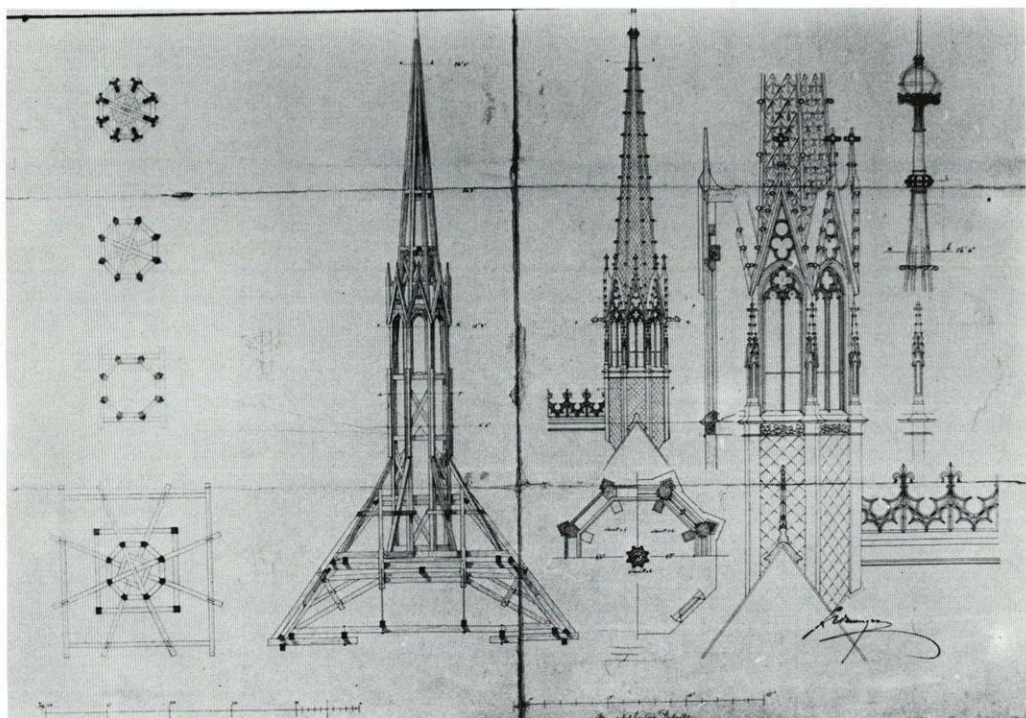
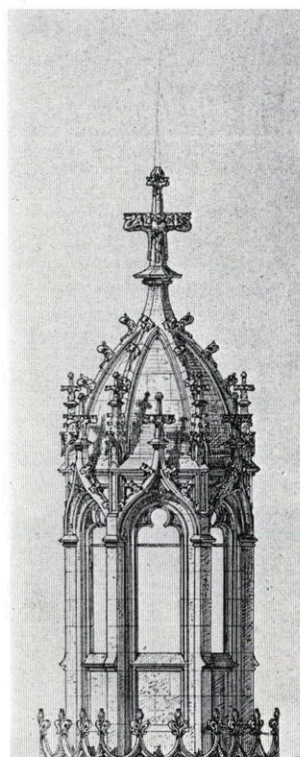
32. Entwurf für die Turmhelme, 1867 (?). Mit Ausnahme von zwei Feldern in der später endgültigen Form. Photographie nach Entwurf Denzingers.



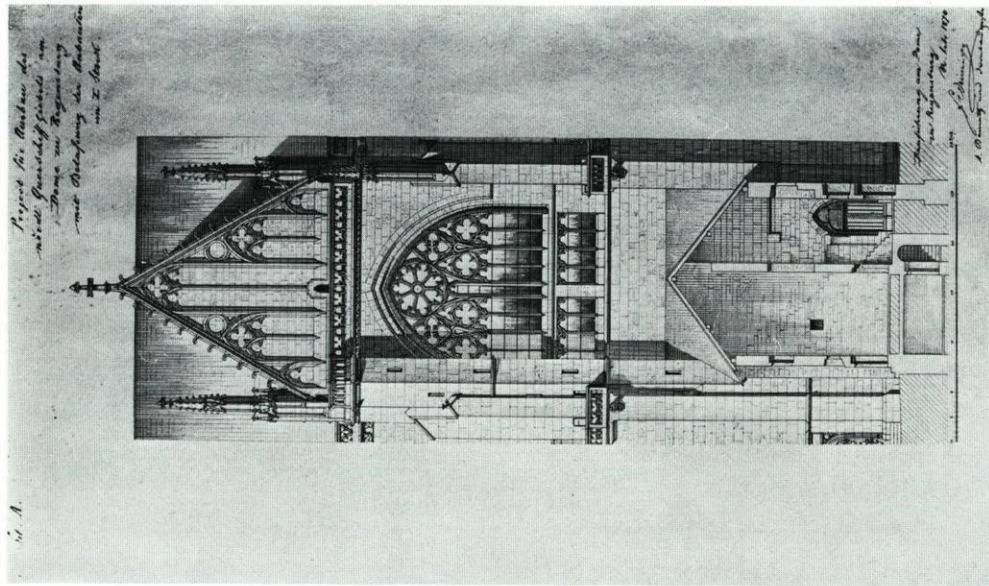
33. Entwurf für den Dachreiter nach Amienser Vorbild von F. J. Denzinger, 1869.



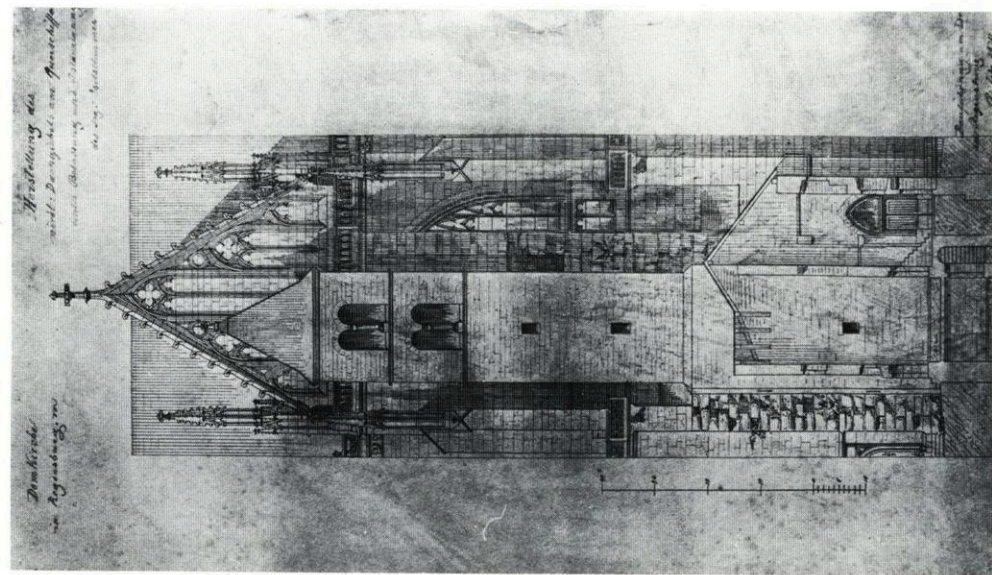
34. Entwurf für eine Umgestaltung des Eicheltürmchens von  
F. J. Denzinger (nicht ausgeführt), 1869.



35. Entwurf für den Dachreiter. Endgültige Fassung von F. J. Denzinger, 1870.



36. Projekt für die Gestaltung des Nordquerschiffgiebels nach Abbruch des Eselsturms v. F. J. Denzinger (Lit. A), 1870



37. Projekt für die Gestaltung des Nordquerschiffgiebels unter Belassung des Eselsturms von F. J. Denzinger (Lit. D), 1870











Band 7 (1973):

- Bischof Rudolf Graber, Predigten und Ansprachen zum Wolfgangsjubiläum 1972
- Georg Schwaiger, Der Heilige in der Welt des frühen Mittelalters
- Joseph Staber, Religionsgeschichtliche Bemerkungen zum Ursprung der Marienwallfahrten im Bistum Regensburg
- Karl Hausberger, Gottfried Langwerth von Simmern (1669—1741), Bistumsadministrator und Weihbischof zu Regensburg

Band 8 (1974):

- Georg Schwaiger, Bayern und das Papsttum
- Klaus Gamber, Liturgiebücher der Regensburger Kirche aus der Zeit der Agilolfinger und Karolinger
- Klaus Gamber, Die Meßfeier im Herzogtum der Agilolfinger im 6. und 7. Jahrhundert
- Achim Hubel, Der Erminoldmeister und die deutsche Skulptur des 13. Jahrhunderts

Band 9 (1975):

- Otmar Rieß, Die Abtei Weltenburg zwischen Dreißigjährigem Krieg und Säkularisation (1626—1803)

Band 10 (1976):

- Der Regensburger Dom. Beiträge zu seiner Geschichte.

Band 11 (1977):

- Klaus Gamber, Der Zeno-Kult in Regensburg
- Klaus Gamber, Das Superhumorale der Regensburger Bischöfe
- Johannes Hofmann, Die Anfänge der Pfarrei Rudelzhausen
- Georg Schwaiger, Das Kloster Weltenburg
- Georg Schwaiger, Kirche und Kultur im alten Bayern
- Wilhelm Gegenfurtner, Jesuiten in der Oberpfalz 1621—1650

Band 12 (1978):

- Klöster und Orden im Bistum Regensburg. Beiträge zu ihrer Geschichte.

Band 13 (1979):

- Georg Schwaiger, Pietas. Zur Geschichte der Frömmigkeit in der Bischofsstadt Regensburg
- Klaus Gamber, Der „Grabstein“ der Sarmannina. Gab es Märtyrer im römischen Reginum?
- Alois Döring, St. Salvator in Bettbrunn
- Max Hopfner, Synodale Vorgänge im Bistum Regensburg und in der Kirchenprovinz Salzburg, unter besonderer Berücksichtigung der Reformationszeit
- Otho Merl, 300 Jahre Wallfahrt zu Unserer Lieben Frau vom Kreuzberg Schwandorf 1679—1979